f. Un. 524 b

Schöppner

Digitized by Google

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Charakterbilder

der

allgemeinen Geſchichte.

Nach den Meiſterwerken der Geſchichtſchreibung
alter und neuer Zeit.

Den Studirenden höherer Lehranſtalten, ſowie den Gebildeten
aller Stände gewidmet.

Von

Dr. A. Schöppner.

Zweiter Theil:

Das Mittelalter.

Schaffhauſen.
Verlag der Friedr. Hurter'ſchen Buchhandlung.
1858.

Charakterbilder

der

Geſchichte des Mittelalters.

Nach den Meiſterwerken der Geſchichtſchreibung
alter und neuer Zeit.

Den Studirenden höherer Lehranſtalten, ſowie den Gebildeten
aller Stände gewidmet.

Von

Dr. A. Schöppner.

Schaffhauſen.
Verlag der Friedr. Hurter'ſchen Buchhandlung.
1858.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Das Erscheinen dieses Geschichtsbuches rechtfertigt sich aus methodischen und praktischen Gesichtspunkten, wonach auch die Lösung der gestellten Aufgabe zu beurtheilen sein wird.

1. Unsere schulmäßige Geschichtsliteratur zerfällt in Lehr- und Lesebücher; jene übersichtlich, kurz zusammenfassend, unmittelbar für den Unterricht bestimmt; diese durch Einzelschilderung, namentlich Biographie, veranschaulichend, mehr der häuslichen Lectüre und Selbstbildung gewidmet. Die Zweckmäßigkeit letzterer ist bereits von Andern zur Genüge dargethan. Um nur Eines hervorzuheben: man spricht soviel vom Einflusse des Geschichtsunterrichts auf Charakterbildung, aber wie soll denn diese erzielt werden, wenn man immer nur Thatsachen und Uebersichten, nicht auch Charaktere in ihrer concreten Entwicklung vorführt? Soll die Geschichte wirklich eine „Schule des Lebens" sein — als welche sie selbst in den trockensten Compendien gepriesen wird — so muß dem compendiarischen Unterricht die möglichst reiche Anschauung historischen Lebens durch Einzelschilderung von Charakteren und Culturzuständen zur Seite gehen. Diesem Zwecke wäre nun freilich durch Bücher, wie Becker's Weltgeschichte, am Besten gedient, allein die große Mehr-

zahl der Lernenden kann auf Werke von solchem Umfang und Preise nicht verwiesen werden. Hier sind Bücher erforderlich, welche sich bei mäßigem Umfange auf eine Auswahl historischer Charakterbilder beschränken.

2. Diesem wirklich bestehenden Bedürfniß haben denn auch bereits mehrere Schulmänner abzuhelfen gesucht. Ihren Versuchen einen neuen hinzuzufügen, konnten nur ganz bestimmte Gründe veranlassen. Erstlich sind fragliche Lesebücher beinahe sämmtlich von protestantischen Schulmännern, und zwar auf entschieden protestantischem Standpunkte verfaßt. Daß selbe dennoch in den Händen vieler katholischen Studirenden getroffen werden, erklärt sich eines Theils aus der großen Toleranz katholischer Jugendberather, andern Theils aus dem Mangel entsprechender Lesebücher [1]).

3. Die bereits vorhandenen Werke dieser Art sind mehr für niedere Stufen des Unterrichts, für das Bedürfniß der Anfänger bestimmt. Nach dem beliebten, allzu einseitig festgehaltenen Schema des Geschichtsunterrichts: „biographisch, ethnographisch, universalhistorisch," hat man die Biographie ganz auf die unterste Lehrstufe verwiesen. Sowie aber der Geschichtsunterricht überhaupt in unsern Schuleinrichtungen zu weit in's jugendliche Alter vorgeschoben erscheint (S. C. L. Roth's Röm. Geschichte I. Vorw.), so ist auch mit den Biographien für Anfänger wenig gethan, weil die Schüler in jenem Alter für Auffassung großer Charaktere noch gar nicht reif sind. Sie mögen sich an der Jugendgeschichte und dem Familienleben eines großen Mannes

1) Dagegen besitzen wir nunmehr eine Anzahl guter, theilweise vortrefflicher Lehrbücher von katholischen Schulmännern, unter welchen namentlich Höfler, Ruckgaber und Kiesel hervorragen. Leider ist Höfler's Lehrbuch etwas ungleichmäßig bearbeitet, so daß der letzte und beste Theil in vieler Hinsicht mehr ein Buch für Männer als für Schüler an Gymnasien ist; fast noch mehr gilt das von dem Werke Kiesel's, das bei seiner tiefen, geistvollen Auffassung, bei der gewählten, nach den fleißigsten Studien abgewogenen Darstellung, reife und geschichtskundige Leser verlangt.

ergötzen, aber ſein eigentlich welthiſtoriſches Wirken in Staat und Kirche liegt außer ihrem Geſichtskreis. Daher haben Biographien, welche etwas mehr als bloß Jugendgeſchichte und Privatleben enthalten, erſt für gereiftere Schüler auf höhern Stufen des Geſchichtsunterrichts Werth und Bedeutung. Hier läßt ſich dann Etwas für „Charakterbildung," „fruchtbare Erkenntniß," „Begeiſterung für die Wiſſenſchaft" erwarten. Aber gerade für dieſe höheren Stufen fehlt es an geeigneten hiſtoriſchen Leſebüchern. Was der Art vorhanden iſt, wie Jacob's Hellas, Roth's Griech. und Röm. Geſch., Klopp's Geſchichten der deutſchen Kaiſerzeit, beſchränkt ſich auf Darſtellungen einzelner Zeiträume. Unter den Lehrbüchern der Geſchichte hat das von Wernicke bei weitem am meiſten durch lebendige und anſchauliche Schilderung zugleich die Aufgabe eines Leſebuchs erfüllt, allein das Buch gehört zu jenen, die, von proteſtantiſchem Geiſte durchdrungen, zunächſt für ein proteſtantiſches Publikum verfaßt zu ſein ſcheinen.

4. Ein weiteres, ſehr erhebliches Motiv zur Herausgabe dieſes Leſebuchs lag in Betracht der nicht bloß ungerechten, ſondern geradezu unnatürlichen und unhiſtoriſchen Verkürzung der Kirchengeſchichte in der Mehrzahl neuerer Lehr- und Leſebücher. Erſt als man ſich im Leben von der Kirche bereits geſchieden, bemerkt Höfler richtig, ward auch die Geſchichte der Kirche von der allgemeinen Geſchichte getrennt, im Schulunterricht aber gerade nur ſo viel oder ſo wenig beibehalten, um von der welthiſtoriſchen Bedeutung der Kirche die ſchwächſte oder die unwürdigſte Vorſtellung zu geben. Daher die Berge von Vorurtheilen, welche heutzutage zwiſchen den Gebildeten und der Kirche Chriſti aufgethürmt liegen, daher die Unfähigkeit und Ungeſchicktheit ſelbſt höherer Staatsbeamten, kirchliche Verhältniſſe, ſofern ſie auf hiſtoriſchem Boden ruhen, zu würdigen. Wir wollen naheliegenden Betrachtungen nicht weiter Raum geben, wohl aber das Wort eines charaktervollen Geſchichtſchreibers

hier in Erinnerung bringen. „Die Geschichte der Kirche," sagt Heinrich Leo so treffend als wahr, „ist seit Constantin dem Großen durchaus der Kern, die Seele und das eigentlich Lebendige in der Universalgeschichte." In diesem Sinne hat die Weltgeschichte die Geschichte der Kirche zu berücksichtigen; was nur für Theologen Interesse hat, verbleibt natürlich der speciellen Wissenschaft.

Somit dürfte die Herausgabe dieses Buches in mehr als einer Hinsicht gerechtfertigt erscheinen; es erübrigt nur noch ein Wort über die Bearbeitung desselben. Vor Allem sollte Charakteristisches geboten werden, und zwar in reicher Mannigfaltigkeit aus allen Lebensgebieten der Vorzeit. Ein besonderes Augenmerk auf die Culturgeschichte zu wenden, gebot die gesteigerte Beachtung und verdiente Hervorhebung dieses Zweiges der Geschichte in unsern Tagen. Dagegen sind Schilderungen von Schlachten sparsam gegeben, namentlich in neuerer Geschichte, wo Schlachtenbeschreibungen von Dilettanten immerhin mangelhaft, von Kriegskundigen aber für Laien unverständlich bleiben.

So weit es mit den Rücksichten auf unsern Leserkreis vereinbar war, wurden auch Schilderungen aus ursprünglichen Quellenwerken aufgenommen. Die Quellenlectüre des deutschen Mittelalters ist zwar durch die Uebersetzung der **Monumenta Germaniae** für Schule und Volk erleichtert, aber bei dem großen Umfange dieser Sammlung doch keineswegs in gehofftem Maße befördert worden. Es schien daher gar nicht überflüssig, aus jenen zahlreichen Chroniken einige Musterdarstellungen auszuwählen. Bei weitem die Mehrzahl unserer Charakterbilder wurde aber aus Haupt- und Meisterwerken der Geschichtschreibung entlehnt, in der Regel verkürzt, doch wortgetreu, oft aus sachlichen oder methodischen Gründen, bearbeitet. So erhält dieses Lesebuch in gewissem Sinne den Charakter einer historischen Chrestomathie, wodurch zahlreiche Studirende, denen außerdem die Meisterwerke der Geschichtschreibung unbekannt blieben, wenigstens annähernde Bekanntschaft mit ihnen machen und die Anregung

zu weiteren Studien erhalten können. Und ſollte es denn überhaupt nicht gerathener ſein, anſtatt die zahlloſen Neubearbeitungen zu vermehren, der ſtudirenden Jugend einmal die ſchon vorhandenen Bilder von Meiſterhand vorzuführen, vollendete, wahrhaft erhebende und anſprechende Gemälde, ſeien es nun einfache, treuherzige Erzählungen alter Chroniſten, oder kunſtvollere Darſtellungen neuerer Geſchichtſchreiber, ſeien es gelungene Porträts großer Charaktere, oder Genrebilder aus dem Culturleben verblichener Generationen. Hinſichtlich der Auswahl der Schilderungen darf wohl kaum bemerkt werden, daß nicht blindlings zugegriffen, ſondern mit Sorgfalt geprüft und verglichen wurde, um unter verſchiedenen Darſtellungen die beſſere aufzufinden. Natürlich war die Rückſicht auf formelle Vollendung jener auf hiſtoriſche Wahrheit unterzuordnen. Denn wir verſtehen unter einem Geſchichtsbuch vom katholiſchen Standpunkt keineswegs ein ſolches, welches die Wahrheit der Thatſachen zu Gunſten des Katholizismus beeinträchtigte, oder Urtheile auf unerwieſene Thatſachen gründete, — ein Verfahren, wodurch ſich zahlreiche proteſtantiſche Geſchichtsbücher an der öffentlichen Meinung und an der Einigung deutſcher Nation noch täglich verſündigen, — vielmehr iſt die ausdrückliche Bezeichnung „katholiſcher" Geſchichts- und Lehrbücher erſt durch die überhandnehmende Ungebühr proteſtantiſcher Tendenz in Literatur und Schule hervorgerufen worden, und hat zunächſt den Sinn der Abwehr unhiſtoriſcher Entſtellungen, Vermuthungen, Verläumdungen. Hieraus erklärt es ſich auch, warum gerade ſolche Begebenheiten, welche vorzugsweiſe einſeitig-proteſtantiſcher Auffaſſung unterliegen, beſonderer Aufmerkſamkeit würdig waren. Uebrigens verſteht es ſich von ſelbſt, daß in einem Buche, welches pädagogiſche Zwecke verfolgt, Manches nicht geſagt werden konnte, was in einem Geſchichtswerke für Männer geſagt werden kann und ſoll. Nur Unverſtand mag dieß als Mangel an Wahrheitsliebe deuten. Sollte es jedoch dem Verfaſſer, trotz redlichen Strebens, nicht überall gelungen ſein, das Wahre vom Falſchen zu unterſcheiden, ſo darf er wohl

zu seiner Entschuldigung ein Wort von Fr. Perthes, das aus dem Herzen Vieler gesprochen ward, für sich in Anspruch nehmen: „Sehe ich auf die Verschiedenheit in den Schilderungen unserer Historiker, beachte ich, wie nicht allein das geschichtliche Urtheil, sondern auch der geschichtliche Stoff sich nach der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers verschiebt, und erinnere ich mich dann aus eigner Erfahrung des Verlaufes, welchen die Dinge im Leben wirklich nehmen, so erstaune ich freilich über das, was uns armen Menschenkindern von unsern Gelehrten als Geschichte vorgesetzt und beigebracht wird.“ (Fr. Perthes Leben III, 68).

Inhalt.

I. Zeitalter germanischer Staatenbildung.

		Seite
1.	Die Völkerwanderung	1
2.	Alarich	8
3.	Die Hunnen und ihr König	12
4.	Attila und Leo der Große	16
5.	Severin und die Barbaren	18
6.	Chlodwig, der Franken-König	21
7.	Theodorich der Große	26
8.	Benedikt von Nursia und die Benediktiner	32
9.	Kaiser Justinian	36
10.	Alboin und Rosamunda	41
11.	Die Königin Teudelinda	45
12.	Papst Gregor der Große	48
13.	Die Bekehrung der Angelsachsen	52
14.	Germanische Staatsverfassung	60
15.	Mohammed und der Islam	66
16.	Der Bilderſturm im Orient	70

II. Zeiten der Karolinger.

1.	Die Schlacht bei Poitiers	76
2.	Bonifazius ſtürzt die Donnereiche	78
3.	Das Kloſter Fulda	81
4.	Tod des heil. Bonifazius	86
5.	Die Sachſen und das Chriſtenthum	89
6.	Kaiſerkrönung Karl's des Großen	93
7.	Haruns Geſandtſchaft	95
8.	Politiſche Zuſtände des Reiches Karl's des Großen	98
9.	Karl's des Großen inneres und häusliches Leben	104

Digitized by Google

Seite

10. Papſt Nikolaus I. und die Bulgaren 111
11. Alfred der Große 117
12. Arnulf's Normannenſieg 124

III. Zeiten der ſächſiſchen und fränkiſchen Kaiſer.

1. Heinrich I., der Städtegründer 126
2. König Heinrich's I. Herrlichkeit und Tod 129
3. Otto I. Wahl und Krönung 133
4. Charakterbild Otto's des Großen 135
5. Die Schlacht auf dem Lechfelde 140
6. Slaviſches Heidenthum 147
7. Bekehrung der Ruſſen unter Wladimir 150
8. Adalbert, der Preußen Apoſtel 154
9. Heidenbekehrung in Scandinavien 156
10. König Stephan der Heilige 160
11. Wie Heinrich II. das Bisthum Bamberg gründet 163
12. Konrad's II. Wahl und Krönung 165
13. Hermannus Contractus 169
14. Lanfrank's Bekehrung 171
15. Die Congregation von Cluny 173
16. Papſt Gregor VII. und König Heinrich IV. 184
17. Der Deutſchen Freiheit im Zeitalter der fränkiſchen Kaiſer . . . 203
18. Deutſche Culturzuſtände im 11. Jahrhundert 208

IV. Zeitalter der Kreuzzüge.

1. Veranlaſſungen der Kreuzzüge 215
2. Die Eroberung Jeruſalems 219
3. Gottfried von Bouillon 225
4. Die Ritter des Deutſchordens 230
5. Bernhard von Clairvaux 238
6. Bernhard's Kreuzzugspredigt in Deutſchland 244
7. Abälard und Heloiſe 252
8. Friedrich I. und Alexander III. zu Venedig 256
9. Friedrich I. wider Heinrich den Löwen 262
10. Das Mainzer Reichsfeſt im Mai 1184 267
11. Friedrich's I. Kreuzzug und Tod 270
12. Der lateiniſche Kreuzzug 277
13. Der Kinderkreuzzug 284
14. Betrachtung über die Kreuzzüge 286
15. König Philipp's des Staufen Ermordung 296
16. Die Rieſenſchlacht von Navas de Toloſa 302
17. Arabiſche Bildung unter den Ommeije in Spanien 309

Digitized by Google

Seite

18. Die Magna charta des Königs Johann ohne Land 315
19. Charakterbild Innocenz des Dritten 320
20. Die Kirche und die Staaten im Mittelalter 328
21. Die Trinitarier 333
22. Franziskus der Heilige von Aſſiſi 338
23. Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen 344
24. Ezelin von Romano 351
25. Friedrich II., der Staufer, und ſein Kampf mit den Päpſten . . 357
26. Charakterbild Ludwig's des Heiligen 371
27. Die Raubzüge der Mongolen 378
28. Konradin's Ende 384
29. Welfen und Ghibellinen in Italien 387
30. Armen- und Krankenpflege im 12. und 13. Jahrhundert . . . 395
31. Schulen im 12. und 13. Jahrhundert 401
32. Thomas von Aquino 406

V. Zeiten der Herſtellung und des Verfalls des heil. röm. Reichs.

1. Rudolf's I. Krönung 411
2. Reichstag zu Nürnberg 413
3. Rudolf's Sieg auf dem Marchfelde 416
4. Adolf's von Naſſau Entſetzung und Tod 421
5. Stiftung der Eidgenoſſenſchaft 426
6. König Albrecht's Ermordung 429
7. Die Vernichtung des Templerordens 433
8. Die Gegenkönige Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne . . 440
9. Schlacht der Gegenkönige bei Mühldorf 442
10. Der Kurverein zu Renſe 444
11. Das Elend der Zeiten in Mitte des 14. Jahrhunderts . . . 448
12. Die große Geißlerfahrt von 1349 451
13. Judenverfolgungen im 14. Jahrhundert 454
14. Cola Rienzi 460
15. Karl's IV. Politik und Charakter 464
16. Die goldene Bulle 471
17. Ein Reichshoftag zu Metz 474
18. Die deutſchen Städte im 14. Jahrhundert 476
19. Bertrand du Guesclin 486
20. Vinzenz Ferrer, der Predigerbruder 492
21. Wicleff und Johann Huß 495
22. Die Jungfrau von Orleans 503
23. Karl der Kühne von Burgund 510
24. Die Eroberung Conſtantinopels durch Mahomed II. 519
25. Girolamo Savonarola 527
26. Chriſtoph Columbus 535
27. Kaiſer Max, der letzte Ritter 549

Digitized by Google

VI. Schilderungen zur Culturgeschichte [1]).

		Seite
1.	Das Ritterwesen	556
2.	Ritterburgen	560
3.	Turniere	562
4.	Geistlich-weltliche Festlichkeiten	564
5.	Die Gesellschaft zum tollen Leben	567
6.	Leben und Sitte in London im 12. Jahrhundert	568
7.	Bauleute und Bauhütten des Mittelalters	573
8.	Der romanische und gothische Baustyl	582
9.	Wie das Münster zu Ulm erbaut worden	586
10.	Die Klöster als Culturstätten im Mittelalter	588
11.	Die Fugger in Augsburg	597
12.	Die Aussätzigen im Mittelalter	602
13.	Der Gottesfriede	606
14.	Gottesurtheile (Ordalien)	608
15.	Die Vehmgerichte	611
16.	Die Inquisition	619
17.	Die Buchdruckerkunst	626
18.	Die Universitäten	627
19.	Bildung des Mittelalters	632
	Anhang	645

1) Schilderungen, die sich streng chronologisch nicht einreihen ließen.

Charakterbilder

der

Geſchichte des Mittelalters.

I. Zeitalter germaniſcher Staatenbildung.

1.
Die Völkerwanderung.

Man denkt ſich die Völkerwanderung gewöhnlich als eine Art von Ueberſchwemmung des Römerreichs durch zahlloſe Barbarenſchwärme, da von der Gränze China's bis nach Spanien plötzlich die wilden Nationen ein allgemeiner Schwindel der Unruhe, eine unwillkürliche Bewegungsluſt ergriffen, und nun ein Drehen, Drängen, Treiben und Stoßen derſelben begonnen habe, wodurch zuerſt die alte Cultur zerſtört, und dann die Barbarei des Mittelalters herbeigeführt worden ſei. Nach der Wahrheit und im Zuſammenhange der Geſchichte ſieht die Völkerwanderung ganz anders aus. Zuerſt ging ſie eigentlich nur zwiſchen den Germanen und den Römern vor; das einzige nicht deutſche, unmittelbar aus Aſien kommende Volk, welches darauf Einfluß gehabt hat, die Hunnen, war ſo wenig zahlreich, ihr Einfluß ſo unbedeutend, daß auch ohne ſie die Entwicklung deſſen, was ſchon ſo lange zur Entwicklung reif war, im Ganzen ebenſo Statt gefunden haben würde. Kaum iſt eine andre große Weltbegebenheit ſo langſam, Jahrhunderte hindurch, vorbereitet worden, ſo allmählig und ſtufenweiſe zu Stande gekommen, als die Völkerwanderung, d. h. *die bewaffnete Anſiedelung der Germanen in den Provinzen des römiſchen Reichs*, und die endliche Beſitzergreifung der vier vornehmſten großen Provinzen im weſtlichen Europa: Italien, Frankreich, Spanien und England. Es hatte dieſe Begebenheit *zwei einfache große Urſachen*. Für die Germanen war es in ihren nördlichen Wohnſitzen bei ſteigender Bevölkerung ein Bedürfniß, Colonieen auszuſenden, um ſich ihrer Ueberzahl zu entledigen. Nach welcher Richtung ſie nun Wohnſitze

ſuchten, im Weſten, Süden oder Südoſten, ſo ſtießen ſie auf das ausgedehnte Reich der Römer; daher die vielen, großen, oft wiederholten Kriege zwiſchen den Germanen und den Römern, die von der Erſcheinung der Teutonen und Cimbern, etwas mehr als hundert Jahre vor Chriſti Geburt, bis auf die Eroberung Roms durch den König der Gothen, Alarich, volle fünfhundert Jahre gedauert haben. Schon jene erſten nordiſchen Fremdlinge, welche Rom in ſo großes Erſtaunen ſetzten, forderten nichts als Wohnſitze. Nicht zerſtörende Eroberung, nicht ein Streifzug zum Beutemachen, ſondern Anſiedelung war ihr Zweck; mit Güte oder, wenn dieſe kein Gehör fand, durch Gewalt. Land um Kriegsdienſt, nach der allgemeinen deutſchen Sitte, das war, was ſie auf friedliche Bedingungen begehrten. Eine Provinz ſollte man ihnen abtreten, dagegen wollten ſie dann treu verbündet das allgemeine Aufgebot ihrer Mannſchaft zum gemeinſchaftlichen Kriegsdienſt ſtellen; als bewaffnete, kriegeriſche, zuerſt aber doch immer friedlich unterhandelnde Anſiedler, kamen auch ſie ſchon, ſo wie alle, die ihnen aus dem Norden gegen die Gränzen des römiſchen Reichs in den fünf Jahrhunderten bis auf Alarich nachfolgten. In der ſpätern Zeit würden die Teutonen und Cimbern ihren Zweck leicht erhalten und mancher Kaiſer ſich glücklich geſchätzt haben, durch Abtretung einer Provinz eine ſo herrliche Verſtärkung für ſein Kriegsheer zu gewinnen. Einige Jahrhunderte vor dem cimbriſchen Kriege, als das ſüdliche und weſtliche Europa noch in lauter kleine Staaten zertheilt war, würde es dieſen Völkern auch leicht geworden ſein, irgendwo mit Güte oder Gewalt Wohnſitze zu finden. Jetzt aber, da ſie auf das mächtige Rom in ſeiner vollſten Kraft und Blüthe trafen, mußte ihre Tapferkeit nach einigen fruchtloſen Siegen der überlegenen Kriegskunſt unterliegen; ſie wurden vernichtet.

Dieſelbe Urſache einer im Vergleich mit dem Ertrag des Landes zu ſtark anwachſenden Bevölkerung im Norden, welche die Teutonen und Cimbern mit den Römern in Kampf brachte, hat auch die Schwaben und Schweizer der allgemeinen Ueberlieferung zu Folge, welcher die Geſchichte in dieſem Falle vollkommen beiſtimmt, in ihre jetzigen Wohnſitze geführt. — Was jene ſteigende Bevölkerung und das daher entſtehende Bedürfniß der Auswanderung im Norden herbeigeführt, das können wir zwar nicht mit Genauigkeit im Einzelnen beantworten, aber doch liegt nichts an ſich Unwahrſcheinliches darin. Wenn das mittlere und ſüdliche Deutſchland damals wegen der großen Waldungen viel rauher war als jetzt, wenn eben deßwegen der Ackerbau in

dieſem Erdſtrich ungleich weniger als jetzt verbreitet, wenn er der Jagd untergeordnet geweſen ſein mag, ſo gilt dieß keineswegs von dem nördlichen, der Küſte näher liegenden Theil von Deutſchland. Es war der Ackerbau in dieſen nördlichſten Wohnſitzen der Deutſchen verbreitet, die Bevölkerung konnte ſtark und verhältnißmäßig zu groß ſein; gegenwärtig bemerken wir etwa nur noch in der Schweiz und in Schwaben, daß bei einem geſunden und fruchtbaren Menſchenſtamme, und bei einem durch die Natur beſchränkten Ertrag des Bodens, die Entledigung von einem Theil der überflüſſigen Bevölkerung ſich in Auswanderungen oder auf andere Weiſe als Bedürfniß ankündigt. In Schweden, Dänemark und dem nördlichen Deutſchland ſcheint dieß jetzt nicht der Fall zu ſein; aber wie ſehr hat ſich auch nicht ſeitdem der Anbau des Landes, die Nahrungs- und Lebensweiſe, mit ihnen auch die Stammesart verändert! — Die zweite große Urſache der Völkerwanderung war die immer zunehmende Erſchlaffung, und die immer ſchlechter werdende Verfaſſung des römiſchen Reichs, die endlich die Länder entvölkerte, und ſchon dadurch der Ankunft und der Beſitzergreifung der bewaffneten nordiſchen Anſiedler entgegen kam, und ſie auf jede Weiſe begünſtigte.

In welchem Zuſtand erſcheint das alte Rom in ſeinen letzten Zeiten! Weibiſche Prachtliebe auf dem Thron, Thronprätendenten, die ſich um die Provinzen ſtreiten, ohne ſie vertheidigen zu können; die öffentlichen Angelegenheiten in den Händen der Sklaven, Fremden und Verſchnittenen; Höflinge, deren einzige Beſchäftigung Ränke ſind; zankende und Spaltungen veranlaſſende Biſchöfe; barbariſche Feldherren an der Spitze barbariſcher Heere; Magiſtrate, die wie bei einem Schiffbruche etliche Trümmer der Macht und des Reichthums zu retten ſuchten; eine unwiſſende, ſittenloſe, der Waffenführung unfähige Plebs, die vom Unglück gebeugt dennoch in ihren Forderungen kein Maß kennt; die in der Aufregung eines oft ungerechten Haſſes diejenigen ſtürzt, welche ſie begeiſtert zuvor auf den Thron erhoben; kurz, eine Plebs, die jener völligen Erſchöpfung verfallen, welche eine Folge der Knechtſchaft und beſtändiger Drangſale iſt.

Schrecklich ſind die Schilderungen, welche römiſche Schriftſteller ſelbſt, heidniſche, wie chriſtliche, von der Entartung der Römer entwerfen. Wir wollen nur einige Stellen hervorheben. Ammianus Marcellinus beſchreibt die Schauluſt und Theaterwuth ſeiner Zeitgenoſſen mit folgenden Worten. „Hören ſie, daß irgend woher Wagenlenker oder Rennpferde kommen, ſo drängen ſie ſich um den Erzähler. Die Plebs verbringt ihr Leben beim Spiele, beim Wein, in Häuſern

der Unzucht und des Schauſpiels. Der große Circus iſt der Mittelpunkt ihrer Hoffnungen, ihr Berathungsort, das Volk verſammelt ſich auf dem Forum, an den Straßenecken, auf den Plätzen; Perſonen von Anſehen erfüllen die Straßen mit dem Rufe, daß der Staat verloren ſei, wenn bei dem bevorſtehenden Wettkampf dieſer oder jener Wagenlenker, ihr Schützling, nicht zuerſt abfahren und den Halbkreis durcheilen werde. Kaum, daß am Tage der Reiterſpiele die Morgenröthe erſcheint, ſo rennt und ſtürzt Alles den in die Schranken einfahrenden Wagen nach; ja Viele läßt ſogar die Furcht vor einer Niederlage ihrer Partei die ganze Nacht hindurch kein Auge ſchließen." Der hl. Auguſtin und Oroſius erzählen, daß die vor dem Alarich nach Karthago entflohenen Römer den ganzen Tag in den Theatern verbrachten; ſie wußten von keinem Mißgeſchick mehr, ſobald ſie den Circus wieder fanden, und es war, als ob das Schwert der Gothen nie auf Rom gelaſtet hätte, ſeitdem deſſen Bürger wieder der circenſiſchen Spiele genießen konnten. Daher das treffende Wort des Salvianus: „Das Volk ſtirbt und lacht."

Das Buch dieſes beredten Schriftſtellers bezeugt von einem Ende zum andern die Verderbniß der Sitten der alten Geſellſchaft, und wie ſehr ſelbſt die Chriſten von der urſprünglichen Reinheit herabgeſunken waren. Decurionen und Senatoren hatten, indem ſie unzählige zur Sklaverei oder an den Bettelſtab gebrachte Familien beerbten, ganze Provinzen an ſich geriſſen, in welchen ſie ſich als Mittelpunkte einer kleinen Welt betrachteten. Die Söhne des Mauren Nabal waren Eigenthümer der afrikaniſchen Nordküſten auf eine Ausdehnung von dreißig Graden; ſechs Bürger beſaßen das ganze proconſulariſche Afrika. Als Macrinus zum Kaiſer erwählt wurde, konnte er mit ſeinen Privateinkünften die Staatsausgaben decken; und wenn Olympiodor wahr berichtet, genoſſen viele nicht vornehme Familien ein Einkommen von 1500 Pfund Gold, was in unſerer Zeit faſt fünf Millionen Franken betragen würde. Nahmen die Gothen einem ſolchen Reichen ſeine Feldgüter in Thracien, ſo blieben ihm unermeßliche Ländereien in Spanien; verbrannten die Burgunder ſeine Ernten in Gallien, ſo wurden ſeine Olivenhaine in Syrien darum nicht ergiebiger. Daher die wunderbare Sorgloſigkeit der am Abgrunde Spielenden, daher die ungeheuren Mißbräuche, denn wie konnte eine Magiſtratsperſon vom Beſitzer ganzer Provinzen Gehorſam verlangen.

Die Verallgemeinerung des römiſchen Bürgerrechts drängte die Reichthümer Italiens in immer wenigere Hände, weil diejenigen, die es erhielten, ihre Stadt oder ihre Felder alsbald ver-

ließen und ſich nach Rom begaben, wo ſie zum Müßiggang gezwungen, Korn, Brod, Fleiſch, Kleider und Geld erhielten, Alles auf Koſten der Provinz. Die Landbauer unterſchieden ſich, obgleich in freie Kolonen und Sklaven getheilt, mehr dem Namen als der Wirklichkeit nach. Jene wie dieſe hatten vor den Thieren, die ihnen bei der Arbeit halfen, wenig voraus. Die abweſenden Herren, Eigenthümer unermeßlicher Beſitzungen, vertrauten dieſelben irgend einem begünſtigten Sklaven oder Freigelaſſenen, der dann über die Kolonen den hochmüthigen und grauſamen Despotismus eines befehlenden Dieners übte. Statt ihnen Vaterlandsliebe einzuflößen, oder ihren Muth zu erziehen, erhielten ihre Herren ſie unbewaffnet und unwiſſend, damit ſie gegen die Tyrannen nicht ihre Arme oder ihre Gedanken erheben möchten. Der Kolone hatte kein geſetzliches Mittel, bei ſeinem Herrn oder über denſelben Beſchwerde zu führen; belaſtet mit einem ſtets wachſenden Zins verſenkte er ſich in Schulden, und wenn die Unterdrückung ihren Gipfel erreicht hatte, floh er von Haus und Hof, Feld und Familie, um im Dienſt eines Andern dieſelbe Bahn auf's Neue zu beginnen, wenn nämlich nicht ſein früherer Herr, den Geſetzen gemäß ihn zurückforderte und kurzen Prozeß mit ihm machte.

Sieht man ab von dem Verluſte der Freiheit, ſo war das Loos der ackerbauenden Sklaven in ſo fern ein milderes, als ſie von ihren Herren, die dieſe lebendigen Maſchinen im Gange zu erhalten wünſchten, wenigſtens ernährt wurden.

Es ſind dieß nur wenige Züge eines Gemäldes, das hier vollſtändig vorzuführen ein ganzes Buch erforderte. So ſtand es um die Nation, welcher die Barbaren gegenüberſtanden, eine unermeßliche Menge, muthig, von Kriegsluſt erfüllt, reich an Tugenden, wie an Laſtern der rohen Kraft. Auffallend war der Contraſt zwiſchen den ob ihrer perſönlichen Tapferkeit erwählten Germaniſchen Führern und den im Müßiggang ſchwelgenden Kaiſern; zwiſchen den Verſammlungen unter freiem Himmel und den geheimen Ränken der römiſchen Berathungen; zwiſchen den aus nackten und unerſchrockenen Kriegern beſtehenden Heeren und den vor allen Beſchwerniſſen und Gefahren zurückſchreckenden Söldnertruppen. Die Germanen lebten unter einer kraftvollen Organiſation nach Stämmen; die Römer, welche ihre Vaterlandsliebe eingebüßt, beſaßen keine Quelle der Strebſamkeit mehr, die Regierung der Erſtern war einfach und erforderte in der Anwendung wenig Zeit, während die der Römer den Beamten des Fiscus und den Geſetzkundigen überlaſſen blieb, die gleich Vampyren nur auszuſaugen wußten. Bei den Barbaren entflamm-

ten die Frauen den Schlachtenmuth und trieben zu kriegerischen Heldenthaten, bei den entarteten Römern hielten sie die Männer von den Angelegenheiten des Vaterlandes zurück [1]), verriethen bisweilen sogar das Vaterland, wie die Gattin des Stilicho, die sich an Alarich wandte, Honoria, die sich dem Attila ergeben wollte, Eudoria, die den Genserich herbeirief. „Nicht die Barbaren," sagt mit Recht ein geistvoller Geschichtforscher, „die Römer selbst haben Italien zu Grunde gerichtet." Das römische Reich war in den letzten Jahrhunderten seines Bestehens nur mehr eine nach den strengsten Regeln geleitete Maschine, der alles innere politische Leben fehlte. Kein Band knüpfte den Einzelnen an den Staat, kein gemeinsames Interesse hielt die Provinzen zusammen, es gab keine römische Nation mehr, sondern nur ein durch äußere Gewaltmittel zusammengehaltener Staatskoloß. Die Provinzen, ausgesogen durch unerschwingliche Abgaben, durch den Unterhalt zahlloser Söldnertruppen, verwüstet durch die beständigen Angriffe der Gränzvölker (Celten, Germanen, Slaven, Tartaren, Perser), gedrückt und geplündert durch eine despotische Beamtenschaft, verarmten mehr und mehr, ohne Aussicht auf irgend eine Verbesserung [2]). Dadurch erklärt sich denn auch der geringe Widerstand, den die Germanen bei ihren Einfällen in's römische Reich fanden und wie die volkreichsten Städte von 200,000 und mehr Einwohnern oft beinahe ohne Schwertstreich unbedeutenden Schwärmen jener Völker in die Hand fielen; ja diese letzteren wurden sogar als Retter von einem unerträglichen Joche begrüßt und mit offenen Armen aufgenommen, und in der That war das Loos der meisten römischen Provinzen unter den Germanen weit besser als unter der römischen Herrschaft, denn die Germanen waren keineswegs ein Nomadenvolk, welches von Jagd und Kriegsbeute lebte, wie dieß fälschlich römische Schriftsteller angaben, sondern sie waren ein auf Grund und Boden angesiedeltes, ackerbauendes Volk, dessen Einrichtungen hauptsächlich auf den Grundbesitz basirt waren. Die römischen Provinzen selbst, in welchen die Germanen

---

1) Was die damaligen Römer für Helden gewesen, lehren zu ihrem ewigen Schimpf die noch vorhandenen Gesetze, welche die Strafen für diejenigen bestimmen, die sich aus Furcht vor dem Kriegsdienst die Daumen abschnitten.

2) Das Beamtenthum der Provinzen folgte dem Beispiel der Hauptstadt. „Wo sind die Städte oder auch nur Dörfer," ruft Salvian, „wo nicht so viele Tyrannen als Curialen sind? Wo ist der Ort, wo nicht die Eingeweide der Wittwen und Waisen von den Vornehmen der Städte aufgefressen werden?" (De gubern. Dei l. V. c. 4.)

Digitized by Google

ſich niederließen, liefern den Beweis. Mit ſichtbarer Kraft ſehen wir jedes römiſche Land, ſowie es unter deutſche Herrſchaft kommt, von Neuem aufleben, insbeſonders brach und unbenützt liegende Gegenden dem Ackerbau wiedergegeben, während die Provinzen, die von den Germanen wieder an die Oſtrömer fielen, wie Afrika und Italien, erſt ganz, dann wenigſtens größern Theils ſogleich wieder in einen Zuſtand namenloſer Schwäche und allgemeinen Elends verſanken. „Nach dem Kriege der Gothen und der Griechen," ſagt ein Geſchichtſchreiber ſehr bezeichnend, „traf Italien das härteſte Schickſal: eine Provinz des byzantiniſchen Reiches zu werden." Und ferner, „ſo roh die Lombarden, ſo war doch der Zuſtand des griechiſchen Italiens, der zuſehends ärmer und entvölkerter ward, ungleich zerrütteter als der des lombardiſchen."

Die Geſchichte des oſtrömiſchen Kaiſerthums iſt überhaupt die beſte Apologie der deutſchen Nationen und der Völkerwanderung. Wie kann man glauben, daß die Völkerwanderung ein Unglück für die Menſchheit, daß ſie eine Vernichtung der Cultur geweſen ſei, wenn man die Geſchichte von Italien, Spanien, Frankreich, England, oder auch von Deutſchland ſelbſt, vom fünften bis zum fünfzehnten Jahrhundert, wenn man dieſe eigenthümliche Nationalentwicklung, die Fülle von Leben, dieſe Regſamkeit und Thätigkeit, die bald auch im Handel und Gewerbe, in Künſten und Wiſſenſchaften, in den genannten Ländern ſich offenbart hat, mit der traurigen Einförmigkeit der Geſchichte des byzantiniſchen Reichs vergleicht, das wir kraftlos und elend, entartet, ohne wahres Leben, ein ganzes Jahrtauſend lang, ſeinem endlichen Tode entgegen ſchmachten ſehen. Und in einem Stücke war doch der Vortheil in Beziehung auf Geiſtesbildung ganz auf Seiten der byzantiniſchen Griechen in Vergleich mit den Abendländern. So wie die alten Griechen in allen Zweigen der Gelehrſamkeit und Literatur über die Römer eine entſchiedene Ueberlegenheit gehabt hatten, ſo war auch der in der Hauptſtadt des byzantiniſchen Reichs verſammelte, von der Vorzeit ererbte Schatz von Kenntniſſen ungleich größer, als irgend einer im Abendlande gefunden werden mochte. Aber nur in der Hauptſtadt waren jene Kenntniſſe aufgehäuft. Die Provinzen befanden ſich in einem Zuſtande ſchrecklicher Barbarei, und ein todter Schatz blieb es, von dem ſie ſelbſt keinen Gebrauch zu machen wußten. Wie ganz andere herrliche Früchte trug das ungleich geringere Erbtheil der römiſchen Literatur, wie es die Deutſchen in Rom und in den Provinzen vorgefunden und empfangen hatten, bei den abendländiſchen Völkern! Selbſt der todte Schatz der griechiſchen

Kenntniſſe ward erſt dann wieder lebendig wirkend, als er bei der Zerſtörung des griechiſchen Kaiſerthums über den fruchtbaren Boden des freien Abendlandes ausgeſtreut ward. — Daß aber jene eigenthümliche und neue Geiſtesbildung, die ſich einige Jahrhunderte ſpäter bei den abendländiſchen Völkern entwickelte, nicht gleich damals entſtanden ſei, daß wir nicht unmittelbar nach der Völkerwanderung auch ſchon die Blüthen und Früchte der neuen Schöpfung ſehen, das iſt leicht zu erklären. Zu verſchiedenartig waren die urſprünglichen Elemente, aus denen in der Folge die eigenthümliche Geiſtesbildung des neueren Europa hervorgehen ſollte: — die deutſche Poeſie, ſowie die nordiſchen Völker ſie in allen ihren Sagen, Erinnerungen und Gewohnheiten in ihre neuen Wohnſitze mitgebracht hatten, das Chriſtenthum, wie ſie es von den Römern empfingen, und endlich der ganze Reichthum der Geſchichte, der Kenntniſſe und Künſte des heidniſchen Alterthums, — als daß dieſe ſo fremdartigen Beſtandtheile ſich ſogleich hätten lebendig zu einem neuen Ganzen verbinden können.

2.
Alarich.

Der friedliche Zuſtand zwiſchen Weſtgothen und Römern dauerte nur bis zum Tode des großen Theodoſius. Deſſen Söhne theilten das Reich, welches unter ihrem Vater wiederum vereinigt worden war, unter ſich; die Gränze war die Drina, ein rechter Zufluß der Sau, und weiterhin eine Linie zur großen Syrte. Die öſtliche Hälfte hieß das oſtrömiſche, oder auch von der Hauptſtadt, dem ehemaligen Byzanz, das byzantiniſche Kaiſerreich; die weſtliche Hälfte hieß das weſtrömiſche oder auch nach der Sprache, die darin vorzugsweiſe geredet wurde, das lateiniſche Kaiſerreich. Areadius, ein achtzehnjähriger Jüngling, erhielt den Orient, Honorius, ein elfjähriger Knabe, den Occident, beide in Allem ihrem großen Vater ungleich. Kaum hatten ſie ihr Erbe angetreten, als die Weſtgothen zu den Waffen griffen und wiederum ihre Heerfahrten begannen, da ihnen die jährlichen Hülfsgelder vorenthalten wurden. An ihre Spitze trat der Held Alarich, der Klugheit mit Tapferkeit paarte. Alarich, aus dem berühmten Geſchlechte der Balthen, wählte zum Ziele ſeiner Heerfahrt Macedonien und Griechenland. Ohne Widerſtand durchzog er Macedonien und drang durch die Päſſe der Thermopylen nach Hellas. Sein Zug ging nach Athen, welches damals noch große Schätze und großen Ruhm beſaß. Ohne Kampf nahmen die Bürger

ihn auf und überlieferten ihm die Stadt zur Plünderung. Dasselbe Schicksal traf Korinth, Argos und Sparta. Da zog Stilicho, von Herkunft ein Vandale und Oberbefehlshaber der weströmischen Kriegsvölker, auf den flehenden Hülferuf der Griechen herbei, als der Herrscher des Orients seine Länder nicht schützen konnte, und kämpfte mit Alarich; in Arcadien schloß er ihn ein. Alarich's Kriegskenntniß aber und Stilicho's Nachläßigkeit retteten die Gothen aus der großen Gefahr; sie entkamen glücklich nach Epirus. Stilicho, dem Hofe zu Constantinopel tief verhaßt, mußte den Peloponnes räumen, weil er zum oströmischen Reiche gehörte, und Alarich erhielt einen günstigen Frieden, demzufolge er sogar Oberbefehlshaber vom östlichen Illyrien wurde.

Die Westgothen hatten wieder einen Helden, und nach alter Sitte hoben sie ihn auf den Schild und riefen ihn einstimmig zum Könige aus. Seine Krieger versah er mit Waffen aus den Städten Illyriens, und so stand er gewaltig da zwischen Ost- und Weström, und verkaufte bald diesem, bald jenem für schweren Zins seine Dienste. Italien war noch nicht geplündert, es glänzte in der Nähe mit seinen Schätzen und seinem Ruhme. Nach dem Rathschluß Gottes begann das Gericht auch über dieses Land. Aufgefordert von dem oströmischen Kaiser Arcadius, brach Alarich auf, und kam wie ein verheerender Sturm, Alles beugend und brechend, nach Italien. Land und Leute erlagen dem Kriegsschwerte Alarichs. Der schwache Kaiser Honorius floh aus seiner Residenz Mailand und wollte unterhandeln, als Stilicho, der eigentliche Herrscher, sich widersetzte. Schnell hatte dieser die Legionen des Abendlandes zusammengezogen; mit ihnen rückte er gegen Alarich. Der Gothe hatte bei Pollentia (nahe bei Turin die Trümmer) sein Lager aufgeschlagen und feierte mit den Seinigen das Osterfest, als Stilicho herankam und ihn überlisten wollte. Schnell stellten sich die Gothen auf, und es kam zur Schlacht, die lange ohne Ende, zuletzt ohne Entscheidung blieb; Alarich zog sich zurück. Stilicho erkaufte durch ein hohes Jahrgeld und die Abtretung des westlichen Illyriens seinen Rückzug. Von dieser Zeit wurde Ravenna, eine unzugängliche Festung am adriatischen Meere, fast uneinnehmbar durch die Werke der Natur, wie durch die der Menschen, die Residenz des Kaisers, nachdem er in Mailand so großer Gefahr ausgesetzt gewesen.

Stilicho, der Befreier Italiens und der Retter des Kaisers, fiel in Ungnade und wurde von seinen Feinden verdächtigt, daß er nach der Herrschaft des Reiches strebe. Sie setzten ihre Pläne bei dem

Kaiser durch und wußten ihm den Glauben beizubringen, daß Stilicho mit Alarich im Einverständniß stehe; besonders hoben sie hervor, daß er den Tribut für diesen fordere, eine Schmach für den Kaiser. Das Ende dieser Ränke war der Tod Stilicho's. Um das Maß der Thorheit voll zu machen, wurden die Weiber und Kinder von 30,000 deutschen Kriegern, die im Dienste des Kaisers standen, erschlagen. Schmerzerfüllt und zornentbrannt wandten die Dreißigtausend ihre Blicke nach dem Lande, in welchem Alarich wohnte. Dieser forderte den vertragsmäßigen Zins, und als er ihm verweigert wurde, brach er auf und zog gen Italien. Die Dreißigtausend stießen gleich zu ihm, und mit ihnen vereint durchzog er das Land. Dem Kaiser sandte er Boten mit der Meldung: „Das Volk der Westgothen ist angekommen mit Weib und Kind, mit Hab und Gut, und fordert Land zur Niederlassung." Honorius wies ihm Gallien und Spanien an; diese Länder wurden damals von andern deutschen Stämmen verheert. Als Alarich auf dem Wege dahin von dem römischen Befehlshaber überfallen wurde, kehrte er um und wendete sich gen Rom. „Eine unwiderstehliche Gewalt," sprach er, „zwingt mich, Rom, das Haupt der Welt, einzunehmen und zu plündern." Seit sechshundert und neunzehn Jahren, seit den Tagen des großen Hannibal, hatten Rom's Einwohner keinen Feind vor ihren Mauern gesehen. Alarich schloß die Stadt ein. Da entstand eine Hungersnoth, die so groß wurde, daß Unglückliche durch todte Leiber ihr Leben fristeten und, wie einst in Jerusalem, Mütter ihre Kinder verzehrten. Da die Todten nicht alle bestattet werden konnten, so kam bald zu der Hungersnoth die grausige Pest; überall in Rom war Wehklagen und Jammer, Noth und Elend. Nach einer Berathung im Senate wurde beschlossen, eine Gesandtschaft an Alarich zu senden, indem man von seiner Mäßigung die Befreiung vom völligen Untergang hoffte. Angekommen in Alarich's Lager, erklärten die römischen Gesandten in übermüthiger Rede: „Unzählig ist das römische Volk und bereit, seine Freiheit zu vertheidigen." Da erwiederte Alarich unter Hohnlachen: „Gut, je dichter das Gras, desto leichter das Mähen!" Nach kurzer Unterhandlung stellte Alarich seine Forderung: Alles Gold, alles Silber, alle kostbaren Geräthe in der ganzen Stadt, alle Sklaven von deutscher Herkunft. Als das die Gesandten hörten, sprachen sie: „Was willst du uns denn lassen?" — „Euer Leben!" antwortete der König. Endlich stellte er sich zufrieden mit 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber und vielen Kostbarkeiten. Die Römer brachten mit Mühe das Lösegeld zusammen; sie mußten Bildsäulen schmelzen,

darunter auch die der Tapferkeit. Darauf zog er nach Etrurien in die Winterquartiere, und vereinigte ſich in dieſem Lande mit dem Schwager Ataulf, der ihm zahlreiche Verſtärkungen zuführte, ſo daß ſeine Heeresmacht nun 150,000 Mann zählte. Alarich ſtellte an den Hof zu Ravenna noch andere Forderungen: Jahrgelder, Getreide und Land für ſein Volk, für ſich die Oberbefehlshaberſtelle über alle römiſchen Krieger. Hartnäckig aber verweigerte Honorius die Annahme des Friedens und fügte ſogar noch Kränkungen hinzu. Da erſchien Alarich im folgenden Jahre wiederum vor Rom. Die gebieteriſche Forderung des Gothenkönigs an die Stadt, ſich zu ergeben, widrigenfalls er Alles nach der Einnahme vernichten würde, beſtimmte die Römer zur Unterwerfung und zur Annahme eines neuen Kaiſers in der Perſon des Stadtpräfecten Attalus. Der neue Kaiſer ernannte Alarich gleich zum Oberbefehlshaber aller Kriegsvölker des weſtrömiſchen Reiches. Nachdem Attalus unter dem Schutze der gothiſchen Waffen feierlich in Rom eingeführt worden war, zog er mit Alarich vor Ravenna. Honorius erklärte ſich bereit, mit Attalus das Reich zu theilen, die fernern Unternehmungen des Letztern aber und ſeine Unfähigkeit machten ihn dem Alarich ſo verhaßt und verächtlich, daß dieſer ihn abſetzte und die Zeichen der Herrſchaft an Honorius ſandte, als Zeichen des Friedens und der Freundſchaft. Aber auch jetzt war Honorius nicht zum Frieden zu bewegen.

Alarich belagerte Rom zum drittenmale. Um Mitternacht wurde die Stadt, nachdem die Thore durch Sklaven geöffnet waren, erſtürmt und geplündert; ſo wollte es Alarich. Strenge Befehle aber hatte er erlaſſen, das Leben wehrloſer Einwohner und die Kirchen zu ſchonen; die Befehle des Königs wurden beobachtet. So wird erzählt, daß ein Gothe in die Wohnung einer chriſtlichen Frau getreten ſei, und alles Gold und Silber von ihr gefordert habe. Die Frau holte es und gab es dem Krieger mit den Worten: „Dem heiligen Petrus ſind die Gefäße geweiht.“ Da meldete der Krieger ſeinem König den gefundenen Schatz, und alsbald bewegte ſich ein großer Zug von Gothen durch die Straßen und brachte in feierlicher Prozeſſion die Gefäße in die Kirche des Apoſtels; zahlreiche Römer, gerührt durch den frommen Sinn ihrer Feinde, ſchloſſen ſich an.

Hingegeben Lüſten und kindiſchen Vergnügungen ſaß der Kaiſer Honorius in Ravenna, unbekümmert um das Leben ſeiner Unterthanen, unbekümmert um die Verwüſtung Italiens! „Rom iſt dahin!“ meldete ihm ein Diener. Da fuhr der Kaiſer aus ſeinem dumpfen Brüten empor und erſchrack bei der Kunde; er glaubte, es

sei sein Lieblingshuhu, welches Roma hieß. Als er vernahm, daß der Diener die prachtvolle Weltstadt Rom meine, ward er wieder ruhig und fragte nicht weiter.

So wurde die Stadt Rom 1163 Jahre nach ihrer Gründung, 698 Jahre nach der Einnahme durch die Gallier, von Alarich genommen und geplündert. Am sechsten Tage verließ der Gothenkönig Rom und zog nach Unteritalien. Nach der Eroberung desselben sandte er seine Blicke nach dem schönen Eilande Sicilien, um auch dieses zu erobern und von da seinen Zug nach Afrika zu richten. Schon waren in Calabrien die ersten Gothen übergesetzt, als in Cosenza der Tod den König Alarich in der Blüthe des Lebens, in seinem fünfunddreißigsten Jahre ereilte und alle seine Pläne vernichtete. Da war Wehklagen und Jammern unter den Gothen. Schmerzerfüllt leiteten sie den Fluß Busento in ein neues Bette, gruben ein Grab und bestatteten den Leib des hingeschiedenen Helden in voller Rüstung, sammt seinem Streitrosse und vielen Schätzen; darauf leiteten sie den Fluß in sein altes Bette, daß er dahin rauschte über das Grab ihres Königs, und tödteten die Sklaven, so das Grab gegraben, damit kein Sterblicher die Stätte erführe, wo der todte König ruhte.

3.
Die Hunnen und ihr König.

Wir lassen hier einen Zeugen des ersten Erscheinens der Hunnen an den Ufern der Donau sprechen, den Geschichtschreiber Ammianus Marcellinus, einen genauen und wißbegierigen Krieger, der unter seinem Zelte schrieb und zuweilen mit einem seltenen Glück das Schauspiel, das sich vor seinen Augen entrollte, wiedergegeben hat. Wir bemerken jedoch, daß das Bild, welches er von den Hunnen entwirft, sich namentlich auf den westlichen Zweig, d. h. auf die finnischen oder finn-mongolischen Tribus, bezieht.

„Die Hunnen" — so schreibt er — „übertreffen Alles, was man sich nur als noch so barbarisch und wild vorstellen kann. Mit eisernen Werkzeugen durchfurchen sie die Backen ihrer neugebornen Kinder, damit die Barthaare durch die Narben unterdrückt werden; auch haben sie bis zum Greisenalter ein glattes, nacktes Kinn wie Verschnittene. Ihr untersetzter Körper mit außerordentlich starken Gliedern und einem unverhältnißmäßig großem Kopfe gibt ihnen ein monströses Ansehen; man könnte sie Thiere auf zwei Beinen, oder

Abbilder jener ſchlecht zugehauenen Holzfiguren nennen, mit denen man die Brückengeländer ſchmückt. Ueberhaupt ſind ſie Weſen, die mit einer menſchlichen Geſtalt verſehen im Zuſtande der Viehheit leben. Zur Zubereitung ihrer Speiſen kennen ſie weder Gewürz noch Feuer; Wurzeln von wilden Pflanzen und rohes Fleiſch, das ſie zwiſchen ihren Sätteln und dem Rücken ihrer Pferde mürbe machen, bilden ihre Nahrung. Sie wiſſen nichts von Behandlung des Pflugs; auch bewohnen ſie weder Häuſer noch Hütten, denn jede Mauereinſchließung erſcheint ihnen wie ein Grabmal, weßhalb ſie ſich auch unter einem Dache nicht in Sicherheit glauben. Fortwährend durch Berge und Thäler ſchweifend, verändern ſie unaufhörlich ihre Wohnſitze, oder vielmehr ſie haben deren keine und ſind deßhalb von Jugend auf an alle Uebel, Froſt, Hunger und Durſt gewöhnt. Ihre Heerden folgen ihnen auf ihren Wanderungen und ziehen die Karren, in denen ihre Familie eingeſchloſſen iſt. Hier ſpinnen und nähen die Frauen die Kleider der Männer; hier empfangen ſie die Zärtlichkeit ihrer Gatten; hier bringen ſie ihre Kinder zur Welt und erziehen ſie bis zur Mannbarkeit. Fragt dieſe Leute, woher ſie kommen, wo ſie empfangen oder geboren ſind, ſie werden es Euch nicht ſagen können, ſie wiſſen's nicht. Ihre Kleidung beſteht in einem einzigen leinenen Unterkleid und in einem Mantel von wilden, aneinander genähten Rattenfellen. Das Unterkleid iſt von dunkler Farbe und verfault auf ihrem Leibe; ſie wechſeln es nicht, wenn es nicht von ihnen abfällt. Ein glatter Helm und Bockfelle, die um ihre haarigen Beine gerollt ſind, vervollſtändigen ihren Anzug. Ihre Fußbekleidung, die ohne Form und Maß zugeſchnitten iſt, hindert ſie ſo, daß ſie nicht marſchiren können, weßhalb ſie auch durchaus unfähig ſind, als Fußgänger zu kämpfen, während man ſagen könnte, daß ſie auf ihren kleinen häßlichen, aber unermüdlich blitzſchnellen Pferden wie angenagelt ſitzen. Zu Pferde bringen ſie ihr Leben zu, bald rittlings, bald ſeitwärts ſitzend wie die Frauen; hier halten ſie ihre Verſammlungen ab, kaufen ein und verkaufen, eſſen und trinken und ſchlafen ſelbſt auf den Hals ihrer Pferde hingebeugt. In die Schlachten ſtürzen ſie ſich, auf den Antrieb ihrer verſchiedenen Häuptlinge, ohne Ordnung und Plan, und werfen ſich unter Ausſtoßung eines fürchterlichen Geſchrei's auf den Feind. Finden ſie Widerſtand, ſo zerſtreuen ſie ſich, um jedoch mit dem nämlichen Ungeſtüm zurückzukehren, wobei ſie Alles, was ihnen auf ihrem Wege begegnet, über den Haufen werfen und niederreiten. Indeſſen wiſſen ſie weder einen feſten Platz zu erſtürmen, noch ein verſchanztes Lager

einzunehmen. Nichts gleicht der Gewandtheit, mit welcher sie in außerordentlichen Entfernungen ihre mit spitzen Knochen versehenen Pfeile abschießen, die eben so hart und mörderisch wie eiserne sind. Im Handgemenge kämpfen sie mit einem Schwert, das sie in der Hand halten, und mit einem Strang, den sie in der andern führen und womit sie ihren Feind, während er ihre Hiebe zu pariren sucht, umwickeln. Die Hunnen sind unbeständig, treulos, unstät wie der Wind, ganz von der Wuth des Augenblicks fortgerissen. Eben so wenig wie die Thiere wissen sie, was ehrbar oder unanständig ist. Ihre Sprache ist undeutlich, verworren und voll bildlicher Ausdrücke. Was ihre Religion anbelangt, so haben sie keine oder üben wenigstens keinen Cultus aus; ihre vorherrschende Leidenschaft ist Gold. ..."

Dieser Mangel an öffentlichem Cultus, wovon Ammianus Marcellinus spricht, hinderte die Hunnen nicht, sich allem Aberglauben der Zauberei und Wahrsagerei hinzugeben. Also war das Volk beschaffen, welches sich über Europa ergießend die damalige Welt in Schrecken und Verwirrung setzte. Und wie das Volk, so war sein König, die Gottesgeißel Attila.

Die Geschichte hat uns ein Bild von Attila hinterlassen, nach welchem man sich diesen großen Barbaren vorstellen kann. Untersetzt von Gestalt, breit in der Brust, hatte er einen starken Kopf, kleine, tiefliegende Augen, einen spärlichen Bart, eingedrückte Nase und schwärzliche Hautfarbe. Sein von Natur rückwärts geworfener Hals und seine immer unruhig oder neugierig umherspähenden Blicke gaben seiner Haltung etwas Stolzes und Gebieterisches. „Das war" — sagt Jornandes — „ein Mann, dazu geboren, die Völker in Schrecken zu setzen und die Erde zu erschüttern." Wurde er durch irgend etwas in Zorn versetzt, so zog sich sein Gesicht zusammen und seine Augen sprühten Flammen; die Entschlossensten wagten nicht, den Ausbrüchen seines Zornes die Stirn zu bieten. Seine Worte, ja selbst seine Thaten trugen das Gepräge einer gewissen auf den Effect berechneten Emphase: er drohte nur in furchtbaren Ausdrücken; wenn er zerstörte, so geschah es mehr, um zu vernichten, als um zu rauben; wenn er tödtete, so geschah es, um Tausende von Leichnamen unbeerdigt, Angesichts der Lebenden, zurückzulassen. Andrerseits zeigte er sich mild gegen die, welche sich zu unterwerfen verstanden, den Bitten zugänglich, großmüthig gegen seine Diener und seinen Unterthanen gegenüber als unbestechlicher Richter. Seine Kleidung war einfach, aber von großer Sauberkeit, seine Nahrung bestand in Fleisch ohne Gewürz, das man ihm in hölzernen Schüsseln

auftrug; kurz seine prunklose Haltung, seine mäßige Lebensweise stachen gewaltig gegen den Luxus ab, den er um sich herum zu entfalten liebte. Neben dem Jähzorn eines Kalmücken besaß er auch deren thierische Leidenschaften: er betrank sich und buhlte mit Frauen. Obschon er nach dem Ausdrucke des Jornandes, bereits „unzählige Frauen" hatte, so nahm er doch täglich neue, und „seine Kinder bildeten fast ein Volk." Er bekannte sich zu keinem religiösen Glauben und übte keinen Cultus; nur befrug er Zauberer, welche immer bei ihm waren (wie die Schamanen bei den mongolischen Kaisern), bei wichtigen Umständen um die Zukunft.

Dieser Mann, dessen Leben in Schlachten verrann, ging selten den Seinigen mit tapferem Beispiele voran; aber sein Kopf lenkte die Schlachten. In allen seinen Leidenschaften Asiate, stellte er den Krieg selbst hinter die Politik; denn den Berechnungen der Schlauheit und Hinterlist gab er den Vorrang, und schätzte sie höher, als die Gewaltthätigkeit. Ausflüchte schaffen, zur rechten Zeit Unterhandlungen anknüpfen, und die Einen mit den Andern verwickeln, wie die Maschen eines Netzes, in welchen sich der Feind endlich verfangen mußte, den Gegner unablässig durch Schreckschüsse in Athem erhalten und namentlich abwarten, das war seine größte Kunst. Der nichtigste Vorwand war ihm häufig am willkommensten, wenn man ihm nicht Genüge leisten konnte; er stand von ihm ab, erfaßte ihn von Neuem, ließ ihn ganze Jahre hindurch schlafen, aber niemals gab er ihn für immer auf. Ein sonderbares Schauspiel gaben die zahllosen Gesandtschaften, mit denen er nachmals den Hof von Byzanz ermüdete und die er den Günstlingen, die er bereichern wollte, übertrug. Da er die Schliche dieses verdorbenen und verführerischen Hofes kannte, der durch Geschenke die Willfährigkeit der barbarischen Unterhändler zu erkaufen glaubte, so schickte er seine Diener dahin, die auf Kosten des Kaiserreichs ihr Glück machten, und mit denen er sich natürlich später berechnete. Er trieb die Unverschämtheit so weit, sie der kaiserlichen Freigebigkeit anzuempfehlen, und eine solche Empfehlung war ein Befehl. Einer seiner Secretäre hatte den Gedanken gefaßt, eine reiche römische Erbin zu heirathen und Theodosius mußte sie ihm vermitteln; um dieser verhaßten Heirath zu entgehen, hatte sich das junge Mädchen entführen lassen; jetzt mußte die römische Regierung eine andere, eben so reiche und ergebenere, an ihrer Statt herbeischaffen. —

4.
Attila und Leo der Große.

Attila aus Gallien verjagt, zog nach Italien. Schrecken ging vor ihm her. Aquileja, mit Mord und Feuer verheert, Mailand, Verona, Mantua und andere Städte bezeichneten als rauchende Stätten ſeinen Weg. Die Völker vom Feſtland flohen auf Sandbänke des Meeres, um nicht von der „Geißel Gottes“ erreicht zu werden Da ſchickte Gott einen Geſandten, den furchtbaren Hunnen Einhalt zu thun.

Leo, dem die römiſche Kirche den Beinamen des Großen und die griechiſche den des Weiſen gegeben, hatte damals den apoſtoliſchen Stuhl mit einem Glanz von Talent, Frömmigkeit und Charakter inne, welche ſelbſt den Heiden imponirten. Die Gelehrten erhoben ihn, nach einem merkwürdigen Sprachmißbrauch, zum Cicero der katholiſchen Kanzel, zum Homer der Theologie und zum Ariſtoteles des Glaubens; die Weltleute ſchätzten an ihm jene vollkommene Uebereinſtimmung geiſtiger Eigenſchaften, welche ſein Lebensbeſchreiber mit einem ziemlich glücklichen Ausdruck „die Geſundheit des Geiſtes“ nennt, d. h. einen gediegenen, einfachen und allezeit geraden Verſtand und eine ſeltne Schärfe der Anſchauung, verbunden mit der Gabe der Ueberredung. Dieſe Eigenſchaften hatten Leo zu einem eben ſo weiſen Vermittler in den Angelegenheiten des Jahrhunderts als hervorragenden Hirten der Kirche gemacht. Er war noch Diakonus, als es (im Jahre 440) der Regentin Placidia gefiel, ihn nach Gallien zu ſchicken, um einen zwiſchen Aëtius und einem Großwürdenträger ausgebrochenen Streit beizulegen, der einen Bürgerkrieg herbeiführen und das ganze Abendland entzünden konnte. Leo kam mit der alleinigen Empfehlung ſeiner Perſon, verſöhnte aber die beiden Nebenbuhler, die mit vollem Rechte als wenig fügſam galten. Unterdeſſen war Papſt Sixtus geſtorben. Da wählten Volk und Geiſtlichkeit einſtimmig den Diakon Leo zum Papſte. Rom und die Chriſtenheit jubelte. Dieſer Mann nun war es, auf welchen Kaiſer und Senat hauptſächlich zählten, als es darauf ankam, dem ſchrecklichen Attila Halt zuzurufen. Selbſt ſein Name Leo (Löwe) ſchien von günſtiger Vorbedeutung für dieſe ſchwierige Unterhandlung, und das Volk wendete wie eine Prophezeihung den Vers aus den Sprichwörtern Salomo's an: „Der Gerechte iſt ein Löwe, welcher weder Furcht noch Zagen kennt.“

Die Geſandten reisten eilig, um zu Attila zu gelangen, bevor er den Po überſchritten hatte; ſie begegneten ihm ein wenig unter-

halb Mantua's in einem Orte, der Campus Ambuleus genannt wurde, und wo sich eine Furth durch den Mincio befand. Es war ein wichtiger Augenblick der Geschichte der Stadt Rom, als seine Vertreter das Lösegeld des Capitols zu den Füßen eines Barbarenkönigs niederlegten. In Attila's Leben hatte dieser Augenblick keine geringere Bedeutsamkeit. Sich als Sieger und Gebieter anerkennen zu lassen, war in seinen Augen so viel, als es in der That zu sein; außerdem demüthigte er den Aëtius, dessen Schwert er mit einem einzigen Worte zerbrach. Seine und seines Volkes Eitelkeit waren befriedigt und er konnte ohne Schande zurückkehren. Von diesen Gedanken beherrscht, befahl er die Herbeiführung der römischen Abgesandten und empfing sie mit aller Leutseligkeit, deren ein Attila nur fähig war. [1])

Für diese feierliche Unterredung hatten die Gesandten die Zeichen ihrer höchsten Würde angelegt; die Geschichte meldet uns, daß Leo mit seinen päpstlichen Gewändern bekleidet war. Sowie der Papst eintrat, war er auch der Gegenstand der Aufmerksamkeit und der Zuvorkommenheit des Hunnenkönigs. Er setzte ihm hierauf die Vorschläge des Kaisers, des Senats und des römischen Volkes auseinander. In welchen Worten that er dieß? Wie fing er es an, um unter der Würde der Sprache das, was eine Bitte um Frieden ohne Kampf Schmachvolles hat, zu verhehlen? Wie bewahrte er noch einige Größe für Rom, da er es ihm zu seinen Füßen liegend zeigte? Durch welche wunderbare Eingebung wußte er diesen von Stolz erfüllten Barbaren, der seine Gnade mit Hohn und Verachtung aufwog, in den Schranken der Achtung zu halten? Ob er die Macht der heiligen Apostel zum Schutze der Stadt, der Wächterin ihrer Gräber, anrief, ob er dem Eroberer seine eigene Hinfälligkeit durch das Beispiel der Hinfälligkeit der Nationen in's Gedächtniß rief: wir können es nur vermuthen; die Geschichte, die uns so oft ihre Geheimnisse verhüllt, hat uns auch dieses verborgen. Ein zeitgenössischer Chronist, Prosper von Aquitanien, berichtet nur, „daß er sich ganz auf den Beistand Gottes verließ, der ihn niemals den Bemühungen der Gerechten entzieht, und daß der Ausgang seinen Glauben krönte."

1) Daß Attila umkehrte, weil sein Ehrgeiz durch eine Formalität befriedigt worden, wie hier Thierry glauben machen will, ist so wenig wahrscheinlich, als die von Andern versuchte Nachweisung, er habe im Drang der Umstände Frieden geschlossen. Das Einfachste bleibt hier, die Macht des Geistes anzuerkennen, welche den Sieg über Barbarei davongetragen.

Attila bewilligte ihm, um was er nachsuchte, den Frieden gegen einen jährlichen Tribut und versprach, Italien zu verlassen. Das Uebereinkommen war am 6. Juli, am Tage der Octav der heiligen Apostel Petrus und Paulus, getroffen. Wahrscheinlich an letzteren Umstand hat sich die Sage geknüpft, Attila habe zu Seiten Leo's bei jener Unterredung die Apostelfürsten gesehen.

5.

Severin und die Barbaren.

Unter den Männern, welche mitten in den Stürmen der Völkerwanderung durch den Einfluß der Religion Segen verbreiteten, ragt hervor der heilige Severin wie ein Bote Gottes zum Heile der Sterblichen. Die Vorsehung hatte ihn zum Apostel des Norikum bestimmt und deßhalb aus fernen Landen hieher geführt. Die alte römische Gränzprovinz Norikum, (jetzt Oberösterreich, südlich von der Donau mit den angränzenden Theilen von Unterösterreich, Steiermark, Kärnthen, Salzburg und Bayern), war im fünften Jahrhundert ein Tummelplatz der Barbaren geworden, welche hier fürchterlich hausten. Die alten Bewohner dieses Landes, damals gewöhnlich Römer genannt, d. h. Unterthanen des römischen Reiches, litten furchtbar unter den stets sich erneuernden Einfällen, welchen das römische Reich mit immer sinkender Kraft widerstand, zuletzt gar nicht mehr, so daß die Provinz dem hereinbrechenden Verderben schuldlos preisgegeben war. Hatte ein Volk nach Herzenslust geraubt, verwüstet und gemordet, und war dann weiter gezogen, so kam bald ein anderes nach und machte es ebenso. Stadt um Stadt sank in Trümmer, so das alte Juvavia (wo jetzt Salzburg steht), Castra Batava (Passau), wo nicht lange vorher der heilige Valentin vergeblich gepredigt und dann nach Rhätien sich zurückgezogen hatte, Laureacum (Lorch in der Nähe des heutigen Enns), wo seit dem heiligen Maximilian Bischöfe saßen, und im vierten Jahrhundert selbst die römischen Kaiser sich aufhielten.

Während die Zustände so traurig sich gestalteten, kam um das Jahr 454 aus fernen Landen ein Mönch, Severin mit Namen, den Gott aus seiner Einöde im Orient gerufen und den bedrängten Christen dieser Gegenden zu Schutz und Trost gesendet hatte. In der Gegend, wo Norikum und Pannonien zusammengränzen, ließ er sich an der Donau nieder, wo er auch bei dem heutigen Wien für sich und seine Gefährten ein kleines Kloster baute. Da führte er ein strenges, heiliges Leben in tiefer Demuth und großer Selbstver-

läugnung, in eifrigem Gebete und werkthätiger Nächstenliebe. Aus der Lesung der heiligen Schrift und aus dem sittlichen Umgang mit Gott in der geliebten Einsamkeit schöpfte er Kraft und Weisheit zu seiner mühevollen Aufgabe, wozu ihn Gott mit hoher Gabe der Wunder und Weissagungen ausgerüstet hatte. Immer ging er barfuß, auch im strengsten Winter, wenn die Donau fest gefroren war; dazu lebte er so mäßig und enthaltsam, daß er, außer an den hohen Festtagen, nie vor Sonnenuntergang etwas genoß, in der vierzigtägigen Fastenzeit aber nur einmal die Woche etwas Speise nahm. Er hatte den Grundsatz, wenn der Leib zu wohl gepflegt werde, so leide die Seele darunter, und Gottesfurcht müsse die sündhafte Begierlichkeit ertödten. Bei all' dieser strengen Lebensweise bewahrte er stets das heitere Antlitz; aber für jedes Leiden seiner Mitmenschen empfand er tiefes Mitleid, beweinte ihre Fehler, mahnte sie eindringlich zur Besserung, nahm jeden Gebesserten liebreich auf und gewährte ihnen oft auch in zeitlichen Nöthen Hülfe. Alles was er und sein Kloster bekam, gehörte den Armen, die in jeder Noth an ihn sich wendeten; den Wohlhabenden lag er dringend an, von Allem, was Gott ihnen schenke, den Zehent an die Armen zu entrichten; die Wucherer erschütterte sein Wort, so daß sie willig ihre Speicher den Armen öffneten und ihre Vorräthe austheilten. Besonders heilsam nützte er das große Ansehen, welches der weitverbreitete Ruf seiner Tugenden und die oft bewährte Wundergabe auch unter den Barbaren ihm verschaffte. Die Gothen und Rugier, Thüringer, Herulen und Alemannen kannten und fürchteten seine Wunderkraft; ihre Könige kamen in Ehrfurcht zu ihm und gehorchten seinem Wort. Als der alte König der Rugier durch die Gothen von Pannonien her bedroht war, suchte und fand dieser häretische Fürst bei Severin Hülfe zugleich mit ernster Mahnung, sein hohes Amt mild und gerecht zu verwalten, stets auf Gott, nicht auf Menschen zu vertrauen. Auch auf dessen Sohn und Nachfolger übte Severin wohlthätigen Einfluß. Als dessen Gemahlin einst einige Römer zu hartem Sklavendienst verurtheilte und der heil. Severin durch Boten um Schonung flehte, ließ sie ihm trotzig sagen: der Mann Gottes solle in seiner Zelle bleiben und in die Verfügung über ihre Sklaven sich nicht einmischen. Die Strafe Gottes folgte auf dem Fuß; ihr kleiner Sohn Friedrich kam plötzlich in die größte Lebensgefahr; sie erkannte ihr Unrecht, sandte eiligst reitende Boten, ihm abzubitten, gab die verurtheilten Römer und andere gefangene Barbaren frei und versprach, nie mehr seinem Befehle ungehorsam zu sein.

Zur Zeit, da die Heruler nach Italien zogen, machte der jugendliche Führer dieses Volkes, Odoaker, dem gefeierten Mönch in seiner Zelle einen Besuch, ihn um seinen Segen zu bitten. Severin entließ ihn mit den Worten: „Ziehe hin, mein Sohn! noch bist du in werthlose Felle gehüllt, bald wirst du die Schätze Italiens verschenken."

Nachdem Odoaker das römische Reich zertrümmert hatte und das reiche Italien als König beherrschte, sandte er, eingedenk des prophetischen Wortes, an Severin ein freundliches Schreiben mit der Aufforderung, sich eine Gnade zu erbitten. Severin bat nur um die Begnadigung eines Verbannten. Auch der König der Alemannen, Gibold, hielt den Mann Gottes in hohen Ehren. Während sich einst Severin zu Passau in seinem Kloster aufhielt, kam dieser König herbei, ihn zu sehen. Aber Severin besorgte, es möchte der Stadt ein Leid geschehen, zog ihm vor die Stadt entgegen, und hielt eine Rede an den König, worauf dieser, von heftigem Zittern ergriffen, umkehrte und seinen Kriegern erzählte, nie in seinem Leben habe er einen solchen Schrecken empfunden, wie damals bei der Erscheinung Severins. Als ihm der König antrug, er solle sich eine Gnade ausbitten, erwiederte Severin: „Das Beste, was er nicht für sich, sondern für den König selbst wünschen könne, sei, daß er von der Verwüstung des römischen Gebietes abstehe und die römischen Gefangenen freigebe." Die Gefangenen wurden sämmtlich entlassen. Darum suchten alle bedrängten Städte und Ortschaften von Rhätien durch ganz Norikum bis hinab nach Pannonien bei ihm Hülfe; er mahnte sie zum vertrauensvollen gemeinsamem Gebet, forderte sie zur Buße und Besserung auf, und empfahl ihnen ganz besonders die Wohlthätigkeit gegen die Armen. So brachte er Vielen geistliche und leibliche Hülfe. Sein Ansehen bei den Königen der barbarischen Völker brauchte er nur, den unterdrückten Völkern Freiheit zu verschaffen. Jene, die ihm nicht glaubten oder nicht gehorchten, ereilte oft schnelles Verderben.

Severin hatte an vielen Orten Klöster errichtet, denen er wie ein gemeinsamer Vater vorstand, und die er in allem Guten emsig unterrichtete durch Wort und Beispiel. Bewundernswerth ist die Demuth des Mannes, den Könige fürchteten, ganze Länder hoch verehrten, zahllose Schüler als ihren geistigen Vater betrachteten.

Wollte Jemand seine Wunderthaten rühmend anerkennen, so sprach er: „Solches geschehe jetzt an vielen Orten und unter vielen Völkern, auf daß erkannt werde, daß Ein Gott sei, der Wunder verrichte im Himmel und auf Erden;" und wenn man durch die Wirkung seines Gebets große Erfolge erhalten wollte, pflegte er zu

Digitized by Google

ſagen: „Was verlangt ihr Großes von dem Kleinen, ich erkenne mich als einen durchaus Unwürdigen, möchte ich doch Vergebung für meine Sünden erlangen können!“ Zuweilen wies er auch, wenn er um ſeine Fürbitte in Beziehung auf Leibliches gebeten wurde, vielmehr auf das Bedürfniß des Geiſtigen hin, wie er zu einem Mönch aus einem der rohen Völker, der die Hülfe des Gebets bei ſeiner Augenſchwäche ſuchte, ſprach: „bitte vielmehr darum, daß dein inneres Auge heller werde.“ Als ihm ein Bisthum angetragen wurde, ſchlug er es aus, indem er antwortete, es genüge ihm, daß er der erſehnten Einſamkeit entſagt habe, und nach einem göttlichen Rufe in dieſe Gegend gekommen ſei, um die Unruhen der geplagten Völker zu theilen.

Nachdem er dreißig Jahre lang an der Donau auf- und abgewandert, und die Landeseinwohner durch ſein Gebet wie durch ſein Anſehen geſchützt hatte, ſchlug ſeine letzte Stunde. Da ließ er noch den König der Rugier und ſeine Gemahlin zu ſich entbieten, ermahnte ſie zur Milde und erinnerte ſie an Gottes Gericht. Dann verſammelte er ſeine Mönche, und redete in gewohnter liebevoller Weiſe zu ihnen, ſie ſollten das Irdiſche gering achten, und ſtets das himmliſche Vaterland vor Augen haben, von Herzen demüthig und eifrig im Gebete ſein, der göttlichen Gebote eingedenk vor jeder Sünde ſich zu hüten. Hierauf gab er jedem den Kuß des Friedens, empfing die heilige Kommunion, bezeichnete ſich mit dem Kreuze und befahl, einen Pſalm anzuſtimmen. Da ſeine Schüler vor Weinen und Schluchzen ſeinem Befehle nicht gleich Folge zu leiſten vermochten, begann er ſelbſt den letzten Pſalm, und im Lobe Gottes (Omnis Spiritus laudet Dominum, Ps. 150, 6.) erſtarb ſein Mund. Sechs Jahre nach ſeinem Tode wanderten die Römer aus dieſer Gegend nach Italien, und die Schüler des heiligen Severin nahmen, wie er lebend befohlen, ſeinen noch unverſehrten Leichnam mit ſich. Dort wurde er in dem Schloſſe Lucullanum bei Neapel ehrenvoll beigeſetzt, und zugleich für ſeine Mönche ein Kloſter gegründet. Einer ſeiner Schüler, Eugippius, hat ſein Leben auf Bitten eines römiſchen Diakons geſchrieben.

6.

Chlodwig, der Franken-König.

Nach Childerich's Tode herrſchte an ſeiner Stelle ſein Sohn Chlodovech. Im fünften Jahre ſeiner Regierung zog er gegen Syagrius, den König der Römer, [1]) des Aegidius Sohn, der ſeinen Sitz zu

1) Der Ausdruck iſt nicht unpaſſend, obwohl Syagrius ſich gewiß nicht König genannt hat. Er war ein Heerkönig der Römer, wie die Könige der Germanen.

Soiſſons hatte, welche Stadt einſt ſchon Aegidius beherrſchte. Und mit Chlodovech zog ſein Vetter Ragnachar, der auch ein Königreich hatte. Da forderte er, daß der Kampfplatz beſtimmt werde. Syagrius aber zögerte nicht und ſcheute ſich nicht, ihm Stand zu halten. Es kam nun zwiſchen beiden zur Schlacht, und als Syagrius ſein Heer zurückgedrängt ſah, wandte er ſich zur Flucht und eilte ſporuſtreichs nach Toulouſe zum König Alarich. Chlodovech aber ſandte zu Alarich, daß er ihm Syagrius ausliefere, wo nicht, werde er mit bewaffneter Hand ihn angreifen, weil er ſeinen Feind bewahre. Da fürchtete Alarich, er möchte ſeinethalben den Zorn der Franken auf ſich laden, und lieferte Syagrius gefeſſelt den Geſandten aus. Chlodovech ließ ihn in das Gefängniß werfen und heimlich mit dem Schwerte tödten. Das Reich des Syagrius nahm er in Beſitz.

Dazumal wurden viele Kirchen von Chlodovech's Heer geplündert, denn er war noch vom heidniſchen Aberglauben befangen. So hatten auch die Franken aus einer Kirche einen Krug von wunderbarer Größe und Schönheit nebſt den andern koſtbaren Kirchengeräthen weggenommen. Der Biſchof jener Kirche ſandte darauf Boten zum Könige und bat, daß, wenn er auch nichts anderes von den heiligen Geräthen wieder erlangte, ſeine Kirche doch mindeſtens dieſen Krug zurückerhielte. Der König vernahm es und ſprach zu den Boten: „Folgt mir nach Soiſſons, denn dort muß alles getheilt werden, was erbeutet iſt; und wenn jenes Gefäß auf meinen Antheil fallen wird, ſo will ich thun, was der heilige Vater will.“ Darauf kam er nach Soiſſons, und es wurde die ganze Maſſe der Beute öffentlich zuſammengebracht. „Ich bitte Euch, tapfere Krieger,“ ſprach der König, „erzeigt mir die Gunſt, mir außer meinem Theil auch jenes Gefäß da zu geben.“ Er meinte nämlich den erwähnten Krug. Da ſprachen, als der König ſolches geſagt, die Verſtändigeren: „Ruhmreicher König! es iſt alles Dein, was wir ſehen, auch wir ſelbſt ſtehen unter Deinem Gebot. Thue jetzt, was Dir gefällt, denn Keiner kann Deiner Macht widerſtehen.“ Da ſie dieß ſagten, rief ein leichtſinniger, neidiſcher und unbedachtſamer Menſch mit lauter Stimme: „Nichts ſollſt Du haben, als was Dir nach dem Recht das Loos ertheilt,“ erhob ſeine Axt und ſchlug auf den Krug. Alle erſtaunten darüber, der König aber trug dieſe Beleidigung mit Sanftmuth und Geduld, nahm den Krug und gab ihn den Boten der Kirche, bewahrte aber heimlich in ſeiner Bruſt den ihm angethanen Schimpf. Und als ein Jahr verfloſſen, ließ er das ganze Heer in ſeinem Waffenſchmuck zuſammenrufen, um auf dem Märzfelde ſich

im Glanze seiner Waffen zu zeigen. Als er aber hier alle durchmusterte, kam er auch an den, der auf den Krug schlug, und sprach: „Keiner trägt so schlechte Waffen, als du, denn deine Lanze, dein Schwert und deine Axt ist nichts nütze.“ Und er nahm dessen Axt und warf sie auf die Erde. Jener neigte sich darauf ein wenig herab, um die Axt aufzuheben, da holte der König aus, und hieb ihn mit der Axt in den Kopf. „So,“ sagte er, „hast du es zu Soissons einst mit dem Kruge gemacht.“ Der Mann war todt. Die Uebrigen hieß er nach Hause gehen. Allen jagte er durch diese That eine gewaltige Furcht ein. Viele Kriege führte er fortan und gewann viele Siege. Im zehnten Jahre seiner Herrschaft griff er die Thoringer an und unterwarf sie seiner Botmäßigkeit.

Es lebte damals Gundevech, der Burgunderkönig, aus dem Geschlecht des Königs Athanarich. Gundevech aber hatte vier Söhne: Gundobad, Godigisil, Chilperich und Godomar. Gundobad aber tödtete seinen Bruder Chilperich mit dem Schwerte und ließ seine Gemahlin mit einem Stein um den Hals in das Wasser werfen. Ihre beiden Töchter aber verbannte er vom Hofe; die ältere, Crona mit Namen, wurde Nonne, die jüngere hieß Chrodichilde. Da aber Chlodovech oftmals Botschaft sandte in das Burgunderland, sahen seine Boten einst Chrodichilde, die Jungfrau; und da sie fanden, daß sie schön und verständig sei und in Erfahrung brachten, daß sie von königlichem Geschlecht, meldeten sie dieß König Chlodovech. Und sofort schickte er eine Gesandtschaft an Gundobad und hielt um ihre Hand an. Jener scheute sich, ihn abzuweisen, und übergab den Boten die Jungfrau Da er sie sah, fand er großes Wohlgefallen an ihr und nahm sie zur Ehe; er hatte aber schon vorher von einem Kebsweibe einen Sohn mit Namen Theodorich.

Als nun dem Könige der erste Sohn geboren wurde von der Königin Chrodichilde, wollte sie ihn taufen lassen, und sie drang deßhalb unaufhörlich in ihren Gemahl und sprach: „Ohnmächtig sind die Götter, denen ihr dienet, denn sie können sich und andern Nichts nützen, dieweil sie sind ein Gebilde aus Stein, Holz oder Erz. Und die Namen, die ihr ihnen beigelegt, gehörten einst Menschen an, nicht Göttern; wie Saturnus ein Mensch war, der seinem Sohne entronnen sein soll, damit er nicht sein Königreich verliere, und wie Jupiter selbst, der allerschmutzigste Eheschänder, der mit seiner eigenen Schwester in Blutschande lebte, wie sie selbst sagt, sie sei „des Gottes Schwester und Gattin zugleich.“ [1]) Und Mars und Mercurius, wie

1) Worte der Juno bei Virgil, Aen. I, 46.

weit reichte denn ihre Macht? Zauberkünſte mochten ihnen zu Gebot ſtehen, aber die Macht einer Gottheit hatten ſie nimmer. Wie vielmehr muß nicht der verehrt werden, der Himmel, Erde und Meer und Alles, was darinnen iſt, durch ſein Wort aus dem Nichts geſchaffen, der die Sonne leuchten hieß und den Himmel mit Sternen ſchmückte, der das Waſſer mit Gewürm, das Land mit Thieren und die Luft mit Vögeln erfüllte, auf deſſen Wink die Erde ſich ſchmückt mit Früchten, der Baum mit Obſt und der Weinſtock mit Trauben, durch deſſen Hand das Menſchengeſchlecht erſchaffen, durch deſſen Güte alle Kreatur dem Menſchen, den er nach ſeinem Bilde geſchaffen, dienet und willig iſt!" Aber wie oft auch die Königin ſo ſprach, ſie konnte doch des Königs Gemüth zum Glauben nicht bekehren. Indeſſen aber brachte die gläubige Königin ihren Sohn zur Taufe, und ließ die Kirche mit Teppichen und Decken ſchmücken, auf daß er, der durch die Predigt nicht bekehrt werden konnte, durch dieſe feſtliche Handlung zum Glauben erweckt werde. Ihr Sohn aber, den man Ingomer nannte, ſtarb, als er getauft, noch in den weißen Kleidern, in denen er das Bad der Wiedergeburt empfangen hatte. Da ſchwoll dem Könige die Galle, und er ſchalt heftig die Königin und ſprach: „Wäre der Knabe geweiht im Namen meiner Götter, gewiß er lebte noch; aber er konnte nicht leben, weil er im Namen eures Gottes getauft iſt." Die Königin erwiederte: „Gott, dem Allmächtigen, dem Schöpfer aller Dinge, ſage ich Dank, daß er mich nicht für unwerth erachtet, die Frucht meines Leibes in ſein Reich aufzunehmen. Denn mein Gemüth iſt unbekümmert, da ich weiß, daß die in weißen Gewanden von dieſer Welt gerufen ſind, vor Gottes Angeſicht leben werden." Danach gebar ſie einen andern Sohn, den ſie in der Taufe Chlodomer nannte, und als er anfing zu erkranken, ſprach der König: „Es kann mit ihm nicht anders ergehen, als mit ſeinem Bruder, daß er getauft im Namen eures Chriſtus alsbald ſterbe." Aber durch das Gebet der Mutter wurde auf des Herrn Geheiß das Kind wieder geſund.

Die Königin aber ließ nicht ab in ihn zu dringen, daß er den wahren Gott erkenne und ablaſſe von den Götzen; aber auf keine Weiſe konnte er zum Glauben bekehrt werden, bis er endlich einſt mit den Alemannen in einen Krieg gerieth; da zwang ihn die Noth zu bekennen, was ſein Herz vordem verläugnet hatte. Als die beiden Heere zuſammenſtießen, kam es zu einem gewaltigen Blutbad, und Chlodovech's Heer war nahe daran, völlig vernichtet zu werden. Als er das ſah, erhob er ſeine Augen zum Himmel, ſein Herz wurde

gerührt, seine Augen füllten sich mit Thränen und er sprach: „Jesus Christ, Chrodichilde sagt, du seiest der Sohn des lebendigen Gottes, Hülfe sollst du den Bedrängten, Sieg geben denen, die auf dich hoffen — ich flehe dich demüthig an um deinen mächtigen Beistand. Gewährst du mir jetzt den Sieg über diese meine Feinde, und erfahre ich so jene Macht, die das Volk, das deinem Namen sich weiht, an dir erprobt zu haben rühmt, so will ich an dich glauben und mich taufen lassen auf deinen Namen. Denn ich habe meine Götter angerufen, aber, wie ich erfahren, sie haben mich verlassen mit ihrer Hülfe. Ich meine daher, ohnmächtig sind sie, da sie denen nicht helfen, die ihnen dienen. Dich nun rufe ich an, und verlange an dich zu glauben. Nur entreiße mich erst aus der Hand meiner Widersacher.“ Und da er solches sprach, wandten die Alemannen sich und fingen an zu fliehen. Als sie aber ihren König getödtet sahen, unterwarfen sie sich Chlodovech und sprachen: „Laß, wir bitten dich, nicht noch mehr des Volkes umkommen, wir sind ja dein.“ Da that er dem Kampfe Einhalt, brachte das Volk in seine Gewalt und kehrte in Frieden heim. Der Königin aber erzählte er, wie er Christi Namen angerufen und so den Sieg gewonnen habe. Das geschah im fünfzehnten Jahre seiner Regierung.

Darauf ließ die Königin heimlich den Bischof von Reims, den heiligen Remigius, rufen und bat ihn, er möchte das Wort des Heils dem Könige zu Herzen führen. Der Bischof aber beschied ihn im Geheimen zu sich und fing an, ihm anzuliegen, er solle an den wahren Gott, den Schöpfer Himmels und der Erde glauben, und den Götzen den Rücken wenden, die weder ihm noch Andern helfen könnten. Jener aber sprach: „Gern höre ich dich, heiligster Vater, aber eins macht mir noch Bedenken: das Volk, das mir folgt, duldet nicht, daß ich seine Götter verlasse. Doch ich gehe und spreche mit ihm nach deinem Wort.“ Als er darauf mit den Seinigen zusammentraf, rief alles Volk zur selben Zeit, noch ehe er den Mund aufthat, denn die göttliche Macht kam ihm zuvor: „Wir verlassen die sterblichen Götter, gnädiger König, und sind bereit zu folgen dem unsterblichen Gott, den Remigius predigt.“ Solches wurde dem Bischofe gemeldet, und er befahl hocherfreut das Taufbad zu bereiten. Mit bunten Decken wurden nun die Straßen behängt, mit weißen Vorhängen die Kirchen geschmückt, der Taufstein in Ordnung gebracht. Wohlgerüche verbreiteten sich, es schimmerten hell die duftenden Kerzen, und der ganze Tempel um den Taufstein wurde von einem himmlischen Wohlgeruch erfüllt; und solche Gnade ließ Gott denen zu

Theil werden, die damals gegenwärtig waren, daß sie meinten, sie seien versetzt in die Wohlgerüche des Paradieses. Zuerst verlangte der König vom Bischof getauft zu werden. Er ging, ein neuer Constantin, zum Taufbade hin, sich rein zu waschen von dem alten Aussatz, und sich von den schmutzigen Flecken, die er von Alters her gehabt, in frischem Wasser zu reinigen. Als er aber zur Taufe hintrat, redete ihn der Heilige Gottes mit beredtem Munde also an: „Beuge still deinen Nacken, Sicamber, verehre, was du verfolgtest, verfolge, was du verehrtest.“ [1])

Es war nämlich der heilige Bischof Remigius ein Mann von hoher Wissenschaft und besonders in der Kunst der Beredsamkeit erfahren, aber auch durch Heiligkeit zeichnete er sich so aus, daß er an Wunderthaten dem heiligen Sylvester gleichkam. Wir haben noch jetzt seine Lebensbeschreibung, die berichtet, daß er einen Todten erweckt habe.

Also bekannte der König den allmächtigen Gott als den Dreieinigen, und ließ sich taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und wurde gesalbt mit dem heiligen Oel unter dem Zeichen des Kreuzes Christi. Von seinem Gefolge wurden aber getauft mehr als dreitausend.

7.

Theodorich der Große.

Nachdem Odoaker's milde Herrschaft an zwölf Jahre lang gedauert hatte, sollte Italien unter ein mächtigeres Germanenhaupt sich beugen, dessen Versuch, römisches und deutsches Wesen in diesem Lande noch näher mit einander zu verbinden, als es Odoaker gethan, zwar anfangs von einem großartigen Erfolge begleitet war, aber doch zuletzt für sein Volk einen verhängnißvollen Ausgang nahm. Es war dieß der hochbegabte Ostgothenkönig Theodorich, der, angereizt von dem Sohne des von Odoaker erschlagenen Rugierfürsten und begünstigt von dem oströmischen Hofe, im Jahre 489 mit seinem ganzen Volke aus Pannonien sich aufmachte, um jenseits der Alpen ein neues Gothenreich zu errichten.

Von Weibern und Kindern begleitet, mit Hab und Gut bepackt, 200,000 Streiter stark, gelangten die Ostgothen, nachdem sie auf

1) Der Name Sicamber hatte etwas Ehrendes. Die Sicambrer an der Sieg waren ein tapfres, einst von den Römern gefürchtetes Volk, die sich später, wie es scheint, mit den Franken verbunden haben.

ihrer langen Wanderfahrt die Gepiden zwiſchen der Drau und Sau über den Haufen geworfen hatten, in ungeſtörter Ordnung an den Iſonzo, an deſſen Ufer ihnen Odoaker mit den Herulern den Weg zu verlegen ſuchte. Allein Theodorich erſtürmte mit jugendlichem Heldenfeuer Odoaker's Lager (in der Nähe des zerſtörten Aquileja), nöthigte ihn zum Rückzug, ſchlug ihn dann abermal in der berühmten Schlacht bei Verona, und drang bis Mailand und Pavia vor, während ſich Odoaker mit den Trümmern ſeiner Macht in die Stadt Ravenna warf.

Da Theodorich, von der Anerkennung des oſtrömiſchen Hofes begleitet, mit einem Schein von Berechtigung auftreten konnte, ſo öffneten ihm nicht nur die wichtigſten Städte Oberitaliens ihre Thore, ſondern es ſtrömten ihm auch aus ganz Italien viele Freiwillige zu und verſtärkten ſeine Macht. Dennoch wagte der muthige Odoaker noch eine Schlacht an der Adda, aber Theodorich ſchlug ihn abermals und hielt ihn darauf in Ravenna eingeſchloſſen, während er fortfuhr, auch den übrigen Theil Italiens zu unterwerfen. Drei Jahre lang vertheidigte ſich Odoaker in Ravenna, vergebens auf burgundiſche Hülfe harrend, bis er ſich, durch Hunger und Klagen der Einwohner genöthigt, dem Theodorich gegen Zuſicherung ſeines Lebens und ſeiner Freiheit 493 ergab. Allein ſchon wenige Tage darauf wurde er ſammt ſeinen Getreueſten von der Hand oder auf Befehl des Siegers getödtet, ſei's, weil er dieſem zum Mißtrauen Anlaß gegeben, oder weil deſſen Herrſchbegierde dadurch jeden künftigen Widerſtand unmöglich machen wollte. Jetzt, da die Uebergabe von Ravenna die Eroberung des ganzen Landes vollendet hatte, ließ ſich Theodorich als König von Italien begrüßen, und der byzantiniſche Hof ertheilte, wiewohl nach langem Zögern, die Beſtätigung.

Mit großer Beſonnenheit ging nun Theodorich an die Einrichtung ſeines neuen Reichs, das ſich durch ihn allmählig nach Innen und Außen zu einem geordneten, auf möglichſt rechtlicher Grundlage ruhenden Staat ausbildete. Mit ſchonender Erhaltungspolitik ging er nicht auf eine Verſchmelzung der beiden, ſich in Sitte und Art ſo entgegenſtehenden Volksnaturen aus. Treu ſeiner mildern, gemäßigten, dabei aber ſtrebſamen Gothennatur ſuchte er die beiden Nationen nur zu nähern und ihre verſchiedenen Kräfte dem Staatszwecke dienſtbar zu machen.

Die bauende und ſchaffende Thätigkeit Theodorich's erſtreckte ſich äußerlich auf die Sicherung und Abrundung der Gränzen ſeines großen Reichs.

Durch die Ausdehnung der Nordgränze, welche das heutige Graubündten, Ober- und Niederösterreich, Steyermark, Kärnthen, Tirol, Bayern, Salzburg, Friaul, ferner östlich hin Dalmatien und West-Ungarn, westlich den Strich zwischen den Alpen und der Rhone umfaßte, standen die Ostgothen in so naher Verbindung mit allen andern Germanenstaaten, daß dem Theodorich ein steter vermittelnder Einfluß auf dieselben möglich und von ihm auch auf das weiseste benutzt wurde. Zugleich machte ihm der Besitz aller Alpenpässe, die er durch starke Besatzungen verwahrte, seine herrschende Stellung in Italien möglich. Während er Italien und die Abendländer durch ein 100,000 Mann starkes Landheer schirmte, deckte er die Küsten gegen die Vandalen, Byzantiner und zum Schutze des Handels durch eine Seemacht von 1000 Schnellseglern. Die gesammte Landesvertheidigung vertraute er aber nur seinen Gothen an, denen er allein die Waffenehre zugestand. Um ihren kriegerischen Sinn zu erhalten und vor Erschlaffung zu bewahren, theilte er Italien in 14 Lagerbezirke und hielt in denselben das Fußvolk wie die Reiterei in beständiger Waffenübung, so daß Italien einem großen, stets schlagfertigen Feldlager glich.

Seinen römischen Unterthanen überließ er außer dem Ackerbau, zu dem er übrigens auch seine Gothen ermunterte, vorzugsweise den Betrieb der Gewerbe und des Handels, und in der Hof- und Staatsverwaltung behielt er, um die römische Eitelkeit zu schonen, alle von den Kaisern eingeführten Aemter sammt Titeln und Rangordnung bei, und übertrug auch meistens Römern die Leitung der verschiedenen Geschäftszweige, wobei er indeß nicht auf Geburt und Reichthum, sondern nur auf Tüchtigkeit sah. Er selbst aber legte sich die ganze Machtfülle bei, welche vorher die Kaiser gehabt hatten, berief und entließ die Beamten, bestimmte die Steuern, gab Gesetze, kurz, übte alle Hoheitsrechte.

Die Rechtspflege ließ er möglichst unparteiisch, aber für beide getrennt verwalten; über Römer durften nur Römer nach römischen Gesetzen, über Gothen nur Gothen nach gothischem Herkommen Recht sprechen; nur bei gemischten Streitigkeiten zog er, zur Verhütung von Parteilichkeit, auch römische Richter bei.

So wie demnach der ganze Reichskörper in den meisten Beziehungen in doppelter Bahn sich bewegte, so hatte auch der König zu seinen Unterthanen eine Doppelstellung: den Römern gegenüber war er Selbstherrscher, der Gesetze geben und aufheben — den Gothen gegenüber beschränkter Wahlfürst und Heerkönig, der eigentlich ohne Beistimmung der Volksältesten weder Rechtsbräuche abschaffen,

Digitized by Google

noch neue einführen konnte. Wo jedoch das Ganze würde gelitten haben, wenn er diese Schranken unbedingt anerkannt hätte, stellte er beide Theile unter das gleiche Gesetz, wie z. B. als er zum Schutz des Eigenthums und der Frauenehre das Edictum Theodorici erließ. Eben so wurden Gothen wie Römer der gleichen Gründsteuer unterworfen, obwohl sie von den Gothen nur ungern getragen wurde, und auf den Römern nur darum mehr lastete, weil diese der ungesetzlichen Habgier der römischen Beamten weniger entgegenzutreten wagten, als die Gothen.

Ungeachtet der vielen Mißbräuche, die ihren Hauptgrund in der altvererbten Bedrückungskunst der römischen Beamten hatte, hob sich dennoch unter Theodorichs weiser Regierung der Wohlstand Italiens von Jahr zu Jahr. „Die Zertheilung der großen Landgüter in kleine Freiloose, welche fortan auch der Gothe allmählig mit Lust bestellte, hob den tiefgesunkenen Feldbau; Gleichheit des Maaßes, Gewichts und der Münze, treffliche Straßen, von keinem Gesindel beunruhigt, Flüsse und Kanäle belebten den innern Verkehr; mäßige Zölle und liebreiche Aufnahme der Fremden den äußern, meist auf Griechenland gerichteten Handel.“ Theodorich selbst mied allen Prunk und unnöthigen Aufwand, und seine Hofhaltung zu Ravenna war ein Abbild der einfachen, aber bedeutsamen Persönlichkeit dieses Königs, dessen Aeußeres weniger schön, als ausdrucksvoll war.

Von dem Betrieb der Wissenschaften hielten sich die kriegerischen Gothen fern; doch verlieh Theodorich (obgleich er selbst nicht schreiben konnte) den vorhandenen Bildungsanstalten seinen Schutz, behandelte kenntnißreiche Römer mit Auszeichnung, und wählte sich sogar aus ihnen den erfahrenen und vielseitig gebildeten Cassiodorus zu seinem ersten Minister.

Für die Kunst hatte Theodorich schon von seiner Jugend her aus dem Anblick der Prachtwerke von Constantinopel viel Sinn, so daß er einst in Rom ein halbes Jahr lang verweilte, um die Meisterwerke und Alterthümer dieser Stadt recht zu betrachten, und, gerührt von den Denkmälern ihrer alten Herrlichkeit, für die Erhaltung und Herstellung derselben Sorge trug, gleichwie er auch vorzüglich in Ravenna und Verona Kirchen und Paläste von eigenthümlich großartigen Verhältnissen ausführen ließ, in denen schon die Anfänge der mittelalterlichen Baukunst zu erkennen waren. Dieß beweist auch das Grabdenkmal, das er sich bauen ließ, ein Rundbau, dessen Kuppelgewölbe aus einem Stein mit den Bildnissen der zwölf Apostel den Marmorsarg zu enthalten bestimmt war.

Den Verwicklungen, die der Gegensatz des Arianismus der Gothen und des Katholicismus der Römer befürchten ließ, suchte er dadurch vorzubeugen, daß er beide Religionstheile bei ihren Rechten und Gütern schirmte, Glaubensstreitigkeiten nicht zugab und Priestern keinen Einfluß in weltliche Angelegenheiten gestattete, selbst aber sich aller Eingriffe in die Kirche enthielt, höchstens über streitige Bischofswahlen entschied und Kirchenversammlungen berief und leitete.

Seine Heldenkraft und Tapferkeit wie seine Milde und Gerechtigkeit versetzte selbst die Römer, obschon sie ihn im Stillen als Barbaren und Ketzer ansahen, in volle Begeisterung, und verschaffte ihm auch im Ausland solchen Ruhm, daß er mit den mächtigsten germanischen Fürsten Bande der Freundschaft oder Verwandtschaft knüpfen konnte. Nicht nur suchten die Westgothen und Alemannen gegen die Franken, die Heruler gegen die Longobarden seine Hülfe, sondern auch die Esthen und Lieven, und selbst die Scandinavier ehrten ihn durch Geschenke. „Ja, es gab kein Volk im Abendlande (sagt Jornandes), welches dem Theodorich, so lange er lebte, nicht durch Freundschaft oder Unterthänigkeit gehuldigt hätte." Sein väterliches Verhältniß zu jenen germanischen Fürsten erhellt aus folgender Stelle in einem seiner Briefe an sie: „Ihr alle habt Beweise meines Wohlwollens; ihr seid junge Helden, mir gebührt, Euch zu rathen. Eure Unordnungen betrüben mich; es ist mir nicht gleichgültig, daß ihr Euch von den Leidenschaften beherrschen lasset; denn Neid und Leidenschaften der Könige sind das Verderben der Völker; dagegen sind ihre Freundschaft und Einigkeit gleichsam die Adern, durch welche die Wünsche der Völker zu einander hinüberfließen."

So waltete Theodorich der Große als ein Völkerhirt und Friedenshort unter seinen germanischen Stammverwandten, und das ganze Abendland zollte ihm Bewunderung. Nur mit dem byzantinischen Hof ließ es die Verschiedenheit der Politik und des Glaubens zu keiner Annäherung kommen, und einmal mußte Theodorich sogar einen offenen Angriff des Kaisers Anastasius abtreiben. Seit Theodorich sich einen Thronfolger ohne die Einwilligung der Byzantiner erkoren hatte, stieg in Constantinopel der Mißwille gegen die arianische Ostgothenherrschaft, und erreichte vollends den höchsten Grad, als seine Römer, die er wegen einer Judenverfolgung strafen mußte, plötzlich anfingen, ihn zu hassen, und sich in Folge eines unklugen Waffenverbots, das er ihnen zu seiner Sicherheit gab, mit Klagen über arianische Bedrückung an den byzantinischen Hof wandten. Plötzlich erschien Kaiser Justin's Edict gegen die Arianer und sachte nicht nur

im griechiſchen Reich Verfolgungen gegen dieſelben an, ſondern regte auch die römiſchen Unterthanen Theodorich's ſo auf, daß ſie jenen Verfolgungen Beifall äußerten und Theodorich ſich gedrungen ſah, eine eigene Geſandtſchaft mit dem Papſte Johannes an der Spitze nach Conſtantinopel abzuordnen, und ſich für die Verfolgten zu verwenden. Da ſeine Verwendung abgewieſen, die Perſon des Johannes aber am Hofe mit den größten Ehren überhäuft wurde, ſo faßte Theodorich Mißtrauen gegen den Letzteren, und ließ ihn nach ſeiner Rückkehr gefangen ſetzen. — Mit dieſem Schritt verlor der König den Boden der Beſonnenheit. Seine bisherige Duldſamkeit ging über in argwöhniſche Härte. Neu hinzugekommene, wenn auch unerwieſene, Anzeigen von ſtaatsgefährlichen Umtrieben und verrätheriſchem Einverſtändniß römiſcher Großen mit dem Hofe von Conſtantinopel, verbunden mit dem bittern Gefühle, alle ſeine den Römern erwieſenen Wohlthaten mit Undank gelohnt zu ſehen, trieben ihn vollends von der Bahn der Gerechtigkeit, und durch die Verhaftung und Folterung der angeſehenſten Senatoren, insbeſondere durch die Hinrichtung des tugendhaften und gelehrten Boëthius und des eben ſo unſchuldigen greiſen Symmachus erſcheint der bedauernswerthe Theodorich am Ende ſeiner langen, bis dahin ſo ruhmvollen Regierung als ein Tyrann, unter deſſen hartem Scepter die rechtgläubige Kirche ſchwer zu leiden hatte. Doch ſchon ein Jahr darauf folgte die Strafe, ſein Gewiſſen erwachte plötzlich, und von tiefer Reue ergriffen gab Theodorich bei ſeinem Sterben (526) ſeinem Enkel Athalarich, den er zur Thronfolge bezeichnete, und ſeiner Tochter Amalaſuntha, der er bis zu deſſen Mündigkeit die Reichsverweſung übertrug, die ernſte Ermahnung, ſich niemals vom Boden des Rechts zu entfernen. Allein das frühere, ohnedieß bloß durch die Charakterſtärke dieſes Königs bewirkte ruhige Nebeneinanderbeſtehen der Gothen und Römer blieb fortan geſtört, und wenn auch noch auf kurze Zeit Klugheit das Reich zuſammenhielt, ſo mußte doch das unnatürlich Verbundene auseinanderfallen, ſobald Unverſtand und Thorheit von innen, Gewalt und Liſt von außen ſich die Hand zur Zerſtörung reichten.

Was übrigens Theodorich's politiſche Schöpfung zu einer bald vorübergehenden machte, war der Mangel an einer höhern Kraft und Einheit, deren freilich der Arianismus, dem er mit ſeinem Volke huldigte, nicht fähig war. Glaubensſyſteme, die auf menſchlicher Autorität ruhen, befriedigen auf die Länge kein Volk: der letzte Grund aller Ordnung, der Völker ſich unterwerfen ſollen, muß ein gött-

licher ſein; ohne ihn ſchwindet früher oder ſpäter ihr Werk ſammt ihnen ſelbſt aus der Reihe der Lebendigen.

8.

Benedikt von Nurſia und die Benediktiner.

Benedikt, geboren im J. 480, ſtammte aus einer angeſehenen Familie in der italieniſchen Provinz Nurſia. Seine Eltern ſchickten ihn nach Rom, damit er daſelbſt literariſche Bildung erhalten ſollte. Aber das fromme Gemüth des Jünglings mochte wohl durch die Umgebung des Sittenverderbens, welches damals zu Rom herrſchte, nur zurückgeſchreckt werden. Er ſehnte ſich nach der Einſamkeit, verließ Rom und kam in eine einſame Gegend am See Sublacus (Subiaco). Hier traf er mit einem Mönch Namens Romanus zuſammen, dem er ſeine Abſicht mittheilte, und da derſelbe von Bewunderung für den glühenden Eifer des Jünglings ergriffen wurde, fand er bei ihm Unterſtützung. Ihm allein zeigte er die Grotte, in welcher er ſich niederließ. Das Kloſter des Romanus war in der Nähe, und er konnte daher den Benedikt, welchem es hier an allen Lebensmitteln fehlte, mit Brod verſorgen, indem er das, was er ihm brachte, von ſeiner eigenen täglichen Portion ſich abbrach. Da ein ſteiler Felſen zwiſchen dem Kloſter und der Grotte Benedikts lag, ſo hatte er mit dieſem verabredet, daß er von dem Gipfel des Felſens an einem langen Seile das Brod herabließ, und es war daran zugleich eine Glocke befeſtigt, durch deren Schall Benedikt aufmerkſam gemacht werden ſollte, um dahin zu gehen, wo das Seil herabgelaſſen wurde.

Nachdem er drei Jahre in dieſer Grotte zugebracht hatte, wurde er von Hirten, welche in dieſer Gegend die Heerde weideten, entdeckt, und es verbreitete ſich bald unter Vielen die Erzählung von dem Einſiedler, den man aufgefunden. Er erhielt große Verehrung in der ganzen Umgebung, und Viele wetteiferten, ihn mit Lebensmitteln zu verſorgen. Er hatte ſchon ſo großes Anſehen erlangt, daß, als in einem benachbarten Kloſter eine Abtsſtelle erledigt war, die Mönche ihm dieſe antrugen. Er ſagte ihnen zwar voraus, daß er ſich mit ihren wilden Sitten nicht werde vertragen können, doch ließ er ſich überreden. Es geſchah bald, was er vorausgeſagt. Die entarteten, mit ſeiner Strenge unzufriedenen, Mönche ſtellten ſeinem Leben nach; er ſagte ihnen, ſie möchten ſich einen ſolchen Abt wählen, der zu ihrer Gemüthsart paſſe, und er ſelbſt zog ſich wieder in ſeine frühere

Einſamkeit zurück. Aber er war immer mehr Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit geworden. Da die Zerrüttung aller beſtehenden irdiſchen Verhältniſſe, welche aus der Völkerwanderung hervorging, damals die Menſchen deſto mehr antreiben mußte, das zu ſuchen, was von allem irdiſchen Wechſel unabhängig und über denſelben erhaben war, was unter allen irdiſchen Stürmen Ruhe und Frieden gewährte, ſo ſtrömten Viele zu ihm hin, um unter ſeiner Leitung zu der Lebensweiſe ſich zu bilden, welche eine ſolche Zufluchtsſtätte gewährte, welche die Entbehrungen, zu denen eine ſchwere Zeit ohnehin Viele nöthigte, freiwillig ergreifen und lieben lehrte. Viele angeſehene Männer aus Rom übergaben ihm ihre Söhne, auf daß er ſie für das geiſtliche Leben erziehen und bilden ſollte. Er konnte zwölf Klöſter anlegen und vertheilte in jedes derſelben zwölf Mönche unter einem Vorſteher; einige behielt er unter ſeiner eigenen Leitung. Auch Gothen von niederem Stande kamen zu ihm; er beſchäftigte ſie auf eine ihren Körperkräften und ihrer Bildung angemeſſene Weiſe, wie mit Feldbau, mit Ausrottung des Unkrauts, wo Gärten angelegt werden ſollten.

Die Streitigkeiten mit einem benachbarten Prieſter, Florentius, bewogen Benedikt, auch aus dieſer Gegend zu weichen, nachdem er die Mönche der verſchiedenen Klöſter unter angemeſſenen Vorſtehern zurückgelaſſen hatte. Er ſelbſt begab ſich, von Wenigen begleitet, nach den Trümmern eines alten Schloſſes, welches auf einem hohen Berge lag, Castrum Cassinum genannt, wo er zu dem berühmteſten Kloſter des Abendlandes, Monte Caſſino, den Grund legte. Unter den Umwälzungen jener Zeit hatte ſich das Heidenthum hier unter dem Landvolke noch erhalten können, oder hatte hier von Neuem um ſich gegriffen. Benedikt fand noch einen dem Apollo geweihten Hain und Tempel, in welchem von den Bauern geopfert wurde. Er führte die Landleute zum chriſtlichen Glauben, ließ den Hain umhauen und den Tempel zerſtören. An der Stelle des letzten führte er eine dem heil. Martinus geweihte Kapelle auf. Auch der oſtgothiſche König Totila bewies dem Benedikt ſeine Verehrung, und dieſer ſprach freimüthig zu ihm. Die Wirkſamkeit dieſes Mannes iſt ein Vorbild der Wirkſamkeit ſeiner Nachfolger, welche, wie er, mit der Verkündigung des Glaubens, der Zerſtörung des Heidenthums, der Erziehung der Jugend und dem Anbau des Landes ſich beſchäftigten, und dadurch ſo Großes wirkten. Beſonders iſt die von ihm herrührende Regel wichtig als bleibendes Denkmal ſeines Geiſtes und der neuen Geſtaltung, welche durch ihn dem abendländiſchen Mönchthume gegeben ward.

Diese Vorschrift band diejenigen, welche der Vereinigung sich anschlossen, an einerlei Ordnung und Lebensweise im Geistlichen wie in äußern Dingen. Benedikt sah seine Regel während seines Lebens nicht nur von mehrern Klöstern jener Gegend, sondern auch von andern in Sicilien und Frankreich angenommen. In den nächstfolgenden Zeiten gaben zwar einzelne Vorsteher noch besondere Vorschriften, immer mehr aber wurde die seinige zu Grunde gelegt, etwa erweitert, oder es wurden ihr Ortsverhältnisse und besondere Gewohnheiten der Länder angepaßt; keine konnte gegen dieselbe sich ausbreiten oder solche Anerkennung finden. Schon in der Mitte des achten Jahrhunderts wurde durch eine Kirchenversammlung in Deutschland deren Annahme allen Klöstern vorgeschrieben. Denn die Neigung zu Klosterstiftungen war schon damals so allgemein geworden, daß die fränkischen Könige ein Verbot mußten ergehen lassen: es möge kein Mönch, der seine Genossenschaft verlassen wolle, um aus Ehrsucht oder Eitelkeit ein neues Kloster zu gründen, ohne Erlaubniß des Bischofs oder wider Willen seines Abtes dessen sich vermessen. Wie es denn nur der Wachsamkeit der kirchlichen Orden und dem Ernst der weltlichen Fürsten zu verdanken ist, daß der Unfug jener Wandermönche nicht allmählig auch im Abendlande um sich griff.

Dafür erwuchs Benedikts Vorschrift zu einem solchen fruchtreichen Zweig an dem Gesammtbaume der Kirche, daß sie, abgesehen von dem Einfluß, den sie auf die Entwicklung des ganzen Abendlandes übte, schon zur Zeit der Kirchenversammlung zu Constanz 35 Päpste, 200 Cardinäle, 1164 Erzbischöfe, 3512 Bischöfe, eine unzählbare Menge Schriftsteller und 55,460 Heilige zählte, die nach derselben gelebt hatten, und siebenunddreißigtausend Häuser im Verlaufe der Jahrhunderte aus ihr hervorgingen.

Benedikts Lebensvorschrift hat den Zweck, diejenigen, die sich ihr unterwerfen, zu einer innern Vollkommenheit und Würdigkeit für die ewigen Verheißungen des Christenthums auszubilden, deren Erreichung unter den Lockungen der Welt, bei den Stürmen des Lebens und in dem mannigfaltigen Treiben um das Irdische Vielen damals unmöglich schien. Die innern Mittel setzte er in sittliche Würde und Klugheit, Milde und väterliche Fürsorge des Obern, und in willigen Gehorsam der Untergebenen, worin das Verhältniß Christi zu den Seinigen stets fürgebildet werden sollte; in Liebe, freundliches Zuvorkommen und Demuth Aller gegen einander, dann auch gegen Jedermann, daher Uebung der Gastfreiheit; bei dem Einzelnen in

Entſagung und Selbſtverläugnung. Als äußere Mittel ordnete er pünktliche Eintheilung der Zeit, hieran geknüpften Wechſel zwiſchen Gebet, Nachdenken und Arbeit; Beſchränkung der Lebensbedürfniſſe auf das Nothwendige, ohne übertriebenen Werth auf Entbehrungen zu ſetzen, an welche die menſchliche Natur nur ſträubend ſich gewöhnen kann. Um die Uebelſtände zu verhüten, welche das Mönchswesen im Morgenlande in Mißachtung brachten, verpflichtete er jeden Genoſſen zu ſtätem Verweilen an dem Ort ſeiner Aufnahme, und gab, um alle Veranlaſſung zum Herumſchweifen zu benehmen, die Vorſchrift, daß ſämmtliche zur Haushaltung erforderlichen Bedürfniſſe wo möglich innerhalb des Umfangs des Kloſters ſollten bereitet werden.

Die Keime, aus denen ſich der Einfluß und die Bedeutung des Benediktinerordens für die damalige Chriſtenheit raſch entwickelten: Pflege der Wiſſenſchaften, Jugendunterricht ſammt der Erwerbung und dem Anbau von Beſitzthum, liegen alle in der Vorſchrift ſeines Stifters. In jedem Kloſter ſollte eine Bibliothek ſein, und deren Handſchriften in der Faſtenzeit unter die Bewohner zum Leſen vertheilt werden. Zu den an jeden auszutheilenden Geräthſchaften gehörten Schreibſtift und Tafel. Wie ſchon in Subiaco mancher edle und gottesfürchtige Römer ſeinen Knaben dem weit geehrten Mann zur Erziehung brachte, ſo konnte die Genoſſenſchaft auch ferner Knaben, ſei's armer, ſei's begüterter Eltern, zur Erziehung als künftige Glieder aufnehmen; wollten dieſe hiefür jene mit einer Gabe bedenken, ſo mochte dieſelbe angenommen werden, doch nur ſofern ſie ſtets gemeinſam bliebe, denn Beſonderes ſollte Keiner, der in dieſelbe eingetreten, hinfort mehr beſitzen.

Wenn auch Benedikt in der Anordnung, daß in jedem Kloſter eine Bibliothek ſich befinden müſſe, zunächſt gewiß nur der heiligen Schrift und der Werke von Kirchenlehrern gedachte, ſo war hiemit die Möglichkeit eröffnet, auch andere Bücher aufzunehmen. Wir verdanken daher dem Schreibſtift, welches jedem Ordensbruder übergeben wurde, nicht allein beinahe den geſammten Vorrath an Schriftſtellern des Alterthums, welcher auf uns gekommen iſt, ſondern wohl Alles, was wir von den Ereigniſſen in Europa, von den Beſtrebungen des menſchlichen Geiſtes während ſieben Jahrhunderten wiſſen. Die Ueberreſte aller Kenntniſſe, die einſt durch das Abendland verbreitet waren, hatten in den zahlreichen Genoſſenſchaften, die nach Benedikts Vorſchrift lebten, die einzigen Stätten der Pflege, wenigſtens der Bewahrung gefunden; von ihnen aus gingen alle Arbeiten auf jedem

Gebiete der Wiſſenſchaft und nicht leicht eines blieb während eines ſo langen Verlaufs ohne Anbau.

Bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts ging beinahe aller Unterricht, alle Jugendbildung, wie ſie auch ſein mochte, aus den Klöſtern der Benediktiner und den von ihnen abgeleiteten Orden hervor. Mag Benedikt immerhin die Bildung zunächſt nur für ſeine Genoſſenſchaft im Auge gehabt haben, ſie mußte nach dem Untergang ſo vieler ſonſt beſtandenen Schulen, bei dem Mangel an andern Anſtalten, von ſelbſt auch auf Solche ſich ausdehnen, deren Neigung es nicht ſein konnte, in den Orden einzutreten. Es dauerte nicht lange, bis einzelne Klöſter hierin zu vorzüglichem Ruf gelangten und für Alles, was im weiten Umkreiſe durch Anſehen und Reichthum ſich hervorhob, die Bildungsſtätten wurden.

Je länger, deſto weniger blieben jene Schulen auf irgend ein Alter oder auf einen beſondern Kreis des menſchlichen Wiſſens beſchränkt, ſondern von den erſten Anfangsgründen bis hinauf zu der höchſten Stufe, welche jenes damals erreichen konnte, fand ſich in ihnen der Unterricht bereitet. Die Mathematik in allen ihren Verzweigungen bis zur Aſtronomie wurde ebenſo wohl gelehrt, als was die Kenntniß göttlicher Dinge, wie uns die Offenbarung durch Chriſtum in dieſelbe einführt, auf's Vollkommenſte begründen konnte. Neben der Muſik fanden Poeſie und Rhetorik ihren Platz, und die lateiniſche Sprache war, wenn immerhin die vorzüglichſte, doch nicht die einzige, worin Kundige auftraten, ſondern das Griechiſche und Hebräiſche, bisweilen ſelbſt das Arabiſche, gewannen ebenſowohl ihre Bearbeiter.

9.

Kaiſer Juſtinian.

Die Geſchichte und der Roman haben um die Wette die Züge dieſer großen Geſtalt des erobernden Geſetzgebers verfälſcht, welcher das ſechſte Jahrhundert beherrſcht. Der Roman für Juſtinian beginnt im Schooße Griechenlands im Mittelalter mit der Legende des blinden und bettelnden Beliſar, die ſchon im zwölften Jahrhundert verbreitet war. Was die Geſchichte anbelangt, ſo that ſie Doppeltes für ihn ſchon bei ſeinen Lebzeiten: dieſelbe gehäſſige und käufliche Feder Prokops, die ihn öffentlich lobte, übernahm es auch, ihn im Geheimen anzuſchwärzen, ihn wegen derſelben Thaten zu verherrlichen und zu verläſtern, aus ihm hier einen Helden und Engel, dort ein verabſcheuungswürdigeres Ungeheuer als Nero oder Domitian,

oder noch beſſer einen Geiſt der Finſterniß, einen eingefleiſchten Teufel unter der Maske eines Menſchen zu machen. Zwiſchen dieſen beiden Uebertreibungen der Schmeichelei und der Bösartigkeit iſt das Urtheil der Nachwelt zweifelhaft geblieben, und in Folge einer unſerer Natur ziemlich gewöhnlichen Richtung, welche die Satyre der Lobrede vorzieht, beeifern ſich ſelbſt die, denen die öffentliche Wirkſamkeit Juſtinian's eine unwillkürliche Bewunderung abzwingt, dieſelbe durch die Leſung der „Geheimen Denkwürdigkeiten" Prokops zu mäßigen. Wir wollen uns bemühen, dieſen Nebeln auszuweichen und jenen ſo zu ſchildern, wie ihn die unparteiiſchen Zeitgenoſſen erkennen konnten. Seine Perſönlichkeit erfüllt dergeſtalt ein ganzes Jahrhundert, ſelbſt als er nicht mehr exiſtirt, daß man ihn nicht von den Facten trennen kann, ohne dieſe ſelbſt unvollſtändig zu laſſen.

Um das Jahr 474 während der Regierung des Kaiſers Leo waren von Bederiana nach Conſtantinopel drei junge Bauern angekommen, die, einen Stock in der Hand und ein Kriegskleid von Ziegenleder über der Schulter, nebſt einigem ſchwarzen Brod, ihr Glück in der Hauptſtadt verſuchen wollten. Da ſie groß und wohlgewachſen waren, nahm ſie ein Werber in die Miliz des Palaſtes auf, wo alle drei gut ankamen, theils wegen ihres Muthes, theils wegen der Geſchmeidigkeit und Gewandtheit ihres Betragens, welches die Bergbewohner ihres Landes auszeichnete. Einer von ihnen wurde der Kaiſer Juſtin, der von Stufe zu Stufe endlich bis zum oberſten Befehlshaber dieſer ſelben Palaſtmiliz ſtieg, in welche er als einfacher Soldat eingetreten war. Beim Tode des Anaſtaſius wollte der Eunuch und Großkämmerer die Wahl der Armee auf eine ſeiner Creaturen lenken, und überſendete deßhalb Juſtin eine bedeutende Summe Geldes zur Vertheilung unter ſeine Soldaten; Juſtin nahm ſie an, vertheilte ſie, wurde ſelbſt als Auguſtus proclamirt, und man lachte über den Streich, den der Anführer der Garden dem Großkämmerer geſpielt hatte.

Als Juſtin's Glück begründet war, rief er ſeine Schweſter Beglenitza, die Frau eines Bauern aus Taureſium, Namens Iſtok, und deren Sohn Uprauda zu ſich, den er als den ſeinigen erziehen wollte, denn er hatte keine Kinder. Die drei Landleute legten gleichzeitig mit ihrer illyriſchen Tracht ihre Namen ab, welche die höchſten Geſellſchaftskreiſe Conſtantinopels beluſtiget haben würden; man gab ihnen wohlklingende lateiniſche Namen; man fabrieirte ihnen ſelbſt einen Stammbaum, der ſie von einem Zweige der edlen Familie Anicius abſtammen und früher nach Dardanien verpflanzt ſein ließ.

In Folge dieſer lateiniſchen Taufe wurde Begleniza zur Vigilantia, Iſtok zum Sabbatius und Uprauda nahm den Namen Juſtinianus an, den er unſterblich zu machen gewußt hat.

Der Hirt des Hämus hatte in ſeiner Kindheit keine ſorgfältige Erziehung genoſſen, wenn es wahr iſt, daß er, wie Prokopius erzählt, ſeinen Namen nur mit Hülfe einer ausgeſchnittenen Goldplatte unterzeichnen konnte, wo er dann den Zügen mit ſeiner Feder nachfolgte; jedenfalls wollte er, daß dieß mit ſeinem Neffen ganz anders werden ſollte. Der junge Uprauda erhielt die beſten Lehrer in jeder Sache, und dieſe erſtaunten über die unerſättliche Thätigkeit und die Univerſalität ſeiner Kenntniſſe: Beredſamkeit, Poeſie, Rechtswiſſenſchaft, Theologie, Kriegskunſt, Architektur, Muſik, alles wollte er wiſſen und Alles wußte er. Als er Kaiſer geworden war, arbeitete er ſelbſt an den unſterblichen Denkmälern des Rechts, die ſeinen erſten Ruhm begründeten. Seine Berichte an den Senat waren ſtets ſein Werk, und er hielt ſie oft aus dem Stegreiſe, obſchon mit einem etwas rauhen Accent, was ſeinen illyriſchen Urſprung verrieth. Die griechiſche Kirche ſingt noch heute einen der Hymnen, welche er gedichtet und in Muſik geſetzt hat. Endlich wurden noch mehrere Denkmäler in Conſtantinopel und in den Provinzen nach ſeinen Plänen und Angaben errichtet. Was den Krieg und deſſen Zubehör anbelangt, ſo erlernte er die Theorie und Praxis davon, wie alle jungen Römer, theils im Lager, theils auf dem Schlachtfelde. Dieſe Erziehung entwickelte ſich erſt vollſtändig, als Juſtinian Kaiſer geworden war. Juſtinian war damals fünfundvierzig Jahre alt. Bald aber ergriff ihn eine tiefere und weniger bezähmbare Leidenſchaft, als die nach Wiſſen, und beherrſchte ſein ganzes Herz; er ließ ſich durch die Tänzerin Theodora bezaubern, welche damals durch die Liederlichkeit ihres Lebenswandels wie durch ihre erſtaunenswerthe Schönheit das Stadtgeſpräch von Conſtantinopel bildete. Wie ſtark auch die Vorſtellungen ſeiner Mutter, die Weigerungen ſeines Oheims, ja die Verbote des Geſetzes ſelbſt waren, welches ſolche Heirathen unterſagte, da die Komödianten für infam oder verrufen erklärt waren, mit denen jede Heirath für null und nichtig erklärt wurde, ſo wollte ſie Juſtinian doch heirathen, und ſeiner eifrigen Hartnäckigkeit mußte Alles ſich beugen. Der alte Soldat ſelbſt mußte das Geſetz umändern, welches die Ehre ſeines Namens beſchützte. Trotz der Fehler dieſes Weibes und trotz der Uebel, welche ihr Stolz, ihr Groll und ihre Unſittlichkeit dem Reiche verurſachen konnten, trägt man jedoch Bedenken, den zu verdammen, der ſie heirathete, wenn man ſieht,

welche aufrichtige Liebe, welche treue, faſt fromme Verehrung er ſein ganzes Leben hindurch „für die ſehr ehrenwerthe Gemahlin, die ihm Gott gegeben," bewahrte. Der unheilvolle Einfluß Theodora's äußerte ſich beſonders in den Angelegenheiten der Kirche und Italiens. Sie begünſtigte die Monophyſiten; auf ihr Treiben entſetzte der Kaiſer den Papſt Silverius; als darauf Vigilius, welcher der Kaiſerin wegen der Monophyſiten willfährig zu ſein verſprochen, als Papſt anders handelte und anders handeln mußte, wurde er nach Byzanz verbannt und mißhandelt.

Juſtinian war von einer Statur, welche die Mittelgröße überſchritt; er hatte regelmäßige Züge, rothe Geſichtsfarbe, eine breite Bruſt, eine heitere und anmuthige Miene; ſeine Ohren bewegten ſich, worin er mit Domitian übereinſtimmte, der überhaupt zu mehr als einer böſen Anſpielung auf den neuen Kaiſer dienen mußte. Man erzählt, er habe Vergnügen daran gefunden, ſich nach Art der Barbaren, namentlich der Hunnen, zu kleiden. In ſeinem Palaſte führte er das ſtrenge Leben der Anachoreten; während einer Faſtenzeit (dieß ſagt er uns nicht ohne eine Oſtentation ſelbſt) aß er kein Brod, trank nur Waſſer und nahm als ganze Nahrung alle zwei Tage einmal etwas wilde, mit Salz und Eſſig gewürzte Kräuter. Er ſchlief kaum einige Stunden und wachte mitten in der Nacht auf, um an Staats- und Kirchenſachen zu arbeiten, oder in fieberhafter Aufregung die langen Gallerien des Palaſtes zu durchlaufen. Während dieſer Stunden der Schlafloſigkeit und der einſamen Betrachtung machte er ſich mit jenen großen Plänen vertraut, welche in ſeinem Haupte keimten und ihm endlich ſelbſt als Eingebungen Gottes erſchienen. Derartige ziemlich ſonderbare Gewohnheiten verſchafften den Fabeln Glauben, in denen er wie ein Teufel, wie ein bösartiger Geiſt geſchildert wird, der nicht ſchläft, nicht ißt und nichts Menſchliches außer dem äußern Anſehen hat. Dieſe Gabe, die Stunden des Lebens auf dieſe Weiſe zu verdoppeln, geſtattete dem Juſtinian, obſchon er ſpät zur Regierung gekommen war, denn er zählte, wie bereits erwähnt, fünfundvierzig Jahre, allein mehr zu vollbringen, als viele große Kaiſer zuſammengenommen.

Kaum auf den Thron gelangt, begann er jenes große Werk der Geſetzgebung, das ſeitdem Jahrhunderte hindurch beſtanden und den Geſetzgebern der neuen Völker als Leuchtthurm dient. Der Gedanke an einen einzigen Codex knüpfte ſich in ſeinem Geiſte an die Erinnerung der römiſchen Welt, deren Geſetze er ſammelte, erläuterte und erweiterte, ſie aber auch gleichzeitig den erweiterten Sitten anpaßte;

hierauf überließ er den Waffen die Sorge, dieſes Reich zu ſchaffen, für welches er einen Codex vorbereitet hatte.

Will man Juſtinian richtig auffaſſen, ſo muß man ſich ihn in dem feierlichen Augenblicke vorſtellen, wo er ſein Reich in das heldenmüthigſte und unerwartetſte Unternehmen, in den afrikaniſchen Krieg gegen die Vandalen, ſtürzt, dem hierauf der italieniſche gegen die Gothen, dann ein dritter, den er Spanien zudachte, und dem vielleicht ein vierter in Gallien folgen ſollte, allerwärts endlich, wo ſich die barbariſchen Herrſchaften auf der Siegesbeute Roms niedergelaſſen hatten. Er beſaß keine Armee; er ſchuf ſich eine, indem er zunächſt den Krieg nach Perſien trug, woſelbſt er den Frieden dictirte. Aus dieſem Feldzuge gingen Heerführer hervor, welche fähig waren, Alles zu wagen und Alles zu vollbringen, — Beliſar, Narſes, Germanus. Als er ſeinem Geheimrath ſeine Pläne auf Afrika mittheilte, ſtieß er nur auf Erſtaunen, Ungläubigkeit und Schrecken. Seine gefälligſten Miniſter glaubten ihm einen Dienſt zu erweiſen, wenn ſie ſeine Anſicht bekämpften. Man hatte ſich daran gewöhnt, Afrika als verloren und die Vandalen als unbeſiegbar zu betrachten, man wußte nicht mehr recht, ob dieß die alte Provinz des Kaiſerreichs war, mit welcher ſogar die Handelsverbindungen ſo gut wie abgebrochen waren, weil der Praefectus praetorii im Rathe behauptete, daß man länger als ein Jahr brauche, um einen Befehl an die Armee abſenden und die Rückantwort empfangen zu können. Die Soldaten, die ſich vielleicht der Charybdis und Scylla erinnerten, erſchraken vor einem Feldzuge über das Meer, und das Volk murrte bei dem Gedanken einer Steuererhöhung. So blieb Juſtinian mit ſeinem Vorſchlag allein, und er begann ſchon an ſich ſelbſt zu zweifeln, als die Religion ihn wieder feſt machte. Ein Biſchof kam aus dem Innern des Morgenlandes nach Conſtantinopel, bat um eine Audienz und ſprach zu ihm: „Fürſt! Gott, welcher oft durch Träume ſeinen Willen kundgibt, ſchickt mich hierher, um verweiſend zu dir zu ſprechen. Juſtinian, ſagte er zu mir, zögert, meine Kirche von dem Joche der Vandalen, dieſer ruchloſen Arianer, zu befreien. Was fürchtet er? Weiß er nicht, daß ich für ihn ſtreiten werde? Er ergreife die Waffen, und ich will ihn zum Herrn von ganz Afrika machen!“ Juſtinian glaubt an dieſes Wort, das ſeinen eigenen Gedanken entſpricht; die religiöſe Ahnung gibt ihm den politiſchen Glauben wieder, und unter dieſer doppelten Erleuchtung eröffnet er die Reihe ſchneller und glänzender Feldzüge, in denen man Conſtantinopel und Rom befreien und Karthago wieder erobern ſieht. Die übrigen Pläne, welche Juſtinian

hatte auffassen können, verlangten mehr als Ein Menschenleben, und unglücklicherweise hatte er keinen ihm ähnlichen Nachfolger. Man hat, um seinen Ruhm zu verdunkeln, gesagt, er verdanke seine Siege seinen Generälen; allein wem verdankt er denn den Gedanken und die Leitung des Krieges, wenn nicht sich selbst? Seine Regierung gab dem Kaiserreiche vier Heerführer, die denen aus den schönsten Zeiten Roms verglichen werden können: Belisar, Narses und die beiden Germanus; ein ähnliches gutes Glück wird nur großen Königen zu Theil.

10.
Albuin und Rosamunda.

Nachdem Narses das gesammte Volk der Gothen überwunden und vernichtet, dazu eine große Masse Gold und Silber nebst andern reichen Schätzen gesammelt hatte, erhob sich unter den Römern großer Neid wider ihn. Sie verläumdeten ihn also bei dem Kaiser Justinus und dessen Gemahlin Sophia und sprachen diese Worte: „Für die Römer war es wahrlich besser, den Gothen dienstbar zu sein, als den Griechen, wo der Eunuche Narses befiehlt und uns in drückender Knechtschaft hält. Unser gnädigster Fürst weiß das nicht; entweder aber befreie er uns aus Jenes Hand, oder sei versichert, wir überliefern die Stadt Rom und uns selbst fremdem Volke.“ Als das dem Narses zu Ohren kam, erwiederte er ganz kurz die Worte: „Wenn ich mit den Römern schlecht umgegangen sein soll, so will ich es auch schlecht finden.“ Dadurch wurde der Kaiser so heftig gegen Narses aufgebracht, daß er augenblicklich den Longinus nach Italien schickte, um des Narses Stelle als Statthalter zu übernehmen. Narses erschrak über diese Nachricht nicht wenig, und fürchtete sich besonders vor der Kaiserin Sophia so sehr, daß er nicht nach Constantinopel zurückzukehren wagte. Unter anderem habe sie ihm, so wird erzählt, weil er ein Eunuch war, auch das sagen lassen, er solle heimkommen und mit ihren Mägden Wolle spinnen in der Weiberstube. Darauf soll nun Narses das zur Antwort gegeben haben, er wolle ihr ein Gespinnst anfertigen, das sie ihre Lebtage nicht mehr werde entwirren können. Hierauf zog er sich aus Haß und Furcht nach der Stadt Neapel zurück und schickte Boten an das Volk der Langobarden mit der Aufforderung, sie sollten doch ihre ärmlichen Felder in Pannonien verlassen und sich in den Besitz von Italien setzen, das reich an allen Schätzen sei; zugleich schickte er verschiedene Arten von Obst und andere Erzeugnisse Italiens mit,

um dadurch ihre Gemüther noch mehr anzureizen. Die Langobarden nahmen freudig die gute und erwünschte Botschaft auf, und faßten große Gedanken und Hoffnungen für die Zukunft. Sofort wurden in Italien Nachts schreckliche Zeichen sichtbar, feurige Schlachtreihen erschienen am Himmel als Vorbedeutung des vielen Bluts, was bald nachher vergossen ward.

Wie aber Albuin mit den Langobarden gen Italien ziehen wollte, so sandte er noch zu seinen alten Freunden den Sachsen um Hülfe, um in größerer Anzahl von dem ausgedehnten Land Italien Besitz zu nehmen. Es stießen also mehr als 20,000 sächsische Männer mit Weib und Kind zu ihm, um nach seinem Willen mit ihm nach Italien zu ziehen. Jetzt überließ Albuin das eigene Land, nämlich Pannonien, seinen Freunden, den Hunnen, unter der Bedingung jedoch, daß wenn die Langobarden irgend einmal wieder heimzukehren genöthigt würden, sie auch ihr altes Land wieder ansprechen könnten. Die Langobarden verließen also Pannonien, und zogen mit Weib und Kind und Hab und Gut Italien zu, um es in Besitz zu nehmen.

Nachdem Albuin Venetia, was die erste Provinz Italiens ist, ohne irgend ein Hinderniß erreicht und das Gebiet der Stadt, oder vielmehr der Burg Forojuli [1]) betreten hatte, so überlegte er, wem er wohl diese erste eroberte Provinz anvertrauen könnte, und entschloß sich, seinen Neffen Gisulf, einen durchaus tüchtigen Mann, der zugleich sein Marschalk [2]) war, über die Stadt Forojuli und jene ganze Gegend zu setzen. Dieser Gisulf aber erklärte, er werde hier nicht eher die Herrschaft über Stadt und Volk annehmen, als bis ihm die Faren [3]), das heißt die Geschlechter überlassen würden, die er sich aus den Langobarden auslesen wollte. Und so geschah es, da der König ihm seinen Wunsch gewährte. Er erhielt demnach die vornehmsten langobardischen Geschlechter, daß sie mit ihm wohnten, und jetzt erst übernahm er das Ehrenamt eines Herzogs. Er forderte sodann noch von dem König eine Zucht edler Stuten; und auch hierin willfahrte ihm der König freigebig.

Als Albuin an den Fluß Plave (Piave) kam, zog ihm der Bischof Felix von Tarvisium (Treviso) entgegen. Der König ließ ihm, wie er denn höchst freigebigen Sinnes war, das sämmtliche Vermögen seiner Kirche, und bekräftigte das durch eine eigens darüber ausgestellte Urkunde. Darauf eroberte Albuin Vincencia, Verona

1) Cividale in Friaul. 2) Marschalk gleich Stallmeister.
3) Davon das Wort Faron oder Baron.

und viele Städte Venetiens, darnach Liguria, und zog in Mailand ein. Von da aus eroberte er ſämmtliche Städte Liguriens außer den am Meere gelegenen.

Die Stadt Ticinus [1]) beſtand damals eine mehr als dreijährige Belagerung und hielt ſich tapfer. Endlich ergab ſie ſich dem Albuin und deſſen Langobarden. Als nun Albuin von Oſten her durch das St. Johannisthor in die Stadt einzog, da ſtürzte ſein Pferd mitten im Thor, und weder durch die Sporen des Reiters, noch durch die Schläge des Marſchalls konnte es wieder auf die Beine gebracht werden. Da ſprach ein Langobarde zu dem König: „Erinnere dich, mein König, was für ein Gelübde du gethan haſt; breche dieſes grauſame Gelübde, und du wirſt alsbald in die Stadt einziehen; denn wahrhafte Chriſten ſind es, die ſie bewohnen.“ Albuin hatte nämlich gelobt, die geſammte Bevölkerung, weil ſie ſich nicht hatte ergeben wollen, durch das Schwert umzubringen. Als er nun aber jetzt ſein Gelübde brach und den Bürgern Gnade verſprach, da erhob ſich ſein Pferd ſogleich, und als er in die Stadt eingezogen war, ſo hielt er ſein Verſprechen und that Niemanden etwas zu Leide. Da ſtrömte alles Volk zu ihm in den Palaſt, den einſt König Teuderich erbaut hatte, und faßte nach ſo großem Elend wieder frohe Hoffnung für die Zukunft.

Nachdem Albuin drei Jahre und ſechs Monate in Italien regiert hatte, fiel er durch die Anſchläge ſeiner Gemahlin. Die Urſache ſeiner Ermordung war aber folgende. Als er in Verona länger, als er hätte thun ſollen, fröhlich bei einem Gelage ſaß, den Becher vor ſich, den er aus dem Schädel ſeines Schwiegervaters, des Königs Kunimund hatte machen laſſen, da befahl er auch der Königin Wein zu reichen, und forderte ſie ſelbſt auf, luſtig mit ihrem Vater zu trinken. Möge dieß Keiner für unmöglich halten, ich rede die Wahrheit in Chriſto, und ich ſelbſt habe dieſen Becher geſehen, wie ihn der Fürſt Ratchis bei einer feſtlichen Gelegenheit einſt in Händen hielt und ihn ſeinen Gäſten zeigte. Wie nun Roſamunda ſolches hörte, da regte ſich tiefer Schmerz in ihrem Herzen, den ſie nicht zu unterdrücken vermochte; und ſie glühte von dem Verlangen, durch die Ermordung des Gemahls den Tod des Vaters zu rächen, und verſchwor ſich bald darauf mit Helmigis, des Königs Skilpor, das iſt Schildträger und Milchbruder, zur Ermordung Albuins. Helmigis rieth der Königin, den Peredeus, der ein ungemein ſtarker Mann

1) Pavia.

war, zu dem Anschlag beizuziehen. Rosamunda that es, und als sich Albuin um Mittag zur Ruhe gelegt hatte, hieß sie Alles im Palast stille sein, schaffte alle Waffen bei Seite bis auf des Königs Degen, den sie zu Haupten des Ruhebettes fest band, daß er ihn weder aufheben, noch aus der Scheide ziehen konnte, und dann ließ das unnatürlich grausame Weib nach dem Rathe des Peredeus den Mörder Helmigis herein. Albuin erkannte, sobald er aufwachte, die Gefahr, die ihm drohte, und griff schnell nach seinem Schwert, aber es war so fest angebunden, daß er es nicht wegreißen konnte; da nahm er einen Fußschemmel und wehrte sich damit einige Zeit. Aber ach! der streitbarste und kühnste Mann vermochte nichts gegen seinen Feind und ward wie ein Schwächling umgebracht; er, der durch die Besiegung so vieler Feinde sich den größten Kriegsruhm erworben hatte, fiel durch die Ränke eines Weibes. Sein Leichnam wurde unter lautem Jammern und Klagen der Langobarden unter den Stufen einer zum Palast hinaufführenden Treppe beigesetzt.

Helmigis suchte nun nach Albuins Ermordung die Herrschaft an sich zu reißen, aber es gelang ihm nicht, da die Langobarden voll Schmerz über den Tod ihres Königs ihn umzubringen trachteten. Rosamunda schickte daher alsbald zu Longinus, dem Statthalter von Ravenna, und ließ ihn bitten, ihr so schnell als möglich ein Schiff zu schicken, auf dem sie von dannen fliehen könnten. Longinus leistete dem mit Freuden Folge und sandte sogleich ein Schiff ab, auf dem dann Helmigis mit Rosamunda, die bereits sein Weib geworden war, bei Nacht entfloh. Sie nahmen die Albisinda, des Königs Tochter und den ganzen langobardischen Schatz mit sich fort und gelangten schnell nach Ravenna. Da lag der Statthalter Longinus der Rosamunda an, den Helmigis umzubringen und sich mit ihm zu vermählen. Sie, zu jeder Schlechtigkeit gern bereit, und zugleich von dem Wunsche erfüllt, Herrin von Ravenna zu werden, erklärte sich einverstanden damit, und als Helmigis aus dem Bade kam, reichte sie ihm einen Gifttrank dar, den sie für besonders gesund ausgab. Wie jener aber merkte, daß er den Becher des Todes getrunken, so zog er das Schwert gegen Rosamunde und zwang sie, den Rest zu trinken. Und also starben durch das Gericht des allmächtigen Gottes die ruchlosen Mörder in Einer Stunde.

11.

Die Königin Teudelinda.

Authari, der Langobardenkönig, schickte Gesandte nach Bayern, und ließ durch sie um die Tochter König Garibalds werben. Garibald nahm sie freundlich auf und versprach dem Authari seine Tochter Teudelinda zu geben. Als die Gesandten mit dieser Nachricht zu Authari zurückkamen, so kam ihm das Verlangen an, seine Braut mit eigenen Augen zu sehen; er suchte sich wenige, aber rüstige Leute, und darunter einen ihm ganz treu ergebenen Mann, gleichsam ihr Haupt, unter seinen Langobarden aus, und zog mit ihnen alsbald gen Bayern. Als sie nach Gesandtenbrauch vor den König Garibald geführt worden waren und jener, der das Haupt der mit Authari gekommenen Gesandten vorstellte, nach der Begrüßung die gebräuchlichen Worte gesprochen hatte, so trat Authari, der von Niemand erkannt wurde, näher auf König Garibald zu und sprach: „Mein Gebieter, der König Authari, hat mich eigens darum gesandt, damit ich eure Tochter, seine Braut, die unsre künftige Herrin ist, sehen soll, auf daß ich meinem Herrn sicherer berichten kann, wie ihre Gestalt ist.“ Wie das der König hörte, so ließ er seine Tochter holen, und als nun Authari sie schweigend angeschaut hatte, wie schön sie war, und sie ihm in Allem sehr wohl gefiel, so sprach er zu dem Könige: „Da uns die Gestalt deiner Tochter wohl gefällt und wir sie darum zu unsrer Königin wünschen, so möchten wir, falls es eurer Herrlichkeit beliebt, einen Becher Weins aus ihrer Hand entgegennehmen, wie sie ihn uns später reichen wird.“ Als der König einwilligte, daß es so geschehe, so reichte Teudelinda zuerst jenem den Becher mit Wein, der das Haupt zu sein schien, und hierauf dem Authari, von dem sie nicht wußte, daß es ihr Bräutigam sei; als dieser getrunken hatte und ihr nun den Becher zurückgab, so berührte er, ohne daß es Jemand bemerkte, ihre Hand mit dem Finger und strich ihr mit seiner Rechten von der Stirne über Nase und Wangen herab. Ganz schamroth erzählte das Teudelinda ihrer Amme; da sagte diese zu ihr: „Wenn dieser Mann nicht selbst der König und dein Bräutigam wäre, so hätte er auf keinen Fall dich zu berühren gewagt. Laßt uns aber einstweilen stille sein, damit dein Vater nichts davon erfährt. Denn wahrlich ist es ein Mann, der es wohl verdiente, König zu sein, und mit dir vermählt zu werden.“ Es blühte aber damals Authari in jugendlichem Mannesalter, war

von edler Geſtalt, hellgelocktem Haare, röthlichem und ſchönem Antlitz. Bald nachher machten ſie ſich mit königlichem Geleite wieder auf den Weg zurück nach ihrer Heimath und zogen eilig durch das Gebiet der Noriker. Die Provinz Norikum, welche von dem Volk der Bayern bewohnt wird, gränzt aber gegen Morgen an Pannonien, gegen Abend an Schwaben, gegen Mittag an Italien, gegen Mitternacht an die Donau. Als nun Authari an die Nähe der Gränze von Italien gekommen war, und die Bayern, die ihm das Geleite gaben, noch um ſich hatte, ſo erhob er ſich, ſo ſehr als er konnte, auf dem Pferd, das ihn trug, und ſtieß mit aller Macht die Streitaxt, die er in der Hand trug, in einen naheſtehenden Baum und ließ ſie darin ſtecken und ſprach dazu die Worte: „Solche Hiebe führt Authari.“ Wie er das geſprochen hatte, erkannten die Bayern, die ihm das Geleite gaben, daß er der König Authari ſelber ſei. Als nun nach einiger Zeit Garibald durch den Anzug der Franken in Noth kam, da floh ſeine Tochter Teudelinda mit ihrem Bruder, der Gundwald hieß, nach Italien, und ließ ihrem Verlobten Authari ihre Ankunft melden. Der ging ihr ſogleich in ſtattlichem Aufzuge zur Hochzeit entgegen, und traf ſie auf dem Sardisfeld oberhalb Verona, wo am fünfzehnten Tage des Wonnemonats unter allgemeinem Jubel das Beilager vollzogen wurde. Es war aber damals neben andern langobardiſchen Herzogen auch Agilulf zugegen, der Herzog von Turin. Wie nun daſelbſt bei einem Gewitter, das ſich erhob, ein Stück Holz, das im königlichen Hofe lag, unter gewaltigem Krachen des Donners von einem Blitzſtrahl getroffen wurde, ſo ſprach einer ſeiner Sklaven, der ein Wahrſager war, und vermöge teufliſcher Kunſt wußte, was für ein zukünftiges Ereigniß der Blitzſtrahl bedeute, zu Agilulf: „Dieſes Weib, das ſich ſo eben mit unſerem Könige vermählt hat, wird nach nicht langer Zeit deine Gemahlin werden.“ Als das Agilulf hörte, drohte er ihm, den Kopf abzuſchlagen, wenn er noch ein einziges Wort davon ſpreche. Jener aber verſetzte: „Ich mag getödtet werden, aber gewiß iſt, daß dieſe Frau dazu in unſer Land gekommen iſt, daß ſie dir angetraut werde.“ Die Prophezeihung ging bald in Erfüllung. König Authari ſtarb bereits nach ſechsjähriger Herrſchaft. Der Königin Teudelinda aber erlaubten die Langobarden, weil ſie ihnen ſo wohlgefiel, ihre königliche Würde zu behalten, und riethen ihr, ſich aus ſämmtlichen Langobarden einen neuen Gemahl auszuwählen, welchen ſie wollte, nur aber einen ſolchen, der das Regiment kräftig führen könnte. Sie ging nun mit verſtändigen Männern zu Rath und wählte Agilulf,

Digitized by Google

den Herzog von Turin, ſich zum Gemahl, dem Volk der Langobarden zum König. Es war dieſer Agilulf ein tüchtiger und ſtreitbarer Mann und an Leib und Seele zur Führung der Herrſchaft wohl geeignet. Die Königin entbot ihn ſogleich zu ſich und zog ihm ſelbſt bis nach der Stadt Laumellum entgegen. Als er zu ihr gekommen war, ſo ließ ſie ſich, nachdem ſie einige Worte mit ihm gewechſelt, Wein bringen, trank zuerſt und reichte dann den Reſt dem Agilulf hin. Wie dieſer den Becher von ihr entgegennahm und dann ihre Hand mit Ehrfurcht küßte, ſo ſprach die Königin lächelnd und erröthend, der dürfe ihr nicht die Hand küſſen, der ihr einen Kuß auf den Mund drücken ſollte. Darauf hieß ſie ihn ſich erheben und ſie küſſen, und ſprach ihm von Hochzeit und Königthum. Was weiter? Unter großem Jubel wurde die Vermählung gefeiert, und Agilulf, der von mütterlicher Seite ein Verwandter des Königs Authari war, erhielt Anfangs November die königliche Würde. Später jedoch ward er in einer allgemeinen Verſammlung der Langobarden im Monat Mai zu Mailand auf den königlichen Thron geſetzt.

Mehr als ihre Gemahle Authari und Agilulf hat die Königin ſelbſt als eine weiſe und religiöſe Fürſtin auf den Ruhm der Geſchichte Anſpruch. Teudelinda war dem katholiſchen Glauben von ganzem Herzen ergeben. Auch die Langobarden bekannten ſich zur chriſtlichen Lehre, aber viele von ihnen hatten die arianiſche Irrlehre angenommen. Dazu herrſchten noch manche heidniſche Bräuche unter ihnen; auch war ihr Haß gegen die katholiſche Kirche ſo heftig, daß ſie einmal vierhundert katholiſche Chriſten ermordeten, weil dieſe ſich weigerten, an einem heidniſchen Opfer Antheil zu nehmen, bei welchem die Langobarden unter Geſang und Tanz nach ihrem Brauch dem Dämon einen Ziegenkopf opferten. Solcherlei Greuel gewahrte die fromme Königin mit großem Jammer und Schmerz ihrer Seele. Tag und Nacht flehte ſie zu Gott, er wolle die Herzen ihres Volkes erleuchten und zur Erkenntniß der Wahrheit führen. Zu gleicher Zeit war ſie emſig bemüht, ihren Gemahl, welcher gleichfalls Arianer war, von dem Glauben der katholiſchen Kirche zu überzeugen. Bei dieſem frommen Werke unterſtützte ſie mit Rath und Ermahnung Papſt Gregor der Große, einer der weiſeſten und erhabenſten Männer, welche jemals auf dem Stuhle Petri ſaßen. Teudelinda führte beſtändig Briefwechſel mit ihm. Nach vielen Mühen ſah ſie endlich ihr Werk von dem Segen Gottes gekrönt. Noch bei ihren Lebzeiten ward das Volk der Langobarden dem größten Theile nach von der Irrlehre des Arius abgewendet und zum katholiſchen Glauben

bekehrt. Auch ihr Sohn Adaloald wurde auf diesen Glauben getauft. Von diesem freudigen Ereignisse setzte Teudelinda den Papst Gregor in Kenntniß. Dieser antwortete mit einem freudigen Glückwunsche, welchem ein Kreuzpartikel als Geschenk für den Prinzen, ein Evangelienbuch und drei mit Edelsteinen verzierte Ringe beigelegt waren. In ihrem Eifer baute die Königin viel herrliche Gotteshäuser, darunter die hochberühmte Kirche zu Monza, Johannes dem Täufer zu Ehren. In dieser Kirche ward auch die eiserne Krone aufbewahrt, eine goldene Krone, inwendig mit einem eisernen Ring versehen, welcher aus einem Nagel vom Kreuze Christi geschmiedet worden sein soll. Mit dieser eisernen Krone sind nachmals die deutschen Kaiser als Könige von Italien gekrönt worden. Auch Kaiser Napoleon hat sie auf sein Haupt gesetzt.

Also lebte und wirkte Teudelinda unter dem Volke der Langobarden. Nach dem Tode ihres Gemahls Agilulf führte ihr Sohn Adaloald die Herrschaft. Teudelinda stand ihm jedoch mit klugem Rathe bei, bis sie nach etlichen Jahren selig im Herrn entschlief. (Zwischen 624—26).

12.

Papst Gregor der Große.

Der sociale Einfluß der Kirche wurde erst durch den Papst Gregor den Großen recht sichtbar, da Alles hinweggeräumt war, was demselben bis dahin im Wege gestanden hatte; mit ihm fängt die dritte Periode in der Geschichte der Kirche an. In der ersten, die mit der Bekehrung Konstantin's endigt, war die Kirche nicht gesetzlich anerkannt, sondern oft als eine staatsgefährliche Gesellschaft bezeichnet und verfolgt worden. Die Päpste, deren viele den Martertod starben, gaben das Beispiel heldenmüthigen Eifers und festen Glaubens. Als die Verfolgungen der heidnischen Kaiser ein Ende nahmen, begannen die Eingriffe der christlichen Kaiser in die Rechte, ja selbst in die Lehren der Kirche. Irrgläubige Secten fanden Schutz und Unterstützung bei den Kaisern, die Päpste vertheidigten mit unerschütterlichem Muthe und unermüdlicher Wachsamkeit die Rechte der Kirche gegen die Kaiser, und die Reinheit der Lehre gegen die Irrgläubigen. Die Einwanderungen der Germanen und die Eroberung der römischen Provinzen durch dieselben nahmen die Sorge der Päpste auf's Neue in Anspruch; denn die Germanen waren entweder noch Heiden oder Arianer, und standen so der katholischen Bevölkerung

der eroberten Länder feindlich entgegen. Die Päpſte nahmen ſich derſelben an, ſtärkten ſie im wahren Glauben, und ſuchten ihre Lage, ſo viel ſie es vermochten, zu erleichtern. Kaum waren die Wanderungen vorüber und die neuen germaniſchen Reiche geſtiftet, ſo beförderten die Päpſte das große Werk der Bekehrung und Civiliſirung jener Völker mit allen ihnen zu Gebot ſtehenden Mitteln. Gregor der Große ging darin mit dem großartigſten Beiſpiele voran. Dieſer Papſt war einer jener ſeltenen Menſchen, die ihre Zeit verſtehen und die Stellung, in welche die Vorſehung ſie geſetzt, würdig ausfüllen. Aus einer reichen patriziſchen Familie Roms, der Anicius ſtammend, und durch Geiſt und Liebe zu den Studien ausgezeichnet, beſtimmte er ſich zuerſt für das öffentliche Leben. Der Kaiſer Juſtin II. wußte keinem Würdigeren die Stelle eines Stadtpräfekten Roms anzuvertrauen, zu einer Zeit, wo die Langobarden die griechiſche Herrſchaft in Italien bedrohten. Gregor's Feſtigkeit und Gewandtheit retteten Rom. Doch gab er bald dieſe ehrenvolle Stelle auf, um dem Beiſpiele ſeiner frommen Eltern zu folgen, und ſich von der Welt zurückzuziehen: ſein Vater Gordian war Prieſter geworden, und ſeine Mutter Silvia hatte ſich in ein Kloſter begeben. Gregor ſelbſt hatte ſein Vermögen zur Stiftung von ſieben Klöſtern verwendet, in eines derſelben, das des heiligen Andreas, ging er ſelbſt. Als er aber von einigen angelſächſiſchen Gefangenen, die in Rom als Sklaven verkauft wurden, erfahren hatte, daß ihre Landsleute noch Heiden ſeien, kaufte er ſie los und verließ Rom mit Bewilligung des Papſtes, um in England das Evangelium zu predigen. Das Volk in Rom, das ihn ſeiner hohen Tugenden wegen liebte, erwirkte ſeine Zurückberufung. Er wurde Diakon der römiſchen Kirche und ging als päpſtlicher Legat nach Conſtantinopel, wo er ſich die Liebe und das Wohlwollen der Kaiſer Tiber und Mauritius erwarb, obſchon er ſich mit Feſtigkeit den Eingriffen dieſer Fürſten in die Rechte der Kirche widerſetzte. Nach ſeiner Rückkehr nach Rom ging er wieder in ſein Kloſter, deſſen Abt er wurde; der Papſt aber bediente ſich ſeiner in allen wichtigen Angelegenheiten.

Bei dem Tode des Papſtes Pelagius war in Rom unter Clerus und Volk nur eine Stimme für Gregor: aber er verweigerte die Annahme einer Würde, deren ſchwere Verpflichtungen er erkannte; er verließ heimlich Rom und flüchtete in eine Höhle in den Apenninen. Zugleich ſchrieb er an den Kaiſer Mauritius und bat ihn, ſich der gemachten Wahl zu widerſetzen. Dieſer, der ihm durch Freundſchaft verbunden war, ſtimmte den Römern bei, und Gregor, deſſen Aufenthalt

entdeckt worden, wurde nach Rom zurückgebracht und zum Papste geweiht. Die Lage der Kirche und des römischen Stuhles war in der That eine der schwierigsten: umringt und ohne Unterlaß bedrängt von heidnischen oder ketzerischen Völkern, war sie zugleich den beständigen Eingriffen und willkührlichen Maßregeln des Hofes von Constantinopel ausgesetzt, der einerseits ihre freie Thätigkeit hemmen, und andererseits sich ihrer zu politischen Zwecken bedienen wollte. England war durch die germanische Einwanderung größtentheils wieder heidnisch geworden, und bei den Briten war Glaube und Zucht erschlafft: das Laster der Simonie hatte den Clerus bei den Franken entwürdigt; die halb heidnischen, halb arianischen Langobarden verfolgten die katholische Religion in Italien und bedrohten Rom mit einem Angriff; das griechische Reich konnte sich nur mit Mühe der Perser und der Avaren erwehren; das Schisma von Aquileja, wo der Erzbischof dieser Stadt und mehrere seiner Suffraganbischöfe den Entscheidungen des letzten allgemeinen Concils beizustimmen sich weigerten, sowie die überhand nehmende Irrlehre der Donatisten in Afrika trübten den Frieden in der Kirche; eine furchtbare Pest verheerte Rom und Italien. Dieß waren die Umstände, unter denen Gregor den päpstlichen Stuhl bestieg.

Die erste Sorge Gregor's war auf die Angelegenheiten der Kirche gerichtet, und seine unermüdliche Thätigkeit erstreckte sich über alle Länder von den Gränzen Schottland's bis zu den Sandwüsten Afrika's, und von den Ufern des atlantischen Meeres bis zum Indus. Er umgab sich mit Männern von der ausgezeichnetsten Frömmigkeit, und führte ein wahrhaft klösterliches Leben in seinem Palaste. Spitäler, Zufluchtsstätten für Arme und Alte, Schulen für Kinder und Waisen wurden in Rom auf seine Kosten errichtet, und die Abgaben der auf den Gütern der römischen Kirche in Italien und Sicilien ansäßigen Colonen vermindert. Wichtiger war Gregor's Thätigkeit zur Beendigung des Schisma's von Aquileja, welches ihm durch Berufung eines Concils in Rom gelang, und zur Ausrottung der donatistischen Irrlehren, wozu er die afrikanischen Bischöfe auf's Nachdrücklichste ermahnte. Seine Bemühungen zur Wiederherstellung der kirchlichen Zucht in den fränkischen Reichen und in Spanien, die durch Simonie gänzlich untergraben worden, blieben nicht ohne Erfolg, wie seine Briefe an die fränkischen Bischöfe, die Königin Brunhildis und Childebert von Austrasien, beweisen. Zu gleicher Zeit widersetzte er sich mit Festigkeit den Anmaßungen des Patriarchen von Constantinopel, Johannes, der durch ein äußerlich strenges Leben,

welches ihm den Beinamen des „Faſters“ verſchaffte, ſeinen Ehrgeiz bedecken wollte, aber dennoch den Titel eines ökumeniſchen Biſchofes ſich beilegte. Gregor verwies ihm dieſe Eitelkeit, und unterſagte ihm eine Benennung, die nur dem Haupte der Kirche zukam. Als Beiſpiel der Demuth nannte er ſich ſelbſt einen Knecht der Knechte Gottes (servus servorum Dei).

Das größte Verdienſt für Europa's Zukunft erwarb ſich Gregor durch ſeine mit dem glänzendſten Erfolge gekrönten Bemühungen zur Zurückführung von drei mächtigen Völkern in den Schooß der Kirche. Die Bekehrung der heidniſchen Angelſachſen war ſein Werk, wenn ſie gleich erſt ein Jahrhundert nach der Ankunft der von ihm nach England geſandten Glaubensboten vollendet wurde. Ihm gelang es, mit Hülfe der katholiſchen Fürſtin Theodelinde, deren Gemahl, den König Agilulf, zum wahren Glauben zu führen, und ſo die Rückkehr der arianiſchen Langobarden zur Kirche vorzubereiten [1]). Sein Rath und ſeine Ermunterungen förderten mächtig das Werk der Bekehrung der arianiſchen Weſtgothen, welches ſein Freund, der Biſchof Leander von Hispalis angefangen, und das von dem frommen Könige Reccared dem Katholiſchen vollendet wurde. England, Italien und Spanien wurden ſo der großen chriſtlichen Völkerfamilie Europa's einverleibt. — Gregor's Feſtigkeit und Würde den Kaiſern von Conſtantinopel, Mauritius und dem grauſamen Phokas, gegenüber war ein Fingerzeig für ſeine Nachfolger, wie ſie ſich in den für den römiſchen Stuhl ſo ſchwierigen Verhältniſſen zu benehmen hätten. Er widerſetzte ſich dem Edicte des Kaiſers Mauritius, welches den öffentlichen Beamten den Eintritt in den geiſtlichen oder klöſterlichen Stand unterſagte, und nahm die Einwohner in den Provinzen gegen die Gewaltmaßregeln der kaiſerlichen Beamten in Schutz. Zugleich aber bot er Alles auf, um das Anſehen des Kaiſers in Rom und den anderen griechiſchen Provinzen Italiens aufrecht zu erhalten, und dieſelben gegen die Angriffe von Seiten der Langobarden zu vertheidigen. Mitten unter dieſen vielfachen Beſchäftigungen fand Gregor noch Zeit zu eben ſo gründlichen, als umfaſſenden wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Unvergänglich ſind ſeine Verdienſte um den Kirchengeſang, dem er ſeine Vollendung und Würde gab, ſo daß derſelbe mit Recht ſeinen Namen erhalten und bis zu unſeren Zeiten der Gregorianiſche genannt wird. Seine Liebe zur Jugend und der

1) S. die beſonderen Schilderungen: „Theodelinda“ und die „Bekehrung der Angelſachſen.“

Eifer, mit dem er sich dem Unterricht und der Erziehung derselben widmete, haben ihn zum Patron der Schuljugend gemacht.

Wenn die bisherige kurze Darstellung der reichen Thätigkeit Gregor's uns mit hoher Achtung vor dem großen Geiste und Eifer dieses Papstes erfüllen muß, so steigert sich unsere Ehrfurcht vor demselben, wenn wir erfahren, daß er während seines ganzen Pontifikats mit Krankheiten heimgesucht war, welche seit dem Jahre 599 seine Schmerzen in dem Maße erhöhten, daß er mehrere Jahre hindurch das Bett nicht mehr verlassen konnte. Aber auch die höchsten körperlichen Leiden konnten seine Thätigkeit nicht hemmen, und er fuhr fort, von dem Krankenlager aus die Kirche zu regieren und in das politische Leben seiner Zeit einzugreifen. Doch sehnte er sich, des kummervollen Lebens überdrüssig, zuletzt nach dem Tode, welcher ihm Erlösung von seinen Leiden brächte. Den 12. März 604 starb Gregor, nachdem er dreizehn Jahre, sechs Monate und zehn Tage den Stuhl Petri innegehabt. Die Beschreibung, welche Johannes Diaconus (im neunten Jahrhundert) nach einem von ihm selbst in Rom gesehenen und wahrscheinlich noch bei Gregor's Lebzeiten gemalten Bilde von dessen Aeußern entwirft — die hohe Stirne, die Habichtsnase nebst dem hervorragenden Kinn — führt uns das ausdrucksvolle, markirte Profil eines ächten Römers vor, als welchen er sich auch durch die Ausdauer und Zähigkeit seines Willens und durch die übrigen Eigenschaften seiner Herrschernatur im Leben erwies. Sonst war Gregorn ein mildes und gütiges Herz eigen. So streng und unnachgiebig er sich zeigte, wenn es sich um Durchführung seiner Grundsätze handelte, so nachsichtig ließ er sich gegen die Reuigen finden, so herablassend und liebevoll war er gegen Schwache und Leidende, wie denn tiefe Demuth unter seinen Tugenden die hervorstrahlende war. Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft übte er in solchem Umfange, daß sich in späteren Zeiten eine Menge lieblicher Legenden an diesen Zug seines Charakters angeknüpft haben.

13.

Die Bekehrung der Angelsachsen.

Erhebend und ansprechend ist die Bekehrungsgeschichte der Angelsachsen — so nannte man die auf die Insel eingewanderten Germanischen Stämme, da die Angeln und Sachsen die Mehrzahl bildeten.

Man sollte vermuthen, die Briten seien es gewesen, welche, besiegt durch das Schwert der Angelsachsen, sich beeilt hätten, ihre

Besieger durch das geistige Schwert des göttlichen Wortes zu unterjochen. Allein die Briten thaten nichts, um sich ihre Feinde und Herrn zu Brüdern und Freunden in Christo umzuwandeln. Gewiß ist es, daß sie im Allgemeinen keine andern Gedanken und Gefühle gegen ihre Ueberwinder in sich aufkommen ließen, als die eines tödtlichen Hasses und einer ohnmächtigen Rache, und daß es ihnen recht sehr an großen und edlen Männern mangelte, welche auf die Feinde die Segnungen des Christenthums auszugießen bereit gewesen wären.

Wenn aber die Briten ihren Feinden die frohe Botschaft vorenthielten, so war dagegen in weiter Ferne ein Mann um das Seelenheil der Angelsachsen besorgt, der seiner Stellung nach den höhern Auftrag hatte, die Gesammtheit der christlichen Völker zu weiden, und auch die noch nicht bekehrten Nationen auf die himmlische Weide zu führen. Dieser Mann war Papst Gregor I., ein gottesfürchtiger, liebreicher, eifriger und gelehrter Oberhirt der Kirche. Es drängte ihn, mit den ihm übergebenen Himmelsschlüsseln Allen das Heiligthum aufzuschließen, die noch außerhalb desselben standen; immerdar schlugen an seiner großen Seele die Worte des guten Hirten an: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe!“ und also umfaßte er mit rastloser Thätigkeit den Occident und Orient, und spähte nach allen Seiten hin, ob sich etwa Böses entwurzeln und guter Samen ausstreuen ließe. Seine weltumfassende Sorgfalt führte seinen Geist auch auf die britische Insel. Hier sah er tapfere Bewohner noch in der Nacht des Heidenthumes sitzen, und sie zu bekehren war der erste Gedanke, der sich unmittelbar an die Betrachtung des traurigen Zustandes dieser noch unerleuchteten Heiden knüpfte. Eigentlich war dieser Gedanke schon in frühern Jahren in ihm aufgestiegen. Denn zur Zeit, da er Gott noch im Mönchsgewande diente, ging er eines Tages zu Rom über den Markt, und erblickte ausgezeichnet schöne angelsächsische Jünglinge als Sklaven zum Kaufe feilgeboten. Er erkundigte sich um ihr Vaterland und erfuhr, es seien Angeln aus Deira. Gregor, stets in himmlische Gedanken versenkt, und alles Irdische sogleich auf das Ueberirdische beziehend, dachte von diesem Momente an ernstlich daran, aus den schönen Angeln Engel und Bürger des Himmelreichs zu bilden, und wollte als Missionär nach Britannien reisen. Allein das römische Volk willigte niemals in seine Abreise, und so konnte er seine sehnlichsten Wünsche nicht zur Ausführung bringen. Nachdem er nun aber zur Würde des obersten Statthalters Christi auf Erden erhoben worden, nahm er den ungern aufgegebenen Plan alsobald wieder auf. Vorbereitungsweise ließ er

gefangene angelsächsische Knaben unter siebzehn oder achtzehn Jahren aufkaufen, in Begleitung eines Priesters, der beauftragt war, sie im Falle einer gefährlichen Erkrankung auf dem Wege zu taufen, in Klöster bringen und als Christen erziehen. Darauf folgte bald die Ausführung des Bekehrungswerkes der ganzen Nation, die nun schon, wiewohl unbewußt, dem Herrn die Erstlingsfrüchte dargebracht hatte. Es bestand zu Rom ein Kloster unter Anrufung des heil. Apostels Andreas, welches Gregor nach dem Tode seines Vaters in seinem eigenen Hause gestiftet, und als Mönch und Abt mit dem Glanze aller Tugenden eingeweiht hatte. Hier lebte und wirkte auch nach Gregor's Entfernung und Erhebung sein Geist in den frommen Mönchen fort. Entfernt von dem Getriebe der Leidenschaften und einzig mit den ewigen Angelegenheiten beschäftiget, hatten sie Christum angezogen und sich befähiget, ihn mit Segen zu verkünden. Diese gottesfürchtigen Mönche wurden vom Papste zu Missionären der Angelsachsen bestimmt. Vierzig an der Zahl und den Abt Augustin an der Spitze, traten sie im Jahre 596 die Missionsreise an. Aber so muthig sie zu ihrem Werke ausgegangen waren, so ließen sie sich dennoch einschüchtern; überall hörten sie von der Grausamkeit der Engländer, von der Rohheit ihrer Sitten, von der Schwierigkeit, ihre Sprache zu erlernen, und von den Gefahren des Meeres erzählen. Das brach ihren Muth, und sie schickten von Lerins in Gallien aus den heiligen Augustin mit der Bitte an Papst Gregor zurück, er möchte ihnen die Rückkehr nach Rom gestatten. Allein Gregor willigte nicht ein; es wäre besser gewesen, antwortete er ihnen, das gute Werk gar nicht zu unternehmen, als von dem einmal begonnenen abzustehen; sie möchten es nur unter dem Schutze Gottes und im Hinblick auf den ewigen Lohn fortsetzen und vollenden; dann werde er sich einst im Himmel über die Frucht ihrer Arbeit freuen und an ihrem Lohne theilnehmen können; da es ihm zwar unmöglich sei, unmittelbar mit ihnen zu arbeiten, aber am Willen zu arbeiten nicht fehle. Mit diesem schriftlichen Zuspruch verband er Empfehlungsschreiben an die fränkischen Könige und Bischöfe, worin er die Missionäre ihrer Liebe und ihrem Schutze empfahl und um ihre thätige Mitwirkung flehte, weil die Engländer großes Verlangen nach dem christlichen Glauben trügen, leider aber die gallischen Priester diesem Verlangen bisher noch nicht entgegengekommen seien. Neu gestärkt durch des Papstes Aufmunterung setzten die Missionäre die Reise fort, und landeten 597 auf der Insel Thanet.

Noch nie hat Gott die Gefäße seiner Auserwählung zu groß-

artigen Unternehmungen begeistert, ohne ihnen vorher die Wege angebahnt zu haben.

Angelangt auf dem Schauplatz ihrer apostolischen Wirksamkeit, fanden nämlich die frommen Mönche das Herz des Königs Ethelbert von Kent, auf dessen Gebiet sie den Fuß gesetzt hatten, durch den, der die Herzen der Könige lenkt, gegen die christliche Wahrheit nicht feindselig gestimmt. Denn als sie den König mittelst ihrer Dollmetscher hatten bedeuten lassen, sie seien mit der frohen Botschaft des ewigen Lebens weither von Rom gekommen, erschien er selbst nach einigen Tagen auf der Insel und empfing sie auf freiem Felde unter einer Eiche, um nicht etwa, wenn er sie in einem Hause spräche, von ihnen verzaubert zu werden. In Prozession und unter Vortragung eines silbernen Kreuzes und einer Fahne, worauf das Bildniß des göttlichen Erlösers gemalt war, Litaneien absingend und den Gesang mit dem Gebete vermischend, gingen sie ihm entgegen, und verkündeten einfach und unerschrocken das heilige Evangelium. Darauf erwiederte der König: „Eure Worte und Verheißungen klingen zwar schön, allein da sie neu und ungewiß sind, kann ich ihnen meine Zustimmung nicht gewähren, und um ihretwillen dem alten Glauben meines Volkes entsagen. Weil ihr jedoch aus so weiter Ferne in der Absicht gekommen seid, das uns mitzutheilen, was ihr für wahr und das Beste haltet, so wollen wir euch nicht beunruhigen, vielmehr gütig aufnehmen, euern nothwendigen Lebensbedarf herbeischaffen, und euch die Predigt der neuen Religion erlauben.“ Diese Antwort erfüllte die Apostel mit heiliger Freude. Sie verfügten sich mit königlicher Erlaubniß nach Canterbury und sangen: „Wir bitten dich, o Herr! wende deinen Zorn von dieser Stadt und deinem heiligen Tempel ab, denn wir sind Sünder! Halleluja!“

Die Antwort König Ethelberts erscheint in doppelter Hinsicht merkwürdig, einmal, weil sie seiner Klugheit und Vorsicht Ehre macht und zum Belege dient, daß auch die Germanen auf der britischen Insel nicht ohne alle Prüfung und blindlings den alten Götzendienst mit der Verehrung des wahren Gottes vertauschten, und dann, weil aus ihr, wenn auch keine Einsicht, doch eine Bekanntschaft mit der christlichen Religion hervorleuchtet. Und gewiß, war Ethelbert schon durch die unterworfenen Briten zu einiger Kenntniß des Christenthumes gelangt, so mußte er davon noch mehr von seiner christlichen Gemahlin Bertha, einer fränkischen Prinzessin, gehört haben. Diese war ihm nur unter der Bedingung überlassen worden, daß sie frei und ungestört ihre Religion ausüben könnte, und hatte Liudhart, den

fränkischen Bischof, mit sich nach England genommen. Und wird sie wohl ihrem Gemahle nie von der christlichen Religion gesprochen haben? Wird Liudhart es versäumt haben, auf Ethelbert zu Gunsten des Christenthumes einzuwirken? Gewiß nicht; vielmehr sind wir zur Annahme berechtigt, daß gerade Bertha und Liudhart, jene durch ihren stillen Einfluß auf das Herz des Gemahles, dieser durch überzeugende Gründe, den vorzüglichsten Antheil an der günstigen Aufnahme der Missionäre hatten.

Die Königin war es nun auch, welche sich um die Missionäre alsobald mit größtem Eifer annahm; sie besorgte ihnen Wohnung und eine Kirche, die des heil. Martin, früher den Briten gehörig, wo sie selbst seit ihrer Ankunft auf der Insel ihre Andacht zu verrichten gewohnt war. Augustin und seine Gehülfen erwiesen sich dieser Aufmerksamkeit vollkommen würdig. Nach dem Vorbilde des göttlichen Stifters unserer heiligen Religion eröffneten sie die Mission in der Weise, welche allein nachhaltige Wirkung hervorzubringen vermag und die höheren Verheißungen für sich hat — sie bekräftigten durch ihr Leben, was sie zu verkünden anfingen. Denn, wenn sie einerseits in der Kirche zum heiligen Martin mit Liebe das Wort des Lebens predigten, die Gebete, den Psalmengesang und das Meßopfer feierten, so wetteiferten sie andererseits mit dem glühenden Eifer der Apostel und ersten Christen; sie fasteten und wachten, sie führten ein reines und unschuldiges Leben, sie nahmen von ihren Zuhörern nichts an, als was zum Unterhalte unumgänglich nothwendig schien, und so konnte es nicht fehlen, das neue, noch nie gesehene Schauspiel christlicher Frömmigkeit mußte die kräftigen und gelehrigen Naturmenschen mächtig ergreifen, und die himmlische Wahrheit wie ein erquickender Morgenthau auf ihre heilsbegierige Seele fallen. Bald bekehrten sich mehrere Sachsen, der König selbst ließ sich schon am Pfingstfeste (597) taufen, und zu Weihnachten desselben Jahres folgten zehntausend Unterthanen dem Beispiele ihres Herrschers. Darüber empfand Ethelbert große Freude, um so mehr, als er Niemanden zum Bekenntnisse der christlichen Religion gezwungen hatte, denn die Missionäre hatten ihn gelehrt, daß der Dienst Jesu Christi ein freiwilliger sein müsse. Uebrigens umfaßte er die Gläubigen, als seine Mitgenossen des himmlischen Reiches, mit besonderer Liebe.

Noch vor dem Abschlusse des Jahres 597 empfing Augustin, nach Anordnung des Papstes, von Virgilius, dem Erzbischofe von Arles und päpstlichem Vicare, die bischöfliche Weihe; Canterbury ward des neuen Erzbischofes Metropole, denn diese Stadt hatte ihm

der König zum Wohnsitze überlassen. Mit der neuen Würde bekleidet und mit der Fülle des heil. Geistes ausgerüstet, steigerte nun Augustin seine apostolische Thätigkeit. Und weil die Martinskirche für die Menge der Gläubigen nicht mehr ausreichte, so suchte er bei dem Könige um die Zurückgabe einer andern, ursprünglich ebenfalls von den Briten erbauten, Kirche nach, erhielt sie, weihte sie sodann auf den Namen des heiligsten Erlösers ein, und bestimmte sie zu seiner und seiner Nachfolger Kathedrale und Residenz; hier führte er mit seiner Geistlichkeit ein gemeinschaftliches und klösterliches Leben — eine Lebensweise, welche in den ersten Zeiten der englischen Kirche von den meisten Bischöfen mit ihrem Clerus nachgeahmt wurde, und die Erhaltung des ächten priesterlichen Geistes ungemein begünstigte.

In einem höhern Grade, als die Gotteshäuser, mehrten sich im Umfange des ganzen Königreiches von Tag zu Tag die christlichen Gemeinden. Mit dem Beginne des siebenten Jahrhunderts mag der größte Theil von Kent bereits dem Christenthume gehuldiget haben. Da sandte der Papst, von dem glücklichen Erfolge der Predigt durch Augustin's Abgeordnete in Kenntniß gesetzt, im Jahre 601 dem verdienten Leiter der Mission das erzbischöfliche Pallium, d. h. das besondere Ehrenkleid der Erzbischöfe und das Symbol ihrer Vereinigung mit dem päpstlichen Stuhle. Und in der Erwartung, die Strömung des Christenthumes werde von jetzt an ihre reinigenden und heiligenden Fluthen über das gesammte noch heidnische Britannien ausgießen, ertheilte er, gleichzeitig mit der Uebersendung des Palliums, dem Augustin den Auftrag, allmählig zwölf Suffraganbischöfe für die südlichen Gegenden zu ordiniren; London solle die Metropole werden, der Metropolit in Zukunft immer auf der Provinzialsynode gewählt, und ihm vom Apostolischen Stuhle das Pallium verliehen werden. Aber auch nach Eboracum (York) habe Augustin einen Bischof zu senden, der als Metropolit der nördlichen Länder, wenn diese das Evangelium annehmen würden, ebenfalls zwölf Bischöfe aufstellen müsse und das Pallium erhalten werde, jedoch bleibe dieser ihm (dem Augustin) unterworfen, aber nach dessen Tod höre die Abhängigkeit auf, und beide Metropoliten stünden sich fortan völlig gleich, nur genieße der früher geweihte den Vorzug der Ehre. Schließlich übergab Gregor dem Augustin auch eine außerordentliche Jurisdiktion über alle britischen Bischöfe.

Dieser Verfassungs-Entwurf wurde nie vollständig ausgeführt. Desto genauer hielt man sich an jene Entscheidungen des Papstes, die dieser auf Augustin's Anfragen erlassen hatte und dem obigen

Schreiben beifügte. Weil sie den Zustand der jungen Kirche beleuchten und uns Blicke in den verehrungswürdigen Charakter Gregor's thun lassen, möge hier einigen eine Stelle gegönnt sein.

Augustin hatte sich erkundiget, wie es mit den Opfergaben der Gläubigen gehalten werden solle; die Antwort lautete, sie müßten in vier Portionen zerlegt werden, wovon die eine dem Bischofe zur Ausübung der Gastfreundschaft verbleiben, die andere unter die Cleriker vertheilt, die dritte für die Armen und die vierte zum Unterhalte der Kirchen verwendet werden sollte. Diese Vorschrift war dem Wesen nach eigentlich so alt, wie die christliche Kirche, und von mehreren Vorgängern Gregor's bereits förmlich ausgesprochen worden; allein ihm, dem Manne der Liebe und Vater der Armen, ihm, der von dem großen Gedanken durchdrungen war, die Religion des Kreuzes müsse auch jedes Kreuz und Elend mildern und die Liebe üben, lag ihre Befolgung ganz vorzüglich am Herzen, daher er sie nun den englischen Bischöfen vorhielt. Eine andere Frage Augustin's war, in welcher Weise er mit seinem Clerus zu leben habe. Darauf entgegnete der Papst, er möge sich mit seinem Clerus den Beginn der Kirche zum Muster nehmen, da die Gläubigen ohne Eigenthum in Gemeinschaft mit einander lebten, demnach dürfe er sich nicht von seinen Clerikern absondern, sondern habe mit ihnen ein gemeinschaftliches Leben zu führen. Dieser päpstliche Bescheid trug das Meiste zur Einführung des kanonischen Lebens an den Kapiteln bei.

Was die übrigen Entscheidungen des Papstes anbelangt, so erscheinen sie, gleich den erwähnten, von wohlthuender Milde und hohem Ernste eingegeben; eine ist es insbesondere, die unsere Verehrung für Gregor besiegeln muß, sie lautet: „Die alten Göttertempel dürfen nicht zerstört, sondern sie sollen, nach Zertrümmerung der Götzenbilder, mit Weihwasser besprengt, mit Altären geziert, und darin Reliquien niedergelegt werden. Denn sind diese Tempel gut gebaut, so muß man sie in Bethäuser des wahren Gottes umschaffen, damit das Volk, die Erhaltung seiner Tempel sehend, von ganzem Herzen seinen Irrthum ablege, und den wahren Gott erkennend und anbetend die gewohnten Orte desto lieber besuche. Und weil bei dem heidnischen Gottesdienst viele Ochsen geschlachtet zu werden pflegen, so soll auch dieser Brauch eine christliche Umgestaltung erhalten, dadurch, daß sich die Gläubigen am Kirchweihfeste oder an den Gedächtnißtagen der heiligen Märtyrer um die Kirche, wo ihre Reliquien niedergelegt sind, Zelte aus Baumzweigen aufschlagen, und darin

Dankmahlzeiten zum Lobe Gottes feiern mögen, auf daß sie durch diese äußerlichen und sinnlichen Freuden leichter für die innerlichen gewonnen werden. Denn unmöglich ist es, schwierigen Geistern Alles auf einmal zu nehmen, und wer einen hochgelegenen Ort erklimmen will, gelangt nicht durch Sprünge auf den Gipfel."

Gregor's Ermahnungen, Aufschlüsse und Gunstbezeugungen gossen frisches Oel in das heilige Feuer, welches in den Herzen der Missionäre und des Apostolischen Königes loderte. Zudem erfüllte der Papst durch die Sendung neuer Arbeiter einen ihrer sehnlichsten Wünsche. Die neuen Gehülfen waren wieder alle, wie Augustin und seine Gefährten, Glieder des noch nicht lange entstandenen Benediktinerordens, welcher eben mit raschen Schritten seiner welthistorischen Bedeutung entgegeneilte.

Die Folgen, welche diese Vermehrung der Missionäre und Gregor's Aufmunterungen nach sich zogen, traten bald sichtbar hervor. Denn im Jahre 604 fand es Augustin für nothwendig, einem seiner Mitarbeiter, Justus, die bischöfliche Würde zu ertheilen.

Die Stadt Rochester wurde dem neuen Bischofe zum Wohnsitze angewiesen, und hier erbaute ihm der König die Kirche zum heiligen Andreas, und stattete sie reichlich mit Gründen und Besitzungen aus. Es geschah noch mehr: die Missionäre und Ethelbert pflanzten den Baum des Kreuzes auch in dem benachbarten Königreiche Esser auf. —

Von der Bekehrung der Sachsen wandte sich Augustin's Eifer zur Reformation der Briten. Er, der Gott- und Menschenliebende Apostel, erfüllt, wie er war, von tiefen und lebendigen Ueberzeugungen, und durchglüht von dem Verlangen, Allen Alles zu sein, konnte unmöglich gleichgiltig zusehen, wie die alten christlichen Bewohner der Insel dem ächten Geiste des Christenthumes entfernter stunden, als die neubekehrten Angelsachsen. Ueberdieß hatte ihn der Papst ausdrücklich mit der Reformation der Briten beauftragt, und zur Erreichung dieses Zweckes außerordentlicher Weise mit der dazu erforderlichen Jurisdiktion bekleidet. Zwar huldigten die Briten auch jetzt, wie früher, demselben Glauben, welchen die römischen Missionäre den Angelsachsen verkündet hatten. Leider mißlangen aber die Reformationsversuche, und es ist nur zu wahr, daß die Briten nach wie vor ihren Glauben durch die verabscheuungswürdigsten Laster schändeten.

Nach den also vergeblichen Bemühungen, die Briten mit sich und den Angelsachsen auszusöhnen, kehrten Augustin und seine Gehülfen ihren Eifer von Neuem wieder den geliebten Neubekehrten zu,

und getrösteten sich unter ihnen eines glücklicheren Erfolges. Allein Augustin sollte nach Gottes Rathschlüssen nicht mehr lange den Vorgeschmack der himmlischen Tröstungen kosten, sondern diese selbst in vollen Zügen und rein von aller Beimischung irdischer Bitterkeit trinken.

Augustin starb vermuthlich noch im Jahre 604, das auch das Todesjahr des großen Papstes Gregor I. war, und sein Leichnam wurde einstweilen in der Nähe der Apostelkirche beigesetzt, da diese noch nicht vollendet und geweiht war; nachher ward er in der Halle dieses Tempels begraben, und ihm folgende Grabschrift gesetzt: „Hier ruht Augustin, erster Erzbischof von Canterbury, der von dem gottseligen Gregor, Bischof von Rom, in dieses Land geschickt, und von Gott durch die Wundergabe gestärkt, den König Ethelbert und sein Volk von dem Götzendienste zum Glauben an Jesus bekehrte, und nach friedlich vollendeten Tagen seines Amtes den siebenten vor den Calenden des Juni (26. Mai) unter der Regierung des besagten Königes starb."

14.

Germanische Staatsverfassung.

Drei verschiedene Elemente vereinigten sich zur Bildung der Verfassung der germanischen Reiche: Gefolgschaft, altgermanische Stammverfassung und die Verfassung des römischen Reichs. Die meisten der germanischen Reiche, wie die der Franken und Burgunder in Gallien, der Angelsachsen in Großbritannien, der Vandalen in Afrika, der Sueven in Galizien und Portugal, waren durch Gefolgschaften gegründet worden. Daher die Wahlkönigreiche, in denen aber die Wahl des Fürsten mehr oder weniger streng auf eine Familie, die des Heerführers, beschränkt war, ohne Erblichkeit und selbst ohne strenges Halten an die Descendenz. Daher ferner der Einfluß und die Vorrechte des Adels, der aus den bedeutendsten Gefährten (Gerefsi, Grafen) der Gefolgschaft bestand. Von der alten Stammverfassung gingen der Grundbesitz als Fundament des Königthums sowohl, wie des Adels, und die Versammlungen aller freien Männer (bei den Franken: placita, März- oder Maifelder; bei den Angelsachsen: Witteuagemot) als wesentlicher Bestandtheil der Verfassung in die neuen Reiche über. Die römische Landesverwaltung und die römischen Hofämter erhielten sich oder wurden nach und nach von den germanischen Fürsten eingeführt. Die Verfassung, wie sie sich in den germanischen Reichen ausbildete,

war ſomit eine erbliche Wahlmonarchie, und des Königs Gewalt beſchränkt durch das Wahlrecht des Adels, durch deſſen Einfluß auf die Verwaltung und die hohen Stellen, die er bekleidete, endlich durch die Verſammlungen freier Männer, in denen bald geiſtliche und weltliche Große überwiegenden Einfluß erhielten.

Die Bevölkerung der meiſten germaniſchen Reiche, mit Ausnahme der angelſächſiſchen in Britannien, zerfiel anfänglich in zwei durch Sprache, Sitten, Geſetzgebung und Religion, oft ſogar Verwaltung ganz von einander geſchiedene Theile: die Germanen, die Sieger, und die Romanen, die Beſiegten. Erſt nach und nach fand eine Verſchmelzung derſelben ſtatt, beſonders als die heidniſchen oder arianiſchen Germanen zum katholiſchen Glauben bekehrt worden waren. Es bildeten ſich dann drei Klaſſen von Perſonen, dieſelben, die bei den germaniſchen Stämmen beſtanden: Hörige oder Unfreie, Freie und Edle.

1. Die Hörigen oder Unfreien zerfielen wieder in drei Klaſſen: die Leibeigenen oder Sklaven, die Miniſterialen und die Hofhörigen oder Colonen. Das Loos der erſteren wurde weſentlich durch das Chriſtenthum gebeſſert und erleichtert: Sklavenhandel ſowohl wie ungerichtliche Tödtungen derſelben hörten bald ganz auf. Die Miniſterialen, beſonders die der Großen und der Könige, nahmen bald einen höheren Rang ein, beſonders ſeitdem ſelbſt die höheren Aemter, wie das der Gaugrafen, an dieſelben vergeben wurden. Durch den Eintritt freier und ſelbſt edler Geſchlechter in den Dienſt des Königs bildete ſich bald die Klaſſe der freien Miniſterialen. An der Spitze der Miniſterialen der Großen und der Könige ſtand der Hausmeier (major domus), der über die Verwaltung des Hausweſens ſo wie der Güter geſetzt war. Die Hofhörigen (bei den Franken, Alemannen, Frieſen und Sachſen liti, lazzi; bei den Burgundern und Bayern coloni; bei den Langobarden aldii oder aldiones; bei den Weſtgothen plebeji), bildeten den eigentlichen Bauernſtand und genoſſen, wenn gleich unfrei und an die Scholle gebunden, doch geſetzlichen Schutzes; das Land, das ſie bebauten, war erblich in ihrer Familie. Zu dieſen Hofhörigen gehörten auch die römiſchen Colonen, die durch die germaniſche Eroberung und Beſitznahme eines Theiles der Ländereien nur die Herrn wechſelten: ſie kommen unter dem Namen Romani tributarii vor.

2. Die Freien (bei den Franken Rachimburgi, ſpäter boni viri; bei den Langobarden Arimanni oder Herimanni; bei den Angelſachſen ceorlas, ſpäter vilani; bei den Weſtgothen liberi oder ingenui,

ingenuiles genannt) bestanden aus den Eigenthümern eines Allodial-Gutes (auch Arimanni genannt) eines Grundstückes, welches frei von allen Diensten oder Abgaben war, und nach der Eroberung den gewöhnlichen Mitgliedern der Gefolgschaft zugetheilt worden war. Diese Freien bildeten anfänglich den eigentlichen Kern des Volkes und den Hauptbestandtheil der allgemeinen Versammlungen. Erst später und nur nach und nach verloren oder gaben sie freiwillig ihre Freiheit auf und traten als Vasallen in die Lehenshierarchie ein. Zu ihnen gehörten die kleineren Grundbesitzer in den römischen Provinzen, die nach Abtretung eines Theiles ihrer Ländereien den freien Besitz des übrigen behielten: sie werden Romani possessores genannt.

3. Die Edlen (Vasallen, Lehenwesen.) Der alte germanische Stammadel bildete nur ein unbedeutendes Element in den durch Eroberung gegründeten germanischen Reichen mit Ausnahme etwa derjenigen, die durch Einwanderung eines ganzen Volksstammes entstanden waren, wie bei den Westgothen, den Ostgothen, den Langobarden. In den meisten Reichen war die Zahl der edlen Geschlechter, die sich den Gefolgschaften angeschlossen, nur gering. Zu diesen kam ein neuer Adel, der theils aus solchen bestand, die dem Gefolgsherrn näher gekommen waren, oder die sich durch ihre Tapferkeit bei der Eroberung ausgezeichnet, oder endlich aus den reicheren romanischen Grundbesitzern, die den germanischen Fürsten sich freiwillig unterworfen hatten. Ein neues Band knüpfte diesen Adel an den König und wurde der Grund des Lehenwesens. Nach der Eroberung kam der Gefolgsherr in den Besitz aller früheren Staatsländereien, und erhielt außerdem den bei weitem größern Antheil an der gemachten Beute. Von diesen Ländereien verlieh er einen Theil an diejenigen seiner Gefährten, denen er am meisten gewogen war, entweder auf bestimmte Jahre oder auf Lebenszeit, indem er sich jedoch den Besitz derselben vorbehielt. Man nannte ein solches Gut ein Lehen von leihen (auch beneficium oder feudum von fides, Treue), denjenigen, der es erhalten hatte, Vasall, und den König im Verhältniß zu den Vasallen den Lehensherrn. Die Vasallen waren somit freie Männer, die aber einen Theil ihrer Freiheit aufgegeben hatten, um in die Dienste des Königs zu treten, denn das Lehengut verpflichtete zu besonderen Kriegs- und anderen Diensten. Untreue (Felonie) zog den Verlust des Lehens nach sich. Die Lehen waren nicht erblich und fielen bei dem Tode des Vasallen dem Lehensherrn anheim; bei dem Tode des Lehensherrn aber mußte eine neue Belehnung durch seinen Nachfolger stattfinden. Die reicheren Grund-

beſitzer ahmten bald das Beiſpiel der Fürſten nach, und verliehen gleichfalls Theile ihrer Güter; es bildeten ſich dadurch die verſchiedenen Glieder der Lehenshierarchie, denn die niederen Vaſallen ſtanden durch ihre Lehensherrn, die ſelbſt Vaſallen des Königs waren, mit dieſem in Verband. Alle wichtigen Aemter wurden als Lehen betrachtet, da der Genuß eines Lehengutes damit verbunden war. Der höhere Clerus, die Biſchöfe ſowohl wie die reicheren romaniſchen Grundbeſitzer, traten in den Lehensverband ein.

Hausmeier (Majordome, major domus regiae.) An der Spitze der Miniſterialen ſtand der Hausmeier, der über das ganze Hausweſen und bei den größeren Grundbeſitzern über die ganze Güterverwaltung geſetzt war. Seinem Stande nach war er, wenigſtens im Anfange, ein Unfreier. Der königliche Hausmeier mußte ſchon anfangs eine wichtigere Stelle einnehmen, wegen des größeren Kreiſes ſeiner amtlichen Thätigkeit; im Kriege befehligte er die bewaffneten Miniſterialen des Königs, und als die Klaſſe der freien Miniſterialen bildete, wurde er wahrſcheinlich ſchon frühzeitig aus dieſen gewählt. Durch das Lehenweſen aber wuchs ſein Anſehen und ſeine Macht, da er bei Belehnungen von Gütern, die früher unter ſeiner Verwaltung geſtanden, nothwendiger Weiſe mit zu Rathe gezogen werden mußte, ja dieſelben wohl oft von ſeinem Gutdünken abhingen. Durch die Belehnung kam der Hausmeier mit den Vaſallen in Verbindung und die mächtigen Großen ſtrebten bald ſelbſt nach dieſem wichtigen Amte. Die Hausmeierſtelle wurde ſo ausſchließlich dem Adel vorbehalten, und während der häufigen und langen Minderjährigkeiten der merovingiſchen Könige, während welcher die Hausmeier die ganze Verwaltung des Landes leiteten, gelang es ihnen, ſich einen Anhang unter dem Adel zu verſchaffen. Dieſer war bei der Ernennung der Hausmeier am meiſten intereſſirt, und nahm bald gemeinſchaftlich mit dem Könige Theil an ihrer Ernennung, ſpäter fiel die Wahl ganz in die Hände des Adels. Der Hausmeier wurde ſomit der Erſte nach dem König, und ſogar mächtiger als dieſer.

Landesverwaltung. In den meiſten germaniſchen Reichen wurde die römiſche Provinzialeintheilung und Verfaſſung, wie ſie von Conſtantin dem Großen organiſirt worden war, beibehalten und der Verwaltung zu Grunde gelegt. Das Land war in Diſtrikte, Gauen, getheilt, und die Verwaltung eines jeden derſelben einem Grafen anvertraut; er übte die bürgerliche, gerichtliche und polizeiliche Gewalt, und befehligte die Krieger des Gaues im Heerbann. Später wurden mehrere Gaue zu einem Herzogthum vereinigt, und

einem Herzoge (dux) unterworfen; doch gab es noch immer viele Grafen, die unter keinem Herzoge standen; bei den Langobarden scheint es nur Herzoge gegeben zu haben, und bei den Burgundern führten diese den Titel Patrizier (patricius). Diese Aemter wurden wie Lehen angesehen und auf Lebenszeit vergeben; später wurden sie erblich. Jeder Gau zerfiel in Hundrede (centenae, pagi minores, sculdasiae) unter einem centenarius (centurio, sculdais); jede Hundrede in Marken unter einem Decanus; die Marke aber bestand aus den Dörfern, die wieder mehrere oft getrennt liegende Meiereien (mansi) enthielten. In jedem Gau gab es Ländereien, die von der bürgerlichen Verwaltung sowohl wie von der ordentlichen Gerichtsbarkeit befreit waren, und deßhalb Immunitäten genannt wurden; es waren dieß die königlichen Güter, die Allodialgüter der freien Männer, die kirchlichen Güter, endlich oft noch die Lehen, welche die Immunität, deren sie schon vorher als Theile der königlichen Güter genossen, beibehielten. Einzelne Städte in den fränkischen, burgundischen und westgothischen Reichen hatten das römische Municipalwesen, wenigstens theilweise behalten.

Gerichtswesen. Das Recht der Freien, an der Ausübung der Gerichtsbarkeit Theil zu nehmen, und vor ihres Gleichen zu Gericht zu stehen, wurde von den Germanen als eines ihrer heiligsten und unverletzlichsten Rechte angesehen. Ursprünglich war der Gauding, in dem alle Freien Sitz und Stimme hatten, der oberste Gerichtshof eines jeden Stammes, und man wählte daselbst diejenigen, die in den einzelnen Flecken die Gerichtsbarkeit auszuüben hatten. In den neugegründeten Reichen aber bildeten sich drei Arten von Gerichten: 1. Das Hofgericht (curia regis) unter Vorsitz des Königs, später des Pfalzgrafen. 2. Das Lehengericht unter demselben Vorsitz, nur von Vasallen zusammengesetzt und nur über Sachen, die das Lehenwesen angingen, erkennend. 3. Das Grafengericht unter Vorsitz des Gaugrafen und aus den Freien des Gaues bestehend. Außerdem übte der Centenarius die Gerichtsbarkeit in der Hundrede, und der Dekan in der Marke. Diese Gerichte unterschieden sich nicht durch ihre Competenz, sondern nur durch den Umfang ihrer Gerichtsbarkeit. Als die Freien anfingen, die Gerichte zu verlassen, und es daher oft an Richtern fehlte, wurde aus ihnen eine bestimmte Zahl gewählt und zu Gerichtsbeisitzern bestimmt; man nannte sie Schöffen (scabini, Schepene, von scapan, beschließen), ihre Zahl war zwölf oder sieben, doch behielten die Freien das Recht, noch neben den Schöffen zu Gericht zu sitzen. Das gerichtliche

Verfahren ließ drei Beweismittel zu: 1. Die Eideshelfer, 2. das Gottesurtheil, 3. die Zeugen. Das Inſtitut der Eideshelfer war auf das der gerichtlichen Genoſſenſchaft baſirt: der Angeklagte erſchien vor Gericht mit einer Anzahl der Mitglieder ſeiner Genoſſenſchaft, die er theils ſelbſt wählte, theils von dem Gerichte berufen, oder von dem Ankläger beſtimmt wurden; ihre Zahl war verſchieden, je nach der Schwere des Verbrechens, gewöhnlich zwölf, manchmal ſieben, in gewiſſen Fällen ſtieg ſie auf mehrere Hundert. Dieſe beſchworen mit dem Beklagten ſeine Unſchuld, und wurden deßhalb Eideshelfer genannt; es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſelben meiſt nur eine moraliſche Ueberzeugung von der Schuld oder Unſchuld des Beklagten haben konnten. Später wurde der Eid auf Reliquien, geweihte Waffen oder auf das Evangelium abgelegt. Um den Beklagten zu verurtheilen, war Einſtimmigkeit der Eideshelfer erforderlich, im entgegengeſetzten Falle ſchritt man zum Gottesurtheil. (Siehe die beſondere Schilderung.) Das Beweismittel durch eigentliche Zeugen oder durch ſchriftliche Dokumente wurde erſt ſpäter eingeführt, mit Ausnahme der friſchen That, wo man ſchon früher Zeugen zuließ.

Strafen. — In Betreff der Strafen wurde der Unterſchied zwiſchen den gegen die Geſellſchaft, den öffentlichen Frieden, die Religion oder den König begangenen Verbrechen, die mit dem Tode beſtraft wurden, und den gegen das Leben, die Sicherheit oder das Eigenthum von Privatperſonen gerichteten, die mit Geld abgelöst werden konnten, feſtgehalten. Die Geſetze ſanctionirten die zwiefache Geldbuße des Wergeldes für den Todtſchlag, und des Widrigeldes für Diebſtahl, körperliche Verletzung, Raub und andere ähnliche Verbrechen. Bei Todtſchlag und Entführung ſtand es dem Beleidigten und ſeiner Familie frei, zwiſchen dem Wergeld und der Fehde zu wählen; man konnte erſteres zurückweiſen und ſich ſelbſt an dem Beleidiger rächen. Bei Diebſtahl, Verſtümmelung und Raub war indeß die Annahme der Geldbuße Pflicht. Das Syſtem des Wergeldes erhielt in den neugegründeten Germaniſchen Reichen eine große Ausdehnung, und die Geſetze beſtimmten genau die Summe, die für den Todtſchlag eines jeden Gliedes der Geſellſchaft bezahlt werden mußte, und die nach dem Range des Getödteten verſchieden war. Auch wurden die den Todtſchlag begleitenden Umſtände berückſichtigt. Bei den Franken z. B. war das Wergeld eines Freien, eines Hofhörigen und eines Sklaven, wie Eins, ein Halb und ein Drittheil; bei den Langobarden, wie Eins, ein Drittheil und ein Sechstheil.

15.

Mohammed und der Islam.

Mohammed (d. i. der Lobwürdige) wurde im Jahre 571 (nach Andern 569) zu Mecca geboren. Sein Vater Abdallah starb bald nach seiner Geburt, auch seine Mutter verlor er frühzeitig, daher der sechsjährige Knabe von dem Großvater Abdulmataleb erzogen wurde. Dieser war Statthalter einer Linie des Stammes Koreisch und hatte als solcher das Recht und die Pflicht, die Pilger zur Kaaba zu speisen. Diese Kaaba war gemeinsames Heiligthum der Bewohner Arabiens. Sie besaß einen von Alters her göttlich verehrten schwarzen Stein, und ward nach und nach mit 360 Götzenbildern umgeben. Als Erbauer der Kaaba wurden von der arabischen Sage die Nachkommen Ismaels und Abrahams bezeichnet. Das Bewußtsein, aus dieser Nachkommenschaft entstammt zu sein, und in so naher Beziehung zum Nationalheiligthume zu stehen, mag dem jungen Mohammed die erste und mächtigste religiöse Anregung gegeben haben. Später fand er auf Reisen, welche er mit Kaufleuten seiner Familie machte, Gelegenheit, die jüdische und christliche Religion näher kennen zu lernen und mit der einheimischen arabischen zu vergleichen. Dunkel ist die Erzählung von seinem Zusammentreffen und Unterreden mit Mönchen eines Klosters zu Baßra an der Straße nach Damaskus. In seinem 25. Lebensjahre ward er Diener der reichen Kaufmannswittwe Chadidscha, welche ihm, obwohl bereits 40 Jahre alt, ihre Hand antrug und ihn auch wirklich heirathete. Die vielen dieser Ehe entsprossenen Kinder starben mit Ausnahme einer Tochter, Fatime, die an Mohammeds Vetter Ali verheirathet, die Stammfrau einer reichen Nachkommenschaft wurde. Nach seiner Verheirathung mit Chadidscha betrieb Mohammed zwar die Geschäfte eines Kaufmanns, doch ergab er sich dabei häufig religiösen Betrachtungen, und verweilte ganze Tage lang in einer einsamen Höhle des Berges Hara. Hier begannen seine Visionen und Geistererscheinungen, welche gewöhnlich mit epileptischen Zufällen, an denen Mohammed von Jugend auf litt, verbunden waren. Ueber diese Verbindung sagt eine von seiner spätern Frau Aïscha herrührende Tradition: „Der Prophet ward ungeheuer schwer, so oft ihm der Engel erschien, bei der größten Kälte strömte der Schweiß von seiner Stirn, seine Augen wurden roth und zuweilen brüllte er, wie ein Kameel."

Dieſes, ſo wie ſeine Selbſtverläugnung, Geduld und Begeiſterung bei großen Hinderniſſen beweist wenigſtens, daß man ihn nicht als einen abſichtlichen Betrüger bezeichnen dürfe. Die erſte Viſion hatte Mohammed in ſeinem 40. Lebensjahre, wo ihm in der Einſamkeit des Berges Hara eine Erſcheinung ward, die ſich für den Erzengel Gabriel ausgab und ihn aufforderte, eine dargebotene Schrift zu leſen. Während der Erſchrockene ſich ſträubte, ſchritt die Erſcheinung zur Mitte des Berges vor und rief: „O Mohammed! du biſt der Geſandte Gottes, ich bin Gabriel!“ Der Eindruck dieſer Viſion war ein düſterer. Mohammed ſelbſt in Furcht, von böſen Geiſtern beſeſſen zu ſein, wurde erſt durch Chadidſcha und einen Vetter Namens Waraka beruhigt, und in dem Glauben an ſeine göttliche Sendung beſtärkt. Dieſer Waraka ſoll ein getaufter Jude geweſen ſein, und großen Einfluß auf Mohammed geübt haben. Jener erſten Offenbarung folgten nun ununterbrochen weitere, welche von Mohammed Schreibern dictirt, auch von ſeinen Anhängern auswendig gelernt, jedoch erſt nach ſeinem Tode als Koran zuſammengeſtellt wurden. Nach jener Gabrielserſcheinung waren auch die erſten Bekehrungen erfolgt, anfänglich nichts weniger als zahlreich; denn Mohammed zählte bereits 50 Jahre, als ſein Werk noch unbedeutend ſchien. Zwar predigte er eifrig, beſonders auf großen Märkten und bei andern Volksverſammlungen, aber im Ganzen erfolglos. Und obſchon ſein Vetter Ali erklärte, er werde Allen die Augen ausreißen, den Leib aufſchneiden und die Füße abhauen, welche ſich erkühnen würden, dem Propheten Gottes zu widerſtehen, ſo wurde er doch ſelbſt von ſeinen Stammgenoſſen verſpottet und verfolgt. Auch ſcheint Mohammed noch immer mit nicht geringer Muthloſigkeit gekämpft zu haben. Da trat plötzlich ein Ereigniß ein, welches ihn innerlich ſtählte, eine, wie er vorgab, ganz buchſtäblich wahre Verzückung in den Himmel oder die ſogenannte Himmelsreiſe.

Von nun an trat Mohammed ohne Zagen, mit großer Entſchiedenheit auf, und gewann bald eifrige Anhänger, beſonders in Medina, welche Stadt er im Jahre 622 zu ſeinem Aufenthalte wählte, da ſeine Feinde in Mecca ihn bitter verfolgten und mit dem Tode bedrohten. Jenes Jahr heißt darum das Jahr der Flucht oder Hedſchra, von welchem die Zeitrechnung der Mohammedaner beginnt. Während ſeines zehnjährigen Aufenthaltes in Medina ließ es ſich Mohammed angelegen ſein, ſeine Lehre auszubilden, namentlich den Gottesdienſt zu ordnen und Moſcheen zu bauen. Auch begann er von hier aus eine Reihe von kleinen Kriegen, beſonders gegen die reichen Juden

im nördlichen Mittelarabien. Diese „heiligen" Kriege unterschieden sich wenig von Raub- und Plünderungszügen, und würden gleich vielen andern Fehden arabischer Stämme vergessen sein, wenn sie nicht jene kriegerische Wallfahrt nach Mecca im Jahre 629 vorbereitet hätten, durch welche Mohammed's Sache plötzlich einen neuen und großartigen Aufschwung erhielt. Er wurde dadurch Herr des Nationalheiligthums der Kaaba, in welchem er die Götzenbilder zertrümmerte, um zum ersten Mal sein moslimisches Gebet zu verrichten. Damit war der Sieg der neuen Lehre in Arabien entschieden, und der Prophet konnte nun an Kriegszüge gegen das Ausland denken. Zunächst wollte er den Kampf mit dem Kaiser von Byzanz beginnen. Er zog auch wirklich in's Feld, kam aber nicht weit über die Gränzen Arabiens, da ihn die Schwäche seines Heeres zur Umkehr nöthigte. Die Ausführung weiterer Pläne unterbrach der Tod. Mohammed erkrankte, als er eben zu einem neuen Feldzug gegen die Griechen rüstete. Fieberkrank ging er Nachts auf den Kirchhof, für die Todten zu beten. Das verschlimmerte sein Uebel. Schon ganz erschöpft nahm er noch am Gottesdienste Theil und redete zum Volke. Beim Herannahen des Todes sprach er: „Die Hölle flammt, die Empörung naht heran, wie der letzte Theil einer dunklen Nacht; aber bei Gott, ihr dürft mir keine Schuld geben, ich habe nur erlaubt, was der Koran erlaubt, und nur verboten, was der Koran verboten." Unter so düstern Gedanken starb er den 8. Juni 632 zu Medina, wo noch heute sein Grab ist.

Die Urtheile über Mohammed's Charakter sind sehr verschieden. An seine höhere Sendung scheint er selbst geglaubt zu haben, obgleich er dann und wann Offenbarungen vorgab, welche dazu dienen mußten, seine Liebesabenteuer zu beschönigen. Denn nach Chadidscha's Tode war er der Sinnlichkeit so sehr ergeben, daß er sich zehn Frauen und mehrere als solche geltende Sklavinnen hielt. Nach der Flucht von Mecca tritt größere Strenge in seinem Benehmen hervor. Auch huldigte er dem Grundsatze, der Zweck heilige die Mittel. Der Geschichtschreiber von Hammer weist nach, daß er sich durch Meuchelmorde befleckt habe. Im Ganzen erscheint Mohammed als ein großartiger, aber furchtbarer Charakter, und als ein Muster vollständig ausgeprägten religiösen Fanatismus.

Mohammed's Lehre heißt in der arabischen Sprache Islam, d. i. völlige Hingabe an Gott. Wer sich dazu bekennt, heißt Moslim, d. h. der sich Gott hingibt. Gleichwie der Prophet selbst seine Offenbarungen nicht systematisch vortrug, sondern Glaubenssätze,

Sittenlehren und Civilgesetze durcheinander, so ist auch der Koran eine Sammlung abgerissener, bunt zusammengewürfelter Aussprüche. Außer dem Koran gilt als zweite Quelle mohammedanischer Religion die Sunna, eine Sammlung mündlicher Ueberlieferungen über Leben und Lehre des Propheten. Grundlehren des Islam sind folgende: 1. Es ist nur ein Gott. Keine Lehre wird im Koran so nachdrücklich vorgetragen, als diese, daher die bekannten oft wiederholten Worte: la illah 'ill' allah, „es ist kein Gott, als Gott!" Der Koran verwirft den Götzendienst der Araber, aber er verwirft noch entschiedener die Lehre des Christenthums von der Dreieinigkeit, namentlich die Lehre vom Sohne Gottes. Es ist aber keinem Zweifel unterworfen, daß Mohammed seine Kenntniß christlicher Lehre nur aus sehr trüben Quellen schöpfte. Er hatte eine ganz falsche Vorstellung von der Dreieinigkeitslehre, denn der Koran redet deutlich von drei Göttern, welche die Christen anbeten. Diese sind nicht einmal unsere drei Personen: Vater, Sohn und heil. Geist, sondern Vater, Mutter und Sohn. 2. Mohammed ist Gottes Prophet. Zwar werden Abraham, Moses und Christus als göttliche Gesandte anerkannt, allein Mohammed ist der letzte und größte Prophet, der Vollender der Offenbarung. 3. Den Thron Gottes umgeben die Engel, aus reinem Feuer geschaffen, Vollstrecker der Befehle Gottes, von verschiedenen Gestalten und Ordnungen. Der vornehmste unter ihnen ist Gabriel. Nicht alle Engel blieben Gott gehorsam. Denn als ihnen Gott gebot, vor Adam, den er erschaffen, verehrend niederzufallen, weigerte sich Iblis, der Satan, aus Hochmuth, und wurde von Gott aus dem Himmel gestoßen. Er ist es, der die Menschen zur Sünde reizt, doch über die Gläubigen hat er nicht Gewalt. 4. Die Menschen hat Gott aus Staub, etliche weiß, andere schwarz, andere mittelfarbig erschaffen. Ihre Seele ist ein Theil göttlichen Wesens. Sie steht unter dem unbedingten Rathschlusse Gottes, welcher alle Thaten und Schicksale der Menschen unabänderlich vorherbestimmt hat. 5. Nach der Auferstehung der Leiber folgt das Weltgericht. Die Bösen müssen über eine Brücke wandeln, die so schmal als eines Messers Schärfe ist, und stürzen dann zur Hölle hinab; die Guten werden im Paradies mit allen Lüsten der Sinnlichkeit belohnt, trinken Milch und Honig, Wasser, das nie verdirbt, ergötzen sich an reizenden Jungfrauen (Houris) u. s. w. Ewige Höllenstrafen gibt es nur für die Ungläubigen, während die Gläubigen nach Abbüßung ihrer Sünden wieder aus der Hölle erlöst werden.

Die Sittenlehre des Koran iſt weniger auf innere Heiligung als auf äußerliche Handlungen gerichtet. Die vier Hauptgebote fordern Gebet, Faſten, Almoſen und die Wallfahrt nach Mecca. Höchſt verdienſtlich iſt die Theilnahme am Kampf wider die Ungläubigen. „Wer für die Religion Gottes kämpft," heißt es im Koran, „mag er umkommen oder ſiegen, wir geben ihm einen großen Lohn." Das Inſtitut der Ehe hat Mohammed, ein Sklave der Wolluſt, durch ſein eigenes Beiſpiel entwürdigt. Der Koran erlaubt Vielweiberei bis zur Zahl Vier, dazu Sklavinnen nach Luſt und Vermögen.

Iſt es ein Wunder, daß eine Religion mit ſolchen Lehren leicht Anhänger fand? Die Wolluſt und das Schwert — das waren die Mittel, durch welche der Islam ausgebreitet wurde! [1]) Denen, die da im heiligen Kampfe fielen, ward ein Paradies voll üppiger Sinnenluſt verheißen. Was mochte die feurigen Söhne des Südens zurückhalten, ſich blind und tollkühn mitten in die Schlacht zu ſtürzen?

In der That war nach Verlauf kaum eines Jahrhunderts der Islam weit über die Gränzen Arabiens hinaus, durch das nördliche Afrika bis nach Hispanien ausgebreitet. Aber nur ſo lang war er eine Macht, als er das Schwert führte und eroberte. Seitdem er aufgehört hat, zu erobern, iſt der Islam eine gebrochene und verfallene Größe.

16.

Der Bilderſturm im Orient.

Das griechiſche Volk nahm von Alters her den lebhafteſten Antheil an theologiſchen und ſpeculativen Fragen, wie die Geſchichte der großen und langwierigen Streitigkeiten von den Naturen in Chriſto zeigt. Kam nun zu dem Unſichtbaren noch etwas Sichtbares, Aeußerliches hinzu, ſo mußte die Wirkung auf die Volksmaſſe ſo außerordentlich ſein, wie ſie es in der That bei dem Bilderſtreite geworden iſt. Den Anlaß dazu gab Kaiſer Leo der Iſaurier, ein roher, unwiſſender Soldat, von niederer Herkunft, aber durch Muth und Unternehmungsgeiſt zum Patrizier, Feldherrn, endlich zum Kaiſer erhoben. Die griechiſchen Chroniſten ſchildern ihn alle als einen Mann, der ſeinen Sitten wie ſeinem Namen nach ein wildes Thier geweſen.

1) Durch welche dagegen das Chriſtenthum? Apoſtel, Martyrer, Verfolgungen u. ſ. w.

Seinen Haß gegen die Bilder leiten dieſe Schriftſteller von jüdiſchen Einflüſſen her. Juden weiſſagten ihm das kaiſerliche Diadem, und erbaten ſich von ihm, wenn ihre Vorherſagung in Erfüllung gegangen ſein würde, die Gewährung einer Bitte. Die Bitte war, wie ſich nachher herausſtellte, die Vertilgung der Bilder des Gekreuzigten und der Heiligen. Außerdem ſcheint Leo von Mohammedanern den im Koran begründeten Bilderhaß eingeſogen zu haben. Die Gegenvorſtellungen chriſtlicher Theologen, insbeſonders des würdigen, greiſen Patriarchen Germanus, hielten den Kaiſer nicht ab, im Jahre 726 die Verehrung der Bilder als Götzendienſt zu verbieten. Das Edict erzeugte ungeheure Unzufriedenheit, ſo daß ſich der Kaiſer zur Erklärung genöthigt ſah, daß die Bilder nicht zerſtört, ſondern nur höher gehängt und ſo der Entweihung durch Berühren und Küſſen entrückt werden ſollten. Doch wurde Leo durch den Widerſtand, welchen er fand, keineswegs klüger, ſondern nur erbitterter gegen die Bilderverehrung. Nach zwei Jahren erfolgte das zweite ſtrengere Decret gegen die Bilder, worin bei Todesſtrafe befohlen war, alle heilige Bilder ſowohl in den Kirchen als auf dem Forum, über den Thoren der Städte und in Privathäuſern im ganzen Reiche als Götzen wegzunehmen, zu zerſchlagen, zu übertünchen und zu verbrennen. Er verſammelte ſodann in ſeinem Palaſte viele Bürger, berief auch den alten Patriarchen Germanus, und forderte ihn auf, das Edict zu unterzeichnen. Dieſer aber verweigerte ſtandhaft ſeine Einwilligung, bezeugte, daß keine abgöttiſche Verehrung vorhanden ſei: von der Zeit der Himmelfahrt Chriſti an gebe es Bilder in der chriſtlichen Kirche; dieſelben ſeien von Concilien gutgeheißen. Zugleich ruft er dem Kaiſer in Erinnerung, daß er bei ſeiner Thronbeſteigung das eidliche Verſprechen gegeben habe, die Gebräuche der Kirche unangetaſtet laſſen zu wollen.

Ungeachtet dieſer feierlichen Proteſtation des ehrwürdigen Patriarchen, und der geiſtreichen Vertheidigung des Gebrauches der Bilder durch den berühmten Johann von Damascus, die ſogleich nach dem erſten Edicte erſchienen war, und jeden Schein von abgöttiſcher Verehrung der Bilder abgewieſen hatte, publicirt Leo ſein Decret zur Vernichtung derſelben, und läßt den ehrwürdigen Germanus in ſeiner Wohnung aufgreifen, mit Fauſtſchlägen mißhandeln und hinauswerfen. Der Patriarch zog ſich in ſein väterliches Haus zurück, lebte als Privatmann, wurde aber bald nachher von Leo in ein entferntes Kloſter verwieſen, und als ein faſt hundertjähriger Greis daſelbſt erdroſſelt. Der Kaiſer ſetzte an deſſen Stelle eigenmächtig

den Anastasius, einen Menschen, bereit zu glauben und zu thun, was der Kaiser haben wollte. Welche Mittel Leo ferner angewendet, seinen Zerstörungsplan durchzuführen, davon möge ein Beispiel Zeugniß geben.

„Nicht weit von der Sophienkirche," erzählt Constantin Manasses, „stand ein altes Gebäude, errichtet von frühern Kaisern, das man einen reizenden Garten von büchertragenden Bäumen hätte nennen mögen, einen Hain, bepflanzt mit den schönsten Gewächsen aller Wissenschaft und Weisheit. Dasselbe enthielt einen Schatz von 36,500 Büchern. Dieser Schatz war jedesmal einem ausgezeichnet gelehrten Manne anvertraut, dem noch zwölf andere Gelehrte zur Seite gestellt waren, die alle jedem Wißbegierigen unentgeldlich an die Hand gingen, und sie in den Wissenschaften unterrichteten. Die Kaiser unternahmen nicht leicht etwas, ohne zuvor diese Akademie von gelehrten und tugendhaften Männern zu Rathe zu ziehen. Diese wollte denn auch Leo für seinen Zerstörungsplan gewinnen. Er wandte Bitten und Geld an, fand aber bald, daß er Adlern oder Sternen nachjage. Vor Wuth hierüber entbrannt, ließ Leo jenes Gebäude mit dem Bücherschatze und jenen Männern darin mit brennbaren Stoffen umlegen, und die herrliche Bibliothek sammt den Männern verbrennen."

So achtete Leo das Ebenbild Gottes in den Menschen eben so wenig, als die Bilder des Erlösers und der Heiligen. Von jenem Vorgange begann der wilde Sturm gegen die Bilder und Bilderfreunde. Keine Achtung der heiligen Ehrfurcht, welche das Volk gegen die Bilder hegte, kein Sinn, kein Gefühl für Kunstschönheit hielt den Kaiser ab. Seit den Zeiten Constantin des Großen befand sich über der Kirche der heiligen Jungfrau ein großes und kunstreich gearbeitetes Bild des Gekreuzigten, das jener Kaiser zum Andenken an den Sieg über Maxentius hatte errichten lassen, und das in der ganzen Hauptstadt besonders geehrt war. Jorinus, einer aus der Leibwache, kam im Auftrag des Kaisers mit Axt und Leiter, um dieses herrliche Bild zu zertrümmern. Viele fromme Frauen sammelten sich um ihn, baten unter Thränen, das Bild zu schonen. Allein alles Bitten war vergebens; er steigt die Leiter hinan, schlägt dreimal mit der Axt an das Bild, und im Augenblicke lag es in Trümmern auf der Erde. Der Anblick dessen setzte die Frauen in grimmigen Eifer; ihr früheres Flehen ging nun in Wuth über, sie zerrten an der Leiter, rissen sie um, ehe Jorinus herunter konnte, zerkratzten ihn sodann und schlugen ihn mit Knitteln todt. Darauf ziehen sie

gegen die Wohnung des neuen Patriarchen, werfen mit Steinen nach ihm, und rufen ihm zu: „Schändlich Haupt, Feind der Wahrheit! Darum alſo biſt du in das Prieſterthum eingetreten, daß du die heiligen Weihgeſchenke zerſtörteſt!“ Der Patriarch ſuchte Schutz bei dem Kaiſer, und dieſer ließ durch Soldaten die Frauen mörderiſch niederhauen.

Während ſo das kaiſerliche Edict zu Byzanz vollzogen wurde, überſandte Leo daſſelbe auch an den Papſt (Gregor II.), um dieſen zur Gutheißung und Zerſtörung der Bilder aufzufordern. Wie aber ſchon früher der Patriarch Germanus, widerlegte auch der Papſt die Behauptungen des Kaiſers, und vertheidigte den uralten Brauch der Kirche. Er ſtellte vor, kein Chriſt laſſe ſich einfallen, nach heidniſcher Weiſe ein Bild anzubeten; ſelbſt die Schwachen im Geiſte wüßten recht gut zwiſchen Verehrung und Anbetung der Bilder zu unterſcheiden. [1]) Der Kaiſer aber beharrte bei ſeiner Anſicht, ließ eifrigſt alle Bilder aufſuchen und zerſtören, auch eine Flotte ausfahren, um den Widerſtand der Italiener zu brechen. Indeſſen zerſtörte ein Sturm die Flotte, Leo ſelbſt aber ſtarb im Jahre 741.

Vergebens hatten die Gläubigen gehofft, daß mit dem Tode Leo's die Ruhe in der Kirche wiederhergeſtellt werden würde. Conſtantin Copronymus hatte den Haß des Vaters gegen die Bilder geerbt, und ſuchte an Grauſamkeit denſelben zu überbieten. Ein Menſchenleben zu vernichten ſchien ihm nicht mehr zu ſein, als ein Bild zu zerſtören. Hatte der Vater bloß Bilder zerſtört und verboten, ſo ließ nun der Sohn ein Decret ergehen, daß Niemand irgend einen Diener Chriſti, ſei er Märtyrer oder Apoſtel geweſen, heilig nennen, oder ihre Reliquien ehren ſollte; anſpeien ſollte man dieſelben, und die Seligen nicht um Fürbitte anrufen, da ſie nichts vermöchten. Und hatte Leo bloß verſucht, den Patriarchen Germanus und den Papſt Gregor zur Einwilligung und Mitwirkung gegen die Bilder zu vermögen, ſo ſuchte Conſtantin jetzt die orientaliſchen Biſchöfe zu knechtiſchen Werkzeugen der Bilderzerſtörung zu machen. Als wirklich viele derſelben die gute Sache feig verrathen hatten, erhoben ſich mit deſto größerer Freimüthigkeit und Kraft zur Vertheidigung

1) Man ſollte nicht glauben, daß es auch heutzutage noch Gebildete gebe, die jenen Unterſchied nicht anerkennen. Neuere Geſchichtſchreiber, wie Schloſſer, reden von „Aberglauben“ und „hartnäckigem Aberglauben“ der Bilderfreunde, während „Aberglauben“ ſowohl als „Hartnäckigkeit“ doch offenbar auf Seite der Bilderſtürmer war. Oder darf man ob des Aberglaubens Einzelner die Bilderverehrung überhaupt als Aberglauben bezeichnen?

derſelben die Mönche. Ohne Eigenthum, ohne Familie, gleichgültig gegen die Bequemlichkeiten und Freuden des Lebens, kannten ſie keine Menſchenfurcht, waren unzugänglich für Schmeicheleien, Beſtechungen und Drohungen; ſolche Männer ſchwiegen auch vor einem Conſtantin nicht. Dafür entbrannte des Kaiſers ganze Wuth gegen ſie. Er befahl, dieſelben auf den Straßen mit Steinen zu werfen, ließ ſie in den Einöden aufſuchen und erwürgen, die Klöſter zerſtören, als ſeien es Räuberhöhlen. Vielen Mönchen ließ er den Bart mit brennbaren Stoffen beſtreichen und anzünden; andere ließ er am Barte über die Straßen todt ſchleppen; andern wiederum mit Bildern den Schädel einſchlagen, die Augen ausſtechen, oder dieſelben ſonſt am Leibe verſtümmeln.

Und ſo handelte Conſtantin nicht allein gegen die Mönche, ſondern überhaupt gegen die Verehrer der Bilder, gegen Magiſtrate und Soldaten, indem er dieſelben als Majeſtätsverbrecher unter harten Qualen hinrichten ließ. [1])

Noch verdient bemerkt zu werden, daß Conſtantin an die Stellen der zerſtörten Bilder Scenen glänzender Jagden, Pferderennen u. dgl. malen ließ. So iſt des Menſchen Thun ein Spiegel ſeines Innern; was er innerlich liebt, das ehrt er auch äußerlich; und jener Conſtantin, der wegen ſeiner Pferdeliebhaberei, die ſelbſt die Ausdünſtung der Pferde wohlriechend fand, den Beinamen Caballinus erhalten, erwies ſo den Thieren eine Ehre, die er heiligen Männern nicht zugeſtehen wollte. Vierunddreißig Jahre hatte der Tyrann gegen Bilder und Menſchen gewüthet, als der Tod ſeiner Regierung ein Ende machte.

Aehnliche Scenen ereigneten ſich unter ſeinen Nachfolgern, „den bilderſtürmenden Kaiſern“: Leo III., Nicephorus, Leo dem Armenier, Michael dem Stammler, und Theophilus. Obwohl eine allgemeine Kirchenverſammlung (im Jahre 787) zu Nicäa die Grundſätze der Kirche klar und ſcharf feſtſtellte („die Chriſten nennen die Bilder nicht Götter, ſie dienen ihnen nicht als Götter, ſetzen die Hoffnung des Heils nicht auf ſie .... ſondern zur Erinnerung an die Urbilder ehren ſie dieſelben, ohne ihnen durch Anbetung göttliche Ehre zu bezeigen“), ſo erhielt ſich doch noch lange eine ſtarke Partei von

1) Für ſolche Heldenthaten ſpendet Rühs in ſeiner Geſchichte des Mittelalters (I. Bd. S. 51) dieſem Kaiſer das Lob: „einen noch größern Beweis ſeiner Kraft“ (als nämlich ſeine Feldzüge gegen die Bulgaren) „gibt die Feſtigkeit, womit er den Kampf gegen die erbitterten Mönche beſtand.“ Wahrlich ein Lob, das mit gleichem Rechte auch einem Nero, Caligula und Diocletian ertheilt werden kann.

Bilderfeinden, und namentlich war es wieder ein Soldat, Leo der Armenier, der nach ſeiner Thronbeſteigung die Verfolgung erneute.

Unter ihm wurden Bilder zerſchlagen und verbrannt, die heiligen Gefäße, an denen eine Figur angebracht war, zertrümmert; wer ſich nicht unterwarf, wurde gegeißelt, manchen die Zunge ausgeſchnitten. Verbannung und Gütereinziehung waren die gelindeſten Strafen; Biſchöfe und Mönche wurden bis zum Tode geſchlagen oder in Säcke genäht in's Meer geworfen. Der bloße Beſitz eines religiöſen Bildes, oder eines den Bildergebrauch vertheidigenden Buches, die Aufnahme eines Verbannten, die Pflege eines Gefangenen zog ſchwere Strafen nach ſich, und Alles war mit beſoldeten Spähern erfüllt. Viele Geiſtliche und Mönche flohen nach Rom, wo Papſt Paſchalis das Kloſter der heiligen Paradis für ſie erbauen ließ. Hauptſtütze der Katholiſchen war damals Theodorus Studita, der auch im Gefängniſſe und unter den ſchwerſten Mißhandlungen nicht abließ, durch Briefe die Verfolgten zu tröſten, die Wankenden zu ſtärken, und die Unwiſſenden zu belehren; ſeine Schriften enthalten die gründlichſte und vollſtändigſte Vertheidigung der Bilderverehrung und die Beantwortung aller Einwürfe.

Die letzte Verfolgung der Bilder und ihrer Verehrer fand endlich unter dem Kaiſer Theophilus ſtatt, worauf der 120jährige, verderbliche Streit endigte. Es kann wohl kaum ein Zweifel darüber ſtattfinden, auf weſſen Seite das Recht und die Wahrheit in dieſem Kampfe geweſen; nur eine Frage ſei noch geſtattet: „Was würde aus den bildenden Künſten geworden ſein, wenn nicht die Kirche den bilderſtürmenden Kaiſern ſich widerſetzt hätte? Die edelſten und herrlichſten Werke der Kunſt ſind bekanntlich auf chriſtlichem Boden erwachſen. Ohne die Feſtigkeit der Päpſte, ohne die Synode von Nicäa hätte es vielleicht keinen Raphael und Michel Angelo, keinen Correggio und da Vinci gegeben. Etwas Genre- und Landſchaftsmalerei würde die Habſchaft der Kunſt für Jahrhunderte geweſen ſein.“

II. Zeitalter der Karolinger.

1.

Die Schlacht bei Poitiers.

Zur Zeit Karl Martell's wurde Abderrahman Herrscher der Mauren in Spanien. Er faßte nach den Wünschen seines Volkes den Plan, das Reich der Araber auch im Norden der Pyrenäen siegreich zu verbreiten, und dann durch Europa ostwärts vorzudringen, also daß er auf diesem Wege das Reich der Araber im Osten wieder erreichte. Mit einem gewaltigen Heere zog er zerstörend über die Pyrenäen, die der Herzog Eudes von Aquitanien vergebens zu vertheidigen suchte, und warf Alles vor sich nieder. Dann zog er an die Rhone, um Arles einzunehmen, und hier trat ihm Eudes wieder entgegen, doch vergebens; die Fluthen der Rhone wälzten die Leichen der geschlagenen Franken zu Tausenden in's Meer. Noch einmal sammelte Eudes ein Heer; aber seine Niederlage war so gewaltig, daß die Franken trauernd sagten, nur Gott habe die Zahl der Gefallenen zählen können. Die Kirchen und die Klöster lagen in Asche, die Felder waren verwüstet; es war keiner im großen Frankenreiche, der helfen und retten konnte, als Karl der Hausmeier. Zu ihm gingen deßhalb die fränkischen Edeln, und selbst Eudes vergaß der Feindschaft, die er früher mit Karl gehabt hatte, und bat ihn, nur jetzt schützend und helfend herbeizukommen. Karl antwortete den Bittenden: „Laßt die Mauren erst ungestört ziehen und übereilt euch nicht mit eurem Angriffe, denn sie gleichen einem Strome, den man nur mit Gefahr in seinem Laufe aufhalten kann. Der Durst nach Reichthümern und der Stolz auf ihre Siege erhöhen ihre Tapferkeit, und Tapferkeit gilt mehr als Waffen und große Anzahl. Wartet ruhig ab, bis sie sich mit Beute überladen haben; dann werden sie uneinig sein und euch den Sieg leichter machen.“ Diese Worte sprach

Karl auch mit Vorbedacht auf die Schwierigkeit, ein großes Heer ſchnell zuſammen zu bringen; denn Auſtraſien, der öſtliche Theil des Reiches, war ſäumig in der Stellung des Heerbanns, weil er die Gefahr nicht kannte, welcher Neuſtrien faſt unterlag. Aber als dann das Heer nach vieler vergeblicher Mühe endlich beiſammen war, rückte Karl mit feſtem Muthe gegen die Räuber vor, deren Schaaren in der Nähe von Tours und Poitiers beim Plündern beſchäftigt waren. Da trafen die Völker des fernen Oſtens und die des Weſtens auf einander; es war ein harter, gewaltiger Kampf, und er dauerte ſieben Tage. Die Araber waren den Franken überlegen durch ihre Reiterei und die Schnelligkeit ihrer Bogenſchützen; die deutſchen Stämme dagegen hatten feſtere Körper und kräftigere Glieder, und waren darum im Vortheil, wenn es zum Handgemenge kam. Karl hatte eine feſte Stellung gewählt; denn eine Reihe von Hügeln deckte die Seite ſeines Heeres, und machte es den Mauren nicht leicht möglich, von dort her mit ihrer Reiterei einzubrechen. Nachdem aber ſechs Tage lang ſchon der Kampf gewährt hatte, rückten ſie ſich näher, und die Araber erſchraken vor den breiten Gliedern und den zornigen Blicken der Deutſchen. Abderrhaman ſelbſt fiel am ſiebten Tage, und die Mauren zogen ſich am Abend in ihr Lager zurück. Aber noch wußte man nicht, wie das Treffen geendet hatte. Spät am Abend vernahmen die Franken noch Getümmel aus dem mauriſchen Lager; doch wußten ſie die Urſache nicht und waren gerüſtet, auch am achten Tage auf's Neue zu kämpfen. In der Nacht aber entzweiten ſich die verſchiedenen Stämme im Lager der Araber; denn nach dem Tode des Anführers wollten einige den Rückzug und andere die Fortſetzung des Krieges; der Zwiſt brach in offenen Kampf aus und das Ende war, daß ſich das übrige Heer der Mauren völlig auflöste und noch in der Nacht, der eine Theil hierhin, und der andere dorthin floh.

Der Morgen brach an und die Sonne ſtieg höher am Himmel; aber Alles blieb ſtill im Lager der Mauren. Darüber verwunderten ſich die Chriſten, welche in den vorhergehenden Tagen gewohnt waren, die Araber in der Frühe jedes Morgens aus ihrem Lager hervorbrechen zu ſehen, und Karl vermuthete eine Kriegsliſt. Aber die Kundſchafter berichteten, daß das ganze Lager leer und verlaſſen ſei; da wagten es endlich die Franken hinzugehen. Sie fanden in den Zelten noch eine Menge der erbeuteten Sachen und Koſtbarkeiten aufgehäuft und nahmen ſie mit, um ſie den Eigenthümern, ſo viel es anging, wieder zuzuſtellen. Aber die Araber ließ Karl ungeſtört

entfliehen; denn sein Heer war zu sehr ermüdet und hatte zu viel gelitten von dem siebentägigen Kampfe. Dreihundert und fünfzig tausend Leichen erschlagener Mauren sollen das Feld bedeckt haben, und der Ruhm Karl's erscholl durch die Christenheit, die er mit seinen Franken durch diesen Sieg gerettet hatte. Von dieser Schlacht bekam er den Namen Martellus, weil er wie ein Hammer die Macht der Mauren zerschlagen hatte.

2.

Bonifazius stürzt die Donnereiche.

Schon hatte Bonifazius viele Heiden, besonders im Hessenlande, bekehrt und getauft. Viele hatten indessen das Christenthum nur äußerlich angenommen, sie waren von dem Geiste desselben so wenig durchdrungen, daß sie dasselbe vielmehr mit allerlei heidnischem Aberglauben untermengten, und neben dem christlichen Gottesdienste auch den Götzendienst beibehalten zu können wähnten. Sie brachten nebenbei theils heimlich, theils öffentlich die alten gewohnten Opfer unter ihren heiligen Bäumen und an den geheiligten Quellen dar. Sie konnten sich von der gewohnten Zeichendeuterei und den Wahrsagereien nicht sobald lossagen, und fuhren fort, an Zauberei zu glauben, solche selbst auszuüben und allerlei heidnische Opfer darzubringen. Andere aber, welche schon mehr erleuchtet waren durch das Licht des Christenthums, hatten allen diesen abergläubischen Gewohnheiten entsagt und hielten sich fern von den heidnischen Opfern; doch war ihre Zahl noch gering im Vergleich mit denjenigen, welche das Christenthum noch nicht angenommen hatten, oder dasselbe doch mit heidnischem Aberglauben untermischt ausübten.

Wohl mochte Bonifazius noch so nachdrücklich und begeistert gegen solche Verunreinigung des Heiligsten mit dem Unheiligen eifern: die Macht der Gewohnheit wirkte stärker als sein Wort, und der Dienst der alten Götter war so fest mit dem Leben des Volkes verflochten, daß er durch Rede und Lehre allein nicht verbannt werden konnte. Es mußte dem Worte der Wahrheit durch einen sinnlichen, handgreiflichen Beweis nachgeholfen werden, durch die That mußte die Nichtigkeit des heidnischen Cultus erwiesen und der Gegenstand desselben vernichtet werden. Der älteste Gottesdienst der Hessen, wie der Deutschen, knüpfte sich an Haine und Bäume. Einzelne Götter wurden auf Berggipfeln, auf Felsen, in Höhlen, an Quellen und Flüssen verehrt; auch leidet es nach allem dem, was wir von dem

Heidenthume unſerer Vorfahren wiſſen, durchaus keinen Zweifel, daß ſie Götzenbilder aus Metall, Erz und Steinen göttlich verehrten. Der feierliche und allgemeine Gottesdienſt des Volkes hatte ſeinen Sitz in heiligen Hainen, oder unter einzelnen durch ihre Stelle, ihr Alter und ihre Größe, oder ſonſt durch zufällige Umſtände geheiligten Bäumen. Ein ſolcher Baum von wunderbarer Größe ſtand bei dem Orte Gicesmere, dem Donnergotte Thor oder Thunar geweiht. [1])

Bonifazius hatte ſein Vorhaben, Hand an dieſes Heiligthum legen zu wollen, nicht geheim gehalten, ſondern nach Möglichkeit bekannt gemacht, vielleicht auch die Zeit abgewartet, wo die Verehrung Thor's die Menge herbeirief; denn in zahlreichen Schaaren hatte ſich das heidniſche Volk der Heſſen um ſein Heiligthum verſammelt. Als man vernahm, daß demſelben Gefahr drohe von dem fremden Manne, der aus fernen Gegenden kommend den einigen Gott verkündete, welcher aller Länder und Völker Herr ſei, waren Einige zum Schutze ihres heimiſchen Gottes herbeigekommen, und dachten mit gewaffneter Hand den Frevler zu vernichten, wenn er es wagen ſollte, Hand an den heiligen Baum zu legen, auf welchen ſie mit Furcht und ſtummer Verehrung blickten. Andere glaubten, die Gottheit ſelbſt werde die Schmach rächen, welche ihm angethan würde, und ſtießen Verwünſchungen und Flüche gegen Jeden aus, der denſelben beſchimpfen würde. Noch andere waren ſchon zweifelhaft geworden an der Macht ihrer Götter, und erwarteten nur den Ausgang der unerhörten That, um ſich gänzlich von dem alten Glauben abzuwenden. Andere aber, welche von der Wahrheit der neuen Lehre überzeugt, ſchon dem Chriſtenthume anhingen, und in der Taufe den alten Götzendienſt abgeſchworen hatten, ermunterten den Bonifazius und ſeine Genoſſen, und wünſchten, er möge die Wahrheit ſeiner Lehre, ſo wie die Unmacht der Götzen durch einen augenſcheinlichen Beweis darthun. Bonifazius, der ſonſt nur die Bücher der heiligen Schriften und Väter in ſeinen Händen trug, hatte ſich jetzt mit dem Beil gerüſtet, und trat mit Würde und Entſchloſſenheit unter die harrenden Volksſchaaren. Er ſelbſt verſetzte dem Baume die erſten Streiche. Mit rüſtiger Kraft folgten ſeinem Beiſpiele ſeine Schüler und diejenigen, aus deren Bruſt der Glaube an die unverletzliche Heiligkeit des Baumes ſchon vertilgt war. Kaum hatten ſie den mächtigen Stamm von den Wurzeln getrennt, als ein brauſender Sturm in ſeinen Wipfeln rauſchte, und gleichſam als ob das Werk

1) Nicht Hofgeismar in Heſſen, ſondern Geismar im Amte Gudensberg, wie Seiters S. 156 darthut.

nicht durch Menſchenhände allein geſchehen ſollte, den Baum mit unermeßlicher und ungeſehener Gewalt im Wirbel drehend darnieder-ſtürzte. Krachend ſank die alte Eiche zu Boden, und ihr gewaltiger Stamm lag geſpalten in vier Theile an der Erde. Vor Verwunderung und Staunen außer ſich, ſahen die heidniſchen Heſſen ihr Heiligthum darniedergeſtreckt, und den kühnen Mann mit ſiegreichem Dankesblicke ſeine Augen gen Himmel erheben. Wer vorher gewankt, gezweifelt und gefürchtet hatte, dem war jetzt der letzte Zweifel benommen. Der Glaube an die Macht des Götzen ſchwand, und mehr als die bündigſten Beweiſe, mehr als die kräftigſten Reden vermocht hätten, bewirkte dieſe That. Man zögerte nicht länger, dem einigen, allein wahren Gotte die Ehre zu geben, ihn als ſeinen Herrn zu bekennen, und Viele ließen alsbald ſich taufen.

Bonifazius hielt nun Rath mit ſeinen Brüdern, was ferner zu thun ſei, und es wurde beſchloſſen, aus dem Holze des Baumes ein Bethaus zu errichten. Wie einſt Auguſtin auf den Rath und die Weiſung Papſt Gregor's des Großen die heidniſchen Tempel der Angelſachſen nicht zerſtört, ſondern ſie durch Ertheilung der Weihe für die chriſtliche Gottesverehrung geheiligt hatte, ſo wollte auch Bonifazius dem Holze des heilig gehaltenen Baumes Weihe und Heiligkeit dadurch geben, daß er daſſelbe zu einem Tempel des Herrn der Natur einweihete. So knüpfte er hier wie überall an die vorgefundenen Elemente an, und auf dem Wege gelang es ihm, einen feſten und dauernden Bau zu fördern. Das neu errichtete Bethaus wurde zu Ehren des Apoſtels Petrus eingeweiht, und war aller Wahrſcheinlichkeit nach die erſte chriſtliche Kirche im Heſſenlande.

Es verdient bemerkt zu werden, wie Bonifazius auch hier Karl dem Großen vorarbeitete. Er zerſtört die Donnereiche in Heſſen; jener die Irminſäule in Sachſen; aus beiden werden Peterskirchen. Die Sage hat beide ſogar nachher zuſammengebracht; bei dem heſſiſchen Gudensberge geht die Sage von dem bergverſunkenen König Karl, der daſelbſt einen Sieg über die Sachſen erfochten und dem durſtenden Heere einen Brunnen im Walde geſchlagen habe; dieſe Sage erzählen die fränkiſchen Annalen eben da, wo die Zerſtörung der Irminſäule berichtet wird. Deßgleichen bringt die Sage Karl den Großen auch auf dem Stufenberge mit Bonifazius zuſammen, und läßt ihn die von letzterem daſelbſt errichtete Kapelle in eine prächtige Kirche umwandeln.

3.

Das Kloſter Fulda.

Als Bonifazius in dem größten Theile Deutſchlands das Chriſtenthum verbreitet ſah, auch allenthalben Kirchen und Klöſter geſtiftet, und vier neue Biſchofsſitze errichtet hatte, ging er damit um, ein neues Kloſter, großartiger als alle bisherigen, zu errichten. Sein Schüler Sturm aus Bayern kam ihm dabei trefflich entgegen. Ihn ſandte Bonifazius mit zwei Gefährten von Fritzlar aus in die Wildniß des Urwaldes, welcher Buchonia hieß, um einen paſſenden Ort aufzuſuchen. Mit größter Sorgfalt ſollten ſie die Gegend, den Boden, Berg und Thal, Flüſſe und Quellen, beobachten. Endlich ward ein entſprechender Ort am Fuldafluſſe gefunden. Carlmann ſchenkte ihn dem Bonifazius nebſt einem Gebiet von 4000 Schritten in's Geviert. Am 12. Januar 744 nahm Bonifazius denſelben mit ſieben Genoſſen feierlich in Beſitz, und ſogleich begann der Bau von Kirche und Kloſter. Drei Jahre ward raſtlos gearbeitet. Als der äußere Bau fertig war, gedachte Bonifazius an den inneren Aufbau des Kloſters. Er ſandte den Sturm mit zwei Genoſſen nach Italien, dort die blühendſten Klöſter, vorab Monte Caſino, kennen zu lernen. Nach ſeiner Rückkehr ward Sturm zum erſten Vorſteher des Kloſters ernannt.

Als Bonifazius auf ſolche Weiſe ſeine Stiftung geſichert und innerlich wohl geordnet hatte, blühte dieſelbe in einem von ihm ſelbſt kaum geahnten freudigen Wachsthume auf. Durch die eifrigen und arbeitſamen Kloſtergeiſtlichen wurde die Gegend weiter und weiter urbar gemacht, die Wälder wurden gelichtet, der Ackerbau gefördert, Handwerke und Künſte wurden eingeführt. Geſchickte Leute, beſonders ſolche, welche die zur Kleidung und zu den ſonſtigen Bedürfniſſen des Kloſters nöthigen Materialien verarbeiteten, als Gerber, Schneider, Hutmacher, Pergamentmacher, Leinen- und Wollenweber wurden herbeigezogen. Die Letzteren bildeten nachmals die erſte Zunft in Fulda, und ſie verdankte dem Kloſter, wie ihren Urſprung, ſo auch bis zu den neueren Zeiten viele Gerechtſame. Die Arbeiten in dem Kloſter, wie die Bäckerei, die Küche, der Boden, die Tiſchlerei, der Garten, die Bildhauerei, die Gold- und Silberarbeiten, die Malerei und das Urkunden-Schreiben war unter die Mönche vertheilt. Von der Emſigkeit derſelben entwirft uns Brower ein eben ſo wahres als anſchauliches Bild. „Keine Art der Beſchäftigung, durch welche der

Geist Nahrung finden und dem öffentlichen Wohle geholfen werden kann, verschmähten jene Träger der göttlichen Weisheit in der Vorzeit, sondern jeden Augenblick, welchen ihnen ihre kirchlichen Pflichten frei ließen, verwandten sie auf das Studium der Wissenschaften, die Pflege der schönen Künste und das Lesen oder Hören der heiligen Schriften. Einige dictirten oder schrieben Commentare zu der heiligen Schrift des alten und neuen Testaments; Andere übernahmen die Arbeit des Uebersetzens und Erklärens; Andere unter ihnen veranstalteten Anthologien aus denselben und aus den Schriften der Väter; Andere suchten das Verständniß derselben durch Sammlungen von Parallelstellen zu erleichtern. Viele unter ihnen gaben durch die Schärfe ihrer Erörterungen, die Feinheit ihrer Begriffsbestimmungen und Eintheilungen, und die Richtigkeit ihrer Schlüsse, Beweise von Weisheit und Gelehrsamkeit, wie sie damaliger Zeit kaum irgend wo anders gefunden wurden. Wem nicht Geistesgaben genug verliehen waren, um in Wissenschaften und Künsten diese höchste Stufe zu erreichen, dem wurde es doch nicht schwer, einen ehrenvollen Platz in den zweiten oder dritten Reihen zu behaupten. Diese gingen den ersteren an die Hand, und bereiteten ihnen die Hülfsmittel, indem Einige die Verzierungen und Initialen auf Pergament malten, Andere die Handschriften mit kostbaren Einbänden und Agraffen versahen, noch Andere die Bücher liurten und mit Menuing und Röthel die großen Buchstaben am Anfange der Verse und Absätze schrieben. Noch Andere schrieben das, was nur so flüchtig auf Zettelchen hingeworfen und dictirt war, in's Reine, und ordneten dasselbe genau und zierlich."

Von der größten Bedeutsamkeit für die Bildung von Deutschland wurde die Fuldaer Klosterschule. Gleich anfangs war dieselbe eine doppelte; eine innere für die Oblaten und Zöglinge des geistlichen Standes und eine Außenschule, in welcher Kinder für alle andern Stände gebildet wurden. Viele Jünglinge aus Bayern, Franken und Thüringen sandte Bonifazius dahin, um dort unterrichtet und erzogen zu werden. Die Schule wurde sehr bald blühend, insbesondere als Karl der Große sich ihrer mit so vieler Liebe annahm. Er vermehrte ihre Besitzungen durch reiche Schenkungen, und schrieb an den zweiten Abt Baugulph einen eben so eindringlichen als weisen Brief, worin er ihn ermuntert, für das Aufblühen der Schule besondere Sorgfalt zu hegen. Baugulph entsprach den Wünschen desselben so vollkommen, daß Karl schon im Jahre 787 die fuldaische Schule allen andern als Musterschule vorstellte, und auch schon den

Grund zu der nachmals ſo berühmten Kloſterbibliothek legte. Vorzüglich aber verdankte die Schule, ſo wie das Kloſter überhaupt, ſein ſchnelles Aufblühen dem großen Rhabanus Maurus. Er war ſchon in ſeinem elften Jahre dem Kloſter zur Erziehung übergeben, dann aber von dem dritten Abte Ratgar, dem ſeine geiſtige Bedeutſamkeit nicht entgangen war, im achtzehnten Jahre ſeines Alters mit ſeinem Freunde Hatto nach Tours, zu dem damals hochberühmten Lehrer Alcuin geſandt. Mit dieſen zugleich wurden noch andere gute Köpfe des Kloſters ausgeſandt, und fanden theils in Seligenſtadt bei Einhard, theils bei dem Schottländer Clemens Aufnahme. Dieſe Auswanderung der talentvollſten Jünglinge war für Fulda von großem Nutzen. Sie kehrten heim und brachten auch die durch Karl den Großen nach Deutſchland übergeſiedelten Schätze des Wiſſens mit ſich zurück. Rhaban weilte zwar nicht gar lange Zeit bei Alcuin; allein es geſtaltete ſich ein bis zum Tode Alcuin's fortdauerndes Freundſchaftsverhältniß zwiſchen ihnen, in welchem ſich Alcuin nicht bloß als Lehrer, ſondern als geiſtlicher Vater Rhaban's betrachtete.

Nachdem Rhaban in der heiligen Schrift, der Ethik, Philoſophie und Poeſie unterrichtet war, kehrte er in Geſellſchaft ſeiner lieben Mitſchüler nach Buchonien zurück. Dort ward ihm von dem Abte Ratgar die Einrichtung und Leitung der Schule übertragen, und nun gelangte dieſelbe gar bald zu ſolcher Blüthe, daß ſie ſelbſt die berühmten engliſchen, geſchweige denn die fränkiſchen und deutſchen Schulen überſtrahlte. Im Jahre 810 wurde Rhaban, kaum 26 Jahre alt, Rector derſelben, und der Ruhm ſeines Namens zog von nah und fern Schüler herbei, und der Andrang war ſo groß, daß der bei weitem größte Theil keine Aufnahme dort finden konnte. Die Schule wurde bald der Mittelpunkt der gelehrten Bildung in Deutſchland, ſo wie Rhaban der Träger der geſammten Wiſſenſchaft der damaligen Zeit war. Grafen und Fürſten, Gelehrte und Biſchöfe beſuchten ihn oft, und Alle bewunderten ſeine Weisheit, Alle ſtaunten über den unermeßlichen Schatz ſeiner Kenntniſſe. Als Rhaban im Jahre 822 Abt des Kloſters und ſpäter Erzbiſchof von Mainz wurde, zählte das Kloſter unter ſeinen Geiſtlichen ſchon ſo viele tüchtige Lehrer, und der Ruhm der Schule war ſo verbreitet, daß Kloſter und Schule durch ſich ſelbſt fortwuchſen. Auch blühten unter den Mönchen nicht wenige durch Malerei und Bildnerei ausgezeichnete Männer. Rhaban hatte deßhalb ſchon den Grund zu einer eigenen Kunſtſchule gelegt, welche der dreizehnte Abt Hadamar vollendete. Es wurden nämlich auf Befehl dieſer Aebte gewiſſe Grundſtücke und

Einkünfte der Kämmerei des Abtes nicht nur zur Bestreitung der Cultuskosten der Kirche angewiesen, sondern auch dazu bestimmt, daß sie, nach Anweisung des Abtes und des Kämmerers, zur Verfertigung aller Arten von Kunstwerken, sowohl der Baukunst als Sculptur, der getriebenen Arbeiten und Schnitzwerke verwandt werden sollten. Dem Kämmerer wird zur Pflicht gemacht, dafür zu sorgen, daß diese Fabrik-Kasse des Abtes nicht leer werde, sondern daß fortwährend Künstler beschäftigt und Jüngere herangebildet würden, „damit das Haus des Herrn nie ohne ihre Dienste sei, sondern mit Kunstwerken von gegossener Arbeit und jeglichem Schmucke in Holz, Stein und Erz und edlern Metallen geziert werde."

Das Kloster wurde also für die nachmalige Zeit eine wahre Universität der Wissenschaften, verbunden mit einer Akademie der Künste. Was Monte Casino für Italien, was St. Gallen für Süddeutschland, was späterhin Corvey für die Sachsen und das nördliche Deutschland geworden ist, das wurde Fulda für Mitteldeutschland. Die Werke des Rhaban und vieler anderer Gelehrten, welche in dem Kloster lebten oder demselben ihre Bildung verdankten, sind nur zum Theil erhalten, die Bauten und Kunstwerke aber sind größtentheils unter der Gewalt der Elemente und dem nagenden Zahne der Zeit, zum Theil auch durch die Begierlichkeit der Menschen zu Grunde gegangen; aber die geringen Ueberbleibsel reichen hin, um uns einen Begriff von den Leistungen in Wissenschaft und Kunst zu geben, wie sie die damalige Zeit hervorbrachte und uns mit Bewunderung der Thätigkeit, des ausdauernden Fleißes und der Geschicklichkeit ihrer Urheber zu erfüllen. Wer freilich der Zeit und den Umständen nicht Rechnung tragen kann oder will, und da, wo im Frühlinge die ersten Keime hervorsprießen, schon die gereifte Saat sehen möchte; wer es vergißt, daß diese Stiftung mitten in einem Urwalde gegründet wurde, unter einem Volke, welches so eben erst den Dienst des Heidenthums gegen die Anbetung des einen wahren Gottes vertauscht hatte, der hat sich eines richtigen Maßstabes der Beurtheilung begeben, und die erstaunenswürdigen Erscheinungen, welche das Christenthum erzeugt, werden ihn kalt und ohne Bewunderung lassen. Vergegenwärtigen wir uns dagegen die Zustände der Zeit, und bringen wir alle die Hindernisse in Anschlag, welche die Missionäre zu bewältigen hatten, dann müssen wir gestehen, daß unsre Großthaten oft nur Kinderspiel, neben der Thätigkeit jener, ohne Prunk und Prahlerei wirkenden Genien der Menschheit sind.

Auf einen großen Namen hatten es Bonifazius und seine Mitarbeiter

nicht angelegt. Hätten ſie nach eitler Ehre vor den Menſchen oder nach irdiſchen Vortheilen geſtrebt, wären ſie nicht vielmehr von dem reinſten Eifer für die Verherrlichung Gottes und für das Heil ihrer Brüder beſeelt geweſen, nimmermehr hätten ſie ſo Großes und Ruhmwürdiges geleiſtet. Sie förderten Künſte und Wiſſenſchaften, weil die Menſchheit durch dieſelben veredelt und erleuchtet wird. Wie ſie ſelbſt aber im Dienſte des Allerhöchſten ſtanden, ſo mußte auch Kunſt und Wiſſenſchaft der Verherrlichung Gottes dienen, und indem Fulda eine Pflanzſtätte für beide wurde, gelangte es zugleich zu der höchſten Bedeutſamkeit für die weitere Verbreitung chriſtlichen Lebens und Glaubens. Was Bonifazius gewünſcht und gewollt hatte, ging bald in Erfüllung. Schon unter der Leitung Sturm's hatte ſich die anfängliche Siebenzahl der Mönche bis auf vierhundert vermehrt, und das Kloſter wurde gar bald zu einem Seminare, aus dem die eifrigſten und gelehrteſten Prieſter hervorgingen. Bisher war durch fremde Glaubensboten das Licht des Evangeliums in Deutſchland entzündet, von jetzt waren es Eingeborne, durch welche die Bekehrung der Sachſen und der im Norden Deutſchlands gelegenen Länder bewerkſtelligt wurde. Sie hatten großentheils ihre Bildung in Fulda empfangen, und verpflanzten dieſe mit dem Chriſtenthume von dort nach den entfernteſten Gegenden. Rhabanus, von Geburt ein Mainzer, iſt als der Vater deutſcher Gelehrſamkeit anzuſehen, und er ſteht an der Spitze einer zahlreichen Schule, aus welcher wir nur die Namen Walafried Strabo, Abt von Reichenau; Servatus Lupus, Abt von Ferrières; Otfried, Mönch in Weißenburg; Rudolph, Mönch in Fulda, nennen. Schannat zählt unter andern berühmten Männern allein elf Erzbiſchöfe, eben ſo viele Biſchöfe und vierzehn Aebte auf, welche in den erſten Zeiten aus dem Kloſter Fulda hervorgingen Viele andere Männer wurden dort gebildet, welche nachher als Räthe und Kanzler der Fürſten, als königliche Sendboten und Richter die bedeutendſten Stellen bekleideten, und die daſelbſt gewonnene chriſtliche Geſittung und Bildung in weiteren und weiteren Kreiſen verbreiteten.

Neben den höchſten geiſtigen Beſchäftigungen fand indeſſen auch die gröbſte Feldarbeit ſo wie das niedrigſte Handwerk einen ehrenvollen Platz in und bei dem Kloſter.

Ein Theil der Geiſtlichen fand nicht in dem Kloſter ſeine Wohnung, ſondern es wurden ihnen Plätze in der Nähe deſſelben zur Urbarmachung angewieſen. Hier bauten ſie ſich anfangs ein kleines Obdach oder eine Zelle, um welche herum ſie ein Gärtchen anlegten, und

dann weiter und weiter ein größeres Stück Landes anbauten. Die Zellen erweiterten ſich nach und nach, neue Anbauer und Gehülfen geſellten ſich zu den Mönchen, und ſo entſtanden aus dem kleinen Anfange die Dörfer, welche zahlreich um Fulda herum liegen, und von ihren erſten Bewohnern oder ihrer urſprünglichen Beſtimmung noch jetzt den Namen tragen, als Maberzell, Brounzell, Künzell, Mackenzell, Edelzell, Kehrzell, Orzell, Sargenzell, Pilgerzell, Kämzell, Bonifaziuszell u. ſ. w. Die Entſtehung der Dörfer läßt ſich vielleicht nirgend ſo bis zu ihrem erſten Urſprunge verfolgen, wie in Buchonien, wo ſchon die heutigen Namen großentheils auf ihren Anfang hinweiſen.

4.

Tod des heil. Bonifazius.

Nachdem Bonifazius ſein großes Werk in Deutſchland vollendet und wiederholt in Bayern, Franken, Heſſen und Thüringen Alles geordnet hatte, legte er ſeine Würde als Erzbiſchof von Mainz in die Hände ſeines Schülers Lullus nieder, um ſeinen letzten, ſehnlichſten Wunſch zu erfüllen: Friesland, wo er ſchon früher als Miſſionär gewirkt, ganz für das Chriſtenthum zu gewinnen. Auf einem Concil zu Mainz nahm er feierlich Abſchied von ſeiner großen Schöpfung, von ſeinen Schülern und Freunden. Dem verſammelten Clerus ſtellte er Lullus als ihren neuen Oberhirten vor, ermahnte Alle zum Gehorſame, zu inniger brüderlicher Eintracht, zur Beharrlichkeit und zum Eifer für die Verbreitung des Friedensreiches. Dann ſprach er alſo zu Lullus: „Ich gedenke jetzt daran, wie ich meine Pilgerſchaft vollenden will, und kann von dem Vorhaben dieſer meiner Reiſe nicht laſſen. Denn ſchon ſteht der Tag meiner Auflöſung bevor, und die Zeit meines Todes nahet. Ich werde die körperliche Hülle ablegen und zur ewigen Ruhe eingehen. Du aber, mein vielgeliebter Sohn, vollende den von mir in Thüringen angefangenen Bau der Kirchen; rufe mit unabläſſigem Eifer das Volk von den Wegen des Irrthums ab; vollführe den Bau der begonnenen Baſilika an der Fulda, und dorthin bringe einſt meinen unter der Laſt der Jahre erlegenen Körper.“

Alle Anweſenden waren bei dieſer letzten Unterredung des geliebten Lehrers in Thränen aufgelöſt; allein Bonifazius ließ ſich durch nichts in ſeinem Vorhaben wankend machen. Er wählte die Genoſſen und Schüler, welche ihn nach Friesland begleiten ſollten, beſtieg mit

ihnen ein Schiff und ließ sich auf dem Rheine seinem langersehnten Ziele entgegen führen. Er landete auf der Ostseite des Zuyderssees, damals Elmere genannt.

Hier begann er nun mit frischem Muthe zu lehren und zu predigen, zogen überall umher, gewann die Abtrünnigen wieder und vereinigte Unzählige, welche bis dahin im Heidenthume gelebt hatten, mit der Kirche Christi; der Eindruck, den seine persönliche Erscheinung hervorbrachte, war unauslöschlich. Sein weißes Haupt, seine ehrwürdige Gestalt, sein von der Last der Jahre gebeugter aber von frischem Jugendgeiste belebter Körper stand dem heil. Lüdger, dem ersten Bischofe von Münster, der ihn als Knabe um diese Zeit mit eignen Augen gesehen zu haben versichert, noch im höchsten Alter lebendig vor der Seele, und die hohen Tugenden und das unermeßliche Verdienst des Mannes begeistern ihn, so oft er seiner gedenkt. In ganz kurzer Zeit, sogar in wenigen Tagen, wurden viele Tausend, Männer, Frauen und Kinder getauft. Weiter, immer weiter drang Bonifazius nach Norden vor, und wohin er kam, wandten sich Unzählige zu ihm, um von ihm das Wort des Lebens zu vernehmen und die Taufe zu begehen. Die heidnischen Götzenbilder und Tempel sanken, die gotteslästerlichen Sitten und Gebräuche wurden abgestellt, mit rühriger Thätigkeit wurden christliche Kirchen und Bethäuser errichtet und das Licht des Evangeliums leuchtete hell und glänzend über das Land. Nach allen Seiten durchzog indessen Bonifazius, wie ein einfacher Missionär die Gegend, lehrend, predigend und die Sakramente spendend. Ein Zelt oder eine Hütte diente ihm als Obdach, als Schule, Bethaus und Kirche. Seine Mitarbeiter folgten seinem Beispiele, und so war in kurzer Zeit der größte Theil Friesslands für das Christenthum gewonnen. Der Macht seines Wortes konnte Nichts widerstehen, und zu dem ehrwürdigen, hochbegeisterten Greise fühlte sich hingezogen, auch wer noch Abneigung hegte gegen seine Lehre. Die erbitterten Feinde des Christenthums sahen mit Schrecken, daß die allgemeine Verbreitung desselben über das ganze Land nahe bevorstand, wenn dasselbe nicht schleunig mit Gewalt zurückgedrängt würde. Darum machten sie einen Anschlag gegen das Leben des Mannes, der gekommen war, ihnen Worte des Lebens zu verkünden.

Schon bis in die Nähe des nördlichen Meeres war Bonifazius vorgedrungen, und nahe war er dem Ziele seiner Wünsche. In der Gegend zwischen Leeuwarden und Gröningen hatte er Viele getauft, und sich noch weiter nach Norden begeben. Bei Dockum hatte Boni-

fazius Zelte aufſchlagen laſſen, denn er dachte dort länger zu weilen, und die auf dieſem Boden nie geſehene Feier der Firmung zu halten. Die Neugetauften hatte er vorher in ihre Heimath gehen laſſen, damit ſie ſich zu dem Empfange dieſes Sakraments vorbereiteten, und wenige Tage nach dem Pfingſtfeſte wieder zu ihm nach Dockum kämen, um die heilige Firmung zu empfangen. Seine Schüler und Mitarbeiter waren wegen der bevorſtehenden Feier um ihn verſammelt. An dem feſtgeſetzten Tage, den 5. Juni, erwartete Bonifazius mit ihnen die Ankunft der Neubekehrten. Er, der Friedensbote und Segenbringer, wollte des Herrn Heilmittel ſpenden, als aber früh am Morgen die Sonne ſich über das Land erhob, und höher des Bonifazius Dankgebete gegen Himmel ſtiegen für den Segen des Herrn, der ſichtbar mit ihm geweſen war: da vernahm ſein Ohr ſtatt der Hymnen und Loblieder, mit welchen manches Jahr auf deutſchem Boden die Schaaren der Firmlinge ihm entgegengezogen waren, wildes Kriegsgeſchrei. Statt der Neugetauften, die er erwartete, ſah er eine Rotte blutdürſtiger Feinde nahen. Mit Schild und Speer bewaffnet, die Lanzen ſchwingend, traten ſie auf ſeinen Lagerplatz. Die um Bonifazius verſammelten Diener dachten Gewalt mit Gewalt abzuwehren, ſuchten ſich zu bewaffnen, ſo gut ſie konnten, und ſtürzten aus den Zelten dem Feinde entgegen. Bonifazius aber hatte kaum den Waffenlärm vernommen, ſo hing er, ſtatt der Rüſtung, die Reliquien der Heiligen, welche er ſtets bei ſich führte, um, trat aus dem Zelte, verſammelte ſeine Geiſtlichen um ſich, und redete alſo zu den Dienern: „Laſſet ab, meine Kinder, ich bitte euch, laſſet ab vom Streite und fern ſei aller Kampf und Krieg gegen unſere Feinde. Lehret uns doch die heilige Schrift, daß wir nicht Böſes mit Böſem vergelten, ſondern Gutes erweiſen ſollen für das Böſe. Der langerſehnte Tag iſt da, und die Zeit iſt gekommen, wo wir von den Mühſalen und Leiden dieſes Lebens zu den Freuden der ewigen Seligkeit abberufen werden. Warum wollet ihr ſo hohe Gnade, ſo hohen Ruhm uns nicht gönnen, ſondern rauben? Nein, laſſet uns ſtark werden in dem Herrn, laſſet uns willig aufnehmen, was er gnädig über uns verhängt. Nur auf Gott vertraut! Er wird unſre Seelen retten.“ So hielt er die Diener vom Kampfe zurück. Dann wandte er ſich zu den um ihn verſammelten Prieſtern, Diakonen und Ordensgeiſtlichen und redete in ſeiner Landesſprache zu ihnen: „O meine vielgeliebten Brüder, wenn an der Liebe Gottes euch irgend gelegen iſt, wenn die Erinnerung an alle meine väterlichen Ermahnungen etwas bei euch vermag, o, ſo zeiget es jetzt in dieſer Stunde! Bedenket,

was der Herr ſpricht: Fürchtet euch nicht vor denen, welche den Leib tödten, die Seele aber nicht tödten können. Den Anker eurer Hoffnung werfet auf Gott! Nach dem Augenblicke dieſer Zeit wird er euch die Krone ewiger Vergeltung in dem Reiche der ſeligen Geiſter verleihen. Verlieret, ich bitte euch, verlieret in dieſem kurzen Stündlein nicht den Lohn aller Mühen und Kämpfe eures Lebens, die ihr mit unwandelbarem Muthe beſtanden habt. Gedenket nicht, wie die Heiden, der nichtigen Freuden dieſer Welt! Nein, muthig und männlich gehet jetzt mit mir in den Tod! Aus Liebe zu Dem, der für uns gelitten hat, gehet, damit wir mit ihm eingehen in die ewigen Freuden!"

Während Bonifazius alſo redete, ſtürmte die wilde Rotte wüthend auf ſie ein. Der erſte, der unter den Hieben der Feinde niederſank, war ein Laie, Namens Hildebraud, dem die Sorge für den Tiſch oblag, und der kaum angekleidet, in bloßen Füßen, dem Feinde entgegenſtürzte. Seinen Bruder, den Diakon Hamunt, traf das feindliche Schwert, als er eben aus dem Zelte hervorgetreten war; darauf fiel Einer nach dem Andern. Zwei und fünfzig an der Zahl litten mit unſerm Apoſtel den Martyrtod.

Stehend, betend und das Evangelienbuch über ſein Haupt haltend, empfing Bonifazius ſelbſt den Todesſtreich.

Sein Leichnam wurde zuerſt nach Utrecht, dann nach Mainz, endlich, wie er ſelbſt gewünſcht hatte, nach Fulda, ſeiner Lieblingsſtiftung, gebracht und feierlich beigeſetzt. Bald wurde Bonifazius in Deutſchland und Frankreich als Heiliger verehrt; vieler Orten wurden in ſeinen Ehren Kirchen und Kapellen erbaut; das ſchönſte Denkmal errichtete ihm noch in unſern Tagen König Ludwig I. von Bayern durch den Bau der Baſilika mit dem Benediktinerkloſter zu München.

5.

Die Sachſen und das Chriſtenthum.

Karl hielt ſich berufen alle Völker deutſchen Stammes zu einem großen chriſtlichen Reiche zu vereinigen, das wie nur einen Gott im Himmel, ſo auch nur einen Herrn auf der Erde über ſich erkennen ſollte. Unmittelbar aber an den Gränzen des fränkiſchen Landes wohnte der unabhängige heidniſche Stamm der Sachſen und Karl hielt es für ſeine Aufgabe, die Sachſen zu gleicher Zeit ſich zu unterwerfen und ſie zu Chriſten zu machen. Allein eben deßhalb war auch den Sachſen das Chriſtenthum und die fränkiſche Herrſchaft

gleichbedeutend und sie waren auf gleiche Weise entschlossen die Religion ihrer Väter und ihre alten Sitten und Einrichtungen zu schützen; denn von allen deutschen Stämmen hängen die Sachsen und die Friesen bis auf den heutigen Tag am meisten an den Sitten ihrer Väter. Dazu kam, daß die Sachsen ihre Wohnsitze nie verlassen hatten; die andern deutschen Völkerstämme, welche aus ihren früheren Wohnsitzen ausgewandert waren, hatten die heiligen Haine und die Verehrungsplätze ihrer Götter auf ihren Wanderzügen vergessen und waren dadurch viel eher zu dem Glauben an den Christengott bewogen, dessen Verehrung nicht an einen bestimmten Ort gebunden war, sondern der überall und zu jeder Zeit, in Wald und Feld, in jeder Kirche, wie in jedem Hause auf gleiche Weise angebetet werden konnte; die Sachsen aber verehrten ihre Götter noch in denselben heiligen Hainen, wo auch ihre Väter angebetet hatten. Das Rauschen der heiligen Buchen- und Eichenwälder erfüllte ihre Seelen mit derselben Andacht, wie sie einst Arminius, der Held der Cherusker, empfunden hatte; denn wir haben keinen Grund zu zweifeln, daß die alten Cherusker die Vorfahren der Sachsen gewesen sind.

Eine der hauptsächlichsten Ursachen aber, welche den Sachsen das Christenthum Karl's des Großen zuwider machte, war die Forderung des Zehnten, von welcher Karl nicht abging, weil ohne die Bezahlung des Zehnten für die Geistlichen kein Unterhalt zu finden war. Es bot sich Karl sonst kein Mittel, die Kirchen und Stifter mit den nöthigen Einkünften zu versehen; denn es fand sich im Sachsenlande kein Staatsgut, weil die Sachsen keinen geordneten Staatsverband hatten, also auch kein Eigenthum desselben. Weil nun Karl von dem Eigenthum der Einzelnen doch den Kirchen füglich Nichts schenken konnte, meinte er zu dem Mittel des Zehnten greifen zu müssen.

Ob er es gern oder ungern that, wissen wir nicht. Selbst der gelehrte Alcuin, der doch so viel bei Karl galt, konnte ihn nicht bewegen, von dieser Forderung abzulassen. Dieser ehrwürdige Mann schrieb an Karl, als er ihm zum ersten Siege über die Sachsen Glück wünschte: „Aber nun sieh dich mit deiner Weisheit und deiner Gewissenhaftigkeit nach frommen Predigern für das Volk um, nach Predigern äußerst anständig von Sitten, gelehrt in der Wissenschaft ihres Glaubens, in den Vorschriften des heiligen Evangeliums erfahren, solche Männer, die dem Beispiele der heiligen Apostel folgen. Diese reichten ihren Zuhörern Milch dar, das ist milde, sanfte Gebote. Aus diesen Betrachtungen wirst du nach deiner Liebe zur Re-

ligion urtheilen, ob es rathsam sei, so rohen Völkern beim Anfange des Glaubens das Joch des Zehnten aufzulegen, so daß er von allen Häusern gefordert werde; oder ob nicht bedacht werden müsse, daß die Apostel, die doch von Gott selbst unterrichtet und von Christo zur Predigt des Evangeliums gesandt waren, nie den Zehent gefordert, nie ihn eingetrieben haben!" Karl folgte dieser Warnung des treuen Mannes nicht und darum betrachteten die Sachsen, die bis dahin keine Abgabe kannten, die fremden Priester, die ihnen einen unbekannten Gott verkündigen wollten, nur als habsüchtige Leute, die sich stellten, als wären sie um das Seelenheil bekümmert, die in Wahrheit aber sich nur auf Kosten anderer Leute bereichern wollten. Dieses Mißtrauen ihnen zu nehmen, dazu war Karl's Behandlung nicht geeignet; denn die Kriegführung bestand in der Regel darin, das sächsische Land schrecklich zu verheeren und zu einer unbewohnbaren Wüste zu machen. Da mochten die Sachsen wohl fragen: was ist das für eine Religion, deren Priester Glaube und Liebe predigen und zu der man uns mit Mord und Brand bekehren will? Kann denn auch Feuer und Schwert die Menschen Liebe lehren? Auch viele der anderen Gesetze, die Karl gab, erbitterten die Sachsen gar sehr, obwohl in unserer Zeit diese Gesetze nichts Auffallendes haben. Karl verordnete, daß die christlichen Kirchen, die in Sachsen erstünden, eben so heilig und noch heiliger gehalten werden sollten, als die bisherigen Götzentempel der Heiden. Derjenige, welcher einen christlichen Geistlichen tödten würde, sollte die Todesstrafe erleiden und dieselbe Strafe sollte auch die treffen, die ihren alten Göttern Menschenopfer darbringen würden. Das war nun wohl nicht unbillig; aber nun hieß es auch weiter: den Tod soll auch Derjenige erleiden, der den Körper eines Verstorbenen nach heidnischen Gebräuchen verbrennt, ferner Derjenige, welcher, um der Taufe zu entgehen, sich verbirgt; welcher während der Fastenzeit Fleisch genießt. Wer sein neugebornes Kind nicht binnen eines Jahres zur Taufe brächte, sollte eine bedeutende Geldsumme bezahlen. Von solcher Art gab es noch andere Gesetze, die meist alle recht streng und hart waren.

Auch die Tugend, welche das Christenthum forderte, widersprach durchaus den Sitten der Sachsen; denn sie hielten es des Mannes würdig, die ihm angethane Beleidigung selbst zu rächen; wo er es nicht selbst mehr konnte, traten seine Verwandten für ihn ein, und forderten Auge um Auge, Glied um Glied, Leben um Leben. Kaum waren die Sachsen soweit in menschlicher Gesittung gekommen, daß sie statt der körperlichen Wiedervergeltung der Blutrache Bußen an

Geld und Gut festsetzten, das sogenannte Wergeld, d. h. nicht Wehrgeld, sondern die gewährte Buße. Nun aber sollten sie einen Herrn über sich erkennen, dem Recht über Leben und Tod zustand, einen Herrn, der forderte, daß bei einem Todtschlage und einer Verwundung nicht bloß die Parteien unter sich ihren Streit ausmachten, sondern auch ihm, als dem obersten Richter, ein Recht zur Strafe und zur Förderung der Buße zustünde. Das nannten die Sachsen einen Eingriff in die Rechte des freien Mannes; aber noch mehr war ihnen die eigentliche Lehre des Christenthums zuwider, daß man empfangene Beleidigungen nicht rächen sollte. Dieses Gebot konnte sich ihr Trotz nimmermehr gefallen lassen.

Das Christenthum lehrte ferner, daß alle Menschen vor Gott gleich wären, daß vor ihm kein Ansehen der Person gelte, und der Sklave dem Herrn gleich sei. Die Lehre von der Unsterblichkeit war den Sachsen nicht neu; wie alle Deutsche kannten auch sie dieselbe; aber das Christenthum verlangte von ihnen, daß sie Verzicht leisten sollten auf einen besonderen Himmel für die Tapferen. Der Sachse glaubte, daß nur die Tapferen, die im Kampfe Erschlagenen, in die Walhalla (d. i. die Halle der Gefallenen) kämen, und daß sie hier den Tag über jagen und kriegen würden, um sich am Abend immer wieder auf's neue zum Trinkgelage niederzusetzen. Nun aber sollten sie Verzicht leisten auf ihren besonderen Himmel, und selbst die Sklaven sollten daran Antheil haben. Der sächsische freie Mann und noch vielmehr der Adaling hielt sich für ein von den Sklaven ganz verschiedenes Wesen; den Sklaven erachtete er auch eines Himmels nicht für würdig und alle deutschen Stämme, sogar der friesische, bei dem der Unterschied der Freien und Sklaven am wenigsten grell war, stellten im Gesetzbuche den Sklaven einem Thiere gleich, das dem Herrn als sein Eigenthum angehört und mit dem er verfahren kann, wie auch sonst mit seinem Besitze. Daß diese Sklaven mit ihm vor Gott gleich berechtigt sein sollten, war den Sachsen ein unerträglicher Gedanke und hier liegt der traurige wunde Fleck des sächsischen Unabhängigkeitskampfes. Es ist wahr, die Sachsen stritten für ihre Sitten und ihre Einrichtungen; sie waren frei oder glaubten es zu sein: aber ihre vermeinte Volksfreiheit kam nur den Adalingen und den Freien zu gut und zum geringen Theil auch noch den Hörigen, den sogenannten Liten oder Lazzen, d. i. Leuten; aber die Sklaven, die, wo es überhaupt Sklaven gibt, fast immer die Mehrzahl ausmachen, konnten durch die Eroberung Karl's und durch das Christenthum nur gewinnen; denn ihre Lage wurde dadurch

bedeutend verbessert und im Gefolge des Christenthums mußten allmählig mildere und bessere Einrichtungen kommen. Darum war die Niederlage der Sachsen heilsam für die Menschheit, heilsam für die siegenden Grundsätze der Menschlichkeit.

Freilich fand diese Menschlichkeit an Karl einen Träger, der ihr keine Ehre machte. Denn wir wollen damit Karl nicht loben, daß er so gegen die Sachsen verfuhr, wie er es that; vielmehr wenden wir uns mit Schauder und Abscheu weg von den Freveln, die er gegen das unglückliche Volk verübte, die er verübte im Namen derjenigen Religion, welche die Menschlichkeit zu ihrem Grundgesetze macht, und durch die allein es möglich war, menschliche Gesittung über den Erdball auszubreiten. Aber wenn wir auch die Sachsen beklagen und sie um ihres Muthes und ihrer Hartnäckigkeit willen bewundern, mit welcher sie über dreißig Jahre dem mächtigen Frankenkönige widerstanden: so müssen wir uns doch darüber freuen, daß die Unterwerfung der Sachsen gelang; denn sie bahnte den Weg zur milderen Gesittung dieses Volkes. Ferner aber war diese Unterwerfung der Sachsen nothwendig zur Einigung der deutschen Stämme zu einem großen Reiche. Die Zeit, wo der sächsische Stamm herrschte, die Zeit Heinrich's des Städtebauers und der Ottonen, ist die der herrlichsten Blüthe des deutschen Reiches. Das Unglück desselben brach erst da recht herein, als der sächsische Stamm keine Bedeutung mehr hatte, als die Verblendung der Hohenstaufen die Blüthe der deutschen Nation einem Schattenbilde opferte.

6.
Kaiserkrönung Karl's des Großen.

So glänzend die Siege König Karl's waren, und so folgenreich dieselben für die gesammte spätere Geschichte geworden sind, so kommt doch in der ganzen Regierungszeit des großen Königs kein Tag dem des Weihnachtsfestes des Jahres 800 an Wichtigkeit und Bedeutung gleich. An diesem Tage ward Karl, der König der Franken und der Langobarden, zum römischen Kaiser gekrönt; ein Ereigniß, auf welchem fortan die Geschichte des Abendlandes beruht.

Papst Leo III. war es, durch dessen Hand das römische Kaiserthum im Westen wiederhergestellt ward, als Karl auf seinem fünften Zuge nach Italien im Jahre 800 nach Rom gekommen war. Die Veranlassung zu diesem Zuge gab ein Streit, in welchen der Papst mit einer Partei in Rom gerathen war, die ihn der gröbsten Ver-

brechen zieh. Da seit geraumer Zeit die Herrschaft des griechischen Kaisers über Rom völlig aufgehört hatte, so mochte jene Partei bei der Milde der päpstlichen Regierung von einer Wiederkehr der Zeiten der Republik träumen. Mit Mißvergnügen hatte sie zusehen müssen, wie unter Hadrian I., dem persönlichen Freunde Karl's, der der päpstlichen Macht förderliche Einfluß des Königs der Franken in Rom von Tag zu Tag wuchs, und das glänzende Phantasiebild der Republik gänzlich zu zerstören drohte. Von Karl dem Großen tief betrauert, war Papst Hadrian im Jahre 795 gestorben; Leo III., der einstimmig zu seinem Nachfolger erwählt worden war, schloß sich ebenfalls nahe an die Franken an, und veranlaßte im Jahre 796 die Römer, Karl, als dem Patrizius, den Eid der Treue zu leisten. Als sich nun im Jahre 799 der Parteigeist gegen den Papst auf die roheste Weise aussprach, und dadurch Rom in einen anarchischen Zustand versetzt wurde, so stellte sich für Leo die dringendste Nothwendigkeit heraus, die Hülfe des weltlichen Armes in Anspruch zu nehmen. Daher begab sich der Papst, der nach dem Berichte mehrerer Schriftsteller auf eine wunderbare Weise von den ihm zugefügten körperlichen Verletzungen geheilt worden war, in das fränkische Reich, um sich an den Schirmvogt der Kirche zu wenden. Karl, damals gerade auf einem Heereszuge gegen die Sachsen begriffen, empfing den Papst auf seinem Reichstage zu Paderborn, und sendete eine Mehrzahl von Bischöfen und Grafen nach Rom, welche eine Untersuchung in Betreff der blutigen Auftritte, die im vorigen Jahre daselbst sich zugetragen hatten, anstellen sollten. Dieß geschah, und die schuldig Befundenen wurden ergriffen und nach Frankreich abgeführt. Bald darauf kam Karl selbst nach Rom, und hielt eine große Versammlung der dort anwesenden Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, so wie auch des weltlichen Adels. An jene wendeten sie sich beide, König und Papst, und hießen sie, sich niederzulassen, um die Verbrechen, deren man Leo zieh, zu beseitigen (declinare), worauf die Geistlichkeit erklärte, ihr stehe es nicht zu, zu richten über den apostolischen Stuhl. Der Papst aber entgegnete dann, er wolle nach dem Beispiele seiner Vorgänger in canonischer Weise sich rechtfertigen. In einer zweiten Versammlung, die am Tage darauf gehalten wurde, beschwur der Papst seine Unschuld.

Die Ruhe und Ordnung war in Rom völlig wiederhergestellt. Nichts sicherte aber diese Ruhe, sobald der Patrizius wiederum Italien verließ. Denn hatten gleich die Römer ihm den Eid der Unterwerfung geleistet, so zeigte doch die schimpfliche Behandlung, welche

der Papst erfahren, wie wenig sie geneigt waren, sich von dem Frankenkönige gebieten zu lassen. Dieß aber war die nothwendige Bedingung, wenn für die Zukunft ähnlichen Scenen und namentlich den Unruhen vorgebeugt werden sollte, welche jedesmal die Papstwahl begleiteten. Konnte dem stolzen Rom ein Kaiser wieder gegeben werden, konnte das abendländische Reich von Neuem in seinem Glanze erstehen, so schien dadurch auch für die kommenden Geschlechter der Friede begründet zu sein. Diese Erneuerung der Kaiserwürde konnte nur geschehen in dem wirklichen Beherrscher des römischen Westreichs, in Karl dem Großen, sie konnte nur ausgehen von der Kirche. Und so geschah es, daß als König Karl, der Mehrer des Reichs von dem Ebro bis zur Raab, von Benevent bis zur Mark der Dänen, am Tage der Geburt des Herrn, in der Kirche des heiligen Petrus sich im Gebete vor dem in der Krippe liegenden Könige der Könige demüthigte, der irdische Stellvertreter des Weltheilandes zu ihm trat, und sein Haupt unter dem lauten und frohen Zurufe des Volks: „Karl, dem Augustus, dem von Gott gekrönten, dem großen friedfertigen Imperator der Römer Leben und Sieg!" mit einer goldenen Krone schmückte. Karl empfing sodann von dem Papste die Salbung, und versprach jetzt als höchster weltlicher Herrscher den Schutz der Kirche Jesu Christi als die höchste Pflicht seiner neuen Würde zu übernehmen. Rom sah die Tage der alten Kaiserzeit verjüngt, da der neue Augustus in kaiserlichem Schmucke seiner Vorfahren im Reiche dem frohlockenden Volke sich zeigte. Er kehrte dann gen Aachen, dem königlichen Sitze heim, und alle Unterthanen seines Reiches schwuren ihm, dem Kaiser, einen neuen Eid, wohl verschieden von dem Eide, den dem Könige sie geleistet.

7.

Harun's Gesandtschaft.

Einst kamen Gesandte der Araber zum Kaiser Karl. Da ihnen die Lage des Frankenreiches unbekannt war, hielten sie es für das Beste, wegen des Ruhmes der alten Stadt Rom nach Italien zu schiffen; denn sie hatten vernommen, daß Karl römischer Kaiser wäre. Aber die Bischöfe der italischen Länder und dann auch die des burgundischen und fränkischen Landes nahmen sie nicht sehr freundlich auf, und verwiesen wohl gar die fremden Ankömmlinge aus ihrem Gebiete, so daß ein volles Jahr verfloß, bis die arabischen Gesandten nach ihrer Ausschiffung in Italien Karl's Wohnsitz in Aachen er-

reichten. Karl ließ ſie erſt einige Zeit ausruhen, und dann am Tage vor dem Oſterfeſte vor ſich bringen. Die Herrlichkeit des Kaiſers flößte ihnen große Ehrfurcht ein. Der Kaiſer geſtattete ihnen willig, überall einherzugehen und Alles anzuſchauen; aber ſie verſchmähten dieß, denn ſie wollten am liebſten ihn ſelbſt ſehen und ſich ſeiner Gegenwart erfreuen. Sie ſtiegen mit ihm auf den Söller an ſeinem Palaſte, und ſchauten von dort hinab auf das Heer des Kaiſers und auf die Geiſtlichen, die ſich am Palaſte des Kaiſers drängten; da klatſchten ſie vor Freuden in die Hände und ſagten, daß ſie früher nur Menſchen aus gewöhnlichem Erdenſtoff gebildet geſehen hätten, jetzt aber einen goldenen erblickten. Dann wandten ſie ſich zu den einzelnen fränkiſchen Großen und betrachteten ihre Gewänder, erprobten ihre Waffen, aber immer kehrten ſie zu dem Kaiſer als dem Herrlichſten zurück. Am folgenden Tage, am Oſterfeſte, wurden ſie von Karl mit den erſten Großen und den Vornehmſten des Frankenreiches zu Tiſche geladen, aber ſie waren ſo in Staunen befangen, daß ſie faſt noch hungrig vom Tiſche aufſtanden. So erzählt uns der treuherzige Mönch von St. Gallen, wir dürfen aber wohl glauben, daß die Geſandten des Harun al Raſchid, des berühmten Kalifen, an mehr Herrlichkeiten der Kunſt gewöhnt waren, als die damals noch ſo rauhen Franken ihnen bieten konnten.

Am folgenden Tage beſchloß der niemals ruhende Kaiſer eine große Jagd auf Auerochſen zu veranſtalten, und lud auch die Araber dazu ein. Als dieſe die gewaltigen Thiere erblickten, wollten ſie vor Schrecken davon fliehen. Aber der furchtloſe Kaiſer zog ſein Schwert, ritt auf ſeinem muthigen Roſſe nahe an das eine der ſchrecklichen Thiere heran, und wollte mit einem Streiche den Kopf vom Rumpfe trennen. Allein der Hieb mißlang, und der ungeheure Stier wandte ſich wüthend, faßte mit der Spitze des Hornes das Beinkleid des Kaiſers, und zerriß dieß und den Stiefel, dann erſt ließ er ab, von Steinwürfen und Schlägen geſchreckt. Alle Begleiter des Kaiſers waren gleich bereit, ihre Beinkleider eben ſo zu zerreißen; aber der Kaiſer verbot es und ſprach: „In dieſem Aufzuge will ich zur Kaiſerin gehen.“ Ein fränkiſcher Mann aber, Namens Iſambert, verfolgte das Thier, und da er nicht wagte, ihm ſehr nahe zu kommen, ſchwang er ſeinen Wurfſpieß, warf und traf das Thier zwiſchen Schulterblatt und Kehle, daß es zuſammenſtürzte und vor den Augen des Kaiſers zuckend verendete. Der Kaiſer that, als ob er es nicht bemerkte, und kehrte nach Hauſe zurück.

Als der Kaiſer in ſeinem Palaſte ankam, ließ er die Kaiſerin

rufen, zeigte ihr seine zerrissenen Kleider und fragte: „Was hat der verdient, der mich aus solcher Gefahr gerettet hat?“ Sie antwortete: „Wahrlich alles Gute;“ und da erst erzählte ihr der Kaiser Alles, wie es sich zugetragen hatte. Als die Kaiserin vernahm, daß der früher von ihr bitter gehaßte und aller seiner Ehren beraubte Isambert den Kaiser an dem gefährlichen Gegner gerächt hätte, warf sie sich dem Kaiser zu Füßen und erbat ihrem Feinde Alles zurück, was früher sein gewesen war, und sie selbst vermehrte es nachher noch durch reiche Geschenke.

Die Araber brachten dem Kaiser einen Elephanten, der Abulabaz hieß und im fränkischen Reiche viel angestaunt wurde. Außerdem verschiedene Affen, ferner köstliche Salben und Gewürze und allerlei Heilmittel, die nur der Osten hervorbringt; ferner brachten sie ein Zelt mit den Schnüren, die dazu gehörten. Alles von feiner Leinwand und verschiedenartig gefärbt, außerdem viele seidene Gewänder, zwei messingene Leuchter von wunderbarer Größe. Den innern Raum des Zeltes verschloß ein Vorhang, der zwischen hohen Säulen hing; dabei soll die Spitze des Zeltes so hoch gewesen sein, daß man kaum einen Pfeil darüber schießen konnte. Innerhalb des Zeltes waren so viele Gemächer, daß man es für einen ordentlichen Palast hätte halten können. Das wunderbarste für die Franken aber war eine messingene Uhr, in welcher der Ablauf der Stunden durch eine Wasseruhr bezeichnet wurde. Wenn eine Stunde abgelaufen war, so fielen eben so viele kleine Kugeln, als die Zahl der Stunde verlangte, hinab auf eine Glocke, und mahnten den Hörer durch den Klang an die Zahl der verflossenen Stunden. Auf den Schall traten eben so viele Reiter aus offenen Fenstern heraus und schlossen sie durch ihr Hinaustreten. Dieß Werk war damals ein großes Wunder und wurde von Allen sehr angestaunt und gepriesen. Aber auch außer ihren Gaben hätten Karl und Harun gute Freundschaft gehalten; denn sie hatten dazu verschiedene Ursachen. Ihre Reiche selbst stießen nicht aneinander, und darum hatten sie zur Feindschaft keine Ursache; aber sie hatten zum Theil dieselben Feinde; denn die Mauren in Spanien, mit denen Karl immer zu thun hatte, waren in den Augen Haruns Rebellen, weil sie von seinem Kalifat abgefallen waren und ein eigenes hatten, dessen Sitz Cordova war. Zu gleicher Zeit war Harun immer mit dem oströmischen Kaiser in Krieg, und wenn Karl auch nicht Krieg mit diesem führte, so war er darum doch nicht sein Freund, sondern beide benutzten jede Gelegenheit, wo sie sich Schaden zufügen konnten; am meisten aber verband die beiden

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

mächtigſten Fürſten jener Zeit der Ruhm ihres Namens; denn Karl im Weſten und Harun im Oſten galten für die Herren der Welt.

8.

Politiſche Zuſtände des Reiches Karl's des Großen.

Der großartigen äußern Thätigkeit, mit der Karl der Große ſein Reich erweiterte und befeſtigte, entſprach auch eine eben ſo große innere, mit der er eine neue Ordnung zu ſchaffen bemüht war, eine Ordnung, in der freilich nur wenige Reſte der altgermaniſchen Freiheit mehr wahrzunehmen waren.

Hatten ſchon die erſten Merowinger im Gefühl, daß ihr Geſchlecht und der von ihnen beherrſchte Volksſtamm unter den andern deutſchen Stämmen der kräftigſte ſei, dieſe zur Unterwerfung oder Anerkennung ihrer Ueberlegenheit zu bringen geſucht — hatten dann die Pipine dieſes Ziel, die germaniſchen Stämme zu einer allgemeinen Einigung unter der Leitung der Franken zu zwingen, weiter verfolgt, und hatte insbeſondere Karl Martell jedes nach Unabhängigkeit ſtrebende Gemeinweſen oder Individuum mit Erfolg bekämpft, und durch Einfügung aller vereinzelt lebenden großen Grundeigenthümer in die Gefolgſchaft des Königs der Zerſtücklung gewehrt und eine Geſammteinigung zu Stande gebracht, die allein vermögend war, dem furchtbaren Anſturm der Mohammedaner zu begegnen: — ſo war es ſeinem großen Sohne aufbehalten, auch noch die übrigen für ſich beſtehenden germaniſchen Stämme zur Einigung oder Anlehnung an die Franken zu zwingen, und dadurch dem fränkiſchen Staate jene größere Geſchloſſenheit zu geben, ohne welche er den vereinten Angriffen der Araber, Slaven, Dänen, Normannen und Avaren hätte erliegen müſſen. Daß es, wenn auch mit Zwang, dazu kam, geſchah offenbar mit providentieller Zulaſſung; denn „*was ſich von der antiken Bildung mühſam erhalten, was das Chriſtenthum und das germaniſche Princip bisher geſchaffen, das alles wäre ſonſt in erneuerten Stürmen zu Grunde gegangen.*“

Unter den Merowingern war die Grundlage des aus dem altgermaniſchen Naturleben hervorgegangenen Staates der Franken geſchwächt und durch die Hausmeier faſt aufgelöst worden, und was ſich in ihm Einzelnes noch aus dem frühern Zuſtande rechtmäßiger Unabhängigkeit erhalten hatte, wurde von Karl dem Großen dadurch aufgehoben, daß die einſt dem Volke zuſtehende Gewalt an die *Leute*

oder Getreuen des Königs überging, welche unabhängig vom Volke und über größere oder kleinere Landestheile geſetzt, mit Hülfe untergeordneter Beamten im Namen des Königs und als ſeine Stellvertreter das Volk regierten, und zu dieſem Zweck in ihren Bezirken die geſammte Civil- und Militärgewalt in Händen hatten.

Da ſich die königliche Gewalt längſt aller moraliſchen und materiellen Kraft des Volkes bemächtigt hatte, ſo gingen alle dieſe Beamten aus dem Dienſtgefolge des Königs hervor.

Ueber jeden der vielen Gaue, in welche das Reich eingetheilt war, wurde ein ehehin vom Volk gewählter, nun aber vom König ernannter Graf geſetzt, der in ſeinem Gau die Rechtspflege übte, die Abgaben erhob, die Ruhe und Ordnung erhielt und, wann es der König befahl, die bewaffnete Mannſchaft anführte. Nur an den bedrohten Gränzen war Karl genöthigt, mehrere Grafſchaften in Eine Mark zu vereinigen und ſie einem mit höherer Macht ausgeſtatteten Gränz- oder Markgrafen zu untergeben.

Da natürlich jeder Graf in ſeinem Gau volle Macht hatte und dieſelbe bei der Entfernung des Königs und während der beſtändigen Kriege leicht hätte mißbrauchen können, ſo ordnete Karl außerordentliche Geſandte, die ſogenannten Sendgrafen (missi regii, königliche Commiſſäre) an, von denen gewöhnlich je zwei (anfangs bloß weltliche Große, in der Folge je ein geiſtlicher und ein weltlicher) in ihrer Legation, d. h. in dem ihnen angewieſenen Sprengel jährlich viermal an verſchiedenen Orten die Amtsführung der ordentlichen Beamten zu unterſuchen, etwaige Beſchwerden der Gemeinden zu heben, den Heerbann zu beaufſichtigen, namentlich die Wehrfähigen aufzuzeichnen, die Gehülfen des Grafen (die Zehntmänner, Stiftsvögte u. ſ. w.) einzuſetzen, insbeſondere die Schöffen auf den Gau-Dingen wählen zu laſſen, die Verwaltung der Krongüter zu prüfen, den Zuſtand der Kirchen und Klöſter zu unterſuchen, und über alles dieſes dem Könige theils mündlichen, theils ſchriftlichen Bericht abzuſtatten hatten.

In der Rechtspflege, die von den Gaugrafen geübt wurde, galt übrigens noch der altgermaniſche Grundſatz, daß Jeder nach ſeinem Geſetz und von ſeines Gleichen gerichtet werden müſſe.

Die Wehrverfaſſung ruhte auf dem Heerbann und dem Lehensgefolge. Zum Heerbann war jeder Freie, der 4 mansi, d. i. Mannwerke oder Hufen Feldes beſaß, verpflichtet, und hatte dabei für Bewaffnung und für Mundvorrath auf drei Monate zu ſorgen; von minder Vermögenden mußten ihrer mehrere zuſammentreten und

einen aus ihrer Mitte zum Heerbann ausrüſten; auch die Hinterſaßen der Freien waren kriegspflichtig. Außerdem mußten alle Dienſtleute der Vaſallen oder Lehenträger dem Heerbanne folgen. Sämmtliche Geiſtliche waren davon befreit, nicht aber ihre dienſtpflichtigen Lehensleute. Der Freie, der nicht folgte, mußte 60 Schillinge büßen, worüber die Sendgrafen zu erkennen hatten; der ungehorſame Lehensmann dagegen verlor Ehre und Gut. Andere Dienſtverſäumniſſe und Vergehungen wurden nach dem Lagergeſetz ſtrenge geſtraft. Im Frieden durfte man keine Waffen tragen. — Jede der drei militäriſchen Provinzen, in welche das Reich eingetheilt war (nämlich die Landesſtrecke zwiſchen der Loire und den Pyrenäen, die zwiſchen der Loire und dem Rhein, und die zwiſchen dem Rhein und der Elbe), hatte ihr eigenes Aufgebot zu ſtellen, das von einem Herzog befehligt wurde.

Mit der Abnahme der Freien minderte ſich die Stärke des Heerbanns, und das Lehengefolge überwog allmählig durch die Zahl ſeiner Glieder, wie durch die Mehrung ſeiner Vorrechte.

Der Mittelpunkt der Regierungsgewalt war einzig der König, der weder durch eine Gemeinde- noch durch eine Vaſallen-Vertretung beſchränkt war. An ſeine Perſon waren alle jene Beamten gebunden, und hatten durch dieſes Band gleichen Vortheil mit ihm. Das Mittel, dieſen geſammten Organismus lebendig zu erhalten und mit Einem Geiſte zu durchdringen, waren die mit dem Maifeld verbundenen Reichstage, welche Karl der Große in der Regel jährlich Einmal abhielt. Auf dieſem erſchienen alle größern Vaſallen geiſtlichen und weltlichen Standes, die Abgeordneten der zinspflichtigen Völker und alle Bericht erſtattenden Hof- und Staatsbeamten (nämlich die Biſchöfe und Aebte für die Geiſtlichkeit, die Herzöge und Markgrafen, Gau- und Sendgrafen für die Vaſallen, die Schöffen für die Gemeinfreien), um über alle öffentlichen, innern und äußern, geiſtlichen und weltlichen Angelegenheiten zu verhandeln.

Der König eröffnete die Verſammlung entweder in Perſon oder durch einen Stellvertreter, und zwar bei günſtiger Witterung unter freiem Himmel, bei ungünſtiger in ſeiner Pfalz (palatium), und legte die zu berathenden und zu erörternden Gegenſtände vor. Die Verſammlung der Stände zerfiel in zwei Curien, eine geiſtliche und eine weltliche, in deren jeder beſonders verhandelt wurde. Alles, worin beide Curien zu einem gemeinſchaftlichen Beſchluß ſich vereinigten, wurde ſodann dem Könige zur Beſtätigung vorgelegt. Das vom König beſtätigte Capitulare oder Geſetz wurde hierauf von allen

Anwesenden unterschrieben und den betreffenden Beamten zur Vollziehung übergeben. — Zur Abkürzung und Erleichterung der Reichstagsverhandlungen hielt der König einige Zeit vor dem Reichstag mit seinen Getreuen eine vorbereitende Versammlung, durch welche der Erfolg des Reichstags möglichst gesichert wurde. — Auch in jedem Gau wurden jährlich von dem Sendboten die geistlichen und weltlichen Beamten ihres Sprengels zusammenberufen, der Zustand des Gau's besprochen, die Reichsgesetze bekannt gemacht und alles, was für den Gau nützlich und wünschenswerth schien, zur Vorlage an den kommenden Reichstag vorbereitet. — Dessenungeachtet galt rechtlich und factisch der Grundsatz, daß „nur ein aus der Wechselwirkung der Krone und der Stände hervorgegangenes Gesetz verbindlich" sei.

Die Capitularien Karl's des Großen, deren es 65 sind, beweisen die Kraft und Weisheit, mit welcher dieser große Herrscher die verschiedenartigsten Gegenstände bis in's kleinste Detail behandelte, vor Allem aber seinen religiösen Sinn, indem er bei jeder Gelegenheit Gottes gedenkt, und seine Unterthanen nicht sowohl im streng gebietenden Tone des Monarchen, sondern wie ein väterlicher Sittenlehrer ermahnt, bei Allem der sittlichen Pflichten eingedenk zu sein, und auf dem Wege der göttlichen Gebote zu beharren. Insbesondere war er eifrig bemüht, die Kloster- und Weltgeistlichen genau zu überwachen, so daß man wegen seiner fast vormundschaftlichen Sorgfalt in dieser Beziehung ihn den Bischof der Bischöfe nannte. Vor Allem suchte er dem bei den Weltgeistlichen eingerissenen Unwesen des Waffentragens, Jagens und Besuchs der Schauspiele und Gastmähler u. s. w. zu steuern, und schärfte ihnen unter Hinweisung auf ihre Regeln und Canones überhaupt Mäßigkeit, Anstand, sittlichen Lebenswandel und Arbeitsamkeit wiederholt ein, und legte ihnen die Ausführung seiner Capitularien, von welchen ungefähr 500 Artikel das canonische Recht betreffen, ernstlich an's Herz. In diesen Artikeln suchte er unter andern die bischöfliche Gewalt in feste Gränzen zu bringen, damit sie weder zu schwach werde, noch zu Uebergriffen schreite, auch verbot er die Aufnahme von Nonnen vor dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre, so wie die Aufnahme von zu vielen Leibeigenen in die Klöster, um der Entvölkerung der Dörfer vorzubeugen. Ebenso sorgte er, überzeugt von der Nothwendigkeit, daß das staatliche von dem kirchlichen Leben durchdrungen werde, für Hebung des letztern in den Gemeinden, indem er jedes Glied derselben anhalten ließ, das Vaterunser und den Glauben auswendig zu lernen, und jeden, welcher

dieſes unterließ, von Uebernahme einer Pathenſtelle ausſchloß; ferner ließ er Stücke aus der heiligen Schrift und aus den Kirchenvätern zu Predigten in die Landesſprache überſetzen, und berief endlich zur Verbeſſerung des Kirchengeſangs römiſche Orgelſpieler und Sänger, und ließ, weil dieſelben abſichtlich den Geſang in verſchiedener Weiſe lehrten, damit eine Einheit hierin in Deutſchland nicht aufkäme, zwei deutſche Geiſtliche in Rom im Geſang unterrichten, welche nach ihrer Rückkehr Singſchulen — namentlich in Metz und Soiſſons — errichteten. Auch ſuchte Karl den aus dem Heidenthum ſtammenden abergläubiſchen Gebräuchen nach Kräften zu ſteuern, und überhaupt das tiefere Verſtändniß des Chriſtenthums anzubahnen. In ſeinem Eifer für Gründung eines kirchlich-ſtaatlichen Organismus und der dadurch bedingten Einheit der chriſtlichen Völker miſchte er ſich viel in die Kirchenlehren und in das Kirchenregiment. Bei den Kirchenverſammlungen führte er, ungeachtet er Laie war, den Vorſitz, und geſtattete nicht, daß eine allgemeine kirchliche Synode unabhängig von dem Stande der Laien gehalten wurde, noch daß der Clerus mit dem Volke vereinigt, dem Kaiſer gegenüberſtand. Dagegen ſuchte er die Geiſtlichkeit durch Zehnten und Schenkungen, durch Verleihung des Blutbanns (des Rechts über Leben und Tod der Untergebenen) namentlich an die Biſchöfe in den an die heidniſchen Länder gränzenden Bisthümern und des Rechts, Lehen zu nehmen u. ſ. w. zu begünſtigen, um ſie dadurch zu ermuntern, ihm zur Erreichung ſeines Hauptziels, der wahren, auf Religion geſtützten Civiliſation ſeines Reiches, behülflich zu ſein. Eben ſo begünſtigte er die Klöſter hauptſächlich wegen der Schulen und wegen der Verpflegung der Armen.

Die Capitularien Karl's hatten außer den eben genannten auch geſetzliche Beſtimmungen über das Civil- und Criminalgerichtsverfahren. In beiden Beziehungen hielt ſich der Kaiſer an die frühern Rechtsbücher und Bräuche der einzelnen Völker, und beſchränkte ſich nur auf einige Veränderungen und Zuſätze. So erhöhte er wegen der Zunahme des Wohlſtandes und der Zahl der Verbrechen das Wergeld, mit welchem die Verbrechen, ſelbſt der Mord, gebüßt werden konnten, wobei ſich die Summe nach der Wichtigkeit des Getödteten richtete. Was die Criminalprocedur betrifft, ſo waren die Gerichte öffentlich. Die Procedur gegen Verbrecher fand aber nur dann ſtatt, wann ein Kläger auftrat, welcher das Verbrechen des Angeſchuldigten conſtatiren konnte. Zu dieſem Zweck aber war das Geſtändniß des Schuldigen oder deſſen Ueberweiſung durch Zeugen und Eideshelfer gleichen Standes nöthig, deren Zahl ſich nach dem Range des

Angeklagten richtete. (Gegen einen Biſchof z. B. mußten 72, gegen einen Prieſter 40, gegen Weltliche, je nach ihrem Range, mehr oder weniger Zeugen auftreten.) Dieſe Zeugen mußten natürlich als Perſonen von gutem Leumund bekannt ſein, und ihre Angaben im nüchternen Zuſtande machen. In zweifelhaften Fällen nahm man ſeine Zuflucht zu den Ordalien, namentlich der Kreuzprobe, welche Karl ſtatt der von ihm verbotenen gerichtlichen Zweikämpfe einzuführen ſich bemühte.

Auch in der Staatswirthſchaft bethätigte Karl eine große Sorgfalt für Hebung des Handels, der Gewerbe, des Ackerbaues und der Landwirthſchaft, indem er dem Betrug im Maaß und Gewicht nach Kräften zu ſteuern ſuchte, beſſere Münzen prägen ließ, die läſtigen Zölle verminderte, den Kaufleuten Vorrechte verlieh, und auch die Juden, welche ſich mit dem Handel beſchäftigten, begünſtigte, Straßen anlegte, und die Reiſen der Kaufleute durch ſtrenge Geſetze ſicherte, Handelsplätze, Waarenniederlagen und Jahrmärkte (z. B. in Magdeburg, Erfurt, Regensburg u. a.) gründete, zu welchen er fremde Handelsleute zuließ, und mit den ſlaviſchen Handelsſtädten an der Oſtſee und mit den Griechen Handelsverbindungen anknüpfte, indem er ferner tüchtige Handwerker aller Art auf ſeinen Meiereien hatte, welche ihm die Landwirthſchaftsgeräthe, ſeine Kleidung, Möbeln, Waffenrüſtung, muſikaliſche Inſtrumente, kurz Alles, was das häusliche und geſellige Leben behaglich macht und verſchönert, liefern mußten. Auch gab er in ſeinem capitulare de villis eigene Vorſchriften für die Handwerker. Dieſe Handwerke wurden übrigens damals noch von Weibern und Knechten beſorgt. Karl's Töchter ſelbſt mußten weben und ſticken und das Hausweſen beſorgen. Wenn auch dieſe Abgeſchloſſenheit und der Mangel an Concurrenz gerade nicht zur Hebung der Gewerbe dienten, ſo wirkte doch Karl's Beiſpiel, welches die großen Vaſallen bald nachahmten, viel zu ihrer ſpätern Entwicklung. Daſſelbe war der Fall bei der Landwirthſchaft indem jenes capitulare de villis in 70 Abſchnitten die genaueſten Vorſchriften für den Betrieb der Feldwirthſchaft auf ſeinen 128 Pfalzen ertheilte. In denſelben ſind Nutzpflanzen aller Art, ſo wie Vieh von allen Gattungen bezeichnet, und die Regeln für die Behandlung derſelben angegeben. Die Maier (majores) und Dingmänner (decani) ſtanden nebſt den ihnen beigeſellten freien und leibeigenen Arbeitern unter einem fiscaliſchen Richter (judex), der die Jurisdiction über alle Bewohner der Dörfer ſeines Bezirks führte, und jährlich an Weihnachten ein ſpezielles Inventar der Vorräthe

bis auf die Zahl der Eier herab, dem Kaiser vorlegen, und am Palmsonntag den Geldertrag abliefern mußte. Karl besuchte oft seine Maiereien, und prüfte selbst die Einnahmen- und Abgabenrechnungen. Auch die Baukunst förderte er, indem er neben seinen bequem eingerichteten Wohn- und Wirthschaftsgebäuden, der Maiereien, durch italienische Baumeister die Pfalzen in Aachen, Ingelheim und Nimwegen verschönern ließ. In ersterer Stadt baute er die Domkirche, zu welcher er die Marmorsäulen aus Rom und Ravenna herbeischaffen ließ, und warme Bäder, in welchen über hundert Personen schwimmen konnten. Zwischen dem Dome und dem Palaste baute er einen schönen Säulengang. Bei Mainz ließ er eine schöne Brücke von 500 Schritte Länge bauen, welche in zehn Jahren fertig war.

9.

Karl's des Großen inneres und häusliches Leben.

So groß sich Kaiser Karl in Erweiterung des Reichs und Unterwerfung fremder Völker bewies und wiewohl seine Thätigkeit beständig davon in Anspruch genommen war, so unternahm er daneben doch noch an verschiedenen Orten sehr viele Bauten zum Schmuck und Nutzen des Reichs und vollendete auch manche. Als die vorzüglichsten unter ihnen dürfen mit Recht angesehen werden die mit der größten Kunst erbaute Kirche der heiligen Mutter Gottes zu Aachen und die fünfhundert Schritte lange Rheinbrücke zu Mainz, denn das ist dort die Breite des Flusses. Ein Jahr jedoch vor Karl's Ableben brannte die Brücke ab und konnte ob dieses schnellen Todesfalls nicht wieder hergestellt werden, wiewohl es in seinem Plane lag, statt einer hölzernen, eine steinerne aufzuführen. Auch herrliche Paläste erbaute er, einen nicht weit von der Stadt Mainz bei dem Hofgut Engilenheim[1]), einen zweiten zu Neumagen am Flusse Waal, der die Insel der Bataver auf der Mittagsseite bespült. Hauptsächlich jedoch befahl er, wo in seinem ganzen Reiche er von verfallenen Gotteshäusern hörte, den Priestern und Aebten, denen ihre Unterhaltung oblag, sie wiederherzustellen, und ließ durch seine Sendboten die Ausführung seiner Befehle überwachen.

---

1) Nach der Beschreibung des Ermoldus Nigellus waren Kirche und Palast zu Ingelheim mit vielen Malereien geschmückt; in jener war die ganze heilige Geschichte von Adam bis auf Christi Himmelfahrt dargestellt; in diesem Vieles aus der alten, römischen und fränkischen Geschichte.

Daß er als Hüter, Mehrer und zugleich als Ordner des Reichs ein solcher Mann gewesen, ist bekannt. Und wohl mag man seine Geistesgabe, und seine ungemeine, in jeder Lage des Lebens, in Glück und Unglück gleiche Standhaftigkeit bewundern. Das Uebrige, was sich auf sein inneres und häusliches Leben bezieht, das will ich jetzt besprechen.

Als er nach seines Vaters Tode mit seinem Bruder das Reich getheilt hatte, ertrug er dessen Haß und Neid mit solcher Geduld, daß es Allen bewundernswerth schien, wie er sich von ihm nicht einmal zum Zorn aufreizen ließ. Die Tochter des Langobardenkönigs Desiderius, die er später auf seiner Mutter Betrieb geheirathet hatte, verstieß er wieder, man weiß nicht aus welcher Ursache, nach einem Jahre und vermählte sich mit Hildegard, einer Frau von erlauchtem Geschlechte, aus dem Volk der Schwaben, nach deren Tode er mit Fastrada, dann mit Luitgarde vermählt war. Seine Mutter wurde bei ihm in hohen Ehren alt. Denn er bewies ihr die größte Ehrfurcht, so daß nie der geringste Zwist zwischen ihnen ausbrach, außer bei seiner Scheidung von der Tochter des Königs Desiderius, die er auf ihren Rath geheirathet hatte.

Die Erziehung seiner Kinder richtete er so ein, daß Söhne wie Töchter zuerst in den Wissenschaften unterrichtet wurden, auf deren Erlernung auch er selbst seinen Fleiß verwandte. Dann mußten die Söhne, sobald es nur das Alter erlaubte, nach der Sitte der Franken reiten, sich in den Waffen und auf der Jagd üben, die Töchter sich aber mit Wollenarbeit abgeben, und mit Spinnrocken und Spindel beschäftigen [1]), damit sie sich nicht an Müssiggang gewöhnten, und ließ sie anleiten zu jeder guten Zucht. Den Tod seiner Söhne und Töchter trug er überaus gelassen und mit dem hohen Sinn, der ihm eigen war, doch preßte ihm die herzliche Liebe, die ihn nicht minder auszeichnete, Thränen aus. Auch bei der Nachricht von Papst Adrian's Tod, der hoch in seiner Freundschaft stand, weinte er so, als hätte er seinen Sohn oder den theuersten Bruder verloren, denn er hatte ein für Freundschaft sehr empfängliches Gemüth; leicht war er ihr zugänglich, unverbrüchlich hielt er sie fest, und bewies gegen alle diejenigen heilige Treue, zu denen er in solch' ein Verhältniß getreten war. Um die Erziehung seiner Söhne und Töchter war er so besorgt, daß er zu Hause niemals ohne sie speiste, nie ohne sie eine Reise machte: seine Söhne ritten ihm zur Seite, seine Töchter aber folgten ihm im hintersten Zuge und eine Schaar von Leibwächtern

1) Karl's Mutter, Bertha, heißt in der Sage die „Spinnerin."

war zu ihrer Beschützung bestellt. Da sie ungemein schön waren und von ihm auf's zärtlichste geliebt wurden, so ist es sehr zu verwundern, daß er keine von ihnen einem seiner Mannen oder einem Fremden zum Weibe geben wollte; aber er sagte, er könne ohne ihre Gesellschaft nicht leben, und behielt alle bis zu seinem Tode bei sich im Hause. Darob mußte er, sonst so glücklich, die Tücke des Schicksals erfahren; er ging jedoch so über die Sache hinweg, als wäre nie der geringste Verdacht ob eines Fehltritts gegen sie entstanden, oder ein Gerücht darüber laut geworden.

Er liebte die Fremden und nahm sich ihrer mit der größten Sorge an, so daß ihre große Anzahl gar häufig nicht bloß für den Palast, sondern das ganze Reich eine Last zu sein schien. Er selbst jedoch ließ sich in seiner Hochherzigkeit derlei Bedenken wenig anfechten und wog vielmehr die bedeutendsten Nachtheile mit dem Ruhme der Freigebigkeit und dem Lohn eines guten Namens auf.

Er war von breitem und kräftigem Körperbaue, hervorragender Größe, die jedoch das richtige Maß nicht überschritt — denn seine Länge betrug, wie bekannt, sieben seiner Füße — der obere Theil seines Kopfes war rund, seine Augen sehr groß und lebendig, die Nase ging etwas über das Mittelmaß, er hatte schöne weiße Haare und ein freundliches, heiteres Gesicht. So bot seine Gestalt, mochte er sitzen oder stehen, eine höchst würdige und stattliche Erscheinung, wiewohl sein Nacken dick und zu kurz, sein Bauch etwas herabhängend scheinen konnte: das Ebenmaß der andern Glieder verdeckte das. Er hatte einen festen Gang, eine durchaus männliche Haltung des Körpers und eine helle Stimme, die jedoch zu der ganzen Gestalt nicht recht passen wollte; seine Gesundheit war gut, außer daß er in den vier Jahren vor seinem Tode häufig von Fiebern ergriffen wurde und zuletzt auch mit einem Fuße hinkte. Aber auch damals folgte er mehr eigenem Gutdünken, als dem Rath der Aerzte, die ihm beinahe verhaßt waren, weil sie ihm riethen, dem Braten, den er zu speisen pflegte, zu entsagen und sich an gesottenes Fleisch zu halten. Beständig übte er sich im Reiten und Jagen, wie es die Sitte seines Volkes war: denn man wird nicht leicht auf Erden ein Volk finden, das sich in dieser Kunst mit den Franken messen könnte. Sehr angenehm waren ihm auch die Dünste der warmen Quellen, er übte seinen Leib fleißig im Schwimmen und verstand das so trefflich, daß es ihm keiner darin zuvor that. Darum erbaute er sich auch zu Aachen ein Schloß und wohnte in seinen letzten Lebensjahren bis zu seinem Tode beständig darin. Und nicht bloß seine Söhne, sondern

auch die Vornehmen und seine Freunde, nicht selten auch die ganze Schaar seines Gefolges und seiner Leibwächter lud er zum Bade, so daß bisweilen hundert Menschen und darüber zusammen badeten.

Er kleidete sich nach vaterländischer, nämlich fränkischer Weise. Auf dem Leib trug er ein leinenes Hemd und leinene Unterhosen, darüber ein Wamms, das mit seidenen Streifen verbrämt war, und Hosen; sodann bedeckte er die Beine mit Binden und die Füße mit Schuhen und schützte mit einem aus Seehunds- und Zobelpelz verfertigten Rock im Winter Schultern und Brust; endlich trug er einen meergrünen Mantel und beständig das Schwert an der Seite, dessen Griff und Gehenk von Gold oder Silber war. Bisweilen trug er auch ein mit Edelsteinen verziertes Schwert, dieß jedoch nur bei besondern Festlichkeiten, oder wenn die Gesandten fremder Völker vor ihm erschienen. Ausländische Kleidung jedoch wies er zurück, mochte sie auch noch so schön sein, und ließ sie sich niemals anlegen; nur zu Rom kleidete er sich einmal nach dem Wunsch des Papstes Adrian und ein zweitesmal auf die Bitte von dessen Nachfolger Leo in die lange Tunika und Chlamys und zog auch römische Schuhe an. Bei festlichen Gelegenheiten schritt er in einem mit Gold durchwirkten Kleide und mit Edelsteinen besetzten Schuhen, den Mantel durch einen goldenen Haken zusammengehalten, auf dem Haupt ein aus Gold und Edelsteinen verfertigtes Diadem, einher; an andern Tagen unterschied sich seine Kleidung wenig von der gemeinen Volkstracht.

In Speise und Trank war er mäßig, mäßiger jedoch noch im Trank, denn die Trunkenheit verabscheute er an jedem Menschen auf's äußerste, geschweige denn an sich und den Seinigen. Im Essen jedoch konnte er nicht so enthaltsam sein, vielmehr klagte er häufig, daß das Fasten seinem Körper schade. Höchst selten gab er Gastereien und nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten, dann jedoch in zahlreicher Gesellschaft. Auf seine gewöhnliche Tafel ließ er nur vier Gerichte auftragen, außer dem Braten, den ihm die Jäger am Bratspieß zu bringen pflegten und der ihm lieber war, als jede andere Speise. Während der Tafel hörte er gern Musik oder einen Vorleser. Er ließ die Geschichten und Thaten der Alten vorlesen; auch an den Büchern des heiligen Augustinus hatte er Freude, besonders an denen, die „vom Staate Gottes" betitelt sind. Im Genuß des Weins und jeglichen Getränkes war er so mäßig, daß er über Tisch selten mehr als dreimal trank. Im Sommer nahm er nach dem Mittagessen etwas Obst zu sich, und trank einmal, dann legte er Kleider und Schuhe ab, wie er es bei Nacht that, und ruhte zwei

bis drei Stunden. Nachts unterbrach er den Schlaf vier- oder fünfmal, indem er nicht bloß aufwachte, sondern auch aufstand. Während er sich ankleidete, ließ er nicht allein seine Freunde vor, sondern, wenn der Pfalzgraf von einem Rechtsstreite sprach, der nicht ohne seinen Ausspruch entschieden werden könne, so hieß er die streitenden Parteien sofort hereinführen und sprach nach Untersuchung des Falls das Urtheil, als säße er auf dem Richterstuhl; und das war nicht das einzige, sondern was es für diesen Tag von Geschäften zu thun und seinen Beamten aufzutragen gab, das besorgte er zu dieser Stunde.

Reich und sicher floß ihm die Rede vom Munde, und was er wollte, konnte er leicht und klar ausdrücken. Es genügte ihm jedoch nicht an seiner Muttersprache, sondern er verwendete auch auf die Erlernung fremder großen Fleiß: im Lateinischen brachte er es so weit, daß er es wie deutsch sprach, das Griechische aber konnte er besser verstehen als selber sprechen. Dabei war er so beredt, daß er fast als der Lehrer erscheinen konnte. Die edlen Wissenschaften pflegte er mit großer Liebe, die Meister in denselben schätzte er ungemein, und erwies ihnen hohe Ehren. In der Grammatik nahm er den Unterricht bei dem Diaconus Petrus von Pisa, einem hochbejahrten Mann: in den übrigen Wissenschaften ließ er sich von dem Diakonus Albinus, mit dem Beinamen Alcuin, unterweisen, einem in allen Fächern gelehrten Manne, der von sächsischem Geschlechte war und aus Britannien stammte. In dessen Gesellschaft wandte er viel Zeit und Mühe auf, um sich in der Rhetorik, Dialektik, vorzüglich aber in der Astronomie zu unterrichten. Er erlernte die Kunst, zu rechnen und erforschte mit emsigem Fleiß und großer Wißbegierde den Lauf der Gestirne. Auch zu schreiben versuchte er und pflegte deßwegen Tafel und Papier im Bett unter dem Kopfkissen mit sich herumzuführen, um in müßigen Stunden seine Hand an die Gestaltung von Buchstaben zu gewöhnen. Indeß brachte er es hierin mit seinen Bemühungen nicht weit, da er zu spät angefangen hatte.

Der christlichen Religion, zu der er von Jugend auf angeleitet worden, war er mit Ehrfurcht und frommer Liebe zugethan. Darum erbaute er auch das herrliche Gotteshaus zu Aachen und schmückte es mit Gold und Silber, und mit Kerzen und mit ehernen Gittern und Thüren. Da er die Säulen und den Marmor für die Kirche anderswoher nicht bekommen konnte, ließ er sie aus Rom und Ravenna herbeischaffen. Morgens und Abends, auch bei den nächtlichen Horen und zur Zeit der Messe, besuchte er fleißig die Kirche, wenn es ihm sein Befinden erlaubte; und er ließ es sich sehr angelegen sein, daß

alle gottesdienstlichen Verrichtungen mit möglichst großer Würde begangen würden, und gar häufig ermahnte er die Küster, nichts schmutziges oder ungebührliches in der Kirche zu lassen. Die heiligen Gefäße ließ er aus Gold und Silber anfertigen und sie, sowie die priesterlichen Gewänder, in so großer Anzahl anschaffen, daß nicht einmal die Thürsteher, die doch den untersten kirchlichen Grad bilden, beim Gottesdienst in ihrer gewöhnlichen Kleidung zu erscheinen brauchten. Auf die Verbesserung des Lesens und Singens in der Kirche wandte er große Sorgfalt, denn in beiden Dingen war er sehr unterrichtet, wenn er auch selbst öffentlich nicht las und nur leise im Chor sang.

In der Pflege der Armen und ihrer Unterstützung durch Almosen bewies er viel frommen Eifer, und das nicht bloß in seinem Land und Reich, sondern auch weit über's Meer pflegte er Geld zu schicken, nach Syrien, Aegypten und Afrika, nach Jerusalem, Alexandria und Karthago, wenn er hörte, daß Christen daselbst in Dürftigkeit leben und sprang ihnen so in ihrer Noth bei. Deßwegen vornehmlich bewarb er sich um die Freundschaft der Könige jenseits des Meeres, damit er den unter ihrer Herrschaft lebenden Christen Erleichterung und Hülfe zufließen lassen könnte. Vor allen andern heiligen Stätten ehrte er die Kirche des heiligen Apostels Petrus zu Rom, deren Schatz er mit viel Gold, Silber und Edelsteinen bereicherte. Den Päpsten machte er viele und reiche Geschenke, und nichts lag ihm während seiner ganzen Regierung so sehr am Herzen, als daß die Stadt Rom durch seinen Eifer und Beistand wieder zu ihrem alten Ansehen gelange, und die Kirche des heiligen Petrus nicht allein in sicherem Schutz und Schirm, sondern auch vor allen andern Kirchen reich und mächtig sei. Soviel ihm aber auch daran lag, so kam er während der siebenundvierzig Jahre seiner Regierung doch nur viermal nach Rom, um daselbst seine Andacht zu verrichten.

Seine letzte Reise hatte nicht darin allein seinen Grund, sondern sie wurde auch dadurch veranlaßt, daß Papst Leo durch die vielen Mißhandlungen, die er von Seiten der Römer erlitten hatte, indem sie ihm nämlich Augen und Zunge ausrissen, sich genöthigt sah, den König um Schutz anzuflehen. Er kam also nach Rom und verweilte daselbst den ganzen Winter, um die Kirche aus der überaus großen Zerrüttung, in die sie verfallen war, zu reißen. Damals war es, daß er den Namen Kaiser und Augustus empfing, der ihm Anfangs so zuwider war, daß er versicherte, er würde an jenem Tage, obgleich es ein hohes Fest war, die Kirche nicht betreten haben, wenn er des

Papſtes Abſicht hätte vorherwiſſen können. Die oſtrömiſchen Kaiſer nahmen es äußerſt übel auf, daß er den Kaiſertitel angenommen; er trug aber ihren Haß mit großer Gelaſſenheit, und wußte mit dem hohen Sinn, in dem er ohne alle Frage weit über ihnen ſtand, ihren Trotz zu beſiegen, indem er häufig durch Geſandtſchaften mit ihnen verkehrte, und ſie in ſeinen Briefen als Brüder anredete.

Da er ſah, wie viel Mangelhaftes in den Geſetzen ſeines Volkes ſei, — die Franken haben nämlich zwei Rechte [1]), die in manchen Stücken ſehr von einander abweichen, — ſo nahm er ſich nach der Annahme des Kaiſertitels vor, das Fehlende zu ergänzen, das Abweichende in Uebereinſtimmung zu bringen und das Verkehrte und Untaugliche zu verbeſſern; indeß er kam damit nicht weiter, als daß er wenige Zuſätze, und auch dieſe nicht ganz fertig zu den Rechtsbüchern machte. Wo das Recht eines der von ihm beherrſchten Volksſtämme noch nicht geſchrieben war, da ließ er es zuſammenſtellen und ſchriftlich aufzeichnen. Eben ſo ließ er die uralten deutſchen Lieder, in denen die Thaten und Kriege der alten Könige beſungen wurden, aufſchreiben, damit ſie unvergeſſen blieben. Auch eine Grammatik ſeiner Mutterſprache begann er abzufaſſen. Ferner gab er den Monaten, für welche bei den Franken bis dahin lateiniſche oder barbariſche Namen im Gebrauch geweſen waren, Benennungen aus ſeiner eigenen Sprache. Eben ſo gab er den zwölf Winden deutſche Namen, während man vorher für nur vier Winde beſondere Benennungen hatte.

Gegen das Ende ſeines Lebens, als er ſchon ſehr gebeugt war durch Alter und Krankheit, berief er ſeinen Sohn Ludwig, den König von Aquitanien, der von den Söhnen der Hildegard noch allein am Leben war, zu ſich, und erklärte ihn in feierlicher Verſammlung der Großen aus dem ganzen Frankenreich mit Aller Beiſtimmung zum Mitregenten im ganzen Reich und zum Erben des kaiſerlichen Namens, ſetzte ihm das Diadem auf das Haupt und befahl, ihn Kaiſer und Auguſtus zu nennen. Es wurde dieß von allen Anweſenden mit großem Beifall aufgenommen; ſchien es doch, als wäre ihm dieſer Gedanke zum Beſten des Reichs vom Himmel eingegeben worden. Die Majeſtät wurde dadurch gehoben und den fremden Völkern keine geringe Furcht eingeflößt. Nachdem er hierauf ſeinen Sohn nach Aquitanien wieder entlaſſen hatte, zog er, wie es ſeine Gewohnheit war, obgleich ſchon ſehr entkräftet vom Alter, nicht weit von Aachen

1) Das ſaliſche und das ribuariſche.

auf die Jagd. Damit brachte er den Reſt des Herbſtes hin, und kehrte dann um den Anfang des November nach Aachen zurück. Hier wollte er den Winter über verweilen; aber im Januar mußte er ſich, von einem heftigen Fieber ergriffen, zu Bette legen. Er enthielt ſich ſogleich, wie er es beim Fieber that, des Eſſens, in der Meinung, durch Hungern die Krankheit bezwingen oder wenigſtens lindern zu können; als aber zum Fieber noch Seitenſchmerzen hinzutraten, welche die Griechen Pleuroſis nennen, und er immer noch ſeine Hungerkur fortſetzte und ſeinen Leib nur durch ſpärliches Trinken ſtärkte, ſo ſtarb er, nachdem er zuvor das heil. Abendmahl genoſſen hatte, am ſiebenten Tage der Krankheit, im zweiundſiebenzigſten Jahre ſeines Alters, im ſiebenundvierzigſten ſeiner Herrſchaft, am 28. Januar in der dritten Stunde des Tages.

Karl ward begraben zu Aachen in der Kirche der heil. Mutter Gottes, die er ſelbſt erbaut hatte. Sein Leib aber wurde einbalſamirt und auf goldenem Stuhl ſitzend im Grabgewölbe beſtattet, umgürtet mit goldenem Schwerte, ein goldenes Evangelium auf den Knieen in den Händen haltend, die Schultern rückwärts an den Stuhl gelehnt, das Haupt ſtattlich erhoben und mit goldener Kette das Diadem darauf befeſtigt. Und im Diadem war ein Stück Holz vom heiligen Kreuz eingelegt. Und ſie erfüllten ſein Grab mit Wohlgerüchen, Spezereien, Balſam und Moſchus und vielen Schätzen in Gold. Sein Leib ward mit kaiſerlichen Gewändern bekleidet und mit einem Schweißtuch unter dem Diadem ſein Antlitz bedeckt. Ein härenes Kleid, wie er es heimlich immer getragen hatte, wurde ihm unter den Leib gelegt, und über den kaiſerlichen Gewändern ihm die goldene Pilgertaſche umgehängt, die er auf dem Weg nach Rom zu tragen pflegte. Das goldene Scepter und der goldene Schild, den Papſt Leo geweiht hatte, ſtellte man ihm zu Füßen. Hierauf ward ſein Grab geſchloſſen und verſiegelt. Niemand aber kann es berichten, wie groß das Klagen und Trauern um ihn war auf der ganzen Erde, auch bei den Heiden wurde er betrauert als der Vater des Erdkreiſes.

10.

Papſt Nikolaus I. und die Bulgaren.

Neuere Weltgeſchichtenſchreiber haben mit Vorliebe die Schattenſeiten der Geſchichte des Papſtthums geſchildert, dagegen die Verdienſte der Kirche um die Entwilderung der Völker mehr allgemein ange-

deutet, als in lebensvollen Bildern dargestellt. Es dient also zu gerechter Ergänzung ähnlicher Werke, wenn wir dem unsrigen Schilderungen, wie die folgende, einverleiben. Sie haben höheren Werth für die Geschichte der Menschheit, als alle Erzählungen politischer Geschichte.

Bei ihren Einfällen in's griechische Reich hatten die Bulgaren viele Christen, besonders Mönche und Priester, als Gefangene fortgeschleppt. Diese wurden ihre ersten Lehrer im Christenthum. Bogoris, der Bulgaren Fürst, hatte eine Schwester, die zu Constantinopel, wohin sie in ihrer Jugend als Gefangene kam, christliche Erziehung und Bildung empfangen hatte. Als sie später, frei geworden, in ihre Heimath zurückkehrte, suchte sie den Bruder für's Christenthum zu gewinnen. Zuerst fand sie wenig Glauben, bis eine schwere Hungersnoth, die in das Land kam, des Fürsten Gemüth erweichte, so daß er bei dem Gotte der Christen Hülfe suchte. Bogoris war auch ein Liebhaber von schönen Bildern. Das benutzte die Schwester, ließ einen Mönch kommen, der ein trefflicher Maler war, und bot dem Fürsten seine Dienste an. Bogoris, großer Freund der Jagd, befahl dem Mönche, ihm in seinem Palast eine schöne Jagd zu malen. Statt dessen aber malte der Mönch das jüngste Gericht, und zwar so ergreifend und eindrucksvoll, daß Bogoris bei dessen Anblick erschüttert wurde und sich taufen ließ (um 864). Der damalige Patriarch zu Constantinopel, Photius, schrieb dem Neubekehrten einen ausführlichen Brief zur Ermunterung und Belehrung, darinnen aber viel von Häresien, Kirchenversammlungen und dergleichen, was für den rohen Bulgaren weder verständlich noch nützlich war. Der Brief bildet darum einen merkwürdigen Gegensatz zu dem einfachen und praktischen Schreiben des Papstes Nikolaus I. an die Bulgaren, wovon sogleich die Rede sein wird. Bogoris hatte zwar die Taufe empfangen, aber seine Auffassung des Christenthums war noch eine gar mangelhafte und barbarische. Er fing an, sein Volk mit Gewalt zu bekehren. Da brach eine Empörung aus. Bogoris besiegte die Rebellen, bewies aber durch grausame Rache, welche er übte, wie wenig sein Herz wahrhaft christlich gesinnt war. Auch scheint es die griechische Kirche an der rechten Sorgfalt haben fehlen zu lassen, welche zur christlichen Umwandlung eines so rohen Volkes nöthig ist. Mangel an Geistlichen bewog einen griechischen Laien, der zu den Bulgaren gekommen war, sich zu ihrem Lehrer aufzuwerfen, indem er sich für einen Priester ausgab, und er taufte Viele. Da sie aber erfuhren, wie sie durch ihn getäuscht worden, ließen sie

ihm Naſe und Ohren abhauen, und nachdem er ſchwere körperliche Mißhandlungen erlitten, wurde er aus dem Lande verbannt. Andere Griechen verbreiteten manche Wundermährchen und Aberglauben unter dem Volke, ſie rühmten ſich, aus der heil. Schrift weiſſagen zu können über alle Dinge. Es kamen auch überhaupt aus fernen Gegenden Lehrer von mannigfaltigen Völkern nach der Bulgarei, welche ſehr verſchiedenartige Lehren vortrugen und das Volk ganz irre machten. Theils nun wohl politiſche Gründe, die Spannungen mit dem griechiſchen Reiche, und die mit dem deutſchen Reiche hingegen angeknüpften Verbindungen, theils religiöſe Gründe, die durch jenen Widerſtreit der unter ihnen verbreiteten Lehren erregten Zweifel und die Hoffnung, von der Kirche des Apoſtels Petrus, wie ſo manche andere rohe Völker, eine feſte Lehre zu erhalten, alles dieſes bewog den Bulgarenfürſten und ſeine Großen, ſich im Jahre 865 an den Papſt Nikolaus I. zu wenden. Dieſer ſandte im folgenden Jahre zwei italieniſche Biſchöfe als ſeine Bevollmächtigten nach der Bulgarei, nebſt einem Schreiben, in welchem er auf hundert und ſechs ihm von den Bulgaren vorgetragene Fragen und Geſuche antwortete. Dieſe Antworten zeigen, daß es dem Papſte nicht bloß darauf ankam, die Einrichtung der römiſchen Kirche, das Papſtthum und einen chriſtlichen Ceremoniendienſt unter den Bulgaren einzuführen, ſondern daß er es ſich ſehr angelegen ſein ließ, ſie auf das, was zur chriſtlichen Lebensbildung erfordert werde, aufmerkſam zu machen. Und in der Art, wie er auf den Standpunkt und die Bedürfniſſe des neubekehrten Volkes Rückſicht nahm, bewährte ſich ſeine Hirtenweisheit.

Er erklärte dem bulgariſchen Fürſten und ſeinen Großen, und ſuchte es ihnen durch bibliſche Ausſprüche zu beweiſen, daß ſie allerdings geſündigt hätten, indem ſie die Unſchuldigen mit den Schuldigen leiden ließen. Aber auch mit den Schuldigen, welche Gott ihrer Gewalt überliefert, hätten ſie milder handeln, ihnen das Leben ſchenken ſollen, damit ſie freudigen Gemüths um die Vergebung ihrer eigenen Schuld beten könnten. In Beziehung auf Diejenigen, welche dem Götzendienſte nicht entſagen wollten, erklärte er, man müſſe ſie vielmehr durch Ermahnungen und durch vernünftige Ueberzeugung als durch Gewalt zum Glauben zu führen ſuchen. Wenn ſie nicht hören wollten, müſſe man nur die Gemeinſchaft mit ihnen meiden, um ſie dadurch etwa zu beſchämen. Aber keineswegs dürfe man Gewalt anwenden, um ſie zum Glauben zu zwingen; denn es könne nichts Gutes ſein, was nicht vom freien Willen ausgehe. Er machte den

Bulgaren ſcharfe Vorwürfe wegen ihres ungerechten und grauſamen Verfahrens gegen jenen griechiſchen Prieſter. Er übernahm deſſen Entſchuldigung, weil er aus frommer Abſicht ſich dieſe Erdichtung erlaubt, um dadurch zum Heil Vieler zu wirken, bei denen er ſonſt kein Vertrauen gefunden haben würde, und hätte er auch eine Strafe verdient, ſo wäre doch die Verbannung aus dem Lande Strafe genug für ihn geweſen. Da ihm über das Tragen des Kreuzzeichens Fragen vorgelegt worden, erklärte er, daß dadurch die Ertödtung des Fleiſches oder das Mitleid mit dem Nächſten bezeichnet werde, denn im Herzen das Kreuz zu tragen habe der Herr geboten; aber man ſolle es zugleich auf leibliche Weiſe tragen, um deſto leichter daran, daß man es im Herzen tragen ſolle, erinnert zu werden. Die Frage, an welchen Feſttagen man von leiblicher Arbeit ruhen müſſe, begnügte er ſich nicht nur ſo zu beantworten, daß er dieſe Feſttage namentlich herzählte, ſondern er benutzte dieß, auf den Zweck der Feſttage und des Ruhens von der Arbeit die Bulgaren aufmerkſam zu machen. Deßhalb müſſe man an den Feſttagen von körperlicher Arbeit ruhen, um deſto freier die Kirchen zu beſuchen, mit Gebet und geiſtlichem Geſang und mit dem göttlichen Worte ſich zu beſchäftigen, dem Beiſpiele der Heiligen nachzueifern und Almoſen unter die Armen auszutheilen.

Der Papſt ſuchte die Bulgaren in jeder Beziehung vor dem abergläubiſchen Vertrauen auf äußerliche Dinge, wozu ſie von ihrem früheren heidniſchen Standpunkte her leicht geneigt waren, zu warnen. Auf die Frage, ob ſie an jedem Tage in die Schlacht gehen dürften, antwortete er: In keiner Art von Geſchäften müſſe man irgend einen Tag beobachten, außer (wenn nicht eine dringende Nothwendigkeit vorhanden ſei) die genannten Feſttage, welche allen Chriſten ehrwürdig ſeien. Indem er ihnen erklärte, daß ſie allen Wahrſager- und Zauberkünſten und aller abergläubiſchen Beobachtung der Tage und Stunden, die ſie bisher bei ihren Kriegsrüſtungen angewandt, mit dem Taufgelübde entſagt hätten, ſchrieb er ihnen, ihre Vorbereitungen zur Schlacht von Seiten der Religion ſollten darin beſtehen, daß ſie zur Kirche gingen, Gebete hielten, die Meſſe feierten, Verzeihung gewährten denen, welche Unrecht gethan, die Gefängniſſe öffneten, den Gefangenen die Feſſeln löſeten, und den Knechten, beſonders den Kranken und Schwachen, die Freiheit gäben, den Dürftigen Almoſen austheilten. Zwar vermied es der Papſt, auf bürgerliche Geſetzgebung ſich einzulaſſen; aber er benutzte jede Gelegenheit, um gegen die Rohheit und Härte in ihrer bisherigen Rechtsverfaſſung

ſich zu erklären, die größere Milde, welche das Chriſtenthum verlange, ihnen zu empfehlen, gegen die häufige Anwendung der Todesſtrafe zu reden. Fern müſſe es von ihnen ſein, — ſagt er in dieſer Beziehung, — daß ſie, nachdem ſie ſo einen barmherzigen Gott und Herrn erkannt, noch ſo unbarmherzig richten ſollten, wie früherhin; vielmehr müßten ſie ſo ſehr, wie ſie bisher geneigt geweſen wären, Andern das Leben abzuſprechen, jetzt geneigt ſein, es ihnen zu erhalten. Nachdrücklich erklärte ſich der Papſt gegen den Gebrauch der Folter, welche man bei den Bulgaren gegen Diebe anzuwenden pflegte. Ein ſolches Verfahren — ſchrieb er ihnen — ſei gegen alles göttliche und menſchliche Geſetz. „Und wenn ihr nun durch alle von euch angewandte Strafen kein Bekenntniß von dem Angeklagten erpreſſen könnt, ſchämt ihr euch nicht dann wenigſtens und erkennt, wie gottlos ihr richtet? Gleicherweiſe wenn Einer durch die Martern dazu gebracht worden, ſich deſſen ſchuldig zu bekennen, was er nicht begangen, wird dann nicht die Schuld auf den fallen, welcher ihn zu einem ſolchen lügenhaften Bekenntniſſe zwingt? Verabſcheut alſo von ganzem Herzen, was ihr bisher in eurem Unverſtande zu thun pflegtet.“ Er ermahnte ſie zur gerechten und milden Behandlung der Sklaven, welche ja Einen Herrn im Himmel mit uns hätten. Da der Papſt befragt worden, wie man gegen freie Männer verfahren ſolle, welche auf der Flucht aus ihrem Vaterlande ergriffen würden, antwortete er zwar zuerſt, ſie ſollten nach den beſtehenden Geſetzen handeln; doch ſetzte er hinzu, viele der heiligen Männer, wie ein Abraham, ſeien aus ihrem Vaterlande gegangen und deßhalb allein keineswegs für ſchuldig gehalten worden. Wer nicht aus ſeinem Vaterlande gehen dürfe, ſei kein freier Mann. — Es war unter den Bulgaren nach der Art des orientaliſchen Despotismus üblich, daß mit dem Könige, wenn geſpeiſet wurde, ſelbſt nicht ſeine Frau an Einem Tiſche ſitzen durfte, und ſeine Großen fern von ihm auf beſonderen Bänken ſitzen und auf der Erde eſſen mußten. Da der Papſt darüber gefragt wurde, was er in Hinſicht der Beibehaltung dieſer Gewohnheit gebiete, antwortete er, da dieß, obgleich die guten Sitten ziemlich verletzend, doch mit dem rechten Glauben nicht in Widerſpruch ſtehe, ſo ſchreibe er ihnen in dieſer Hinſicht nichts vor; ſondern er ermahne ſie und rathe nur, dem Beiſpiele der chriſtlichen Fürſten nachzufolgen und alles unnütze hochmüthige Weſen fahren zu laſſen. Die chriſtlichen Fürſten hätten die Worte des Herrn beachtet: Lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig. Die alten Könige, von denen viele der Gemeinſchaft

der Heiligen gewürdiget, hätten mit ihren Freunden, ja sogar mit ihren Knechten zusammen gespeiset. Ja der König der Könige, der Herr der Herren, der Heiland habe nicht allein mit seinen Knechten und Freunden, den Aposteln, zusammen gespeiset, sondern auch mit Zöllnern und Sündern.

Obgleich übrigens der Papst durch den Geist des Christenthums auch auf die gesellschaftliche Verfassung des rohen Volkes einzuwirken suchte, so wußte er doch den Standpunkt der bürgerlichen und kirchlichen Gesetzgebung auseinander zu halten. Er erkannte die Freiheit an, mit der jedes Volk innerhalb des Christenthums sich nach seiner Eigenthümlichkeit Verfassung und gesellschaftliche Einrichtungen anbilden sollte. Wenngleich die von den Bulgaren vorgelegten Fragen ihm manche Veranlassung zu Bestimmungen über weltliche Verhältnisse gaben, so vermied er dieß doch, wo ihn nicht das unmittelbare christliche Interesse dazu veranlaßte. Als er zum Beispiel befragt wurde, ob sie wie früher ihren Gattinnen Gold, Silber, Ochsen, Pferde u. s. w. zur Aussteuer geben dürften; antwortete er ihnen: nicht allein dieß, sondern auch alles nicht Sündhafte, was sie vor ihrer Taufe gethan, möchten sie fernerhin zu thun fortfahren. Und da sie ihn über das Angemessene ihrer Kleider befragt hatten, antwortete er: „Wir verlangen keine Veränderung eurer äußerlichen Tracht, sondern nur die Umwandlung eures innern Menschen.“ Wie vorsichtig der Papst in dieser Hinsicht war, zeigt sich darin, daß, da sie ihn um eine Sammlung der bürgerlichen Gesetze gebeten hatten, er ihnen schrieb, er würde ihnen gern die Bücher schicken, welche ihnen für jetzt dienlich sein könnten, wenn er wüßte, daß unter ihnen Einer wäre, der sie ihnen auslegen könnte.

Sicher erhellt aus diesen Verhandlungen des Papstes Nikolaus mit den Bulgaren, daß er weit mehr als ein griechischer Patriarch für ihre religiösen Bedürfnisse zu sorgen geeignet war. Doch schwankten die Bulgaren nach ihrem politischen Interesse immer in der Mitte zwischen der griechischen und lateinischen Kirche, bis sie sich wieder ganz für die erste entschieden. Der griechische Kaiser Basilius der Macedonier sparte weder Mühe noch Kosten, um dieß zu bewirken, und er setzte es endlich durch, daß ein griechischer Erzbischof und griechische Bischöfe angenommen wurden.

11.

Alfred der Große.

Kindheit und Jugend Alfred's bieten ein wunderbares Vorſpiel dar zu dem ſchönen Drama ſeiner männlichen Jahre. Dem Herrſcher Britanniens, welchen bereits drei kraftvolle Söhne umgeben, wird (848) von der treuen Osburga ein Knäblein geboren, welches durch Schönheit und Lieblichkeit, wie ſpäter durch Geiſt und Kräfte, alle Neigung der Eltern auf ſich zieht. In Tagen, als das Reich auf allen Seiten von den ſtets neu anwachſenden, gefährlichſten Feinden angegriffen wird, und jene Söhne, zum Theil ſchon im Mannesalter, eine unſchätzbare Gewähr für die Erhaltung des Reichs ſcheinen, wird von den Alten der Plan erſonnen und gepflegt, mit Verletzung der Reichsgeſetze, mit Gefährdung des Daſeins ihrer Staaten, dem theuren Letztgebornen die Herrlichkeit und die Macht der Krone zu übertragen. Für die Erreichung ſolches Wunſches iſt kein Mittel bedenklich, kein Pfad gefahrvoll. Das fünfjährige Königskind wird auf dem gebrechlichen ſächſiſchen Kiele den Meereswogen anvertraut, durch die Länder unzuverläſſiger Freunde gebracht, über die Firſten und Eisfelder der Alpen getragen, hin gen Roma. Der heil. Vater wird angegangen, dem fremden Kinde den Segen der Salbung angedeihen zu laſſen; dieſer ſpendet ihm die größte Gabe der Chriſtenheit. Der geſalbte Knabe kehrt in's Heimathland zurück und wiederholt nach wenigen Jahren dieſelbe Fahrt mit derſelben Sicherheit. Er entwickelt ſich herrlich, zum Staunen und zur Freude vieler Zeugen zwiſchen der Pictenmauer und dem Tiberſtrome; der Körper entfaltete ſich kraftvoll und geſchmeidig; kein Waidmann und kein Ritter zeigte ſich ihm gleich. Doch für ſeine höhere Bildung ſorgte die Liebe der Mutter. Sie lehrte ihn viel ſächſiſche Lieder und ihn, obgleich ſchon zwölfjährig, dennoch vor mehreren der älteren Brüder, *leſen*. In etwas vorgerücktem Jünglingsalter überfiel ihn eine ſehr ſchmerzhafte, den Aerzten ſeiner Zeit unbekannte Krankheit, welche ihn jedem weltlichen Verkehr unbrauchbar zu machen drohte. Er ſchien nach einem Gebete, welches er in einer Kirche zu Cornwales, dem Aufenthalte des heil. Neot, dargebracht hatte, von derſelben befreit. Im zwanzigſten Lebensjahre vermählte er ſich. Doch mitten in dem mehrtägigen Hochzeitsgelage ergriff ihn das ſchmerzliche Uebel wieder, zum Schrecken der vielen Gäſte und Umſtehenden, und kaum während eines Tages ſeines thätigen Lebens war Alfred von demſelben befreit.

Aber durch die Macht des Gemüths, die Kraft des Willens wußte Alfred die ungestüme Reizbarkeit des Feindes zu besiegen, und die vermehrte Gewalt körperlicher Schwäche scheint die geistige Gegenwirkung nur gestählt zu haben. Dieser Körperleiden ungeachtet konnte er in den jüngern Jahren bereits so Vieles leisten, und nachdem sein Vater die Krone von Wessex niedergelegt und seine Pläne für Alfred aufgegeben hatte, nachdem dessen drei Brüder den Thron von Wessex nach einander bestiegen hatten und natürlichen Todes, zwei derselben kinderlos, der dritte zwei unmündige Söhne zurücklassend, gestorben war, wurde jener dem kaum zwei und zwanzigjährigen Alfred aufgedrungen.

Um jene Zeit brachen alljährlich die Normannen ein, die man in England Dänen nannte, und verheerten das Land mit entsetzlicher Grausamkeit. Ihre Schiffe waren klein, aber desto zahlreicher, so daß oft eine Flotte von dreihundert Schiffen zusammen auf einen Raubzug ausging. Denn Rauben und Plündern war für sie die ehrenvollste Beschäftigung, sie verachteten den Mann, der auf dem Bette starb; denn nur der Schwerttod, sagten sie, ist des Mannes würdig, und ihre größte Kraft zeigten sie darin, unter brennenden Wunden lachend zu sterben. Dieselbe Grausamkeit, die sie standhaft zu erdulden vermochten, bezeigten sie auch gegen Andere und nicht zufrieden damit, ihre unschuldigen Opfer zu berauben und zu morden, quälten sie dieselben auf ausgesuchte Weise. Sie drangen tief hinein in die Länder; denn ihre Schiffe waren klein, und wie sie mit ihnen auf der stürmischen See der Wuth der Wellen trotzten, so fuhren sie mit eben denselben Fahrzeugen die Ströme hinauf bis tief in das Land, und wenn sie an eine Stelle kamen, wo das seichte Wasser sie nicht mehr tragen konnte, so hoben sie ihre Schiffe auf, und trugen sie hinüber. Dasselbe geschah auch, wenn sie aus einem Flusse in den andern wollten, auch dann trugen und schleppten sie ihre leichten Fahrzeuge über das Land. Wo sie nahten, da ging Schrecken vor ihnen her; denn ihre Wuth war nicht zu versöhnen. Sie wollten nicht herrschen, nicht Land erwerben, sie wollten nur rauben und nach dem Raube zerstören. Darum bewahren noch bis auf den heutigen Tag alle Küsten der westeuropäischen Länder grauenvolle Erinnerungen an die Normannen und nicht bloß die Küsten, sondern Städte, wie Paris und Köln, sind manchmal von den entsetzlichen Normannen heimgesucht worden. Zur Zeit von Alfred's Jugend brachen diese Normannen alljährlich in England ein, und verheerten, was sie in ihre Gewalt bekommen konnten. Trotz seines

Jugendmuthes ſchlug Alfred die Gefahren der Dänen nicht geringer an, als ſie wirklich waren, und gedachte wohl auch ſeiner Krankheit, die ihn oft unerwartet erfaßte.

Während er eben die Leiche ſeines letzten Bruders nach Winburn in die Gruft begleitete, brachen die Dänen ein, ſo daß er von jenem Zuge ablaſſen mußte, um ihnen mit einer kleinen Schaar entgegen treten zu können. Er beſiegte die Dänen und traute ihren Verſprechungen, daß ſie fortan ſich friedlich und ruhig verhalten wollten; aber vergebens, denn weder an ein einfaches Verſprechen banden ſich die Dänen, noch an Geiſel und Eid. Alljährlich kamen neue Schaaren nach und dieſe hielten ſich durch die Verſprechungen der Andern nicht verpflichtet. Darum kam Alfred auf den Gedanken, lieber mit den Dänen auf dem Waſſer zu kämpfen, als ſich ihnen erſt nach ihrer Landung entgegen zu ſtellen. Er erinnerte die Angelſachſen daran, daß auch ihre Vorfahren gewandt und mächtig zur See geweſen waren, und forderte ſie auf, in allen Häfen Schiffe zu bauen, damit ſie mit ihnen die Mündungen der Ströme bewachten, um die Dänen zu ſchlagen, bevor ſie noch in's Land gekommen wären. Dieß gelang auch und eine ganze Flotte der Dänen wurde vernichtet. Während aber dieß im Weſten geſchah, fiel eine andere Dänenſchaar unter ihrem Anführer Hubbas im Norden von England ein. Aber auch ſie erlitt eine ſchwere Niederlage und der Sieg der Angelſachſen war um ſo unheilbedeutender für die Dänen, weil dieſe ihre Fahne verloren hatten. In dieſe Fahne hatten die drei Schweſtern des ſchrecklichen Hubbas den Vogel Odins gewebt, einen Raben, den die Dänen für lebend anſahen und auf den ſie die Blicke richteten, wenn eine Unternehmung ſie lockte. Schien der Rabe zu flattern oder die Flügel zu heben, ſo bedeutete es Heil und Sieg für die Dänen, wenn er ſie aber ſenkte, ſo ſtand ihnen Unglück bevor.

Doch nur zu bald kam Unglück wieder über Alfred's Haupt. Die nimmer ruhenden Dänen waren nordwärts ſo weit vorgedrungen, und verheerten das Land mit ſolcher Gewalt, daß nur noch der Gau der tapfern Sumorſäten ihnen nicht preisgegeben war. Auf viele ſeiner Unterthanen, namentlich die aus altbritiſchem Stamme, durfte Alfred in dieſen Zeiten der Gährung nicht zählen. Viele Eingeborne, von Mangel und Furcht getrieben, entflohen über's Meer. Andre zogen es vor, ſich den grimmigen Heiden zu unterwerfen und verließen, ja empörten ſich wider den allein ſtandhaften König. Hätte ihn damals ein feindlicher Speer getroffen, hätte ſein hohes Herz verzagen, ihn zu einer ſchwächlich verzweifelnden Auf-

opferung reizen oder ihm Rettung bei überseeischen Stammgenossen gestatten können, so wäre der Königstamm wie die Freiheit in England erloschen; dieses Land wäre die Beute, wäre die Wüste der Seeräuber geworden. Mit wenigen Adligen, Dienstmannen und Kriegern, brachte der König, von seinem Volke verlassen und getrennt, in den Wäldern und Marschen Somersets, mehrere Wintermonate gleich einem Flüchtlinge zu. Der Unterhalt der Seinigen mußte mit List oder Gewalt den Heiden oder den denselben untergebenen Christen entwandt werden. Er selbst erzählt in spätern Tagen gerne von jener Verdunklung seines Geschickes. Eine sichere Schutzstätte hatte er bei einem seiner Kuhhirten gefunden. Eines Tages saß er beim Herde, für sich Pfeile und Bogen schnitzend, als die emsige Hausfrau, ihres hohen Gastes unkundig, mit Brodbacken beschäftigt war. Das Brod, zu nahe dem Feuer, begann zu brennen, als jene den Danebensitzenden anfuhr:

Siehst nicht brennen das Brod, du Mensch, und säumst es zu drehen,
Der das heiße zu gern nur oft schon hast uns verschlungen.

Eine andere Erzählung, wie Alfred allein in seinem Hause die heiligen Bücher oder vaterländische Annalen lesend saß, während sein Gesinde auf den Fischfang ausgegangen war und er einem anklopfenden Bettler die Hälfte des letzten Brodes gegeben, darauf ihm im Traum der heilige Cuthbert erschienen, und die Wiederherstellung seines Reiches verheißen, bezeichnet wenigstens den Charakter, welchen die Angelsachsen liebten und der deßhalb von ihnen Alfred zugeschrieben wurde. Wir erfahren aus dieser Sage noch, daß Alfred's treue Mutter Osburge, welcher er das bedeutsame Traumgesicht sogleich mittheilte, nicht den Sohn und dieser die Mutter nicht verlassen hatte. Nach wenigen Monaten, um Ostern, gelang es dem König mit dem treuen Adel der Sumersäten in einem durch Moraſt und Wald geschützten Orte eine Burg aufzuwerfen, welche den Namen der Aethelings-Ey (Insel) lange getragen hat. Sie lag östlich am Paretflusse und ist der späten Nachwelt nicht nur durch Sagen, sondern selbst durch einen dort gefundenen, mit Alfred's Namen bezeichneten goldenen Halsschmuck nachgewiesen. Von hier aus wurden unermüdlich Streifzüge gegen die Feinde unternommen und neue Verbindungen mit den Freunden angeknüpft. Alfred's eigne Wirksamkeit, Muth und Schlauheit sind uns in der Erzählung bezeichnet, wie er seine Kunde heimatlichen Gesanges benutzend, als Harfner in das Lager der Dänen ging und während diese sich des freigebigen Liederspenders erfreuten,

das Lager, die Zahl der Feinde und die Zurüſtungen derſelben erſpähte. Dieſe zauderten nicht, einen blutigen Kampf mit den für Vaterland und Freiheit fechtenden Sachſen zu wagen; nach heftigem Widerſtande unterliegend, ergriffen ſie die Flucht, um ſich in ihre Veſte zurückzuziehen. Alfred folgte ihnen auf dem Fuße und belagerte diejenigen, welche dem Racheſchwert entronnen waren. Nach vierzehn Tagen erboten ſich die Belagerten, das Land zu verlaſſen, wenn ihnen der freie Abzug geſtattet würde; ſie erklärten ſich bereit jeglichen unter ihnen als Geiſel zu ſtellen, während keine von Alfred verlangt wurden. Der König nahm dieſe Bedingung an, welche auch bald erfüllt wurde. Eine nicht minder wichtige Folge dieſes Sieges war, daß der Dänenfürſt Guthrum, auch Gormund genannt, den Entſchluß faßte, zum Chriſtenthum überzutreten. Die heilige Taufe wurde unſern von Aethelingburg an ihm und dreißig ſeiner vornehmſten Mannen vollzogen; Guthrum erhielt den Namen Aethelſtan: Alfred nahm ihn als Sohn an, aus dem Taufwaſſer ihn emporhebend, worauf der Alderman der Sumorſäten ihn feierlich abtrocknete. Die beiden Könige blieben zwölf Tage bei einander, und Alfred überhäufte die Dänen mit reichen Gaben.

Nachdem Alfred auf dieſe Weiſe ſein Reich vor den Einfällen der Dänen nach Außen geſichert hatte, war die ganze Sorgfalt des jungen Königs darauf gerichtet, es auch innerlich zu befeſtigen und ihm eine gute Verfaſſung und gute Geſetze zu geben. Darum ließ er eine Sammlung der Geſetze veranſtalten, welche frühere weiſe Könige ſchon hatten niederſchreiben laſſen, und ließ ſie durch ſeine Rathgeber prüfen. Er änderte nicht viel darin; denn er ſagte, er wüßte nicht, wie ſolche Abänderungen dem Volke gefallen würden, denen dieſe Geſetze durch den Brauch der Vorfahren mündlich überliefert waren. Namentlich dachte er nach über die Rechtspflege, und prüfte deshalb die Urtheile der Richter, ob ſie mit den Geſetzen und den Herkommen ſeines Volkes übereinſtimmten und einmal ſoll er in einem Jahre vier und vierzig Richter mit dem Tode beſtraft haben, weil ihnen bewieſen war, daß ſie falſches Urtheil geſprochen hatten. Darum verlangte er auch von den Richtern, daß ſie eifrig in den Geſetzen ihres Volkes forſchen ſollten, damit ſie vertraut würden mit denſelben. Als wichtigſten Rechtsgrundſatz bei allen Vergehen aber hielt er die alte deutſche Ueberlieferung feſt, daß Jedermann nur von ſeines Gleichen gerichtet werden dürfe. Darum ſollten zwölf Männer die Volks- und Standesgenoſſen des Angeklagten wählen, den Wahrſpruch fällen, ob ſchuldig oder nicht. Dieß Geſetz, das dem

Keime nach auch bei den andern deutſchen Völkerſchaften galt, iſt Jahrhunderte lang der Stolz des engliſchen Volkes geweſen, weil es in ihm die ſicherſte Schutzwehr gegen alle Willkühr erblickte.

Aber Alfred wollte auch Ruhe und Sicherheit ſchaffen, ohne daß der Angelſachſe zum Gerichte ſeine Zuflucht zu nehmen hätte. Das beſte Mittel dazu ſchien ihm zu ſein, wenn er ſeine Angelſachſen ſelbſt verantwortlich machte und dieß geſchah auf folgende Weiſe. Er theilte England in Grafſchaften und die Grafſchaften wieder in hundreds, Hundertſchaften und die Hundertſchaften wieder in Zehentſchaften. Zehn bei einander liegende Häuſer machten eine Zehentſchaft aus, und ihre Bewohner waren ſich unter einander und alle zuſammen dem Geſetze verantwortlich für alles Unrecht, das bei ihnen vorfiel. Sie urtheilten auch unter einander über kleinere Dinge; aber wichtigere wurden vor das Gericht der Hundertſchaft gebracht. Wenn ein Mann unterließ, ſeinen Namen in eine Zehentſchaft eintragen zu laſſen, ſo wurde er wie einer betrachtet, der außer dem Geſetze ſtand; er wurde für vogelfrei erklärt. Von dem Gericht der Hundertſchaft ging man weiter an das Gericht der Grafſchaft und von dieſem an den König. So kam es dahin, daß man ſagen durfte, der Reiſende, welcher ſeine Börſe auf der Straße verloren hätte, könnte ſich ruhig ſchlafen legen, weil er ſie ſicher wieder finden würde. Und ferner erzählte man, daß goldene Armbänder, an Scheidewegen aufgehängt, unangerührt geblieben wären, weil Niemand ſie hinwegzunehmen wagte. Aber nicht genug, daß Alfred ſo den inneren Frieden ſicherte, er begründete durch dieſe Eintheilung auch die beſte Wehr gegen den Feind nach außen. Denn jede Zehentſchaft und jede Hundertſchaft mußte ihre beſtimmte Anzahl Krieger ſtellen und der Graf oder Alderman der Grafſchaft war zugleich auch ihr Kriegshauptmann, der auf den erſten Ruf die Seinen verſammeln konnte. Ferner ſorgte Alfred für die Bildung ſeines Volkes durch Pflege der Mutterſprache, indem ſein Volk die alten Heldenlieder lernte und ſich am Geſange derſelben erfreute. Dann berief er die ausgezeichnetſten Männer ſeiner Zeit zu ſich und ſie kamen willig und gern zu dem Könige, der wie kein anderer die Wiſſenſchaften ehrte und liebte. Alfred ſelbſt erlernte die lateiniſche Sprache in ſeinem ſechs und dreißigſten Lebensjahre und bemühte ſich auch, ſogleich ſein Wiſſen ſeinem Volke nützlich zu machen. Denn weil er ihnen gern gute Bücher in ihrer Mutterſprache geben wollte, welche ſolche noch nicht beſaß, ſo wählte er ſelbſt mit ſeinen gelehrten Freunden aus den Schriften der Römer diejenigen aus, welche ihm die tauglichſten ſchienen und überſetzte ſie

in die angelsächsische Sprache. Aber er legte auch großen Werth auf die lateinische Sprache und wollte, daß alle Söhne der Adeligen diese lernten, und wie weit ihm diese Bemühungen um die lateinische Sprache gelungen, sehen wir am besten aus einem Briefe, den er geschrieben hat, als er seine Uebersetzung einer Rede des heiligen Gregor an die Bischöfe Englands schickte. Er sagt darin: „Die Gelehrsamkeit war so in Verfall gekommen (nämlich bei seiner Thronbesteigung), daß es nördlich vom Humberflusse wenige Priester gab, welche die Gebete soweit verstanden, daß sie die Bedeutung derselben in angelsächsischer Sprache wiedergeben konnten, oder welche überhaupt einen lateinischen Satz angelsächsisch übersetzen konnten, und ich glaube südlich vom Humberflusse waren auch nicht Viele, die das konnten. In der That waren es so wenige zur Zeit, als ich die Krone erlangte, daß ich mich auch im Süden der Themse nicht eines Mannes mehr entsinne. Gott dem Allmächtigen aber sei Dank, daß es jetzt doch einige Bischöfe gibt, welche selbst im Stande sind Latein zu lehren." Das Alles aber war nur Alfred's Werk, der Schulen stiftete, wo und wie er nur konnte, und der auch die Universität Oxford gegründet haben soll.

Alfred war ein Spiegel der Könige für alle Zeiten, als Held zugleich und als Regent, als Mann des Schwertes, der Kirche, der Wissenschaft.

Er selbst war seinem Volke in Gesinnung und Lebensweise das schönste Vorbild; die Schule des Unglücks, die beste Lehrerin des Menschen, hatte, wie er selbst in seinen Schriften ausspricht, sein Herz entwickelt und seinem Geiste Erfahrung und Menschenkenntniß verschafft, so daß ihm fast allein unter seinen Zeitgenossen verliehen ward, zugleich fromm, klug und tapfer zu sein. Seine ganze Kraft war dem Wohl seiner Nation und den höheren Interessen seines eigenen Inneren gewidmet. Mit unermüdlicher Thätigkeit arbeitete er bis zu seinem Tode, obgleich er von Jugend auf mit wankender Gesundheit zu kämpfen hatte. Er gab seinen Leuten sogar persönliche Unterweisung in den Handwerken und Künsten, verfertigte die Pläne für seine Bauten, und dachte sich die Bauart der Schiffe aus, vermittelst deren man die Dänen zur See am besten bekämpfen könne. Die Hindernisse, die ihm aus seiner körperlichen Schwäche erwuchsen, beseitigte er durch Mäßigkeit und durch große Regelmäßigkeit in seiner Lebenseinrichtung. Er theilte seine Zeit in drei gleiche Theile: Das eine Drittel von den vier und zwanzig Stunden jeden Tages war dem Essen und der körperlichen Erholung gewidmet, das

andere den Staatsgeschäften, das dritte dem Gebet und der geistigen Thätigkeit. Wie er mit seiner Zeit sorgfältig zu Rathe ging, ebenso war er auch in seinen Ausgaben auf verständige Weise sparsam. Er sammelte sogar, besonders in seinen letzten Regierungsjahren, in welchen Ruhe von innen und außen herrschte, einen Schatz für seinen Nachfolger. Auch diese Ersparnisse hingen mit dem Hauptstreben zusammen, durch welches er das Wohl seines Volkes fest zu gründen gesucht hatte. Die von Alfred hergestellte und verbesserte Gerichtsverfassung und die Freiheit und Selbstregierung, deren seine Unterthanen sich erfreuten, überhoben ihn der Verwaltungskosten; die Klöster und Domstifter aber der Ausgaben für den Unterricht, so wie die erkämpfte Ruhe vor den Dänen und die neue, auf der Volkseintheilung beruhende Wehr-Ordnung der Hauptkosten für das Kriegswesen. Auf diese Weise konnte er, der schon im Leben Kirchen, Klöster, Geistliche und Gelehrte reich beschenkt hatte, in seinem Testamente seinen Angehörigen und Dienern eine sehr große Summe vermachen. Alfred starb unverhofft im Jahre 901, nach einer beinahe dreißigjährigen Regierung.

12.

Arnulf's Normannensieg.

König Arnulf, Willens die Normannen zu züchtigen, trat mit den Franken, nachdem er ein alamannisches Heer an sich gezogen, den Marsch an. Aber unter dem Vorwande von Krankheit schlichen die Alamannen vom Könige nach Hause zurück, der aber zog mit den Franken glücklich nach Westen [1]). Die Normannen hatten das Lotharische Reich zum größten Theil verwüstet und setzten sich bei dem Fluß Dyle unbesorgt fest an einem Orte, der Lovonium (Löwen) heißt, wo sie nach ihrer Sitte eine Befestigung aus Verhauen begannen. Unversehens kamen der König und sein Heer eben dorthin. Schnell wurde nun dieser Fluß überschritten, und ohne Verzug dachte man daran, das Treffen zu beginnen. Zwar der König zauderte, eine so starke Mannschaft in Gefahr zu setzen, weil von einer Seite ein Sumpf vorlag, auf der anderen Seite der Fluß herumlief, und somit keine Möglichkeit war mit Reitern anzugreifen; er schweifte mit Augen, Geist und Entschluß hierhin und dorthin, in ängstlicher Ueberlegung, was zu thun sei, weil bei den Franken ein Kampf zu

1) Kurz zuvor hatte Bernhard, unehelicher Sohn Kaiser Karl's, in Süd-Alamannien eine Verschwörung angezettelt, bei der er den Tod fand.

Fuße ungewohnt ist endlich ruft er die edlen Herren der Franken herbei, die er muthig also anredet: „Ihr Männer, die ihr den Herrn verehrt und allezeit unter Gottes Gnade im Schutze des Vaterlands unbesieglich gewesen, fasset Muth, wenn ihr an den heidnisch rasenden Feinden wollt das vergossene fromme Blut eurer Eltern rächen, und die heiligen Tempel zu Ehren der Heiligen eures Schöpfers schon in eurem Vaterland schaut, selbst die Diener Gottes, die auf der höchsten Stufe standen, niedergestreckt seht. Jetzt Krieger, wohlan, nun ihr die Verbrecher selbst vor Augen habt, folgt mir, der ich zuerst vom Pferde gestiegen, die Banner in meiner Hand vorausstrage; nicht unsere Schmach, sondern dessen, der Alles vermag, zu rächen, greifen wir in Gottes Namen an." Angefeuert durch diese Worte faßt Alle, alt und jung, gleicher Eifer und Muth, den Fußkampf zu unternehmen; vorher baten sie den König, er möge durch Reiterei dafür sorgen, daß sie während des Kampfes im Rücken nichts von Nachstellungen der Feinde zu fürchten hätten. Von den Christen wird ein Schlachtgeschrei bis zum Himmel erhoben, nicht weniger schrieen nach ihrer Sitte die Heiden, schreckliche Feldzeichen bewegten sich durch das Lager hin. Die Schwerter von beiden Seiten gezückt, wie Stein auf Eisen, wird auf einander losgerückt. Es war aber daselbst das Geschlecht der Dänen, das tapferste unter den Normannen, welches niemals früher, wie man hört, irgend eine Verschanzung verloren hat oder darin besiegt ist. Hart wurde gestritten, doch nicht lange und durch Gottes helfende Gnade fiel der Sieg den Christen zu. Als die Normannen Schutz in der Flucht suchten, trat ihnen zum Verderben der Fluß entgegen, der ihnen vorher im Rücken als Mauer galt. Denn weil von der anderen Seite die Christen mordend andrangen, wurden sie gezwungen, sich in den Fluß zu stürzen, und haufenweis, wie sie sich an Händen, Hals und Beinen umfaßten, sanken sie zu Hunderten und Tausenden an Zahl in die Tiefe, so daß von Leichen eingenommen, das Bett des Flusses trocken erschien. In dieser Schlacht wurden zwei ihrer Könige getödtet, Sigfried nämlich und Godofried, 16 königliche Feldzeichen genommen und nach Bayern zum Zeugniß überschickt. An demselben Ort werden auf Befehl des Königs Gebete angestellt; er selber hielt mit dem ganzen Heer Umzug, Gott Lob singend, der solchen Sieg den Seinigen gab, daß während nur Ein Mann von Seiten der Christen fiel (?), so viel Tausende von der anderen Seite umgekommen sind.

III. Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser.

1.

Heinrich I., der Städtegründer.

Jede Art größerer Ortschaften, sowohl offene als besonders auch befestigte, waren in Sachsen selten; es lebte hier der Landbauer einzeln auf seinem Gute in der Mitte seiner Aecker, ruhig im Frieden, doch ohne Schutz beim Anfall der Feinde; nur einzelne Festen werden früh erwähnt, mehrere errichtete Karl der Große; andere mögen bei anderer Gelegenheit angelegt worden sein. Diese genügten nicht zum Schutz gegen die Anfälle der Ungarn und Slaven; daß aber nur solche, dem schnellen Feinde uneinnehmbare, die Rettung des Gutes und des Lebens möglich machten, hatte die Erfahrung in den andern Theilen des Reichs schon lange gelehrt, und vielfach war die Errichtung befestigter Plätze an den Ostgränzen des Reichs von den Königen begünstiget worden. Deßhalb ging Heinrich's Bestreben in den Jahren des Friedens vorzugsweise dahin, durch Errichtung befestigter Städte, durch Befestigung vorhandener Ortschaften die Vertheidigung seines Landes zu sichern. Tag und Nacht war man mit Erbauung derselben beschäftigt, sagt Widukind; die Anwohner ohne Rücksicht auf Stadt und sonstige Abhängigkeitsverhältnisse wurden zur Theilnahme gezwungen. Die errichteten Städte aber sowohl als die, welche schon früher bestanden, erhielten feste und regelmäßige Besatzung; je der neunte von den Landbesitzern der Umgegend zog in die Stadt, baute hier sich und den übrigen die Wohnungen. Für die Zeit der Gefahr ward hier ein Drittheil der Ernte geborgen; hier sollten Berathungen, öffentliche Versammlungen und alle Festlichkeiten stattfinden. Daß Heinrich den Städten besondere Rechte ertheilte, daß hier der erste Keim städtischer Verfassung zu suchen sei, ist ein längst beseitigter Irrthum. Das Nähere über die von ihm

getroffenen Einrichtungen ist nicht bekannt; es erhellt nicht mit Bestimmtheit, ob und in wie weit die Bewohner derselben aus der Gewalt der Gaugrafen heraustraten. Jedenfalls waren die Einrichtungen Heinrich's von nicht geringem Einfluß auf das Entstehen und Emporkommen größerer Ortschaften im nördlichen Deutschland. Durch ihn entstanden hier die Städte, in denen später Freiheit und eigenthümliche Verfassung, Handel und Gewerbe, Kunst und Betriebsamkeit auch für diese Gegenden Wurzel faßten und zur Geltung gelangten.

Schutz für das Leben und bewegliche Gut der Umwohner mochten die befestigten Städte wohl gewähren; aber zur Sicherheit des Landes und zur Beseitigung alles des Elends, das Deutschland und namentlich auch Sachsen in drei Jahrzehenten von den Ungarn erfahren hatte, wurde mehr erfordert; man mußte nicht bloß ihrer Verwüstung entfliehen können, vielmehr ihnen mit Nachdruck begegnen, sie bekämpfen, besiegen, und auf immer das Land von ihnen befreien. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß dieß bei den Kriegseinrichtungen der letztern Zeit unmöglich wäre. Die großen Vasallen mit ihrer Mannschaft waren den unzähligen Schaaren eines Kriegervolkes nicht gewachsen; das Volk war dem Kriegsdienst entfremdet; das allgemeine Aufgebot wurde selten berufen; seine Kraft und Bedeutung war gebrochen. Hierzu kam, daß der Reiterdienst in Deutschland bis dahin selten und weniger gebräuchlich, die Ungarn aber sämmtlich beritten, den Fußstreitern stets überlegen und selbst besiegt von ihnen fast nie zu erreichen waren. Es finden sich Andeutungen, daß Heinrich beidem zu begegnen mannigfach neue Einrichtungen traf; das Einzelne genau zu erkennen ist aber durchaus unmöglich. — Ein alter Brauch der Sachsen, berichtet Luitprand, sei gewesen, daß Niemand nach zurückgelegtem dreizehnten Jahre dem Aufgebot sich entziehe: dadurch sei es dem Könige beim Einfall der Ungarn möglich geworden, schnell ein bedeutendes Heer zu versammeln und den Sieg davon zu tragen. Eine spätere Ueberlieferung fügt hinzu, je der ältere Bruder hätte in den Krieg ziehen müssen, und verbindet damit die Entstehung der deutschrechtlichen Erbfolge in's Hergewebe. Es scheint sich hieraus zu ergeben, daß Heinrich, wie die Umstände es erheischten, das allgemeine Aufgebot neu in's Leben rief und mit diesem, nicht bloß mit der Macht der Ministerialen, über Slaven und Ungarn den Sieg gewann. Auf der andern Seite aber hob und beförderte er, das Bedürfniß erkennend, den Dienst zu Roß; eine geübte Reiterei gab ihm das Vertrauen, den Kampf mit den Ungarn zu wagen, und entschied den Sieg für den König. Auf ihr

beruhte in der Folge mehr und mehr die Kraft des Heeres; dieß aber trug wieder vorzugsweise dazu bei, die Last und Ehre des Kriegs auf Wenigere zu beschränken. Nicht jeder vermochte die größern Kosten der Ausrüstung zu tragen; die andern zahlten Beiträge an Geld oder mußten andere Entschädigung leisten. Ein allgemeines Aufgebot ward so immer seltener berufen und verlor mehr und mehr sein Ansehen, so daß, wenn Heinrich auf der einen Seite für dessen Herstellung und Erhebung sorgte, er andererseits zur Verdrängung desselben beitrug.

Zu den Bestimmungen, wodurch der König die Reiterei seines Heeres zu vermehren suchte, gehört, wie es scheint, auch die Errichtung der Merseburger Legion. Seit den Zeiten Karl's des Großen in den steten innern Kriegen war ein roher Sinn für Raub und Gewaltthätigkeit entstanden; von Jahr zu Jahr hatte die Zahl kühner Freibeuter und Unruhstifter sich vermehrt; zu Heinrich's Zeiten hatten selbst Adelige sich ihnen zugesellt. Sie zu gewinnen und das Land zu sichern, erließ ihnen der König die Strafe, gab ihnen Waffen und Land und stellte sie an die Gränzen des Reichs, damit sie gegen die Feinde ihre Raubzüge wenden, der Mitbürger aber schonen möchten. Bei Merseburg erhielten sie ihren Sitz, und diese Stadt, von Heinrich befestigt, ward so gleichsam zur Vormauer Sachsens und Thüringens gegen die benachbarten Slaven gemacht, bis diese besiegt und unterworfen zum Theil im eigenen Lande sächsische Besatzung erdulden mußten.

Die Regierung Heinrich's trägt den Charakter der Selbstständigkeit; weder die Fürsten des Reichs, noch die Geistlichkeit besaßen einen leitenden Einfluß; kein Einzelner erscheint bevorzugt durch die Gunst des Königs. Bei den wichtigsten Angelegenheiten jedoch finden wir eine Versammlung der Großen, sei es des ganzen Reichs oder einzelner Provinzen. Dahin gehören die Fürstentage zu Seliheim, Worms und Erfurt; so berief er vor dem letzten Kriege mit den Ungarn das gesammte Volk der Sachsen zur Berathung; unter Vermittelung der Getreuen sind fast alle Verleihungen seiner Urkunden ertheilt. — Die Verfassung des Reichs bekam im Allgemeinen durch ihn, den kräftigen Herrscher, nach den Jahren langer Unruhe und Zerrüttung gewiß in vieler Hinsicht neues Leben. Die geordnete Stellung der Herzogthümer, die Verbindung der Markgrafschaft mit diesen, mußte Manches im Verhältniß der Großen ändern. Sachsen gewann auf lange Zeit ein entschiedenes Uebergewicht in Deutschland; die Großen des Volks, von Heinrich überall bevorzugt, erhoben sich stolz über die beherrschten Stämme.

Im Uebrigen erscheint Heinrich gegen die Geistlichkeit nicht so freigebig, wie Konrad, sein Vorgänger und die meisten der folgenden Könige. Doch war er ihnen keineswegs feind oder verhaßt. Mehrere Kirchen wurden von ihm erbaut, auch Verleihungen an Klöster und Kirchen sind nicht selten, vorzüglich die fromme Gemahlin Mathilde, deßhalb von allen Schriftstellern auf's höchste gepriesen, vertrat die Wünsche und Bitten der Geistlichen.

So war die Regierung Heinrich's ruhmvoll und kräftig, ruhig und besonnen, für Deutschland höchst segensreich und von dem entschiedensten Einfluß für die ganze Zukunft. Klug und weise über Alle preisen ihn einstimmig die Schriftsteller seiner Zeit; des Königs seltene Kraft, Mäßigung und Einsicht zeigt die Geschichte seiner Regierung. Er verfolgte mit Ruhe sein Ziel — die Befreiung und Sicherung des Vaterlandes; nach eitlem Ruhm strebte er nie, und er trägt nicht den Namen des Großen. Aber Deutschland sah selten einen gleichen, nie einen größern König. — Wie in der Regierung des Reichs oder im Kriege, so schmückten auch im Privatleben ihn alle Tugenden des Mannes. Den Feinden war er furchtbar, aber gegen die Bürger sanft, gegen die Untergebenen mild; beim frohen Mahle heiter; — edel und schön war seine Gestalt; er war ein glücklicher Jäger, im Wettkampf Allen überlegen. — Ihm zur Seite stand die sanfte, fromme und religiöse Mathilde; sie vermochte viel bei dem Gemahl, und gebrauchte den Einfluß zur Milde und Gnade. Jede Unterdrückung und Bestrafung verletzte sie schwer; wo sie es irgend vermochte, erlangte sie Schonung vom König. Und wenn er der öffentlichen Stimme folgen mußte und sie nicht hören konnte, dann, sagt ihr Biograph, seufzte er, daß er durch Abschlagung der Bitte sie verletzen mußte, und oft ging er aus dem Gericht, und überließ den Richtern die Entscheidung und gesetzliche Bestrafung.

2.

König Heinrich's I. Herrlichkeit und Tod.

Widukind, der sächsische Geschichtschreiber, erzählt: Als nun der König eine im Reitergefecht bewährte Ritterschaft hatte, da fühlte er sich stark genug gegen seine alten Feinde, die Ungern, den Kampf zu eröffnen. Und er rief alles Volk zusammen und sprach zu ihm folgendermaßen: „Von welchen Gefahren euer Reich, welches früher in allen seinen Theilen in Verwirrung war, jetzt befreit ist, das wißt ihr selbst nur zu gut, die ihr durch innere Fehden und auswärtige

Kämpfe ſo oft bedrängt darniederlagt. Doch nun ſeht ihr es durch die Huld des Höchſten, durch Anſtrengung von unſrer, durch Tapferkeit von eurer Seite beruhigt und geeinigt, die Barbaren beſiegt und unterthänig. Eins bleibt uns noch zu thun übrig; nothwendig iſt es jetzt, daß wir gegen unſre gemeinſamen Feinde, die Avaren, wie Ein Mann uns erheben. Bis hieher habe ich euch, eure Söhne und Töchter beraubt, um ihre Schatzkammer zu füllen; nunmehr werde ich gezwungen, die Kirchen und Kirchendiener zu plündern, da uns weiter kein Geld, ſondern nur das nackte Leben noch übrig bleibt. Geht daher mit euch zu Rathe und erwägt, was wir in dieſer Angelegenheit thun müſſen. Soll ich den Schatz, welcher dem himmliſchen Lichte geweiht iſt, wegnehmen, und als Löſegeld für uns den Feinden Gottes geben? Oder ſoll ich nicht lieber der Verehrung Gottes des irdiſchen Reichthums Ehre zuwenden, damit wir uns vielmehr von Dem erlöſen laſſen, der wahrhaft ſowohl unſer Schöpfer als Erlöſer iſt?“

Darauf erhob das Volk ſeine Stimme zum Himmel und rief: ſie verlangen ſehnlichſt danach, von Gott dem lebendigen wahren erlöst zu werden; denn er ſei treu und gerecht in allen ſeinen Wegen und herrlich in allen ſeinen Werken; und ſie gelobten dem Könige ihre Hülfe gegen das wilde Volk, und beſiegelten mit zum Himmel erhobenen Händen ihren Vertrag. Da alſo der König einen ſolchen Vertrag mit ſeinem Volke geſchloſſen hatte, entließ er die Menge. Nach dieſem kamen die Geſandten der Ungern zum Könige, die üblichen Geſchenke zu holen; allein ſie wurden von ihm mit Hohn abgewieſen und kehrten mit leeren Händen in ihr Land zurück. Als dieß die Avaren hörten, beeilten ſie ſich unverweilt mit einem bedeutenden und ergrimmten Heere nach Sachſen einzudringen. Ihren Marſch nahmen ſie durch Dalamanzien und verlangten von ihren alten Freunden Hülfe. Dieſe aber, welche wußten, daß ſie nach Sachſen zögen, und daß die Sachſen bereit wären, mit ihnen zu kämpfen, warfen ihnen als Geſchenk einen fetten Hund vor. Da es jedoch nicht Zeit war, die Beleidigung zu rächen, während man zu einem andern Kampf eilte, überſchütteten jene ihre Freunde mit gar lächerlichem Schimpfen. Nun drangen ſie mit möglichſt raſchem Angriff in das Gebiet der Thüringer ein, und durchzogen dieß ganze Land ſengend und brennend. Hier theilten ſie ihre Schaaren; ein Theil zog nach Weſten, und ſuchte von Weſten und Süden nach Sachſen einzudringen. Aber die Sachſen, vereint mit den Thüringern, ſchaarten ſich zuſammen, begannen mit ihnen einen Kampf, tödteten

die Anführer, und zersprengten den Rest des westlichen Heeres durch die ganze Landschaft. Von diesen wurde ein Theil durch Hunger aufgerieben, ein andrer kam durch Kälte um, noch andre starben, niedergehauen oder gefangen, wie sie es verdienten, eines jämmerlichen Todes. Das im Osten zurückgebliebene Heer hörte aber, daß die Schwester des Königs, welche der Thüringer Wido geheirathet hatte — sie war nämlich außer der Ehe erzeugt — eine benachbarte Feste bewohne und viel Gold und Silber besäße. Deßhalb begannen sie die Burg mit solcher Macht zu stürmen, daß sie, hätte nicht die Nacht die Kämpfer gehindert zu sehen, dieselbe genommen hätten. Als sie aber in dieser Nacht von der Niederlage ihrer Gefährten hörten, und daß der König mit einem mächtigen Heere über sie komme — der König hatte nämlich sein Lager bei einem Orte Namens Riade aufgeschlagen — verließen sie von Furcht ergriffen das Lager, und riefen nach ihrer Weise durch Feuer und ungeheuern Rauch die zerstreuten Schwärme zusammen. Der König aber führte am folgenden Tage sein Heer vorwärts, und ermahnte die Reisigen, ihre Hoffnung auf Gottes Gnade zu setzen, und nicht zu zweifeln, daß ihnen die göttliche Hülfe, gleichwie in andern Treffen, beistehen werde; die Ungern seien die gemeinsamen Feinde ihrer Aller; sie sollten allein auf die Vertheidigung ihres Vaterlandes und ihrer Eltern bedacht sein; bald würden sie sehen, daß die Feinde den Rücken kehren würden, wenn sie mannhaft kämpfend Stand hielten. Durch diese vortrefflichen Worte angefeuert, und da sie ihren Feldherrn bald unter den Vordersten, bald in der Mitte und bei den Letzten weilen sahen, und vor ihm den Engel — mit dem Namen und dem Bildniß desselben war nämlich die Hauptfahne geziert — erhielten die Krieger Zuversicht und große Standhaftigkeit. Der König aber besorgte, daß, wie es auch eintraf, die Feinde beim Anblick geharnischter Ritter sogleich die Flucht ergreifen möchten, so sandte er ein Fähnlein Thüringer mit nur wenig Rittern, damit jene die leicht Bewaffneten verfolgen und bis an's Heer herangelockt werden möchten. Und so geschah es, aber nichtsdestoweniger flohen sie, sobald sie das gewappnete Kriegsvolk erblickten, so daß auf acht Meilen Weges kaum einige Wenige getödtet oder gefangen genommen wurden; das Lager aber wurde erstürmt und sämmtliche Gefangene befreit.

Als nun der König siegreich zurückgekehrt war, stattete er auf alle Weise der Ehre Gottes, wie es ihm ziemte, Dank ab für den ihm über die Feinde von Gott verliehenen Sieg, und er gab den Tribut, welchen er den Feinden zu geben gewohnt war, dem göttlichen

Dienſte zu eigen, und beſtimmte ihn zu Schenkungen an die Armen. Das Heer aber begrüßte ihn als Vater des Vaterlandes, großmächtigen Herrſcher und Kaiſer; der Ruf ſeiner Macht und Tapferkeit verbreitete ſich weithin über alle Völker und Könige. Deßhalb beſuchten ihn auch die Großen anderer Königreiche, Gnade vor ſeinen Augen zu finden, und verehrten ihn, da ſie die Treue eines ſo herrlichen, ſo großen Mannes erprobt hatten. Und da er es ſich angelegen ſein ließ, ſein Volk zu erhöhen, ſo war kaum einer oder gar niemand unter den namhaften Männern in ganz Sachſen, den er nicht durch ein herrliches Geſchenk oder Amt oder irgend eine hohe Würde geehrt hätte. Und zu der außerordentlichen Klugheit und Weisheit, durch welche er ſich auszeichnete, kam noch ſeine mächtige Körpergeſtalt, welche der königlichen Würde die rechte Zierde verlieh. Auch bei Kampfſpielen beſiegte er alle mit ſolcher Ueberlegenheit, daß er den Uebrigen Schrecken einjagte. Auf der Jagd war er ſo unermüdlich, daß er auf einen Ritt vierzig oder noch mehr Stück Wildes erlegte; und obgleich er bei Gelagen ſehr leutſelig war, vergab er dennoch der königlichen Würde Nichts; denn er flößte zu gleicher Zeit ein ſolches Wohlwollen und eine ſolche Furcht den Kriegsleuten ein, daß ſie, ſelbſt wenn er ſcherzte, ſich nicht getrauten, irgendwie ſich Unziemliches zu erlauben.

Nachdem er nun alle Völker ringsumher unterworfen hatte, griff er die Dänen, welche die Frieſen mit Seeräuberei heimſuchten, mit einem Heere an und beſiegte ſie, machte ſie zinspflichtig und nöthigte ihren König, Namens Chnuba, die Taufe zu empfangen. Zuletzt, als er alle Völker im Umkreiſe bezwungen hatte, beſchloß er nach Rom zu ziehen; unterließ aber, von Krankheit erfaßt, den Zug.

Und da er nun fühlte, daß er der Krankheit unterliegen würde, rief er alles Volk zuſammen, und beſtimmte ſeinen Sohn Otto zum Könige, während er auch an ſeine übrigen Söhne Güter und Schätze vertheilte; den Otto aber, den Aelteſten und Tüchtigſten, ſetzte er über ſeine Brüder und das ganze Reich der Franken. Als er ſo ſein Teſtament in aller Ordnung gemacht, und alle ſeine Angelegenheiten gebührlich geordnet, ſtarb er, der großmächtige Herr und der größte der Könige Europa's, an jeglicher Tugend der Seele wie des Körpers keinem nachſtehend, und hinterließ einen Sohn, noch größer als er ſelbſt, und dieſem Sohne ein großes weites Reich, welches er nicht von ſeinen Vätern ererbt, ſondern durch eigene Kraft errungen und Gott allein zu verdanken hatte. Es war aber die Dauer ſeiner Regierung ſechzehn Jahre, die ſeines Lebens ungefähr ſechzig.

Sein Leichnam wurde von seinen Söhnen in die Stadt Quidilingaburg gebracht und begraben in der Kirche des heiligen Petrus vor dem Altare unter dem Jammer und den Thränen vielen Volkes.

3.

Otto I. Wahl und Krönung. [1])

Nachdem der Vater des Vaterlandes und der größte und beste der Könige, der Herr Heinrich, entschlafen war, erkor das ganze Volk der Franken und Sachsen dessen Sohn Otto, der schon vorher zum Nachfolger bezeichnet war, zu seinem Gebieter, und als Ort der allgemeinen Wahl bezeichnete und bestimmte man die Pfalz zu Aachen. Und als man dorthin gekommen war, versammelten sich die Herzöge und die Ersten der Grafen mit der Schaar der vornehmsten Vasallen in dem Säulengange, welcher mit der Basilika des großen Karl verbunden ist, und sie setzten den neuen Herrscher auf einen hier errichteten Thron; hier reichten sie ihm die Hände, gelobten ihm Treue und Hülfe gegen alle seine Feinde, und machten ihn so nach ihrem Brauche zum Könige. Während dieß von den Herzögen und den übrigen Beamten vorgenommen wurde, erwartete der höchste Bischof mit der gesammten Priesterschaft und dem ganzen niedern Volke unten in der Basilika den Aufzug des neuen Königs. Als dieser eintrat, ging ihm der Erzbischof entgegen, und berührte mit seiner Linken die Rechte des Königs, während er selbst in der Rechten den Krummstab trug, und angethan mit der Albe, geschmückt mit der Stola und dem Meßgewand, schritt er vor bis in die Mitte des Heiligthums, wo er stehen blieb, und sich zu dem Volke wendend, welches rings umher stand — es waren nämlich in dieser Basilika Säulengänge unten und oben im Kreise errichtet, so daß er von allem Volke gesehen werden konnte — sprach er so: „Sehet, hier stelle ich euch vor den von Gott erkornen und vom Herrn Heinrich früher bezeichneten, nun aber von allen Fürsten zum Könige erhobenen Herrn Otto; wenn euch diese Wahl gefällt, so bezeugt dieß, indem ihr die rechte Hand zum Himmel emporhebt.“ Darauf hob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünschte mit gewaltigem Geschrei dem neuen Gebieter Heil und Segen. Sodann schritt der Erzbischof mit dem Könige, welcher mit dem enganliegenden fränkischen Gewande bekleidet

1) Ein in seinen Folgen so wichtiges Ereigniß als die Kaiserkrönung Karl's des Großen. Das christliche Kaiserthum wurde damit wieder hergestellt und begründet; es wurde mit Deutschland vereinigt für mehr als acht Jahrhunderte.

war, hinter den Altar, auf welchen die königlichen Insignien gelegt waren, das Schwert mit dem Wehrgehenk, der Mantel mit den Spangen, der Stab mit dem Scepter und das Diadem. Höchster Priester war nämlich zu dieser Zeit Hildibert, von Geschlecht ein Franke, seines Standes ein Mönch, erzogen und gebildet im Kloster zu Fulda, und nach Verdienst zu so hohen Ehren gestiegen, daß er zum Vorsteher dieses Stiftes ernannt wurde, später aber die höchste Würde des erzbischöflichen Stuhles zu Mainz erlangte. Dieß war ein Mann von wunderbarer Heiligkeit, und außer der natürlichen Weisheit seines Geistes war er durch seine Gelehrsamkeit hoch berühmt. Man erzählt von ihm sogar, daß er unter anderen Gnadengaben auch den Geist der Weissagung erhalten habe. Und da wegen der Salbung des Königs ein Streit unter den Bischöfen sich erhob, nämlich dem zu Trier und dem zu Köln — von Seiten jenes, weil sein Stuhl der ältere und gewissermaßen vom Apostel Petrus gegründet sei, von Seiten dieses, weil der Ort zu seinem Sprengel gehöre — und da deßhalb beide meinten, die Ehre der Weihe gebühre ihnen — so traten dennoch beide vor der Allen bekannten Hoheit des Hildibert zurück. Er selbst aber trat an den Altar, nahm hier das Schwert mit dem Wehrgehenk und sprach, zum König gewendet: „Empfange dieses Schwert und treibe mit ihm aus alle Widersacher Christi, die Heiden und schlechten Christen, da durch Gottes Willen alle Macht des ganzen Frankenreiches dir übertragen ist, zum bleibenden Frieden aller Christen.“ Sodann nahm er die Spangen und den Mantel und bekleidete ihn damit: „Dieß bis an den Boden wallende Gewand möge dich erinnern, wie du vom Eifer im Glauben entbrennen mögest und in Wahrung des Friedens verharren müssest bis in den Tod.“ Sodann reichte er ihm Scepter und Stab und sprach: „Bei diesen Zeichen mögest du gedenken, daß du mit väterlicher Zucht deine Unterthanen leitest, und vor Allem den Dienern Gottes, den Wittwen und Waisen die Hand der Erbarmung reichest; und möge niemals von deinem Haupte das Oel der Barmherzigkeit versiegen, auf daß du jetzt und in Zukunft mit ewigem Lohne gekrönt werdest.“ Darauf wurde er alsbald mit dem heiligen Oele gesalbt und mit dem goldnen Diadem gekrönt von den Bischöfen Hildibert und Wicfried, [1]) und da nun die Weihe, wie sich gebührt, vollständig vollendet war, ward er von eben denselben Bischöfen zum Thron geführt, zu welchem man auf einer Wendeltreppe hinaufstieg, und der zwischen zwei

1) Erzbischof von Köln.

marmornen Säulen von herrlicher Schönheit errichtet war, so daß er von hier aus Alle sehen und von Allen wiederum gesehen werden konnte.

Nachdem man hierauf Gott gepriesen und das Meßopfer feierlich begangen hatte, stieg der König in die Pfalz herab, trat sodann an eine marmorne, mit königlichem Geräth geschmückte Tafel, und setzte sich mit den Bischöfen und allem Volke; die Herzöge aber warteten auf. Der Herzog der Lotharinger, Giselbert, zu dessen Amtsgewalt jener Ort gehörte, ordnete die ganze Feier; Eberhard besorgte den Tisch, Herimann der Franke stand den Mundschenken vor, Arnulf sorgte für die ganze Ritterschaft und für die Wahl und Absteckung des Lagers. Sigfried aber, der Sachsen trefflichster und der zweite nach dem Könige, einst Schwager des Königs, und auch dem neuen Könige durch diese Verschwägerung nahe verbunden, verwaltete um diese Zeit Sachsen, damit nicht etwa unterdessen ein feindlicher Einfall stattfände, und hatte den jüngern Heinrich bei sich. Der König aber ehrte nach diesem einen Jeden der Fürsten königlicher Freigebigkeit gemäß mit angemessenen Geschenken und entließ die Menge mit Fröhlichkeit.

4.

Charakterbild Otto's des Großen.

Fassen wir Otto's Thätigkeit in einem Gesammtbilde, so tritt uns zuerst das Großartige seiner Unternehmungen und die Unermüdlichkeit entgegen, mit der er seine Pläne in's Leben führte.

Das Erste, was seine Stellung als König von ihm forderte, war, das Reich im Innern zu kräftigen, nach Außen zu vertheidigen. Er that es, er unterdrückte die Empörungen der Großen, er bereicherte die Geistlichen, um der Gewalt der Herzoge und Grafen ein Gegengewicht zu geben, er hob die Kirche; dann besiegte er, ja unterwarf zum Theil die Völker, welche das Reich bedrohten, schritt nach der Abwehrung derselben zur Eroberung Italiens, um die Kaiserkrone zu erwerben, und dadurch seine Thaten zu vollenden. Otto verdiente den Namen des Großen, denn groß war, was er that.

Aber *wie* er es that, ist eine andere Frage. Seine Absichten durchzuführen, seinen Willen zu erreichen, scheute er Nichts, was zum Ziele führte.

Die Zeit der sächsischen Kaiser in Deutschland ist dem Geiste nach wesentlich verschieden von den spätern Jahrhunderten des Mittel-

alters, in denen der gebildete Sinn des Ritterthums in den Herrschern der Völker, im Adel der Nationen, im Bürger der freien Städte hervortritt. Das zehnte Jahrhundert ist neben aller Religiosität reich an Grausamkeiten gegen besiegte Feinde, und Otto der Große macht gerade am wenigsten eine Ausnahme. Wir wenden uns mit Schauder ab von dem blutigen Schlachtfelde, auf dem der Kopf Stoinefs, umringt von den 70 enthaupteten Gefangenen und dem der Zunge beraubten Rathgeber des Fürsten, als Monument zurückgelassen wird, daß hier die Freiheit und die Nationalität der Slaven unterdrückt sei. Die Könige und Fürsten der Ungarn konnte ihr Rang vor dem Loose, als Räuber angesehen zu werden, nicht schützen; vor den Thoren von Regensburg wurden sie aufgehangen. Dasselbe Schicksal traf jene dreizehn Römer, die den Papst Johann vertrieben; der Präfekt Rom's wurde mit der schmachvollsten Strafe belegt. Der König von Italien wurde nach Deutschland in's Exil geschickt, der Papst Benedikt V. an die äußersten Gränzen Deutschlands verbannt, die gefangenen Griechen wurden verstümmelt in ihr Vaterland heimgeschickt.

Wahrscheinlich, aber man kann es zur Ehre Otto's gewiß annehmen, schien diese Härte nöthig in einer Zeit, wo wilder Angriff und Empörung jeden Augenblick zu erwarten waren. Fortwährender blutiger Kampf, in dem es sich um Leben und Tod, um die Existenz der Religion und der Selbstständigkeit handelt, versteinert die Herzen der Menschen, und es ist mit Bewunderung anzuerkennen, wenn sie nicht alles Gefühl für das Edle und Menschliche verlieren. Diese Anerkennung verdient aber Otto im höchsten Grade.

Merkwürdig ist es, wie sich Großmuth und Grausamkeit, Milde und Härte, Freigebigkeit, Zartheit und das tiefste Gefühl in seinem Gemüthe vereinen. Die gefangene Königin von Italien war er so gütig freizugeben. Seinen Bruder Heinrich, der sich empört hatte, setzte er versöhnt in das Herzogthum Bayern ein; seinem Sohne Ludolf verzieh er, und übertrug ihm die Angelegenheiten Italiens. Gegen Wichmann und Ekbert, die nach dem Gerichte der Sachsen zur Geißelung verdammt waren, ließ er die Gnade walten. Er glaubte wohl, daß versöhnte Feinde die treuesten Freunde seien.

In welchem Sinne er die Kämpfe gegen die heidnischen Völker unternahm, lehren uns seine Gelübde vor den Kämpfen, seine Thaten nach den Siegen. Es ist klar, daß er nicht bloß das Reich sichern und ausbreiten wollte, er wollte auch, und er hat es gethan, das Christenthum verpflanzen unter die heidnischen Stämme. Man kann

nicht ſagen, daß ihm dieß bloß als Mittel zur Ausbreitung ſeiner Macht dienen ſollte, denn ſeine Miſſionen gingen zu ſo entfernten Völkern, durch ſo viele unabhängige Nationen hindurch, daß nicht daran zu denken war, bei ihnen zugleich mit dem Chriſtenthum eine deutſche Macht zu gründen. Es iſt überhaupt das religiöſe Leben der damaligen germaniſchen Chriſten ſo eigenthümlich, ſo demüthig und die äußere Welt aus den Augen ſetzend, daß man überzeugt ſein muß, die Ausbreitung der Religion ſei ihrer ſelbſt willen mit ſolchem Eifer betrieben worden.

Es verſammeln die Königin-Mutter Mathilde und die Kaiſerin Adelheid die Armen, waſchen und ſpeiſen ſie eigenhändig, indem ſie ihnen das Brod vorſchneiden, Bruno geht allen in der Demuth voran, legt ſeine fürſtlichen Kleider ab, und Otto ſelbſt iſt ſtets damit beſchäftigt, Reliquien zu ſammeln, die er als den ſchönſten Schmuck ſeiner Kirchen betrachtet. Es iſt ferner in dieſer Zeit der Grauſamkeiten gegen die beſiegten Heiden zugleich ein Glauben an die unmittelbare Einwirkung, an die Dazwiſchenkunft und die Wunder Chriſti und der Heiligen ſichtbar, daß uns Modernen bei genauerer Betrachtung jene Zeiten wie ein fremdartiges Land erſcheinen. Kein Wort iſt von einem damaligen Schriftſteller geſprochen zur Vertheidigung oder Entſchuldigung der Grauſamkeiten gegen die Heiden; es iſt keine Empörung gegen den König, kein Zug Otto's nach Italien durch die Sinnesweiſe Einzelner oder des Königs ſelbſt motivirt, denn die Thaten ſind begründet in der allgemeinen Denkweiſe der Menſchen, und es kommt darauf an, ob wir ihre Anſchauung nachſchauen oder begreifen können. Es iſt auch keine einzelne Begebenheit, die Otto's Politik auf Italien gerichtet hat, ſein ganzes Leben, ſeine Stellung als deutſcher König trieben ihn dorthin. Noch hatten ſich die Staaten nicht geſondert, noch waren die Nationen nicht getrennt, nur Ein großes germaniſches Geſchlecht, das ſich in vielen gleichen Intereſſen als ein ſolches fühlte, lebte von den Pyrenäen bis gen Ungern, von der Elbe bis Italien.

Die Worte, welche Widukind den Erzbiſchof von Mainz vor der Salbung ſagen läßt, beweiſen, daß der König auch nach der Meinung der Zeitgenoſſen nicht bloß weltliche Geſchäfte zu vollführen hatte; er iſt auch ein geiſtlicher König, ein König der Oſtfranken, ein Streiter Chriſti; er iſt der oberſte Lehensherr, verleiht die Herzogthümer, aber er beſetzt auch die Bisthümer und alle geiſtlichen Stellen; er iſt auf den Reichstagen und Concilien, das Reich ſelbſt iſt weltlich und geiſtlich, jeder Biſchof hat ein weltliches Lehen, jeder

Vasall hat gegen die Heiden zu kämpfen. Otto war von den Ideen seiner Zeit durchdrungen, er sah, daß er die königliche Gewalt fest begründen müsse auf den Verein der Völker Deutschlands; er that dieß mit unablässigem Streben, oft mit Härte gegen die nächsten Verwandten, er bekehrte die Heiden mit starrer Grausamkeit, er bevortheilte die Bischöfe nicht bloß, um die Macht der Herzoge zu brechen, er that es auch der Religion wegen.

Mag seine Frömmigkeit, die sich nach der Weise seiner Zeit auch darin zeigte, daß er Reliquien in großer Anzahl sammelte, Manchen äußerlich erscheinen; mag Otto in der Bereicherung der Geistlichkeit, in der Ausschmückung des Cultus sehr weit gegangen sein: der Hauptgrund der vielen Vergabungen an Bisthümer, Abteien und Klöster war zugleich ein politischer. Er mußte die Macht der geistlichen Großen auch weltlich heben, durch deren Immunitäten und Exemptionen die Gewalt der Herzoge schmälern, welche ihre Herzogthümer erblich machten und so nicht mehr von der Einsetzung des Königs abhingen.

Zu Karl's des Großen Zeit waren die Grafen Beamte gewesen. Otto schuf die Geistlichen zu mächtigen Beamten, da er das Recht, sie zu setzen, durchaus in Anwendung brachte. Hätte sich ohne dieses System, die Geistlichkeit mit weltlichen Lehen und Gütern zu bereichern, jemals ein deutsches Königthum fest begründen und erhalten können? Um die Einheit des Reichs zu sichern, mußte er ferner das Wahlkönigthum aufzuheben suchen. Die Wahl kann stets nur als frei angesehen werden, wenn sie nach dem Tode des Königs stattgefunden hat. Otto aber ließ schon bei seinen Lebzeiten noch sehr früh den Sohn Ludolf zum König designiren, als dieser starb, den zweiten, Otto, krönen, noch als Kind, König und Kaiser. In Italien geschah gar keine Wahl, weder 951 nach 962; hier konnte er im eroberten Lande seine Pläne rücksichtsloser in's Werk setzen.

Die Verdrängung der freien Wahl hängt aber auf's Genaueste mit der Idee der Erblichkeit zusammen. Dieses Recht der Erblichkeit, das die Vasallen in Anspruch zu nehmen begannen, ergriff er selbst, um es für die Kronen in Anwendung zu bringen. Er heirathete Adelheid, die ehemalige Königin von Italien; für seinen Sohn Ludolf gewann er die Erbtochter von Schwaben, seinem Bruder Heinrich die Wittwe des gestorbenen Herzogs, dem ersten Großen in Franken vermählte er seine Tochter, seine Verwandten und Vettern setzte er überall ein, in Frankreich selbst herrschten seine Neffen.

Gewiß dachte er schon an ein Erbrecht, das er seinem Hause

auf das Königthum und die Kaiserwürde in Deutschland und Italien hinterlassen wollte; und da für den jungen Otto im westlichen Europa sich keine Fürstin befand, die dem Kaiser ebenbürtig gewesen wäre, so wandte sich der Vater an Ostrom, um auch in dieser Verbindung das neu erworbene Kaiserthum auf dem Rechte der Legitimität zu gründen und die Oberhoheit über den Westen Europa's von dem griechischen Kaiser anerkennen zu lassen.

Neben dieser Größe und Beharrlichkeit in der Ausführung seiner Pläne, neben dem Glanze seiner Synoden und Reichstage, neben der Grausamkeit seiner Kriege, finden wir öfters eine solche Einfachheit und Milde, vermischt mit solcher Frömmigkeit in seinem Benehmen, daß man erstaunen möchte, wie ein solcher Mann noch menschlichen Empfindungen hingegeben war, wie er sich von ihnen leiten ließ. Als im Jahr 952 in Regensburg ein neuer Bischof ernannt werden sollte, und ihm träumte, er müsse den einsetzen, welcher ihm dort zuerst begegnen würde, reiste er mit geringem Geleite dahin, klopfte an die Pforte des Klosters St. Emmeran, und als ihm der Pförtner Günther aufthat, betete er zuerst, dann fragte er ihn: „Was gäbest du mir wohl, Bruder, wenn ich dich zum Bischof machte?" Worauf dieser ihm lächelnd antwortete: „Meine Schuhe." Aber der König folgte seinem Traume und setzte ihn ein.

Wie zart ist es, was von ihm angeführt wird, er habe Italien verlassen, um seine alte Mutter noch einmal wiederzusehen; wie liebevoll benahm er sich gegen sie, die doch den jüngeren Sohn Heinrich vor ihm begünstigte.

Dergleichen Züge finden sich mehrere in seinem Charakter; aber zu läugnen ist es nicht: die Strenge, der Ernst, das Großartige, bilden den Grundton seines Wesens.

In diesem Sinne hat ihn denn auch die Volkssage aufgefaßt, die ihn „ohne Milde" nennt, aber von seiner Großmuth zu erzählen weiß; so ward er von seinem Sohne Otto mit dem Namen „der Löwe" bezeichnet, so hat ihn endlich Widukind geschildert, der uns ein genaues Bild seines Aeußern und Innern gibt. Des Kaisers Frömmigkeit, sagt derselbe, war berühmt, er war der standhafteste aller Menschen; heiter, wenn er nicht des Schreckens seines königlichen Ansehens bedurfte, freigebig; er schlief wenig, während des Schlafes sprach er beständig, so daß man glaubte, er wache fortwährend; den Freunden Freund, konnte er Nichts versagen, blieb ihnen stets getreu; bisweilen so großmüthig, daß er wohl die Vertheidigung derer übernahm, die seinetwegen angeklagt waren; seine

Wißbegier war so stark, daß er nach dem Tode der Edgitha noch die Buchstaben lesen und verstehen lernte. Er sprach Latein und Slavisch, — aber selten — so liebte er sein Deutsch; ein eifriger Jäger, ein Liebhaber des Brettspiels; die Reiterei übte er wohl, doch mit königlicher Gravität. Ein riesiger Körper, ein Kopf mit grauen Haaren bestreut, rollende Augen, die Blitze strahlten, ein röthliches Gesicht und langer Bart, länger als bisher Sitte war, eine Löwenbrust mit Haaren bewachsen, ein bald rascher, bald schwerer Schritt, ein vaterländisches Kleid — niemals bediente er sich eines fremden — gaben ihm die königliche Würde, von der er einen so hohen Begriff hatte, daß man sagte, er faste jedesmal, ehe er die Krone aufsetze.

So war Otto. In den ersten Zeiten seiner Regierung schweiften die Ungern noch durch Franken, Alemannien und Gallien bis zum Ocean und kehrten nach der Verwüstung Burgund's über Italien zurück; die Sarazenen saßen in Ligurien, in der Lombardei, in den Alpenpässen; kaum kümmerte man sich um den deutschen König im Auslande, der im Innern noch nicht Herr war gegen seine Vasallen; das germanische Europa, zerrissen in eine Menge kleiner Staaten, der Norden heidnisch, Dänemark feindlich, die Slaven im Herzen des nachherigen Reiches, der ganze Westen aufgelöst durch die Aristokratie der erblichen Großen, ein schwaches Königthum überall, bedroht durch einen erneuerten Völkersturm, und nun, bei seinem Tode, wie hatte sich die Welt umgewandelt durch seine Thaten!

5.

Die Schlacht auf dem Lechfelde.

Nachdem die Ungern zu wiederholten Malen raubend und mordend in deutschen Landen erschienen waren, sandten sie im Jahre 955 Gesandte an den Hof Otto's, scheinbar in friedlicher Absicht und um die Ergebenheit ihres Volkes dem Könige zu bezeigen, in der That aber, um zu spähen, wie es denn im sächsischen Lande stände und ob nicht abermals auch hier ihre Stunde geschlagen habe. Und als sie Otto so eben erst mit reichen Geschenken gütig entlassen hatte, kamen auch schon Boten vom Herzog Heinrich aus Bayern und brachten die Kunde: „Siehe, die Ungern sind da, überfluthen die Gränzen des Reichs und wollen mit dir einen Strauß bestehen.“ Wie Otto solche Kunde vernahm, brach er sogleich auf und nahm abermals seinen Weg nach Bayern, das er kaum verlassen hatte. Nur wenige Sachsen begleiteten ihn, denn er durfte das Land wegen des drohen-

den Wendenkriegs nicht von der ſtreitbaren Mannſchaft entblößen. Indeſſen aber hatten die Ungern ſchon das ganze Vaterland überſchwemmt und waren tief in Schwaben eingedrungen. Bis zu dem Schwarzwald hin ſchwärmten einzelne Reiterſchaaren, während die Hauptmaſſe des Heers ſich in der Ebene am Lech in der Umgegend von Augsburg gelagert hatte. Niemals waren die ſchlimmen Unholde in ſo dichten Schaaren in das Land gefallen; hunderttauſend Mann an der Zahl ſollen ſie in Bayern eingebrochen ſein, und ſie rühmten ſich ſelbſt, ſie ſcheuten Nichts auf der Welt, wenn nicht der Himmel einſtürze oder die Erde ſie verſchlänge. Nie zuvor hatten ſie ſchlimmer gehauſt und größere Gräuel verübt.

Bewunderungswürdigen Muth zeigte in dieſen Tagen der Noth der fromme Biſchof Ulrich von Augsburg, der treue Freund Otto's. Gerade ſein liebes Augsburg war beſonders den Angriffen der Ungern ausgeſetzt und eine Vertheidigung der Stadt ſchien faſt unmöglich. Denn ſie war groß und zahlreich bevölkert, aber nur von einer niedrigen Mauer umgeben; es fehlten ihr ſelbſt jene feſten Thürme, mit denen man ſonſt die Mauern damals zu ſichern pflegte, und die wir jetzt noch in vielen alten Städten als die letzten, dem Untergange zueilenden Denkmale jener Zeit ſehen. Dennoch beſchloß Ulrich, im Vertrauen auf Gottes Beiſtand, die Stadt zu behaupten. Eine große Schaar tapferer Ritter war um ihn, und als die Ungern heranrückten, wünſchten ſie Nichts ſo ſehnlich, als dieſen entgegenzuziehen, und ſich mit ihnen im Kampfe zu meſſen. Aber Ulrich hielt ſie von einem ſo vermeſſenen Beginnen zurück, er wollte den Feind an den Mauern der Stadt erwarten. Das Thor, das den leichteſten Zugang darbot, ließ er verrammeln und wandte ſich mit ſeinen Rittern einem andern Thore zu, das nach dem Lech führte. Hierhin zogen auch die Ungern, als ſie den erſten Zugang verſperrt fanden und ſo dicht beſetzten ſie mit ihren Schaaren das Thor, daß ſie meinten, Niemand könne ihnen den Eingang verwehren. Aber Ulrich machte alsbald aus dem Thor mit ſeinen Rittern einen Ausfall. Es entſpann ſich der hitzigſte Kampf; in der Mitte ſeiner Schaar ritt durch das Schlachtgetümmel Ulrich im biſchöflichen Ornate, er war ohne Helm und Panzer, aber es widerfuhr ihm nichts, obwohl es Steine und Pfeile rings um ihn regnete; mit beiſpielloſer Tapferkeit ſtritten die Seinen; Viele der Ungern fielen, und unter ihnen ein vornehmer Mann ihres Volkes. Als die Ungern das ſahen, erhoben ſie ein wildes, barbariſches Geheul und ritten alsbald in ihr Lager zurück. Froh zog Ulrich mit ſeinen Rittern in die Mauern von Augsburg

ein und bereitete Alles zum weiteren Kampfe vor. Denn er wußte es wohl, am andern Tage würden die Ungern mit ihrer ganzen Macht die Stadt angreifen. Er ließ deßhalb eiligst die Mauern ausbessern und Alles in guten Stand setzen. Dann hieß er die Nonnen im Festzuge durch die Stadt gehen und mit Gebeten und Gesängen den Beistand des Herrn anrufen. Er selbst wachte fast die ganze Nacht, lag auf seinen Knien und flehte um die Hülfe von oben. Als das Frühroth sich zeigte, hielt er ein feierliches Hochamt, stärkte Alle durch das heilige Abendmahl und sprach ihnen Muth und Gottvertrauen ein, indem er sie auf das Wort Gottes im 23. Psalm hinwies: „Und ob ich schon wandelte im Todesschatten, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, deine Ruthe und dein Stab trösten mich.“ Kaum blitzte der erste Strahl der Morgensonne empor, da griffen die Ungern von allen Seiten die Stadt an. Sie führten Brecheisen und Spaten mit sich, um die Mauern zu zerstören, und wollten sich sofort an ihr Werk machen. Aber Ulrich und die Seinen waren auf den Mauern und hielten sie rings besetzt. Sie sahen von oben, wie die Ungern zum großen Theil und mit Widerwillen vorwärts gingen. Denn die voran waren, wurden mit Geißelhieben von den Hinterleuten getrieben und wagten sich, als sie die Stadtmauern besetzt sahen, nicht heran. Schon wuchs den Belagerten der Muth, da wurde plötzlich, ehe es noch zu einem ordentlichen Angriff gekommen war, ein Zeichen mit der Trompete gegeben, und in hellen Haufen zogen die Ungern von der Stadt ab. Ihr Feldherr hatte nämlich von einem Verräther die Nachricht erhalten, König Otto rücke mit großer Heeresmacht an. Deßhalb zog er seine Schaaren zurück und eilte, seinen Weg den Lech hinab am linken Ufer des Flusses nehmend, Otto entgegen. Wenn er den König erst besiegt habe, meinte er, könne ihm Augsburg nicht entgehen. Otto war, als er den Feind nicht mehr in Bayern fand, sogleich ihm nach in die Ebene am Lech gezogen. Auf dem Zuge sammelten sich mehr und mehr Streiter um seine Fahnen, aber noch war sein Heer nicht von fern zu vergleichen mit den unermeßlichen Schaaren der Ungern. Als er zuerst diese sah, meinte er, solche Unzahl könne nicht mehr besiegt werden, wenn Gott im Himmel nicht selbst darein schlage. Daher verschob er besorgt den Kampf und lagerte sich an einem günstigen Ort auf dem linken Ufer des Lechs unweit von Augsburg, nicht allzufern von dem Lager der Feinde. Schon waren die bayerischen Völker, schon auch die Franken diesseits des Rheins in Otto's Lager erschienen. Die Schwaben stürmten herbei, selbst Bischof Ulrich ließ

bei Nacht seine tapfern Ritter aus Augsburg ziehen, und Graf Dietpold, Ulrich's Bruder, führte jene ruhmgekrönte Schaar dem Könige zu. Doch die Lothringer fehlten; denn Erzbischof Brun hatte sein Heer nicht zu dem anberaumten Tage dem Bruder zuführen können, überdieß fürchtete er sich, sein Land von bewaffneter Macht zu entblößen, da die Ungern leicht dem Kampfe hätten entgehen und die Länder jenseits des Rheins angreifen können. Auch die Franken jenseits des Rheins, die einen weiten Marsch vom Hause hatten, wurden noch vermißt; da erschienen endlich auch sie, und an ihrer Spitze Konrad, der rühmlich im Wendenland gefochten hatte. Alle jubelten ihm zu, denn er war der rechte Kriegsmann, und was er auch gefehlt hatte, Keiner war beliebter im Heere als er. Otto wollte den Kampf noch hinausschieben, aber die Ungern standen ihm zu nah, und es war ihm unmöglich, den ungestümen Muth seiner Völker länger zu bändigen. Daher ließ er einen Fast- und Bußtag im Lager verkündigen, um Gottes Beistand für den Sieg zu erflehen, für den andern Tag alles zum Kampfe rüsten.

Als nun das Zwielicht des andern Tages dämmerte — es war Laurentiusfest, der 10. August — da stärkte sich das Heer durch Gottesdienst zu dem bevorstehenden Kampfe. Der König warf sich auf seine Knie nieder und that unter vielen Thränen das Gelübde, daß, wenn ihm Christus den Sieg über die Feinde seines Reichs verleihe, er in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Märtyrer Laurentius ein Bisthum errichten und ihm die Pfalz, deren Bau er daselbst begonnen hatte, zum Eigenthum weihen wolle; dann nahm der König von dem frommen Bischof Ulrich das Abendmahl, zum Kampf auf Tod und Leben sich bereitend. Alle im Heere entsagten feierlich aller Fehde und Feindschaft untereinander, und gelobten auf's Neue Treue ihren Führern und Hülfe und Beistand einander in jeglicher Noth. Die Fahnen wurden erhoben, lustig wehten sie in den Lüften, und muthig verließen Otto's Krieger das Lager.

In acht Züge war das Heer des Königs getheilt, von denen jeder aus etwa tausend wohlgerüsteten Reitern bestand, denen Diener und Troßknechte in beträchtlicher Anzahl folgten. Die drei ersten Züge waren Bayern; die waren am zahlreichsten erschienen, aber es fehlte unter ihnen Herzog Heinrich selbst, der auf dem Siechbette lag, und die Führung der Seinen Anderen übertragen hatte. Der vierte Zug waren die Franken, von Konrad geführt, dem unnahbaren Streiter, dem gefeiertsten Helden des ganzen Heeres. Der glänzendste und stärkste Zug aber von allen war der fünfte, den Otto selbst be-

fehligte. Vor ihm flatterte die Lanze des heiligen Erzengels Michael, und wo die wehte, da hatte noch nie der Sieg gefehlt; dicht umringten sie und den König eine Schaar heldenkühner, todesmuthiger Jünglinge, die Auswahl der Tapfersten aus jedem Zug des Heeres. Der sechste und siebente Zug waren Schwaben unter dem Befehl Herzog Burchards. Den letzten Zug bildeten tausend erlesene, böhmische Ritter in schimmernden Waffen, von ihrem Herzog geführt. Bei diesem Zuge, dem Nachtrab des Heeres, war auch das Gepäck, das man hier für am meisten gesichert hielt. Aber es kam anders, als man erwartet hatte.

Manche Beschwerden hatte das Heer beim Vorrücken zu bestehen, denn der Weg ging durch Gebüsch und über ungeebnete Felder. Otto hatte ihn gewählt, um den Feind zu täuschen, aber er sah sich bald selbst hintergangen. Ein Theil der Ungern hatte nämlich zweimal den Fluß überschritten, und so den Rücken des deutschen Heeres umgangen. Als Otto auf dem Kampfplatz erschien, sah er den Feind nicht allein vor sich, sondern er stand ihm nicht minder im Rücken. Unerwartet wurde gerade zuerst sein Nachtrab angegriffen. Ein Pfeilregen, dann ein Reiterangriff unter fürchterlichem Geheul. Die Böhmen stoben auseinander; Viele sanken dahin in ihrem Blute, Viele wurden gefangen, das ganze Gepäck fiel in die Hände der Feinde. Sofort stürzten sich die Ungern auf die schwäbischen Heerhaufen, und auch diese hielten dem Sturme nicht Stand. Und schon war der Feind im Rücken der königlichen Schaar angelangt, während von vorn noch die Hauptmacht der Ungern in fester Ordnung zusammenstand. Da schickte Otto den tapferen Konrad mit den Franken, um dem Angriffe im Rücken zu begegnen. Furcht ergriff in dieser bedrängten Lage selbst die ältesten Krieger, die so oft im Schlachtgetümmel gestanden und gesiegt hatten. Aber Konrad fürchtete Nichts; er wünschte den Tod, und eine junge Mannschaft, die meist noch nie dem Feinde in's Auge geschaut hatte, drängte sich um den tapferen Führer, bereit, ihm in den Tod zu folgen. So drang Konrad vor, und focht einen Kampf ohne Gleichen. Wo die Franken einfielen, zerstoben die Ungern; viele bedeckten, den Athem verhauchend, den Boden, Andere fielen in die Hände der Franken; endlich ergossen sich die Schaaren der Feinde in wilde Flucht; die gefangenen Böhmen wurden befreit, das Gepäck wieder genommen, und mit siegreich wehenden Fahnen kehrte Konrad zum Könige heim.

Eine große Gefahr war beseitigt, aber der Kampf mit der dem Könige gegenüberstehenden Hauptmacht noch nicht einmal begonnen.

Otto ſelbſt ſah, daß die Hauptentſcheidung erſt jetzt zu erringen ſei. Er ordnete, als er den Feind im Rücken nicht mehr zu fürchten hatte, in weitausgebreiteter Schlachtordnung ſein Heer gegen die Feinde, und redete dann ermuthigend zu ſeinen Kriegern. Darauf ergriff er den Schild und die heilige Lanze, und ſprengte zuerſt in die Feinde hinein, Streiter und Führer zugleich. Das ganze Heer ihm nach ritt auf die Ungern ein, und ſofort entſpann ſich der Kampf auf allen Seiten. Bald wichen die Ungern, nur die Verwegenſten behaupteten noch ihre Stelle. Fürchterlich wüthete das Schwert in den Reihen der Feinde. Nicht lange, ſo ſtoben ihre Maſſen überall auseinander und ſtürzten ſich in wilde Flucht. Manche flüchteten ſich, wenn ihre Pferde ermüdet waren, in die Dörfer, die hier und da in der Ebene zerſtreut lagen, aber es folgten ihnen die Deutſchen, äſcherten ihre letzten Zufluchtsſtätten ein, und die Flüchtlinge fanden den Tod in den Flammen.

Viele eilten zum Fluß zurück und fanden hier ein klägliches Ende. Das Lager der Ungern fiel noch an demſelben Tage in Otto's Hände, der alle Gefangenen befreite.

Erſt am Abend des blutigen Tags ſammelten ſich wieder die Deutſchen. Mancher wackere Mann fehlte in ihren Reihen. Graf Dietpold lag auf dem Lechfelde erſchlagen, auch ſein Neffe Reginbald. Der König betrauerte tief den Verluſt dieſer Braven; aber Keinen beweinte er mehr, als ſeinen Eidam Konrad, denn auch er war als ein Opfer des ruhmreichen Kampfes gefallen. Noch einmal, wie in der Frühe des Tags, hatte er ſich in den Kampf geſtürzt, mit Löwenmuth gekämpft und die fliehenden Feinde verfolgt. Aber als er erſchöpft von der Arbeit des Streites und der glühenden Hitze der Auguſtſonne die Helmbänder lüftete, um aufzuathmen, traf ihn ein Pfeil in die Gurgel. So war ſein Wunſch erfüllt: für König und Vaterland war er den Tod des Helden geſtorben. Otto betrauerte ihn lange und ließ den Mann, den er einſt vor Allen geliebt, mit den größten Ehren zu Worms bei ſeinen Vätern beſtatten. „Konrad," ſagt Widukind, „war ein großer Held und die Welt ſeines Ruhmes voll; alle Franken beklagten und beweinten ſein Ende." Er war der Ahnherr eines mächtigen Geſchlechts, das ſpäter ein Jahrhundert lang auf Deutſchlands Thron geſeſſen hat.

Als die Nacht einbrach, ritt der König nach Augsburg hinein, und froh bewillkommnete ihn die Stadt, die er von großer Angſt erlöst hatte. Wie aber in Otto's Seele ſich Freude und Trauer miſchten, ſo war es auch in dem Herzen Biſchof Ulrich's; hatten

doch ſein Bruder und ſein Neffe den herrlichen Sieg mit dem Blute bezahlt. Tröſtend ſtand ihm der König zur Seite, und erfüllte ihm jeden Wunſch ſeiner Seele. Als der Morgen kam, da nahm Otto aus Ulrich's Händen abermals das Abendmahl, dann brach er ſogleich nach Bayern auf, dem fliehenden Feinde zu folgen. Denn ſchon drängten die Schwärme der Ungern, welche dem Kampfe entgangen, von Furcht und Schrecken gejagt, dem Oſten zu. Wer jedoch noch nicht über den Lech war, dem war ſchon das letzte Brod gebacken; denn alle Furten und alle Fahrzeuge am Ufer befahl der König ſtreng zu bewachen, daß Niemand lebendig mehr über den Fluß gelange. Aber auch die ſchon hinüber waren, entrannen meiſt nicht dem Tode; überall lauerte auf ſie das Verderben. Sah man von den Mauern einer Stadt die irrenden, unſtäten Schaaren, ſchnell kamen die Städter heraus, und wehe denen, die in ihre Hände fielen. So fand eine große Menge am zweiten und dritten Tage nach der Schlacht den Tod. Otto verfolgte die Ungern die Donau hinab bis Regensburg. Hier hielt er ſtrenges Gericht über die gefangenen Feinde, und viele vornehme Ungern fanden ihren Tod am Galgen, unter ihnen ihr Oberfeldherr Pulszi, den die Annalen von St. Gallen ihren König nennen. Dann überließ ſich Otto's Heer der Siegesfeier. Als Vater des Vaterlands und Kaiſer begrüßte das jubelnde Heer ſeinen Führer, wie einſt König Heinrich nach ſeinem großen Siege über die Ungern begrüßt worden war. Den Ruhm des Kampfes wies aber Otto von ſich ab; nur dem Allmächtigen, ſagte er, danke man den Sieg, und zum Dankgebet zog er mit ſeinem Heere im feſtlichen Zuge zu allen Kirchen der Stadt. Als das Siegesfeſt zu Ende war, ſandte er Boten nach Sachſen, um ſeiner lieben Mutter das große Ereigniß zu melden.

So waren abermals die Ungern in einer großen Feldſchlacht von den Deutſchen geſchlagen und ihre ganze Heeresmacht vernichtet worden. Seitdem verging ihnen die Luſt, in die deutſchen Länder einzubrechen, und da zu derſelben Zeit auch die Mark von Aquileja, dem deutſchen Reiche verbunden, beſſer geſchützt wurde, ſtanden ſie endlich ganz von ihren Angriffen auf das Abendland ab. Nachdem ſie noch eine Zeit lang ihre verheerenden Züge gegen das morgenländiſche Kaiſerthum gerichtet hatten, fingen ſie an, ſich in der ſchönen, fruchtbaren Donauebene, die ſie gewonnen hatten, feſte Wohnſitze zu gründen, und gaben das zuchtloſe Nomadenleben allgemach auf. Bald begannen ſie ſogar, ſchon ſelbſt um ihren Beſitz beſorgt, mit Wällen und Pfählen das ſumpfreiche Land an ihren weſtlichen Gränzen

zu verſchanzen, denn ſie hatten die deutſche Tapferkeit fürchten gelernt; dennoch drangen die in der Mark angeſiedelten deutſchen Kriegsleute nach und nach über die Enns vor, die bis dahin die Gränze des Reichs gebildet hatte. Ein ſchöner Landſtrich wurde hier in rühmlichen Kämpfen dem Reiche gewonnen, und erſt dadurch erlangte in dem Lande ob und unter der Enns die bayeriſche Oſtmark feſten Beſtand, aus der dann in ſpäterer Zeit Oeſterreich zu großer Macht und zu großen Ehren erwachſen iſt.

In dem Siege von Augsburg liegen die Anfänge Oeſterreichs, liegen aber zugleich auch die erſten Keime der Civiliſation des unger'ſchen Volkes; in ihm beſchließt ſich, kann man ſagen, die Völkerwanderung; denn nach den Ungern hat kein wanderndes Volk in Europa mehr feſten Fuß gefaßt, ſo daß es in die Bewegung der abendländiſchen Welt eingetreten und an der inneren Entwickelung derſelben Antheil genommen hätte. Wie oft war jene chriſtliche Cultur, die Rom in ſich ausgebildet, die Germanen aufgenommen und mit ihrem Schwerte gegen die Barbarei vertheidigt hatten, bedroht geweſen; wie furchtbar hatte noch das geſammte Abendland zuletzt von der Zerſtörungswuth des allerwildeſten Geſchlechts, das jemals die Länder Europa's durchſchwärmte, gelitten; jetzt aber war auch über dieſes Volk der glänzendſte Sieg gewonnen, und es zeigte ſich bald die Möglichkeit, daſſelbe für jene chriſtliche Bildung zu gewinnen, die es bisher mit der leidenſchaftlichſten Wuth verfolgt hatte. Otto's Sieg befreite nicht das deutſche Reich allein, er befreite ganz Europa von den wilden Schaaren der Ungern, die es mehr als ein halbes Jahrhundert verheert hatten; dieſen Sieg begrüßte deßhalb das ganze Abendland mit unausſprechlicher Freude und namenloſem Jubel.

6.

Slaviſches Heidenthum.

Außer den heiligen Hainen und Hausgöttern, an denen Land und Städte Ueberfluß hatten, gab es bei den Slaven noch eine Menge von Göttern, deren erſte und vorzügliche Prove, der Gott des Altenburger Landes, Siwa, die Göttin der Polaken und Radigaſt, der Gott des Obotritenlandes waren. [1]) Dieſen waren

1) Prove der Gott der Gerechtigkeit, deſſen Altar in einem Walde ſtand, vor welchem Recht geſprochen ward, Siwa Göttin der Liebe, Radigaſt Gott der Sonne, der Ehre und Macht.

Prieſter geweihet und wurden beſondere Opfer dargebracht, und man verehrte ſie auf mancherlei Weiſe. Zuerſt macht der Prieſter nach der Anweiſung des Looſes Anzeige, welche Feſte den Göttern zu feiern ſeien. Dann kommen Männer, Frauen und Kinder zuſammen und bringen ihren Götzen Opfer dar, beſtehend in Rindern und Schafen; ja ſehr viele opfern auch Menſchen, Chriſten nämlich, weil ſie erklären, am Blute derſelben hätten die Götter Wohlgefallen. Nachdem das Opferthier getödtet iſt, koſtet der Prieſter von dem Blute deſſelben, um ſich zum Empfange göttlicher Weiſungen mehr zu befähigen. Denn daß die dämoniſchen Weſen durch Blut leichter anzulocken ſind, iſt die Meinung Vieler. Wenn dann das Opfer dem Brauche gemäß vollzogen iſt, ſo wendet ſich das Volk wieder zu Schmaus und Freude. Die Slaven haben einen ſonderbaren abergläubiſchen Gebrauch. Bei ihren Schmäuſen und Zechgelagen laſſen ſie nämlich eine Schaale herumgehen, auf welche ſie im Namen der Götter, nämlich des guten und des böſen, nicht Worte des Segens, ſondern der Verwünſchung ausſchütten. Sie glauben nämlich, alles Glück werde von einem guten, alles Unglück aber von einem böſen Gotte gelenkt. Daher nennen ſie auch den böſen Gott in ihrer Sprache Diabolo der Czernoboch, d. h. den ſchwarzen Gott. Unter den vielgeſtaltigen Gottheiten der Slaven iſt vor allem Zvantevich [1]) zu erwähnen, der Gott des Landes der Rugianer, welcher nämlich in Orakelſprüchen wirkſamer iſt. Im Vergleich zu ihm betrachten ſie die andern Gottheiten nur wie Halbgötter. Daher pflegen ſie ihm zur beſondern Ehre alle Jahre einen Chriſten, den das Loos nachweist, zu opfern. Dahin überſandten ſie ſogar aus allen ſlaviſchen Ländern beſtimmte Summen zum Verbrauche. Den Tempeldienſt verſehen ſie mit außerordentlicher Ehrerbietung und Sorgfalt; denn ſie laſſen ſich weder leicht zum Fluchen verleiten, noch dulden ſie, daß der Umkreis des Tempels entweiht werde, ſelbſt nicht, wenn der Feind im Lande erſcheint. Außerdem iſt den Slaven ein unerſättlicher Blutdurſt angeboren; ſie ſind unſtät und beunruhigen die Nachbarländer zu Waſſer und zu Lande. Wie viele Todesarten ſie den Chriſten zugefügt haben, iſt ſchwer zu erzählen, da ſie dem Einen die Eingeweide aus dem Leibe riſſen und ſie um einen Pfahl wickelten, die Andern aber an's Kreuz ſchlugen, um das Zeichen unſerer Erlöſung zu verhöhnen. Sie verurtheilen nämlich die größten Verbrecher zum Kreuzestode. Die aber, welche ſie um des Löſegeldes

1) Gewöhnlich Swiatowit.

willen gefangen nehmen, peinigen ſie mit ſolchen Qualen und feſſeln ſie ſo eng und drückend, daß, wer es nicht weiß, es kaum glauben kann.

Wir ergänzen dieſe Nachrichten Helmold's durch die Schilderung eines ſlaviſchen Heiligthums aus Thietmar's Chronik.

Es liegt im Gau der Redarier [1]) eine Stadt, Namens Riedegaſt (Rethra), von dreieckiger Geſtalt, mit drei Thoren verſehen, welche von allen Seiten ein großer, von den Eingebornen gepflegter und heilig gehaltener Hain umgibt. Zwei dieſer Thore ſtehen jedem in die Stadt hineingehenden offen; das dritte, im Oſten gelegene, kleinſte, weist hin auf einen Pfad am Meere, und gewährt einen gar furchtbaren Anblick. An dieſem Thore ſteht nichts, als ein künſtlich aus Holz gebautes Heiligthum, deſſen Dach auf den Hörnern verſchiedener Thiere ruht, die es als die Grundlagen emporhalten. Die Außenſeiten dieſes Heiligthumes ſind mit verſchiedenen Bildern von Göttern und Göttinnen, die, ſo viel man ſehen kann, mit bewundernswerther Kunſt in das Holz hineingemeißelt ſind, verziert; inwendig aber ſtehen von Menſchenhänden gemachte Standbilder von Götzen, mit ihren Namen am Fußgeſtell, furchtbar anzuſchauen; denn ſie ſtehen da in voller Rüſtung, mit Helm und Harniſch angethan. Der vornehmſte derſelben heißt Zuaraſiei, und wird von allen Heiden vornehmlich geehrt und angebetet. Hier befinden ſich auch ihre Feldzeichen, welche nur im Falle des Bedürfniſſes, wenn es zum Kampfe geht, von hier fortgenommen und dann von Fußkämpfern getragen werden. Um dieß alles ſorgfältig zu hüten, ſind von den Eingebornen beſondere Prieſter angeſtellt, welche, wenn die Leute zuſammenkommen, um den Bildern zu opfern und ihren Zorn zu ſühnen, allein ſitzen bleiben, während die andern ſtehen. Indem ſie dann heimlich untereinander murmeln, graben ſie voll Zornes in die Erde hinein, um vermittelſt geworfener Looſe nach Gewißheit über zweifelhafte Dinge zu forſchen. Nachdem dieß beendigt iſt, bedecken ſie die Looſe mit grünem Raſen, und führen ein Roß, das für das größte von allen gehalten und als heilig von ihnen verehrt wird, mit demüthigem Flehen über die Spitzen zweier ſich durchkreuzenden, in die Erde geſteckten Speere weg, und ſuchen, nachdem ſie vorher die Looſung angeſtellt haben, durch welche ſie die Sache vorläufig unterſuchten, vermittelſt dieſes als eines göttlichen Thieres wiederum nach Vorbedeutungen für die Zukunft. Und wenn durch dieſe beiden Mittel ein gleiches Vorzeichen erfolgt, ſo handelt man darnach; wo nicht, ſo wird von den betrübten

1) Im Südoſten von Mecklenburg-Schwerin.

Eingebornen die ganze Angelegenheit aufgegeben. Ebenso bezeugt das durch mannigfachen Irrthum betrogene Alterthum, daß, wenn ihnen einmal die grause Wuth eines langwierigen inneren Krieges drohet, dann aus dem erwähnten Meere ein großer Eber mit weißen, glänzenden Hauern aus den Wogen hervorkommt, und sich vor Vieler Augen unter einer furchtbaren Erderschütterung im Morafte wälzend ergötzt.

So viele Kreise es in jenem Lande gibt, so viel Tempel hat man, und so viele einzelne Götzenbilder werden von den Ungläubigen verehrt, unter welchen allen die genannte Stadt einen ausgezeichneten Vorrang behauptet. Denn diese begrüßen sie, ehe sie in den Kampf eilen, sie ehren sie mit schuldigen Gaben, wenn sie glücklich heimkehren, und sorgfältig wird vermittelst der Loose und des Rosses, wie ich es eben geschildert habe, nachgeforscht, welch' ein Opfer den Göttern als ein wohlgefälliges von den Priestern darzubringen sei. Der unsägliche Grimm der Götter aber wird durch das Blut von Menschen und Thieren besänftigt. Ueber alle diese aber, die zusammen Liutizen (Lausitzer) genannt werden, herrscht kein einzelner Gebieter. In vereinter Berathung unterhandeln sie über nothwendig zu nehmende Maßregeln in ihrer Volksversammlung, und stimmen überein zu gemeinsamer That. Widerspricht aber eines von den Mitgliedern in der Volksversammlung den gefaßten Beschlüssen, so wird er mit Schlägen gezüchtiget, und wenn er gar außerhalb der Versammlung offene Widersetzlichkeit übt, so verliert er entweder unabwendbar Haus und Hof durch Brand und Plünderung, oder er erlegt vor dem versammelten Volke eine ihm nach seinem Stande vorgeschriebene Summe Geldes.

Obwohl selbst treulos und wankelmüthig, verlangen sie doch von Andern die größte Treue und Unwandelbarkeit. Frieden schließen sie, indem sie vom Haupte etwas Haar abschneiden, mit Gras vermengen und unter Darreichung der Rechten. Leicht aber lassen sie sich auch durch Geld bewegen, denselben zu brechen.

7.

Bekehrung der Russen unter Wladimir.

Olga, die Großfürstin, hatte durch ihre Taufe das Beispiel für viele gegeben; doch erst unter Wladimir fand das Christenthum allgemeinen Eingang. Davon erzählt Nestor, der russische Annalist, in folgender Weise: „Im Jahr 987 berief Wladimir die Bojaren und

Aeltesten und sagte ihnen, daß Bulgaren gekommen seien und den Rath ertheilt hätten, ihr Gesetz anzunehmen; auch die Deutschen hätten ihren Glauben gerühmt, nach ihnen die Juden und endlich die Griechen; die letztern hätten alle andern Religionen getadelt, nur ihren Glauben als den wahren anerkannt, und viel Wunderbares erzählt von der Erschaffung der Welt, dem Schicksale des ersten Menschen, über das zukünftige Leben, die Seligkeit redlicher Menschen und die ewigen Qualen der Bösen. Die Bojaren und Aeltesten erwiederten, daß Jeder das Seinige lobe und nicht tadle, daß der Fürst hinreichend verständige Leute um sich habe, man möge also erforschen, welcher Glaube der bessere sei. Wladimir folgte ihrem Rathe und schickte zehn verständige, gute und rechtschaffene Männer aus, um zu erfahren, wer am besten von allen Gott anbete, zuerst nach Bulgarien, welches sich zu Mohammed bekannte, dann in das deutsche Land, welches dem Papste unterworfen war, endlich nach Griechenland. Die byzantinischen Kaiser Basilius und Constantin waren, als sie die Ursache der Ankunft der russischen Gesandten erfuhren, sehr erfreut, nahmen sie mit Ehren auf und befahlen dem Patriarchen, einen großen Gottesdienst zu halten, indem sie sagten: die Russen sollen den Ruhm unseres Gottes schauen. Ueber die Pracht des griechischen Gottesdienstes waren sie erstaunt und entzückt. Nach ihrer Rückkehr berief der Fürst die Bojaren und Aeltesten; die Gesandten erzählten dem Fürsten und seinem Gefolge, daß in Bulgarien die Menschen Gott in traurigen, schmutzigen Tempeln anbeteten, daß in den deutschen Kirchen viele Ceremonien, aber wenig Größe sei, in Griechenland aber hätten die Gesandten, sobald sie die Kirche betreten, nicht gewußt, ob sie im Himmel oder auf Erden seien; auf Erden fände sich eine solche Schönheit, eine solche Größe nicht, in den griechischen Kirchen sei Gott selbst gegenwärtig; wie nun jeder Mensch, der das Süße geschmeckt hat, das Bittere nicht mehr will, so konnten auch sie, nachdem sie den Glauben der Griechen erkannt, ihren Göttern nicht mehr dienen. Die Bojaren und Aeltesten sprachen zu Wladimir: „Wenn der Glaube der Griechen nicht besser wäre, so würde ihn die weiseste der Frauen, Olga, die Großmutter des Großfürsten, nicht angenommen haben.“ Wladimir erklärte den Wunsch, sich taufen zu lassen, nur wußte er nicht wo. — Im zweiten Jahre nach dieser Berathschlagung zog der Großfürst mit einem Heere nach Taurien, und belagerte die Stadt Cherson. Die Einwohner vertheidigten sich hartnäckig. Wladimir befahl neben der Stadtmauer einen Erdaufwurf zu machen, damit man auf die Mauer

ſteigen könne; die Belagerten aber trugen vermittelſt eines geheimen Ganges die Erde weg. Die Ergebenheit (!) eines Griechen half ihm; ein gewiſſer Anaſtaſius ſchoß zu den Belagerern heraus einen Pfeil mit der Inſchrift: daß im Oſten vom ruſſiſchen Lager ein Brunnen ſei, aus welchem das Waſſer in einem unterirdiſchen Kanal nach der Stadt fließe, daß die Ruſſen, wenn ſie dieſes abſchnitten, ſich der Stadt bemächtigen könnten. Wladimir that das Gelübde, die heilige Taufe anzunehmen, wenn er Cherſon bezwinge, und ſchnitt die Röhren ab; das Waſſer blieb aus, und von Durſt gequält, ergaben ſich die Griechen. Der Sieger ließ den Kaiſern Baſilius und Conſtantin erklären, daß er die Hand ihrer Schweſter, der Prinzeſſin Anna verlange; und wenn er eine abſchlägige Antwort erhalte, ſolle ihre Hauptſtadt dem Schickſale nicht entgehen. Die Kaiſer erwiederten, eine Chriſtin könne nicht eines Heiden Frau ſein; er ſolle ſich taufen laſſen, dann die Prinzeſſin erhalten; anders würden ſie ihm ihre Schweſter nicht geben. Der Fürſt verſicherte die griechiſchen Geſandten, daß er den griechiſchen Glauben liebe, ſchon lange ihn erforſcht habe und einwillige, ein Chriſt zu werden; er erwarte nur die Prinzeſſin und die Geiſtlichen, um ſich taufen zu laſſen. Die Brüder überredeten mit Mühe ihre Schweſter, die Retterin des Reichs von dem grauſamen Eroberer zu ſein. Mit Schrecken und Kummer ging ſie nach Cherſon. Inzwiſchen erkrankte Wladimir ſo ſehr, daß er nichts ſehen konnte. Die ankommende Prinzeſſin rieth ihm, ſich taufen zu laſſen, und verſicherte ihn alsbaldiger Heilung. Er willigte ein. Kaum war die Ceremonie der heil. Taufe vollzogen und von dem Biſchofe die Hand aufgelegt, ſo konnte der Großfürſt ſehen und rief mit Entzücken: „Endlich habe ich den wahren Gott geſehen!“ Sein Gefolge ahmte ſein Beiſpiel nach. Die Hochzeit wurde alsbald vollzogen. — Erleuchtet durch die chriſtliche Lehre baute Wladimir eine Kirche in Cherſon, da, wo die Griechen die Erde, welche ſie zur Belagerungszeit fortgetragen, aufgeſchüttet hatten, gab die Stadt den Kaiſern zurück, und zog, begleitet von ſeiner Gemahlin, Anaſtaſius und den cherſoniſchen Geiſtlichen in ſein Vaterland zurück, wobei er die Gebeine der Heiligen Clemens und Thebäus, Bilder, Gefäße u. ſ. w. mit ſich nahm. Als er nach Kiew gekommen, befahl er, die Götzenbilder zu zerſtören; einige derſelben wurden zerſchlagen, andere verbrannt, den Perun aber, den Hauptgötzen, befahl er an einen Pferdeſchweif zu binden und in den Dniepr zu werfen; das Volk, durch die ſchnöde Mißhandlung ſeiner Götter erbittert, entfernte ſich mit ihnen und vergoß Thränen, wagte aber nicht, ſich zu widerſetzen;

ſodann erklärte Wladimir, daß alle Einwohner, reiche und arme, am Ufer des Dniepr ſich verſammeln ſollten, um die Taufe zu empfangen; wenn Jemand nicht erſcheine, ſo ſei dieſer ſein Feind. Die Kiewer widerſprachen nicht und urtheilten, wenn der neue Glaube nicht gut wäre, ſo würden ihn Fürſten und Bojaren nicht annehmen. An dem beſtimmten Tage ſtrömte eine zahlloſe Menge Volks beiderlei Geſchlechts an die Ufer des Dniepr, und als Wladimir mit ſeiner Gemahlin und den Geiſtlichen erſchien, ſtürzte ſich das ganze Volk in das Waſſer, die einen bis an die Bruſt, die andern bis an den Hals, die Erwachſenen hielten die Kinder empor. Das Myſterium der heil. Taufe wurde vollzogen. Wladimir lag am Ufer auf den Knieen, dankte Gott und betete, daß der Schöpfer des Himmels und der Erde ſeine neuen Kinder ſegnen, und im wahren Glauben befeſtigen möge. An dieſem Tage frohlockten Himmel und Erde. Hierauf befahl der Großfürſt in Kiew ſowohl als in den übrigen Städten und Dörfern, da wo die Götzentempel geſtanden hatten, Kirchen zu bauen. Der heilige Glaube erhellte das ganze ruſſiſche Land."

So weit Neſtor, der griechiſche Mönch, deſſen Befangenheit gegen die römiſche Kirche aus dem ganzen Berichte hervorleuchtet. Auffallend erſcheint es namentlich, warum Wladimir, der in ſeinem Eifer nach der wahren Religion allerwärts nachforſchen ließ, nicht auch nach Rom ſchickte, deſſen Kirche damals noch von allen Chriſten anerkannt wurde [1]). — Erfreulich iſt die Thatſache, daß in Rußland das Chriſtenthum nicht durch Gewalt und Blutvergießen begründet worden. Deßgleichen bezeugt die Geſchichte, wie Wladimir ſelbſt nach und nach wahrhaft chriſtlichen Sinn angenommen, indem er ſein Leben nach Chriſti Lehre umgeſtaltete. Denn er, der zuvor ein Sklave wilder Leidenſchaften geweſen, ſechs bis ſieben Gemahlinnen und eine große Zahl Kebsweiber unterhalten, wegen einer ſchönen Fürſtentochter blutige Kriege geführt, ſich durch Brudermord den Thron geſichert hatte — entließ, Chriſt geworden, alle ſeine Frauen und Kebsweiber, betrachtete Anna als ſeine einzige Gemahlin und blieb ihr treu bis zum Tode. Auch als Herrſcher ſoll er nach ſeiner Bekehrung große Milde bewieſen, ungern Verbrecher zum Tode verurtheilt, endlich durch Bau von Städten, Kirchen und Schulen Großes für die Cultur der Ruſſen geleiſtet haben.

1) S. über die Glaubwürdigkeit des Berichts die von Schröckl vorgebrachten Gründe, Art. „Ruſſen" in Wetzer-Welte's Kirchenler. IX.

8.
Adalbert, der Preussen Apostel.

Adalbert, aus einer der edelsten Familien Böhmens entsprossen, erblickte im J. 956 das Licht der Welt. In seiner Kindheit wurde er von einer Krankheit befallen, die ihn an den Rand des Grabes brachte. Seine Eltern machten das Gelübde, ihn für den Dienst des Altars zu erziehen, wenn er wieder genese; daher empfing er 983 die heiligen Weihen aus den Händen des Bischofs Dithmar von Prag, der kurz darauf in Verzweiflung starb. Der schauderhafte Tod dieses Bischofes, den er mit ansah, brachte in Adalbert eine große Aenderung hervor, und war Anlaß, daß er gänzlich mit der Welt brach. Er ward einstimmig zum Nachfolger Dithmar's gewählt und am 29. Juni 983 zum Bischof consecrirt. Seinen Einzug hielt er barfuß, wobei ihm das Volk mit Jubel entgegenkam. Als Bischof theilte er seine Einkünfte in vier Theile und behielt nur den vierten für sich und sein Haus. Das Bisthum Prag war damals im erbärmlichsten Zustande, und da er sah, daß alle Mühe vergebens war und er keine Hoffnung habe, Gutes zu wirken, reiste er 989 nach Rom und bat sich beim Papst die Erlaubniß aus, sein Bisthum zu verlassen. Zwar kehrte er wieder zurück, doch reiste bald sein Entschluß, auf einem andern Felde Gott zu dienen. Er zog zu dem Herzoge Boleslav I. von Polen und suchte von hier aus einen seinem glühenden Eifer entsprechenden Wirkungskreis unter den Heiden. Er entschloß sich endlich zu den Preußen zu gehen. Der Herzog gab ihm ein Schiff und dreißig Soldaten zu seinem Schutze. So fuhr er nach Danzig, als dem Gränzorte Preußens nach Polen hin. Hier trat er zuerst als Glaubensbote auf, und es gelang ihm, Viele zu taufen. Dann fuhr er von dort wieder ab nach dem jenseitigen Ufer und sandte, als sie daselbst gelandet waren, das Schiff mit der Mannschaft zurück. Er wollte sich ganz dem Schutze Gottes überlassen, als Bote des Friedens nicht unter dem Schutze menschlicher Macht erscheinen und Alles vermeiden, was bei den Heiden Argwohn erregen konnte. Er behielt nur den Priester Benedikt und seinen Zögling Gaudentius bei sich. Es war das frische Haff, wo sie gelandet waren, und sie begaben sich auf einem kleinen Kahne nach einer von der Pregel bei ihrer Mündung gebildeten Insel. Es kamen aber die Grundbesitzer mit Knütteln, sie wegzutreiben, und Einer gab ihm mit dem Ruder einen so heftigen Schlag, daß der Psalter, aus dem er gerade sang, ihm aus der Hand fiel und er selbst zu

Boden stürzte. Als er sich erholt hatte, sprach er: „Ich danke Dir, Herr, daß Du mir verliehen hast, wenigstens einen Schlag für meinen Gekreuzigten zu erleiden.“ Am Sonnabend fuhren sie nach dem andern Ufer der Pregel hinüber, nach der Küste von Sameland. Der Grundherr, mit dem sie zusammentrafen, führte sie nach seinem Dorfe, es versammelte sich eine große Menge Volks; und da Adalbert Rechenschaft darüber gegeben hatte, woher er stamme und was der Zweck seiner Ankunft sei, so erklärten ihm die Leute, daß sie von einem fremden Gesetze nichts hören wollten, und es wurde allen der Tod gedroht, wenn sie nicht noch in derselben Nacht abfahren würden. Sie mußten also diese Küste verlassen, fuhren wieder zurück, und blieben fünf Tage in einem Flecken, wo sie ankamen. Am Donnerstage in der Nacht hatte der Bruder Gaudentius einen Traum, welchen er am andern Morgen dem Bischof mittheilte. Er sah mitten auf dem Altare einen goldenen Kelch halb voll Wein. Als er aber davon zu trinken verlangte, wollte es der Altardiener nicht zulassen, „weder er noch ein Andrer dürfe davon trinken,“ — sagte er — „es sei dem Bischof für den andern Tag zu seiner geistlichen Stärkung vorbehalten.“ „Der Segen des Herrn,“ sprach Adalbert, als er dieß vernommen hatte — „lasse in Erfüllung gehen, was dieß Gesicht verheißen; doch einem trügerischen Traumgesicht dürfe man nicht glauben.“ Mit Tagesanbruch traten sie ihre weitere Reise an und gingen freudig, durch geistliche Lieder ihren Weg sich verkürzend, mitten durch Waldungen. Um Mittags kamen sie auf Feldern an. Gaudentius feierte hier die Messe, Adalbert communicirte; dann nahm er Lebensmittel zu sich, und nachdem sie einige Schritte weiter gegangen, setzten sie sich auf einem Rasen nieder. Ermüdet von der Anstrengung des Weges, verfielen sie Alle in tiefen Schlaf, bis das Toben einer wüthenden Heidenschaar sie erweckte; worauf sie in Fesseln geworfen wurden.

Der heilige Bischof opferte Gott sein Leben in glühendem Gebete, zugleich um Verzeihung und Erbarmung flehend für seine Feinde. Da stieß ihm höhnend ein Götzenpriester seine Lanze in die Brust mit den Worten: „Du mußt dich nun freuen, weil du nach deinen Aeußerungen nichts so sehnlichst wünschest, als für deinen Jesus zu sterben.“ Nach diesem versetzten ihm noch sechs andere Heiden jeder einen Lanzenstich, und so vollbrachte er sein glorreiches Marterthum (den 23. April 997).

9.

Heidenbekehrung in Scandinavien.

Die Bewohner des Scandinaviſchen Nordens, d. i. der Cimbriſchen und Scandinaviſchen Halbinſel und der dazwiſchen liegenden Inſeln bildeten ein urſprünglich verwandtes, durch Gleichheit der Sprache, Religion und Sitte verbundenes Volk, germaniſchen Stammes; aber Dänen, Schweden und Normänner beſtanden längſt als getrennte Nationen, die noch im neunten Jahrhundert wieder in mehrere kleinere Reiche unter Königen mit ſehr beſchränkter Gewalt zerfielen. Die Götter, die ſie verehrten, waren: Thor, Donnergott mit dem Hammer, Odin, der Vater der Götter und Menſchen, zu dem alle nordiſchen Völker ihre Königsgeſchlechter hinaufführten, zugleich der Weltbildner, und ſeine Tochter und Gattin Freya, die Erde; dann die zwölf göttlichen Aſen, die erſten Prieſter, Richter und Geſetzgeber der Menſchen. Die Unſterblichkeit der Menſchen wurde geglaubt; große Verbrecher ſollten nach dem Tode in Niflheim gepeinigt werden; die ruhmlos Geſtorbenen mußten in Hela's düſteren Hallen ſchmachten, aber die im Kampfe Gefallenen wurden von den Walkyrien nach Walhalla geführt, wo ſie in Geſellſchaft der Götter die Beſchäftigungen des Lebens, Kampf und Trunk fortſetzen. In der Götterdämmerung werden die Götter ſelbſt im Kampfe mit den Mächten des Abgrunds (den empörten Naturkräften) fallen, die Welt in Flammen verzehrt werden, dann aber eine neue Erde entſtehen, auf welcher ein neues Menſchengeſchlecht, unter dem Schutze der zum Theil wiedererſtandenen Götter und Aſen wandeln wird. In den nicht zahlreichen Tempeln des Nordens ſtanden, zuweilen in Rieſengröße, die bemalten und bekleideten Bilder der Götter; dieſen wurden Thier- und Menſchenopfer geſchlachtet; man opferte Verbrecher, Gefangene zur Sühnung der Götter, auch Freie und ſelbſt Könige; auch geſchah es, daß Väter ihre Söhne opferten. Zauberei wurde vielfach getrieben. Prieſter und Prieſterinnen waren oft aus den edelſten Geſchlechtern gewählt. Einzelne wurden als Inkarnationen der Gottheit ſelbſt verehrt; aber nicht ſie allein, auch die Könige und Jarle opferten, und jeder Hausvater war Prieſter der Seinigen. Aeußere Berührungspunkte mit dem Chriſtenthume bot die heidniſche Taufe der Kinder, und Thor's Hammerzeichen dar, das dem Kreuzeszeichen glich, und mit welchem Speiſe und Trank eingeſegnet wurden. Die Frauen waren im Ganzen geachtet und einflußreich; Vielweiberei war erlaubt, doch nicht häufig; aber neben der Gattin

wurden sehr oft Beischläferinnen gehalten. Das Aussetzen und Tödten der Kinder war alltägliche Sitte. Völlig rechtlos und jeder Willkühr und Härte ihrer Herren preisgegeben waren die Unfreien. Die Blutrache galt für die heiligste Pflicht, und hatte endlose Familienkriege zur Folge. Unbezwinglicher Trotz und kühne Todesverachtung, Härte und Grausamkeit gegen Andre, waren Hauptzüge im Scandinavischen Volkscharakter, und wurden durch die odinische Religion genährt; den Tod suchte man auf dem Schlachtfelde, wer ihn da nicht fand, endete häufig durch Selbstmord. Die Begierde, mit großen erworbenen Schätzen in Walhalla anzukommen, trieb zum Ausziehen auf Plünderung und Seeraub; diese Raubfahrten wurden im neunten Jahrhundert so häufig, daß Frankreich, Deutschland, die britischen Inseln, unter den schrecklichsten Gräueln verwüstet wurden, und die Sitten der Normänner, die nun auch Menschenhandel trieben, furchtbar verwilderten. Man sieht, daß der Einführung des Christenthums gewaltige Hindernisse in der herrschenden Gesinnung und Lebensweise, wie in der tiefgewurzelten Anhänglichkeit an den odinischen Götterdienst entgegenstanden.

Unter den Männern, welche Christus den Heiden in Scandinavien verkündeten, steht der Mönch Ansgar von Corvey obenan. Er heißt mit Recht der Apostel des Nordens. Seine Schüler, die er als Missionäre aussandte, hatte er von der eigenen Hände Arbeit zu leben gewöhnt; er selbst pflegte Netze zu stricken, beobachtete auch streng seine Ordensregeln, kaufte viele Gefangene los, erbaute Klöster und Hospitäler, schaffte unter den Nordalbingern den Menschenhandel ab, und während er sich die härtesten Entbehrungen auflegte, konnte er von dem Ersparten den Unterhalt einzelner Priester bestreiten und mächtigen Heiden Geschenke machen — einer der größten und heiligsten Männer seiner Zeit, würdig neben Patricius, Bonifazius, Franz Xaver zu stehen.

In den Zeiten nach Ansgar erwarben sich nordische Könige Verdienste um die Einführung des Christenthums. So namentlich in Norwegen Hakon und die beiden Olaf. Mit unermüdlichem Eifer arbeitete namentlich König Olaf Trygwesou, der in England Christ geworden war, an der Einführung der christlichen Religion; Belehrung und Ueberredung, Geschenke, roher Zwang, selbst Hinrichtungen, alle Mittel wurden von ihm angewandt; er brach den hartnäckigen Widerstand, den ihm das Volk besonders in den nördlichen Gegenden entgegensetzte, bewies ihm handgreiflich die Ohnmacht seiner Götzen durch deren Zertrümmerung, und brachte, bis er von

ſeinen Feinden überwältigt (im J. 1000) in's Meer ſprang, etwa die Hälfte der Normänner zur Annahme des chriſtlichen Glaubens. Vollendet wurde Norwegens Bekehrung durch Olaf den Heiligen, einen jungen, ebenſo tapferen als edelmüthigen und von glühendem Religionseifer durchdrungenen Fürſten. Mit Hülfe engliſcher und deutſcher Prieſter richtete der König das Kirchenweſen des Landes ein, erbaute zu Drontheim die Klemenskirche, nachmals das glänzendſte Bauwerk des Nordens, legte Schulen an, und that Alles, das Heidenthum auszurotten. Obgleich er ſelbſt erklärte, daß das Zwingen zum Chriſtenthum Gott nicht gefalle, ließ er ſich doch gegen hartnäckige Heiden, beſonders gegen Abtrünnige, in einzelnen Fällen zu großer Härte hinreißen. Als im Jahre 1021 auf eine Reihe fruchtbarer Jahre in mehreren Provinzen eine Zeit des Mißwachſes folgte, erſchien dieß den Heiden als eine Folge des Zorns der Götter, der durch den Uebertritt der Verehrung des fremden Gottes hervorgerufen worden und Jene, die nur aus Furcht ſich hatten taufen laſſen, begannen daher im Verborgenen eifriger den alten Cultus auszuüben, um dadurch die Götter wieder zu verſöhnen. So mußte der König hören, daß in einer Provinz viele feſtliche Gaſtmähler zur Ehre der Götter angeſtellt, und dann nach alter Sitte alle Becher den vaterländiſchen Göttern, den Aſen, geweiht, daß Opfer gebracht, die Altäre mit Blut beſprengt und dabei die Götter um Erneuerung der Fruchtbarkeit angerufen wurden. Er ließ nun aus jeder Gegend einige Abgeordnete kommen, damit ſie ſich wegen dieſer Beſchuldigungen verantworten ſollten. Der Angeſehenſte unter denſelben wußte die Sache gut zu beſchönigen; es ſeien nur die gewöhnlichen Trinkgelage, welche unter den Landleuten gehalten zu werden pflegten, und die Worte, welche bei ſolchen geſprochen würden, ließen ſich auch nicht ſo ſtreng beurtheilen, wie das in ruhiger Zeit mit Beſonnenheit Geſprochene. Doch als Olaf nach genaueren Nachforſchungen erfuhr, daß die Bewohner jener Provinz, wenngleich ſie ſich hatten taufen laſſen, faſt alle Heiden geblieben ſeien, und daß ſie die gewöhnlichen Opfermahlzeiten im Herbſte, im Winter und Frühling anſtellten, um ein gutes Jahr zu erhalten, überfiel er ſie unerwartet bei einem ſolchen Frühlingsfeſte und nahm an denen, welche ihn getäuſcht hatten, ſchwere Rache. Da nun Viele aus Furcht aufrichtigen Gehorſam verſprachen, gründete er hier Kirchen und ſtellte bei denſelben Prieſter an, welche Alles, was zur rechten Einführung des Chriſtenthums erfordert würde, anordnen ſollten.

Größtentheils zwar brachte die Furcht vor den gewaltſamen

Maßregeln Olaf's einen, wenn auch erheuchelten Gehorsam hervor; doch zuweilen fand er bei den von Eifer für ihre Götzen entflammten und durch die Reden ihrer Anführer angefeuerten Bauern Widerstand. In der Provinz der Dalen war ein mächtiger Mann, Gudbraud (nach welchem die ganze Provinz Gudbrandsdalen genannt wurde), ein eifriger Vertheidiger des alten Cultus. Derselbe versammelte das Volk, als Olaf sich näherte und sagte, man müsse sich darüber wundern, daß die Erde sich noch nicht aufgethan habe, um diesen Gottlosen zu verschlingen, welcher gegen die Götter solche Dinge vorzunehmen wage; doch man solle nur den großen Thor (ein ungeheures Götzenbild) hervorholen und öffentlich erscheinen lassen, so werde Olaf mit seiner ganzen Macht wie Wachs zerschmelzen. Diese Worte wurden von der Menge mit allgemeinem Jubel aufgenommen, und mit tobendem Geschrei ihre Schilde zusammenschlagend, gingen die Schaaren der Bauern dem Könige Olaf entgegen; doch bald waren sie in die Flucht gesprengt. Gudbrand's Sohn wurde gefangen genommen und der König sandte ihn, nachdem er ihn einige Tage bei sich behalten, zu seinem Vater zurück, ihm seine Ankunft anzukündigen. Gudbrand sagte: „Wer ist denn dieser Gott der Christen, den Niemand gesehen hat, und Niemand sehen kann? Wir hingegen haben einen Gott, den Jeder sehen kann, den großen Thor, vor dessen Anblick ein Jeder erzittern muß." Es wurde eine Zusammenkunft festgesetzt, in der beide Theile die Macht ihres Gottes versuchen sollten. Olaf bereitete sich des Nachts durch Gebet auf diese Zusammenkunft vor. Am andern Tage wurde die kolossale, mit Gold und Silber bedeckte Büste des Thor auf den öffentlichen Platz hingezogen, und bei derselben versammelten sich die Heiden. Der König ließ einen seiner Trabanten, Kolbein, einen Mann von Riesengröße und gewaltiger Körperkraft neben sich steh'n. Gudbrand hielt darauf eine Rede, in der er die Christen herausforderte, Beweise von der Macht ihres Gottes zu geben, und sie auf den großen Thor hinwies, dessen Anblick unter ihnen Allen Bestürzung verbreite. Darauf sprach der König Olaf: „Ihr droht uns mit eurem tauben und blinden Gott, dem bald ein trauriges Ende bevorsteht; aber erhebt eure Blicke gen Himmel, wie majestätisch unser Gott, von welchem ihr sagt, daß er von Keinem gesehen werden könne, im Lichtglanze sich offenbart?" Die Sonne strahlte hervor und in demselben Augenblick hatte Kolbein, wie es der König mit ihm verabredet, mit mit einem Hieb das mächtige Götzenbild zerschmettert. Das ungeheure Bild zerfiel in kleine Stücke, und Mäuse, Schlangen, Eidechsen

krochen in großer Menge hervor. Gudbrand war nun nicht mehr geſonnen, Alles für den zu wagen und aufzuopfern, der ſich ſelbſt nicht helfen konnte.

10.

König Stephan der Heilige.

Gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts war der Fürſt Geyſa in Ungarn dem Chriſtenthume zugethan, aber auf eine ſolche Weiſe, daß er mit den Chriſten ihren Gottesdienſt feierte, und zugleich nach der Sitte ſeiner Väter den heimathlichen Göttern Opfer brachte. Als ihm einer ſeiner Freunde darüber Vorwürfe machte, antwortete Geyſa, daß er reich genug ſei, ſowohl dem Gotte der Chriſten, als den Göttern ſeiner Väter Opfer zu bringen. Geyſa wagte es nicht, ſeinem Volke die Annahme des Chriſtenthums eher vorzuſchlagen, als bis er es mit Hülfe der Deutſchen durchſetzen könnte und bat deßhalb den Kaiſer Otto III. um eine Frau für ſeinen Sohn Stephan. Der Kaiſer Otto wählte Giſela, die Schweſter des Herzogs Heinrich von Bayern, und ſchickte ſie mit ihrem anderen Bruder, dem Biſchof Bruno, nach Ungarn. Da forderte Bruno von Stephan und Geyſa noch einmal das ausdrückliche Verſprechen, daß das ganze ungariſche Reich des Chriſtenthum annehmen ſolle, und beide gelobten es [1]).

Als nun Geyſa ſtarb, im Jahre 997, erließ der neue Herrſcher Stephan ſogleich einen Befehl durch das ganze Reich, daß alle Magyaren ſich taufen laſſen und alle chriſtliche Sklaven in Ungarn frei ſein müßten. Ueber ein ſolches Gebot ergrimmten die Ungarn und die Mißvergnügten ſammelten ſich in einem großen Heere; aber Stephan vertraute auf die Hülfe der Deutſchen. Er ließ ſich im Fluſſe Gran ſtehend nach deutſcher Weiſe zum Ritter ſchlagen und führte bei ſeinem Heere ſogleich ähnliche Einrichtungen ein, wie ſie die chriſtlichen Deutſchen hatten. Da wurden alle Soldaten mit dem Kreuze bezeichnet, der Name Maria war das Loſungswort im Kampf und die Hauptfahne des Heeres hatte auf der einen Seite das Bild des heiligen Martin, auf der andern das des heiligen Georg. Dem

1) Die Bekehrung der Ungarn war bereits dadurch vorbereitet, daß ſehr viele Chriſten von den Magyaren auf ihren Raubzügen nach Deutſchland als Gefangene waren eingeführt worden. Ihre Zahl war außerordentlich groß und ſie haben gewiß Vieles zur religiöſen Umwandlung ihrer Beſieger beigetragen. Auch iſt nicht zu vergeſſen, daß Geyſa's Gemahlin Sarolta, die mehr als ihr Gemahl regierte, eine ſehr verſtändige Chriſtin war.

heiligen Martin gelobte Stephan ein Kloſter zu bauen, wenn er ihm den Sieg verſchaffen wollte. Dieſer ward ihm bald zu Theil, obwohl er dem Heere ſeiner Feinde nur ein kleines Häuflein chriſtlich geſinnter Ungarn und Deutſchen entgegenzuſtellen hatte. Auch Kupa, der Anführer derer, die den heimathlichen Göttern treu bleiben wollten, ward gefangen und Stephan ließ ihn viertheilen. Das eine Viertel ſeines Leichnams ward vor dem Thore von Raab aufgehängt, das zweite vor dem Thore von Gran, das dritte vor dem Thore von Veszprim, das vierte vor dem Thore einer Stadt in Siebenbürgen, damit ſein Schickſal Allen zum Schrecken und zur Annahme des Chriſtenthumes gereiche. Aber wie die alten Sachſen gemurrt hatten über den Zehnten, den ſie an die Prieſter aus dem verhaßten fränkiſchen Stamme bezahlen mußten: ſo murrten auch die Magyaren; denn ſie verſtanden weder die lateiniſche Sprache der Kirche, noch die tägliche Sprache der Prieſter. Dieſe waren faſt alle aus Deutſchland gekommen, um ſich, wie ſie ſelber ſagten, der Seelen der Magyaren anzunehmen, nach der Meinung der Ungarn aber, um ſich auf ihre Koſten zu bereichern. Am Hofe Stephans mußte die magyariſche Sprache dieſen beiden andern Sprachen weichen und Stephan erließ ein Gebot, daß alle Magyaren, die ſich binnen einer beſtimmten Friſt nicht taufen laſſen wollten, fortan Leibeigene werden müßten, mochten ſie vorher auch noch ſo hohem Adel angehört haben. Seinem Gelübde treu legte Stephan auch ſofort ein Kloſter zu Ehren des heiligen Martin an und ſchenkte dieſem Kloſter aus einem ganzen Comitate den Zehnten an Getreide und Vieh. Bald theilte Stephan das ganze Land in zehn Biſchofsſitze unter einem Erzbiſchofe (von Gran) und ſchickte Schaaren von Deutſchen und italiſchen Mönchen in das Innere des Landes zur Bekehrung der Magyaren. Das Alles war dem Kaiſer Otto III. lieb und er ſchenkte auch dem Stephan eine Lanze, an welcher Nägel vom Kreuze Chriſti und Stücke von der Lanze des heiligen Mauritius angebracht waren und rieth ihm beim Papſte ſich eine Königskrone zu erbitten. Alsbald ſchickte Stephan eine Geſandtſchaft an den Papſt Sylveſter nach Rom und bat um eine Krone und die Beſtätigung alles deſſen, was er in Ungarn für das Chriſtenthum gethan hatte. Ueber ſolche Geſandtſchaft erſtaunte der Papſt und rief aus: „Ich bin nur apoſtoliſch, aber Stephan iſt ein wahrer Apoſtel Chriſti.“ Er hatte gerade eine Krone bereiten laſſen für den Herzog Micislaw in Polen; aber er ſchickte dieſe ſofort an Stephan und dazu ein Kreuz, das vor dem Könige hergetragen werden ſollte. Auch überließ er dem Könige kirchliche und weltliche Anordnungen

nach seinem Gutdünken zu machen. Nur über die Sklaven verfügte er, daß die heidnischen Sklaven immerhin auch Sklaven bleiben könnten, christliche Sklaven aber dürften ferner nicht mehr sein. Also legte das Christenthum auch hier den Grund zur Aufhebung der Sklaverei.

Dann wurden Stephan und seine Gemahlin Gisela am 15. August des Jahres 1000 zum König und zur Königin von Ungarn gekrönt. Nur ein mütterlicher Oheim des Königs widerstrebte noch dem Christenthume, da gelobte Stephan abermals ein Kloster zu stiften, wenn er seinen Oheim bezwänge, und als ihm dieß gelang, warf er ihn mit seinen Söhnen in lebenslängliche Gefangenschaft. Von da an war der Sieg des Christenthumes außer allem Zweifel. Der König Stephan aber lebte nach mönchischer Weise. Häufig besuchte ihn ein Einsiedler aus Böhmen und so oft dieser kam, machte Stephan ihn zu seinem Schatz- und Küchenmeister, dann war bald Alles ausgeleert und verschenkt. Der König selber lag zu ganzen Nächten auf den Knieen oder vertheilte am dunkeln Abend und unbekannt Almosen an die Bettler. Da geschah es einmal, daß diese allzubegierig nach dem Gelde über ihn herfielen und ihm Haare und Bart ausrauften, aber Stephan zürnte nicht, sondern dankte der heiligen Jungfrau Maria für die Auszeichnung, die ihm widerfahren wäre und beschloß noch mildthätiger und freigebiger gegen Arme und Fremde, gegen Wittwen und Waisen zu sein. Aehnlich erzog er auch seinen Sohn Emerich und bald wußte Emerich besser als sein Vater, welche Mönche die frömmsten wären; aber Emerich starb vor seinem Vater, wie seine anderen Geschwister. Darum redete die Königin Gisela ihrem Gemahle zu, daß er seinen Neffen Peter zum Thronfolger ernennen sollte.

Dieses that Stephan, und seine Kraft nahm ab. Aber den Hofleuten, die gern den König Peter sich günstig stimmen wollten, dauerte die Krankheit Stephans viel zu lang, und sie bestachen vier Männer von der Leibwache des Königs, seinen Tod zu beschleunigen. Das Loos entschied, welchem von diesen vier Männern die Vollführung der That obliegen sollte. Als nun einmal des Abends die Lampen angezündet wurden, trat der Erwählte mit einem blanken Schwerte unter dem Kleide in das Krankenzimmer des Königs, er schritt auf das Bett Stephans zu; aber bevor die That geschehen, überwältigte ihn das Entsetzen vor seinem eigenen Vorhaben, er ließ das Schwert fallen, daß es laut erklang. Rasch fragte der König, was das solle, und der Mann bekannte alsbald seinen grausigen Auftrag und nannte

seine Mitschuldigen. Diese wurden bestraft; aber den einen, der aus seinem beabsichtigten Mörder sein Retter geworden war, begnadigte der König. Allein Stephan zürnte dem Peter; denn er hatte auch ihn in Verdacht dieser Verschwörung, und wollte einen andern, Namens Vasilej an seine Stelle setzen. Da kamen ihm Peter und die Königin Gisela zuvor und ließen dem armen Vasilej die Augen ausstechen und geschmolzenes Blei in die Ohren gießen, daß er blind und taub und zum Regieren unfähig ward. Als nun dieser blinde und taube Mann vor das Sterbelager des Königs geführt ward, ergab sich Stephan in sein Schicksal; denn er konnte die Missethat nicht mehr bestrafen. Er vermochte nur mehr seinen andern Neffen zu rathen, daß sie sich durch die Flucht nach Böhmen retten sollten, dann empfahl er seinem Nachfolger Peter das Christenthum zu schützen gegen alle Feinde des Glaubens und starb im Jahre 1038 am Tage seiner Krönung.

Da erkannten die Bischöfe und Großen Ungarns Peter als König an. Seine erste That aber war, daß er die alte Königin Gisela, seine treue Helferin, ins Gefängniß werfen ließ, um von ihrem Einflusse frei zu sein. Allda ist sie gestorben, oder, wie einige erzählen, hernach von den Ungarn ermordet worden. Der König Stephan ward nachher vom Papste heilig gesprochen, und heißt darum in der Geschichte Stephan der Heilige.

11.

Wie Heinrich II. das Bisthum Bamberg gründet.

Nachdem die Slaven zur Ruhe gebracht waren, stellte König Heinrich ein Concil zu Frankfurt an, welches alle Bischöfe dießseits der Alpen besuchten. Die Veranlassung zu demselben aber war folgende: Der König hatte eine ihm gehörige Stadt in Ostfranken Bavanberg (Bamberg) mit Namen, von Kindheit an besonders geliebt und gehoben, und schenkte, als er heirathete, dieselbe seiner Gemahlin zur Morgengabe. Als er aber durch die Gnade Gottes zum Throne gelangt war, hegte er beständig im Stillen den Wunsch, dort ein Bisthum zu gründen. Weil aber, wie Horaz bezeugt: „Schon die Hälfte der That überwand, wer begann;“ so fing er damit an, daselbst den Bau einer neuen Kirche mit zwei Krypten anzuordnen, die er denn auch vollendete. Indem er nun alles, was zum Gottesdienst gehörte, allmählig zusammenbrachte, bat er den Bischof Hein-

rich von Würzburg, der ihm sehr nahe stand, zu wiederholten Malen, er möchte doch auf seinen Herzenswunsch eingehen und ihm gestatten, den Sprengel, der in dem nach dem Flusse Radnizca (Rednitz) benannten Gaue belegen war, durch Tausch sich anzueignen. Der Bischof aber nahm die Bitten seines geliebten Herrn bereitwillig auf und willigte unter der Bedingung ein, daß Heinrich seiner Kirche das erzbischöfliche Pallium gewähren und ihm dann den Bischof von Bamberg unterordnen würde, und das bekräftigte er insgeheim dadurch, daß er dem Könige seinen Krummstab übergab und dagegen für den erwähnten Tausch eine andere Besitzung erhielt. Als er aber später erfuhr, daß er die erzbischöfliche Würde nicht erlangen würde, weigerte er sich, das Versprochene zu gewähren, und wollte auch nicht der Einladung zu dem erwähnten Concile Folge leisten. Wie nun also auf dem Concile die Erzbischöfe mit ihren sämmtlichen Suffraganen der Reihe nach dasaßen, da warf sich der König auf sein Antlitz zur Erde nieder und sprach, nachdem ihn der Erzbischof Willigis von Mainz, in dessen Sprengel die Versammlung gehalten wurde, aufgehoben hatte, folgendes: „Um dereinstiger Wiedervergeltung willen, habe ich Christus zu meinem Erben erwählt, weil mir keine Hoffnung bleibt, Nachkommenschaft zu erlangen, und ich habe schon längst das vorzüglichste, was ich hatte, mich selbst, sammt allem, was ich erworben habe und noch erwerben werde, dem Vater von Ewigkeit her zum Opfer gebracht. Mit Einwilligung meines Bischofs habe ich bisher immer das Streben genährt, ein Bisthum zu Bavanberge zu gründen, und heute will ich nun diesen gerechten Wunsch ausführen. Darum wende ich mich nun an eure aufrichtige Frömmigkeit mit der Bitte, daß doch durch die Abwesenheit desselben, der von mir erlangen wollte, was ich ihm nicht bewilligen durfte, meine Absicht nicht vereitelt werden möge, da es ja aus dem Stabe, den er mir übergeben hatte, als auch aus dem Zeichen gegenseitiger Verwilligung klar erhellt, daß er nicht aus Gottesfurcht, sondern aus Aerger darüber, daß er eine Würde nicht erlangt hat, die er durchaus nicht erlangen konnte, sich entfernt hat. Es wird, hoffe ich, ein jeder der Versammelten zu Herzen nehmen, daß er nur aus Ehrgeiz eine Förderung der Interessen unserer heiligen Mutterkirche vermittelst einer wahrhaft kindische Possen vorbringenden Gesandtschaft hintertreiben zu wollen sich erfrecht. Zur festen Begründung meines Planes wirkt die umfassende Güte meiner hier anwesenden Gemahlin und meines einzigen Bruders und Miterben begünstigend mit, und beide mögen hiemit versichert sein, daß ich ihnen in einer

Weiſe, die ſie ſelbſt vorher genehmigen ſollen, in Wahrheit, was ſie jetzt aufgeben, wieder erſtatten werde."

Als der König dieſe Anſprache beendet hatte, erhob ſich Beringer, Biſchof Heinrich's Caplan, und bezeugte, ſein Vorgeſetzter ſei aus Furcht vor dem Könige nicht erſchienen und habe niemals es gut geheißen, daß in irgend einer Hinſicht der ihm von Gott anvertrauten Kirche Abbruch geſchehen ſollte, und beſchwor alle Anweſenden um der Liebe Chriſti willen, ſie möchten in Abweſenheit des Biſchofs nicht einen ſolchen Beſchluß faſſen laſſen, der ihnen ja ſelbſt in Zukunft als ein maaßgebender Vorgang vorgehalten werden könne. Darauf wurden die Privilegien des Biſchofs laut verleſen. So oft nun während dieſer Verhandlungen der König die Richter beſorgt und bedenklich ſchwanken ſah, ſo oft warf er ſich allemal zur Erde nieder und demüthigte ſich. Als aber ſchließlich der Erzbiſchof Willigis von Mainz an das Gericht die Frage ſtellte, was zu thun ſei? antwortete Tagino, die Sache könne dem Antrage des Königs gemäß geſetzlich vollzogen werden. Als darauf alle Anweſende den Ausſpruch deſſelben beſtätigten und unterſchrieben, ward Eberhard vom Könige das biſchöfliche Amt übertragen und er von dem eben genannten Erzbiſchofe noch am ſelben Tage geweiht. Darnach aber erhielt auch Biſchof Heinrich auf Verwendung ſeines Mitbruders Heribert's, Erzbiſchofes von Köln, wieder des Königs Gnade und eine ihn zufriedenſtellende Entſchädigung.

12.

Konrad's II. Wahl und Krönung.

Zwiſchen Worms und Mainz, bei Oppenheim, erhebt ſich auf der linken Seite des Rheins, bekränzt mit Nierſteins Reben, faſt ſteil das Ufer und erſtreckt ſich dann in ſanften Wellen zur Fläche aus. Hier, auf fränkiſcher Erde, wo ſich die Gränzen des Mainzer und Wormſer Kirchenſprengels berühren, bei Lörzweil, ſtand der alte Königsſtuhl und blickte weit über den Rhein auf die unabſehbare reiche Ebene, welche mit Dörfern, Weilern, Städten und königlichen Höfen bedeckt, ſich von dem Geſtade hinzieht, bis des Odenwaldes bläuliche Höhen ſie begränzen.

Auf dieſen weiten Flächen ſammelten ſich die Fürſten und Völker. Auf der rechten Seite des Rheins ſah man der Sachſen, denen die angränzenden ſlaviſchen Stämme folgten, der Franken, Bayern und Schwaben fliegende Banner; jenſeits breiteten ſich die Schaaren

der an Mosel und Maas wohnenden Ober- und Nieder-Lothringer aus. Von Italien kamen, entweder wegen Kürze der Zeit, oder vielmehr wegen innerer Streitigkeiten keine Abgeordnete.

Hier, in Kamba, Oppenheim gegenüber, jetzt lange von den Fluthen des Rheines, der oft sein Bette wechselte, verschlungen, beriethen sich die Fürsten. Endlich nach weislicher Erwägung der Jugend, wie des Alters, der Tapferkeit und jeder für den Thron nöthigen Eigenschaft schwankte die Wahl nur noch zwischen zwei Männern, verschiedener Art, aber fast gleichen Ansehens.

Beide hießen Konrad, man unterschied sie wegen des Alters durch die Beinamen des Aeltern und des Jüngern. Beide stammten aus einem der edelsten Häuser Frankens. Söhne zweier Brüder, Enkel Herzog Otto's von Kärnthen, des Sohnes Herzog Konrad's des Weisen von Lothringen und der Luitgard, der Tochter Kaiser Otto's des Großen, beide durch Bande des Bluts und Verschwägerung mit den mächtigsten Großen des Reichs verbunden. Der ältere Konrad, der Sohn des fränkischen Grafen Heinrich, stammte von seiner Mutter her von den alten Elsassischen Grafen von Egensheim und Dasburg ab. Reich an Lehen, mächtig durch Reichswürden war er nicht. Er besaß sein im Verhältniß gegen viele andere Fürsten, mäßiges Erbgut am Rheine, als ein hochfreier Mann, der es verschmähete, der Lehnträger eines andern Fürsten zu sein. Sein Muth, seine Tapferkeit und Einsicht waren unbestritten, sie hatten sich bei der Vertheidigung seines Oheims, des Grafen Gerhard im Elsenzgau gegen Herzog Gottfried von Lothringen, dann bei kräftiger Hülfe, die er seinem Vetter, Konrad den Jüngern, gegen Herzog Adalbert an Kärnthen leistete, genug bewährt. Man tadelte an ihm nur, daß er seine Gemahlin, die kluge Gisela, die Wittwe Herzog Ernst's von Schwaben, ohne Rücksicht auf die kirchlichen Verordnungen im zu nahen Verwandtschafts-Grade geheirathet und dadurch, wie durch jene Fehden früher die Gnade Kaiser Heinrich des Frommen verloren hatte, obgleich ihm diese später wieder geworden war.

Konrad der Jüngere, an der Spitze der Franken, war ein Sohn Herzog Konrad's von Kärnthen und von seiner Mutter Mathilde, der Schwester der Gisela, der Tochter Herzog Herrmann's von Schwaben und der Gepa von Burgund, führte er durch dieses königliche Haus seine Ahnen zu den Karolingern hinauf. Vor einem Könige niedriger Geburt hätten die stolzen Fürsten sich nicht gebeugt.

Der größere Theil der Fürsten war für den ältern Konrad. Sie achteten seine Tapferkeit, auch war seine Hausmacht zu gering, um

Beſorgniſſe einzuflößen. Den geiſtlichen Herren, welche jetzt weniger nach Vermehrung als nach Behauptung ihrer reichen Beſitzthümer ſtreben mußten, verſprach ſeine Rechtlichkeit und Mäßigung, wie ſein Muth ſichern Schutz gegen den ſchon lebhaften Neid und die rohe Gewalt der weltlichen Fürſten. So dachten vorzüglich der kluge Erzbiſchof Aribo von Mainz und der altehrwürdige Biſchof Eberhard von Bamberg. Dieſer hoffte die Erhaltung ſeines Beſitzthums durch Konrad; mit deſſen Hülfe dagegen Biſchof Bruno von Augsburg dieſe große Stiftung ſeines kaiſerlichen Bruders aufzulöſen dachte, um ſo zum Beſitze ſeines ihm unrechtmäßig, wie er meinte, entzogenen Erbtheils zu gelangen. Aber noch ließ Keiner ſeine Meinung laut werden aus Beſorgniß vor der Macht und dem Anhange Konrad's des Jüngern, dem das Volk geneigter war und der vorzüglich unter den Lothringern in großem Anſehen ſtand, denn wegen früherer Feindſchaft, veranlaßt durch Konrad's des Aeltern Fehde gegen Herzog Gottfried von Nieder-Lothringen, hatte deſſen Bruder und Nachfolger Herzog Gozelo ſich mit dem Herzoge Theodorich von Ober-Lothringen, dem Grafen Rainer von Hennegau, dem Erzbiſchofe von Köln und den Biſchöfen von Verdun, Utrecht und Lüttich eidlich verbunden, Konrad den Aeltern nicht als König anzuerkennen.

Nicht unbekannt mit dieſer Stimmung trat endlich der ältere Konrad ſeinen Vetter an und redete zu ihm mit klugen und beſcheidenen Worten: „Wie allgemeine Uebereinſtimmung allein ſie Beide unverdient des Thrones würdig halte, weßhalb es ihnen, als Blutsverwandten zieme einig zu ſein, weil ſonſt Fürſten und Völker ſich gewiß von ihnen abwenden, einen Dritten wählen und ſie einander um den Thron bringen würden.“ Der jüngere Konrad war das gern zufrieden, verſprach ſeinem Vetter, fiele auf dieſen die Wahl, Treue, und im Angeſichte der Verſammlung neigte ſich der ältere Konrad zu ſeinem Vetter und küßte ihn. Alle verſtanden die Einigung und auf dem Königsſtuhle ſaßen die Fürſten, die Völker ſtanden rings umher. Da erhob ſich der Erzbiſchof Aribo von Mainz, des Reichs Erzkanzler, dem die erſte Stimme gebührte und ſtimmte mit vollem Herzen für Konrad den Aeltern und wählte ihn zu ſeinem Herrn und Könige, zum Regierer und Vertheidiger des Vaterlandes. Ohne Verweilen folgten ſeiner Stimme die übrigen Erzbiſchöfe und geiſtlichen Fürſten und wählten denſelben.

Der jüngere Konrad, der ſich eben mit den Lothringern berieth, kam überraſcht herzu — auch er wählte ſeinen Vetter und dieſer ergriff ſeine Hand und ließ ihn neben ſich ſitzen. Die Herzoge der

einzelnen Völkerschaften wiederholten die Worte der Wahl. Die Menge jauchzte laut, billigte der Fürsten Willen und verlangte ohne Aufschub die Weihe des Erwählten. Nun erschien die Kaiserin Kunigunde und übergab diesem willig die Krone, die heilige Lanze, das Schwert und die übrigen Zeichen der Herrschaft. Endlich kamen auch Friedrich, der Verweser von Ober-Lothringen, wie die übrigen für Konrad den Jüngern verbündeten Fürsten, welche sich anfänglich feindselig zurückgezogen hatten, und erkannten den Erwählten als ihren König an.

So brach nun Konrad mit den Fürsten auf zu dem nahen Mainz. Voller Freude, jauchzend und singend, an beiden Ufern des Rheins hin, folgten die versammelten Völker und kamen in die Stadt, wo der Erzbischof Aribo im hohen Dome schon mit der Geistlichkeit bereit stand zur Weihe. Als nun der feierliche Zug zur Kirche begonnen hatte, so erschienen vor dem Erwählten drei Leute niedrigen Standes mit besonderen Klagen. Er stand still und hörte sie. Da erinnerten ihn einige Fürsten: er möge die Weihe und den Gottesdienst nicht verzögern; aber der König sprach, als Statthalter Christi, die Bischöfe anblickend: „Wenn es mein Amt ist zu regieren, und ein standhafter Mann nie das aufschieben soll, was er eben Rechtes thun kann, so ist es besser, ich selbst thue meine Pflicht, als daß ich von Anderen daran erinnert werde. Ich habe oft von euch gehört, daß nicht die gerechtfertigt sein werden, welche das Rechte hören, sondern die es thun. Wenn es mir, wie ihr sagt, nöthig ist zur Weihe zu eilen, so muß ich um so bedächtiger meinen Schritt sichern auf Gottes Werk, je mehr ich einsehe, daß ich mich einem schweren Amte nähere.“ Auf der Stelle hörte er jener Leute Klagen an und sprach ihnen Recht. Weiter fortgeschritten trat ihn ein Anderer an und klagte, schuldlos aus dem Vaterlande vertrieben zu sein. Der König ergriff des Klagenden Hand und empfahl ihn und seine Sache angelegentlich einem der Fürsten.

Nachdem nun der Zug im hohen Dome angekommen war, so sprach der Erzbischof Aribo zu dem Erwählten von den königlichen Pflichten, forderte ihn auf, Gerechtigkeit und Frieden walten zu lassen im Lande, Kirche und Geistlichkeit zu vertheidigen, Wittwen und Waisen zu schützen, erinnerte ihn, wie Gott nach vieler Gefahr und Bedrängniß seines frühern Lebens ihn zum Statthalter Christi erhoben, ermahnte ihn, allen seinen Widersachern und Beleidigern zu vergeben, um Gotteswillen, der ihn heute zu einem neuen Menschen gemacht, damit auch Gott ihm einst gnädig wäre. Der König wurde

bewegt, seufzte und vergoß Thränen; dann aber that er wie die Fürsten und das gesammte Volk verlangten und vergab seinen Feinden. Darauf weihte ihn der Erzbischof Aribo zum Könige und nach Beendigung des Gottesdienstes kehrte in hoher Würde, mit heiterm Antlitz, umgeben von den Großen des Reichs, der König Konrad II. zurück in den Palast, und alle Bischöfe, Herzöge und übrige Fürsten. Die Bannerherren, die gemeine Ritterschaft und alle Freie schworen ihm den Eid der Treue, worauf er sich am feierlichen Königsmahle ergötzte.

13.

Hermannus Contractus.

Alle Gelehrte seiner Zeit verdunkelte der Sohn des Grafen Wolferad in Schwaben, Hermann, der Contracte genannt, weil er von frühester Kindheit an allen Gliedern so gelähmt war, daß er nur durch Hülfe der Diener in einem Tragsessel, in welchem er mit Mühe und gekrümmt saß, von einem Orte zum andern bewegt werden konnte. Kaum vermochte er mit seiner Hand die Feder zu führen. Hierdurch wie durch die eigenthümliche Richtung seines Geistes den Wissenschaften zugewendet, legte er den Grund seiner Studien in dem Kloster St. Gallen, damals dem berühmtesten Zufluchtsorte der Wissenschaften in den Zeiten des Kriegs und der Verheerungen. Leider waren daselbst durch die ansteckende Krankheit, welche das Heer Heinrich's II. (1022) aus Italien mitgebracht hatte, viele ausgezeichnete Lehrer gestorben. Dennoch wurden die Wissenschaften fortwährend hochgehalten, hier, wo im zehnten und elften Jahrhunderte Griechisch und Lateinisch nach den Grammatiken des Dositheus, Aristarch, Priscian, Donat, Alcuin und Beda gelehrt wurde, wo man Homer, Sophokles, Plato, ferner Cicero, Virgil, Quintilian, Sallustius, Livius, Horatius, Terentius, Lucan und andere römische Klassiker las, wo Notker Labeo (1022) die Psalmen in das Deutsche übersetzte, des Aristoteles Logik deutsch auslegte und er, wie Eckard, griechische, viele Andere lateinische Verse verfertigten, wo nur die Knaben deutsch, die Erwachsenen lateinisch sprachen, Aufsätze sogleich lateinisch niedergeschrieben, nicht erst aus dem Deutschen übersetzt wurden, wo die Lehrart des Sokrates bekannt war, wo man Astronomie nach den Werken des Alexander, Higin und Aratus lehrte, sich des Tubus und Astrolabiums bediente, einen Himmelsglobus

verfertigte, wo viele Erinnerungen des Alterthumes erhalten, gründliche Belesenheit in den Kirchenvätern gefunden wurde.

Von St. Gallen begab sich Hermann in das Kloster Reichenau, welchem der in der Musik, Beredsamkeit und Geschichte gleich ausgezeichnete Abt Berno vorstand; lebte hier als Mönch, bildete sich in den Wissenschaften aus und erwarb den Ruhm, einer der größesten Gelehrten seiner Zeit zu sein. Er berechnete für jede Stunde des Tages und der Nacht die Erleuchtung des Mondes durch die Sonne und die Regeln der Mondfinsternisse, schrieb eine Geometrie mit erläuternden Rechnungen und Figuren, ein Werk über den Gebrauch, ein anderes über den Nutzen des Astrolabiums, aus welchem sich ergibt, daß er auch das Arabische verstand und wahrscheinlich arabische Schriften benützte, verfertigte zu Ehren der Heiligen lateinische Gesänge, die er zugleich in Musik setzte, da Niemand darin so erfahren war, als er; dichtete ein Werk über die acht Hauptlaster, verfertigte mit ungemeiner Geschicklichkeit Stunden-Uhren, musikalische und mechanische Instrumente, schrieb die Geschichte Kaiser Konrad's II. und Heinrich's III., welche verloren zu sein scheinen, und arbeitete seine berühmte Chronik aus, welche noch jetzt eine wichtige Quelle der Geschichte seiner Zeit ist, und sehr vielen späteren Arbeiten der Art als Grundlage diente. In diesem Werke suchte er die verschiedenen Zeitrechnungen, freilich nicht immer mit Erfolg, auf die Eine von Christi Geburt zurückzuführen, mit welcher er beginnt. In der frühern Zeit schöpfte er vorzüglich aus Eusebius, Hieronymus, Prosper von Aquitanien, Dionysius, Jordanes, Beda, Gregorius von Tours, Procopius, den Fuldischen und den alten St. Gallischen Annalen. Zwar hat sein Werk die natürlichen Mängel aller derer, welche mit jedem Jahre den Faden der Erzählung abreißen, doch enthält es in einfacher Sprache und gemäßigtem Urtheile wohlgeordnete, unschätzbare Nachrichten, welche Hermann bis zu seinem Tod fortsetzte. Aber wenn wir über des Mannes Gelehrsamkeit und Fleiß erstaunen in einer Zeit, welche diesen Bestrebungen so viele Schwierigkeiten entgegenstellte, so ehren wir das innige Gefühl des Sohnes, welches sich in der Grabschrift ausdrückt, die er seiner Mutter setzte. Er war so wahrhaft christlich demüthig, fromm und fest in der Ausübung des Guten, unermüdlich in der Bekämpfung des Bösen, in allen Genüssen äußerst mäßig, daß er nie Fleisch aß, und bei so großen Kenntnissen bescheiden.

Seine Sprachwerkzeuge waren von der Natur so vernachläßigt, wie sein übriger Körper, daß er nur fast unverständliche Töne her-

vorzubringen vermochte, aber ſein lebhafter ſcharfſinniger Geiſt belebte, ſein Reichthum an Gelehrſamkeit füllte ſeine Worte; ſeine Schüler vergaßen durch Gewöhnung die Mängel des Organs, und er ſchien ihnen beredt. Aus fernen Ländern zog ſein Ruhm lernbegierige Jünglinge herbei, die bald den ſanften, wohlwollenden Lehrer liebten, der ſo allgemeiner Verehrung genoß. Da ſaß der gebrechliche gütige Mann unter ihnen ganz lebhaft und heiter, des Disputirens völlig mächtig, ungemein gefällig, auf ihre Fragen zu antworten, er mochte nun beſchäftigt ſein mit Schreiben, was ihm auch ſehr beſchwerlich wurde, oder mit Leſen, oder indem er ſich von Andern vorleſen ließ. Er ſtarb zu früh für die Wiſſenſchaften, 41 Jahre alt, ruhig, wie er lebte, noch beſchäftigt mit dem Hortenſius des Cicero, den er mit ſeinen Freunden oft zu leſen pflegte, voller Sehnſucht nach der beſſern Welt.

14.

Lanfrank's Bekehrung.

In außerordentlichen, ſtürmiſchen Zeiten ſind begreiflich auch die Schickſale vieler einzelnen Menſchen außerordentlich; der Charakter des Ganzen kann ſich im Einzelnen nicht verläugnen. Unſere Tage ſind von jener Zeit ſo verſchieden, daß wir uns in einer Welt voll Dichtungen zu befinden glauben, ſobald wir in Einzelnheiten hinabſteigen.

An dem Hofe der mächtigen Herzoge von der Normandie lebte ein Ritter, von väterlicher Seite verwandt mit den genannten Herzogen, von mütterlicher abſtammend von den Herzogen von Flandern, Helluin genannt, ein tapferer Krieger, gewandter Hofmann und beliebt wegen ſeiner gefälligen Sitten bei der großen Welt. Plötzlich erſchien er wie umgewandelt, finſtern Ausſehens ging er einher, nachläſſig in Sitten und Kleidung, ſtets in ſich gekehrt: er hatte die Freude an den Genüſſen der Welt verloren, eine höhere Sehnſucht war in ihm aufgegangen. Lange ſinnend und forſchend, was er thun ſolle zur Befriedigung ſeines innern Dranges, und abgeſchreckt von den rohen Sitten jener Kloſterbewohner, denen er ſich anfänglich zugeſellen wollte, entſchloß er ſich, ein eigenes Kloſter zu gründen. Er verband ſich mit mehreren, entſchloſſen, Benedikt's Regeln in ihrer ganzen Strenge zu beobachten. Er baute ſelbſt an der Kirche mit; nach dem Morgengebete ging er mit ſeinen Genoſſen auf das Feld, ackerte, ſäete, trug den Dünger und reutete die Dornen aus. Bald fand ſich auch des Abtes Helluin Mutter ein, damit die Mönche

jemand haben möchten, der ihnen die Kleider waſche. Das war der Urſprung des berühmten Kloſters Bec.

Aber an einem fehlte es, an einem ſehr wichtigen Stücke, an wiſſenſchaftlicher Bildung. Denn Helluin hatte nach damaliger ritterlicher Weiſe nicht einmal leſen gelernt: in der heiligen Schrift lernte er es als Abt; bei Tage arbeitete er im Felde, des Nachts ſtudirte er im Evangelium. Da fügte es Gott, daß auf eine wunderliche Weiſe auch ein Gelehrter in's Kloſter kam. Zu Pavia wurde aus einem edlen longobardiſchen Geſchlechte Lanfrank geboren: ein Mann von ausgezeichneten Talenten, die durch fleißiges Studium gebildet waren. Die lateiniſche Sprache hatte er beſſer gelernt als irgend Einer ſeiner Zeit, auch mit der griechiſchen war er nicht unbekannt, und in der Dialektik wurde er beſonders bewundert; was immer ſeine Zeit an Wiſſenſchaft beſaß, hatte er aufgenommen. Zu Avranches erntete er als Lehrer großen Ruhm. Da ſich aber in der Normandie ſeit der Eroberung dieſes Landes durch die Normannen die Rohheit kaum gemindert hatte, da Kunſt und Wiſſenſchaft am dürftigſten beſtellt waren, glaubte er auch hier, weil Niemand auch nur von ferne ihm gleich kam, am meiſten bewundert zu werden. Er brach alſo mit einigen Schülern nach der Normandie auf. Als er mit einem derſelben auf dem Wege nach Rouen begriffen war, wurde er in einem Walde von Räubern überfallen, die ihm alles nahmen, nur ſein Kleid nicht. In dieſem Zuſtande erinnerte er ſich, daß Gregor der Erſte erzählte, wie ein frommer Mann einſt zu Pferde wandernd von Longobarden bei ihrem Einfalle in Italien ſeines Pferdes beraubt worden ſei, den Räubern aber, Chriſti Wort gemäß, die Peitſche noch dazu gegeben habe, damit ſie das Thier lenken könnten, wie aber die Longobarden, gerührt von der Geduld dieſes Mannes, ihm auch das Pferd wieder gegeben hätten. Hieran alſo ſich erinnernd, bot er, in der Hoffnung alles wieder zu bekommen, den Räubern auch ſein Kleid an. Er täuſchte ſich ſehr. Die Räuber ergrimmten, ſein Benehmen für verachtenden Trotz haltend, nahmen ſein Kleid und banden ihn, vom Wege entfernt, an einem Baume an, und ſeinen Schüler an einem andern. Es war Nacht Das Erſte nun war, daß er darüber nachdachte, wie es doch wohl komme, daß ihm ſo ganz anderes begegnet ſei als jenem Manne, deſſen Handlungsweiſe er ſich zum Muſter gewählt hatte. Er meinte, daß der Grund darin liege, daß es dieſem mit ſeiner Geduld Ernſt, er aber nur aus Schlauheit geduldig und großmüthig geweſen ſei. Auch erinnerte er ſich am Baume, daß andere Leute in der Noth beten; ſo wollte

er denn auch beten, allein es kam nichts Rechtes zu Stande, am allerwenigſten wollte es ihm mit einem Hymnus gelingen, den er ſingen wollte. Wahrſcheinlich hatte er auch irgendwo geleſen oder gehört, daß es Männer ſo erhaben über das Schickſal gegeben habe, daß ſie mitten im Elend Gott geprieſen hätten. Dieſer ſein Zuſtand ging ihm aber ſehr zu Herzen: er fühlte, wie nichtig er, obgleich ſchon Prieſter, bisher gelebt, und wie traurig es ſei, daß er mit aller Gelehrſamkeit nicht einmal beten könne. Er gelobte, wenn er befreit würde, in einem Kloſter ſein Leben Gott zu weihen. Des anderen Tages hörte er Wanderer vorübergehen, rief um Hülfe und wurde losgebunden. Er fragte nach dem ärmſten Kloſter: man nannte ihm Bec.

Helluin, den Lanfrank gerade mit dem Baue des Backofens beſchäftigt antraf, war ſehr erfreut, einen gelehrten Mönch zu haben. Er ſelbſt war unterdeſſen mit der heiligen Schrift ſehr vertraut geworden; überhaupt hatte er große Erfahrungen über das innere Leben gemacht, und konnte dem Lanfrank Aufſchlüſſe geben, über welche ſich deſſen Gelehrſamkeit ſehr verwunderte. Der Abt aber ehrte den Lanfrank, und beide theilten ſich in die Geſchäfte des Kloſters; jener wählte dieſen zum Prior. Drei Jahre brachte Lanfrank in tiefer Zurückgezogenheit mit höheren Studien zu. Hierauf aber wurde wieder bekannt, wo der berühmte Mann ſich aufhalte; von allen Seiten ſtrömten Schüler nach Bec, Geiſtliche ſogar und Lehrer an gelehrten Schulen, Ritter und Söhne von Fürſten; unentgeltlich konnte Jedermann Unterricht in Bec genießen. Wie aber aus dem beſcheidenen Mönch zuerſt ein Abt zu Caën, dann ein Erzbiſchof von Canterbury und Primas von England geworden, das zu erzählen gehört der ſpeciellen Kirchengeſchichte zu; uns genügt es, hier ſeinem Leben ein charakteriſtiſches Bild des Geiſtes jener Zeiten entnommen zu haben.

15.

Die Congregation von Cluny [1]).

Zu Ende des neunten Jahrhunderts hatten große Reichthümer den Benediktinerorden in Frankreich durch Erſchlaffung der Zucht und

1) Es iſt nicht nur zum Verſtändniß des Mittelalters nothwendig, das vielgeſtaltige Kloſterleben wenigſtens in Einer Form gründlich bis in's Detail kennen zu lernen, ſondern insbeſondere hat Cluny für die große Kirchenreform Gregor's VII. die Bedeutung, dieſelbe innerlich vorbereitet, den Sauerteig dazu geliefert zu haben. Dieß wird die etwas ausführliche Schilderung rechtfertigen.

Abtrennung von der Regel in vielen Klöstern in Verfall gebracht. Eine Hauptquelle des Verderbnisses lag in dem Mangel an jedem innern Zusammenhang unter den Klöstern, wonach Alles ausschließlich von der Persönlichkeit eines jeglichen Abtes abhing. Freilich war in den frühern Zeiten den Bischöfen noch eine Einwirkung eingeräumt; aber wie schwer wurde diese, wenn oft der Abt an Macht und äußerem Ansehen dem Bischof gleich stand. Der Papst aber stand zu ferne; die Unordnung konnte tiefe Wurzel geschlagen haben, bis solche zu seiner Kunde gelangte, und auch dann stand gewöhnlich nur mittelbare Hülfe zu Gebot. Das scheinen diejenigen alle gefühlt zu haben, welche von dem zehnten Jahrhundert an durch verschiedene Zusätze, Auslegungen und Verschärfungen die Benedikt's Regel Unterworfenen zu gewissenhafterer Erfüllung ihrer Obliegenheiten als Ordensmänner zurückführen wollten. Zur Zeit, da eben in Carl dem Einfältigen der carolingische Königsstamm seinem Erlöschen nahe war, gedachte Wilhelm der Fromme, Herzog von Aquitanien und Graf von Auvergne, mit seiner Gemahlin Ingeburg, ein Kloster zu stiften. Darüber berieth er sich mit Hugo, Abt des heiligen Martin von Autun.

Als Hugo auf ihrer Wanderung unfern eines Weilers und einer in der Ehre der heiligen Jungfrau und Petrus, des Apostelfürsten, erbauten Capelle an dem Flüßchen Grosne, da, wo dasselbe einen anmuthigen Wasserfall bildet, die geeignete Stelle zu Ausführung des Vorhabens gefunden glaubte, wendete der Herzog ein: es möchte hier wohl durch das Waidwerk allzuoft Störung veranlaßt werden. Aber schnell entgegnete der Ordensmann: „Laß die Hunde weg, und führe die Mönche ein, du weißt wohl, welchen Lohn vor Gott Beide dir schaffen." Da pflichtete der Herzog freudig dieser Rede bei, und verfügte, daß auf dem kurz zuvor durch ihn erworbenen Eigenthum in der Ehre der Apostel Petrus und Paulus ein Kloster erbaut werde.

Als erster Abt wurde auf Hugo's Vorschlag Berno aus einem benachbarten Kloster berufen. Ihm folgte Odo, aus fränkischem Kriegerstamme, einst an Herzog Wilhelm's Hof erzogen, hierauf zum geistlichen Stand übergetreten, in diesem zu gereiftem Alter vorgerückt. Odo sah, wie in so manchen Klöstern die Lebensbestimmung aus den Augen gelassen wurde. Deßwegen gedachte er, Benedikt's alte Regelzucht herzustellen, derselben gemäß das Klosterleben von neuem zu ordnen und mehrere Nachbarklöster zu deren getreuern Befolgung zu bewegen. Daß er der Mann hiezu sei, bewährte er zuerst durch Strenge gegen sich selbst, dann durch Hingebung an Andere, so daß

er den Armen heute gab, ohne an den folgenden Tag zu denken. Sein Vorbild, seine Thätigkeit, sein langes Leben bewirkten den Anschluß einer Menge Klöster an das seinige; von Benevent bis zum atlantischen Ocean freuten sich viele seiner Leitung. Darum muß er eigentlich der Stifter der cluniacensischen Ordensverbindung genannt werden.

Bescheidenheit und Demuth gewannen seinem Nachfolger Aymard sowohl das Vertrauen der Brüder als die Gunst der Begüterten, Schenkungen, Schutz- und Freibriefe. Es ist schwer zu entscheiden, welchem seiner Nachfolger, Majolus, Odilo, Hugo I. in würdiger Führung des Vorsteheramtes, in treuer Obsorge um ihre Stiftung, in weitreichender Verbindung mit Allem, was zu jener Zeit in Kirche und Welt hochgestellt war, in ausgezeichneter Gunst bei Kaisern, Königen und Fürsten der Vorrang gebühre. Kaiser und Könige, Päpste und Bischöfe standen mit den Aebten von Cluny in enger Verbindung, die Großen des Landes hörten auf ihren Rath. Drei Oberhäupter der Kirche gingen aus diesem Ordenshause hervor. Flüchtige Königssöhne suchten hier Zuflucht, lebensmüde Fürsten in der Gemeinschaft mit den Brüdern die Sühne für die Vergangenheit, deren sie sich bedürftig fühlten; und so freigebig mit Schenkungen, selbst in fernen Landen, waren die Herrscher, als die Häupter der Kirche mit Schutzbriefen und freundlichen Gedenkzeichen, die Bischöfe mit Vereinigung ansehnlicher Klöster, so daß Cluny's aus allen Weltgegenden fließende Einkünfte in der Folge sprichwörtlich wurden.

Nach zweihundertjähriger ungetrübter Fortdauer in geistlicher Zucht und weltlichem Besitz sollte auch Cluny, so in dem Einen, als in dem Andern erschüttert werden. Abt Pontius, von leichtsinnigem und hochfahrendem Charakter that Alles, das Kloster zu Grunde zu richten. Endlich ward er in Rom verklagt und abgesetzt, zog aber darauf mit einer Bande von Bewaffneten heran und bemächtigte sich des Klosters. Da ward er ergriffen und in einen Thurm geworfen, wo ihn das Fieber hinraffte.

Ihm war (nach dreimonatlichem Walten Hugo's II.) derjenige gefolgt, dessen Thätigkeit, Klugheit und allgemeine Geltung Cluny nicht nur von den durch Pontius geschlagenen Wunden heilen, sondern die Ordensverbindung zu ihrer höchsten Bedeutung, das Stammkloster zu der musterhaftesten geistlichen Zucht, in seinem äußern Bestehen auf den Gipfel des Wohlseins erheben konnte; es war Peter, dessen Geist, Wissen, Tugend ihm später den Beinamen des Ehrwürdigen verschafften.

Ueberschaut man seine vielen Reisen in den wichtigsten Angelegenheiten seiner Zeit, so sollte man meinen, in ihm nur den Geschäftsmann zu erblicken; durchgeht man seine vielen Briefe, so erscheint er als Rathgeber nach allen Richtungen; sieht man seine Schriftwerke, so möchte man glauben, er habe nur der Gottesgelehrsamkeit gelebt; vernimmt man, wie er die Strenge in seinem Kloster gewahrt und über die Zucht in demselben gewacht, so möchte man dafür halten, bloß dem in sich gekehrten Aszeten zu begegnen; hört man endlich, wie er sein Haus in allen zeitlichen Dingen gefördert, so steht der ausgezeichnete Verwalter vor unsern Augen; aber Peter war alles zumal: Geschäftsmann, Rathgeber, Gelehrter, Schriftsteller, Aszet, Verwalter, so kräftiger als wohlbesorgter Vorsteher seines Hauses und der gesammten Verbindung. Nachdem er dieser und seinem Kloster in's 39ste Jahr vorgestanden und mit seinem Ruf die gesammte christliche Welt erfüllt, starb er während des Weihnachtsfestes des Jahres 1156, nicht viel über drei Jahre nach seinem ihm innigbefreundeten Zeitgenossen, dem heiligen Bernhard. Wohl mag man sagen, in ihm habe Cluny's Glanz sein vollestes Leuchten gewonnen, sei dessen Heroenzeit an ihren Hochpunkt gelangt.

Alles, was in Cluny zu Benedikt's Regel hinzugefügt worden, verhält sich zu derselben nur wie die Auslegung zu einem Grundtext.

Gesang und Chordienst erforderten nach den Uebungen von Cluny weit mehr Zeit, als bei den andern Benediktinern. Darauf wurde besonders gehalten, daß sie in allen verbrüderten Häusern möglichst gleichmäßig seien. Außer den besondern Gebeten, welche Jeder nach eigener Wahl verrichtete, waren täglich 138 Psalmen zu beten, was gewöhnlich unter mehren Arbeiten geschah; und selbst im höchsten Sommer blieb, neben den geistlichen Uebungen, auch an denen Tagen, an welchen das Sprechen erlaubt war, hiezu bloß eine halbe Stunde übrig. Jedem Versehen, jedem Säumniß in dem Kirchendienst folgte alsbald eine strafende Zurechtweisung. Es wurde dieß als der geistliche Kriegsdienst geachtet, der bei den Einzelnen weder Willkühr noch Säumniß dulde. Besondere Aufmerksamkeit wurde den größern Festen der Kirche gewidmet, und die längere Dauer der Gesänge, die vermehrten Lesestücke, die größere Hingebung, welche gefordert ward, sollte deren höhere Bedeutung bewähren. Während des Hochamts durfte keine Messe gelesen werden, damit Keiner nach Bequemlichkeit wähle, sondern Jeder die Pflicht erkenne, jenem beizuwohnen. Besonders feierlich war der Augenblick des Hinscheidens eines Bruders. Sobald der Kranke die letzte Oelung erhalten hatte,

durfte nur ein hölzernes Kreuz zum Küſſen dargereicht werden. Alle, wenigſtens ſo Viele ihrer konnten, mußten um den Sterbenden ſich einfinden; und wenn haſtiges Laufen durch die Kloſtergänge ſtets verboten war, ſo wurde es dann zur beſondern Pflicht gemacht, ſobald das Zeichen die Todesſtunde eines Bruders verkündete. Wohlthätigkeit war durch beſondere Vergabungen möglich gemacht, und die Verfügungen ſchärften gewiſſenhafte Verwendung ein. Für 18 Arme, die in dem Mutterkloſter regelmäßig mit Speiſe und Kleidung unterhalten wurden, beſtanden eigene Pfründen. Von ſechs einzig für ſie beſtimmten Dienern hatte einer ihrer zu warten, einer war Pförtner des Armenhauſes, zwei hatten das Holz aus dem Walde, zwei andere zwei Backöfen zu beſorgen, deren Ertrag wieder zu Almoſen verwendet wurde. Alles, was in dem Speiſezimmer der Brüder an Speiſe und Getränk übrig blieb, nahm der Almoſner zur Austheilung unter die Armen in Empfang. Ausgezeichneten Wohlthätern, wenn ſie auch ferne oder längſt geſtorben waren, wurde regelmäßig im gemeinſchaftlichen Eßzimmer der Tiſch gedeckt, und, was ihrer Stelle vorgeſetzt worden, für die Armen herausgetragen. Zwölf Kuchen, jeder drei Pfund ſchwer, waren täglich zum Vertheilen unter Wittwen, Waiſen, Gebrechliche und Greiſe beſtimmt. Am heiligen Donnerstag wurden eben ſo vielen Armen, als Brüder in dem Hauſe ſich befanden, die Füße gewaſchen, alle hierauf geſpeiſt. Zu beſondern Zeiten des Jahres und an allen Feſttagen, an welchen den Brüdern beſſere Speiſe gereicht ward, wurden auch reichlichere Gaben geſpendet. Jede Woche hatte der Almoſner durch das Dorf bei dem Kloſter zu gehen, und nachzufragen, wo in einem Hauſe ein Armer krank liege, um ihm Brod und Wein und ſtärkende Gewürze zu ſenden. Man rechnete die Zahl der unterſtützten Armen auf 17,000, an welche 250 geſchlachtete Mutterſchweine ganz vertheilt wurden. Abt Odilo verkaufte einſt, um bei eingetretener Hungersnoth die Armen nicht abweiſen zu müſſen, außer den Zierrathen ſeiner Kirche eine Krone, die ihm Heinrich II. aus Deutſchland geſendet hatte. Gleiche Wohlthätigkeit war ſämmtlichen unterworfenen Klöſtern und Häuſern zur Pflicht gemacht. Ebenſo die Gaſtfreiheit. Genaue Vorſchriften ordneten die Aufnahme von Fremdlingen nach Stand, Würde und Weiſe der Ankunft, ob zu Pferd oder zu Fuß. Bei Geiſtlichen war neben der Verpflegung auch für Theilnahme an Gebet, Geſang, Segnung geſorgt. Wer zu Fuß anlangte, erhielt ein Pfund Brod, ein halbes Gefäß Wein; ebenſoviel und ein halbes Pfund Brod am Morgen bei der Abreiſe. Würde auch Armuth eines Hauſes die Verpflegung unmöglich machen, ſo

sollte doch zur Aufnahme stets die Thüre offen und ein freundlicher Blick bereit sein. Um alle Fremdlinge besorgen, allen entsprechen zu können, durfte der Prior nie erwägen, was seinem Kloster möglich sei, sondern sollte auch zu dem Unmöglichen sich bereit zeigen. Manchmal war Alles aufgezehrt und mußten die Mönche Hunger leiden, dann kam unerwartet wieder von Königen und Großen Zufluß.

Das Leben der Ordensbrüder war streng. Außer einem lange dauernden und in allen seinen Bestandtheilen sehr regelmäßigem Chordienste, den Keiner versäumen durfte, hatten sie häufige Fasten. Fleisch von vierfüßigen Thieren sah man niemals auf dem Tische der Brüder. Während der 70 Tage vor Ostern kam gar kein Fett an die Speisen, auch an den Freitagen nie. Bohnen fanden sich beinahe alltäglich als Speise, Eier und Käse nur bisweilen, Fische seltener. Nach der letzten Gebetsstunde durfte nie mehr etwas genossen werden, nur in einzelnen Fällen blieb ein Abendtrunk gestattet. Nächst Verletzung dieser Pflicht war Besitz von Eigenthum eines der größten Verbrechen, durch Baun und Verlust kirchlichen Begräbnisses gebüßt.

Gehorsam wurde für den Angelpunkt aller Tugenden, wenn schon bei dem Weltgeistlichen, wie viel mehr bei dem Ordensbruder erkannt. Beiseitsetzung desselben war ein Frevel, der der härtesten Strafen werth schien, zuletzt Verstoßung nach sich zog. Prioren und andere Vorgesetzte wurden bis zum zweitenmale erinnert, sodann ihres Amtes, ohne alle Hoffnung künftiger Wiederbeförderung, verlustig erklärt. Das Schweigen galt als besonders kräftiges Hülfsmittel geistlicher Vervollkommnung. Ohne dieses glaubte Abt Odo habe das Leben des Ordensmannes gar keinen Werth. Dasselbe mußte durch die ganze Fasten, zu vielen andern Zeiten des Jahres, gewöhnlich an dem Tische beobachtet werden. Hierdurch hatten sich die Clunyacenser in der Zeichensprache eine solche Fertigkeit erworben, daß sie zu Bezeichnung ihrer Bedürfnisse der Zunge füglich hätten entbehren können. Durch das Kloster sollte die möglichste Stille und Ruhe walten, daher Keiner in eilender Hast daher laufen.

Jedes Versehen sollte gebüßt, wenigstens dem Abt angezeigt werden. Wer zu spät in den Chor kam, mußte dort, indeß die Andern saßen, bei Seite bleiben und stehen, oft zu Boden liegen. Verspätung bei Tisch zog wieder seine Strafe nach sich. Ein öffentliches Vergehen wurde auch öffentlich bestraft, damit Jedermann sich überzeuge, die Gesammtheit wache über dem Betragen des Einzelnen. Leichteres ward durch die Verweisung in die Einsamkeit, durch eine Stelle an der Kirchthüre, durch Ausschließung von dem gemeinsamen

Gebet gebüßt, Schwerem folgten Streiche, und war die Uebertretung öffentlich geschehen, so wurde der Schuldige zur Zeit, da das Volk zur Messe herbeiströmte, vor die Kirche gebracht, und ein Klosterdiener hatte es zu verkünden, weßwegen demselben Buße auferlegt worden. Des Allerschwersten warteten Handschellen oder ein Kerker in dem Kloster, der keine Fenster hatte, und in welchen man nur mittelst einer Leiter hinabsteigen konnte. Es war ein tiefgedachtes Wort des heiligen Hugo: „Nicht durch Fehltritte der Mönche werden die Klöster entehrt, wohl aber, wenn sie ungestraft bleiben." Einige Brüder hatten das Amt, täglich mehrmals die Runde durch das Kloster zu machen, jeden Verstoß gegen die Ordnung sich zu merken, dieß im Capitel anzuzeigen, worauf eine Buße erfolgte. Dem Klosterprior lag solches zu Anfang der Nacht, und zu gewissen Zeiten selbst während deren Dauer ob; besonders hatte er nachzusehen, daß die Thüren jeder Abtheilung des Gebäudes verschlossen seien.

Auf Reinlichkeit ward in einer Weise Bedacht genommen, wie es in dem geordnetsten Haushalt nicht genauer geschehen kann. Es zeugt dieses von einem tiefen psychologischen Blick, da äußere Unreinlichkeit nicht selten der Anfang innerer Unreinheit ist. Der Wechsel der Kleidung, des Bettgeräthes, des Tischzeuges, erfolgte durch das ganze Jahr nach unveränderlicher Uebung. Es wurde darauf gesehen, daß jeder Novize sich nach dem Aufstehen kämme, wasche, Keiner hiezu eines andern Tuches, als des ihm angewiesenen sich bediene. In der Küche mußte stets Wasser für die Hände bereit stehen. Im Kloster hingen an verschiedenen Orten Handtücher zu gemeinsamem Gebrauch, deren aber diejenigen, welche die Küche zu besorgen hatten, sich nicht bedienen durften, denn ihnen waren eigene angewiesen.

Die Kleidung war im Gegensatz zu der verwerflichen Gewohnheit anderer Ordensbrüder, die auch hierin die Regel dem Weltsinn opferten, sehr einfach, aber in den einzelnen Stücken reichlich, in Allem doppelt, für den Winter nach dem Bedürfniß der Jahreszeit oder auch des Clima's, schützend und bequem. Die Männer, von denen diese Vorschriften ausgingen, waren nicht engherzig, um Aeußerliches, was für Italiens Himmel sich eignete, auch unter den rauhern des Nordens ängstlich einführen zu wollen. — Besonders in der Pflege der Kranken waltete zarte Fürsorge. Die Kranken hatten sechs eigene Brüder zur Besorgung. Um sie immer mit Holz zu versehen, war der beste Esel aus den Stallungen hiefür erlesen. Der Aufseher des Krankenhauses mußte mit Pfeffer, Ingwer, andern Gewürzen, heilsamen Wurzeln stets versehen sein, um die Speisen der Kranken

schmackhafter oder nahrhafter zu machen. Auch an den Fasttagen war ihnen Fleisch vergönnt. Um Schwächlichen und Kranken Besseres vorsetzen zu können, wurden die Geschenke, welche das Kloster erhielt, zum Theil für sie verwendet. Das Schweigen war für sie aufgehoben, doch so, daß sie von dem Sprechen keinen Mißbrauch machten. Dem Abt und dem Großprior lag öfterer Besuch der Kranken ob; der Großkellner mußte mit Vorgesetzten des Krankenhauses denselben täglich Besuch abstatten, Jeden fragen, was er zu essen wünsche, und wie er es ihm solle bereiten lassen. War Einer genesen, um wieder zu dem Capitel zu kommen, so stand er auf und sagte zu dem Prior: „Ich war im Krankenhause, und habe die Ordensvorschriften nicht nach Pflicht gehalten.“ Der Prior erwiederte: „Gott verzeih' es dir!“ Darauf begab sich der Hergestellte an den Platz der Büßer, und betete die sieben Bußpsalmen, oder sieben Vater Unser. Solche freundliche Pflege der Kranken empfahlen aber die Vorschriften allen Prioren der gesammten Verbrüderung.

Die innere Einrichtung und Verwaltung der Verbrüderung war folgende: Alljährlich mußten die Aebte, Prioren und Decane aller Häuser, welche die clunyacensischen Uebungen angenommen hatten, zu einer Versammlung in das Stammkloster sich einfinden, diejenigen der entlegenern Landschaften je um das andere Jahr; wer ausbleibe, gehe seines Priorat's verlustig. Jede Erneuerung, Abänderung, Bestätigung der Vorschriften wurde dieser Versammlung zur Genehmigung vorgelegt, worüber jeder Bruder in Cluny auch seine Stimme hatte. Jeder Anwesende war verpflichtet, alles Rügenswerthe, was ihm von andern Häusern oder einzelnen Brüdern bekannt geworden, derselben mitzutheilen. So wenig Rücksichten hievon abhalten durften, so wenig sollte dieß dem Anzeigenden nachgetragen werden. Verschwenderische, unsittliche oder ungehorsame Prioren wurden durch die Versammlung entsetzt, ihr endlich die Novizen der gesammten Verbrüderung vorgestellt.

Sobald die jährliche Versammlung sich aufgelöst hatte, war Cluny's Abt das Haupt der Verbindung. Er ernannte die Prioren in allen Klöstern, und wo ein Abt zu setzen war, mußte bei ihm Rath eingeholt werden, dieser seine Bestätigung erhalten; hiefür aber irgend etwas anzunehmen, war ihm streng untersagt. In allen Häusern des Ordens konnte er anordnen, was er für zweckmäßig hielt und alle seine den Kirchengesetzen angemessenen Verfügungen gegen irgend ein Glied mußten vollzogen, Absetzungen von Würden und Aemtern in der Zeit zwischen den allgemeinen Versammlungen

durch ihn ausgesprochen werden, ohne daß Appellation gestattet war. Es lag dem Abt ob, im Speisesaal und in dem Schlafgemach, so viel immer möglich, mit den Brüdern zusammenzusein, und mit ihnen der gleichen Speisen sich zu begnügen; bloß wurden ihm ehrenhalber zwei Kuchen und besserer Wein vorgesetzt.

Ihm folgte der Großprior, den der Abt nach dem Rath der Aeltesten und mit Anzeige an das Capitel ernannte. Nächst dem Abt gelangten an ihn alle geistlichen und weltlichen Angelegenheiten des Klosters; unter ihm stunden alle Brüder, die die Güter zu besorgen hatten, und über alles Wichtige an seinen Rath gewiesen waren. Jährlich nach der Weinlese ging er auf die Güter hinaus, und besah die Vorräthe in Scheunen und Kellern, und bestimmte, was zum Unterhalt der dortigen Brüder und der Wirthschaft auszusondern sei, und sorgte, daß das Uebrige in's Kloster abgeliefert werde.

Ueber die Ordnung im Innern des Hauses wachte der Klosterprior, wozu er einige Gehülfen, für Abwesenheit einen Stellvertreter hatte.

Zu diesen Stellen sollte weder Herkunft noch Gunst, noch Verwandtenliebe, einzig innere Würde, Erfahrung, Klugheit befördern.

Kein Prior, so wenig als der oberste Abt der Verbrüderung, durfte allein reisen, damit Jeder Zeugen seines Wandels und Gehülfen zu seinen geistlichen Verrichtungen stets um sich habe.

Von dem Umfang der Klostergebäude zu Cluny mag man sich daraus einen Begriff machen, daß im Jahr 1245 Papst Innocenz IV. mit zwölf Cardinälen und allen seinen Hofgeistlichen und Hofbedienten, dann zwei Patriarchen, drei Erzbischöfen und eilf Bischöfen mit ihrem Gefolge, ferner der König von Frankreich nebst Mutter, Gemahlin, Bruder und Schwester und dem ganzen Hausgesinde, der Kaiser von Constantinopel, die Thronerben von Aragonien und Castilien, mehrere Herzoge und Grafen, viele Ritter, Geistliche und Ordensleute in denselben Herberge finden konnten, ohne daß irgend eine Abtheilung des Gebäudes ihrer gewöhnlichen Bestimmung entzogen werden mußte, oder die Ordensbrüder irgend einer Beschränkung des Raums sich zu entziehen gehabt hätten.

Mehr, als es bei irgend einem andern Orden geschah, wurde in Cluny die Kunst zu ihrem höchsten Zwecke, der Kirche dienstbar gemacht. Alles mußte sich vereinen, um den Gottesdienst mit ausgesuchtem Glanz zu umgeben. In der Kirche sah man Lichtkränze mit Edelsteinen besetzt. Statt der Leuchter standen neben den Altären Lichtbäume, aus Erz künstlich gearbeitet. Die Wände waren mit Malereien geschmückt, die Fenster kostbar und von farbigem Glas;

gewirkte Tapeten hingen umher; man bewunderte das Schnitzwerk an den Chorstühlen; selbst auf dem Fußboden der Kirche erblickte man Bilder; größere Glocken, als man irgendwo fand, sollten die Schaaren der Andächtigen herbeirufen. Die geheiligten Ueberreste waren in Gold gefaßt, woran die Arbeit oft noch mehr Bewunderung verdiente, als der Reichthum. Diesem Allem standen die heiligen Gefäße nicht nach, die goldenen Kelche funkelten von Edelgesteinen, die Priestergewänder starrten in Goldstoff. Alles dieses schloß die große, durch ganz Frankreich bewunderte, Klosterkirche ein.

Die Kirche, damals wahrscheinlich die größte der Welt, auf 68 Säulen ruhend, davon 32, jede achthalb Fuß im Durchmesser, das Gewölbe tragend, schon merkwürdig durch ihre eigenthümliche Gestalt eines erzbischöflichen Kreuzes, galt als eines der glänzendsten Baudenkmale des romanischen Styls in Frankreich. Bildhauerarbeit, Schnitzwerk und Malerei wetteiferten zu deren Ausstattung, und das zehn Fuß hohe Bild des ewigen Vaters auf Goldgrund in der Wölbung der Absis prangte noch im neunzehnten Jahrhundert in derselben Farbenfrische, wie zur Zeit, da es gefertigt worden. 225 Chorstühle, zwar aus späterer Zeit, zeugten von Cluny's Bewohnerzahl; in den Thürmen hingen eine Menge Glocken, deren die größten zur Zeit der Religionskriege zu Bewehrung eines Schlosses in Kanonen verwandelt wurden. Von diesem ganzen Wunderbau sind bloß noch einige spärliche Trümmer übrig. Für nicht viel mehr als 100,000 Franken wurde er in den Tagen von Frankreichs Gräueln als roher Stoff verkauft, so von der Gewalt zertrümmert, was der Geist des Christenthums in dessen Ehre, von dem derselbe ausgegangen, einst geschaffen.

Die innere Einrichtung des Ordens war der Entwicklung eines wissenschaftlichen Sinnes günstiger, als diejenige manches andern; da die Männer, denen er seine Gestaltung verdankte, weniger auf Handarbeit, als auf geistige Beschäftigung, Werth legten. „Vermöge eines eigenthümlichen Privilegiums," schrieb Abt Peter, „haben die Aebte von Cluny seit alten Zeiten Eifer und Geisteskraft auf schriftstellerische Arbeiten verwendet. Es ist nicht der Befehl eines höheren Ansehens, welches sie Bücher zu schreiben veranlaßt; würden sie es unterlassen, so müßten sie nothwendig darüber erröthen, den heiligen Vätern, ihren Vorgängern, so wenig ähnlich, nur ihre entarteten Söhne zu sein." — Unter solchen Vorstehern sahen sich die Brüder durch keine allzuängstliche Scheu von den Werken der heidnischen Schriftsteller zurückgeschreckt, indem sie auch in diesen ein Mittel zum

beſſern Verſtändniß der heiligen Schrift erkannten. Die vorzüglichſten Kirchenväter wurden zu Cluny nach deren vollem Werth für eine Verbindung wie ein Kloſter gewürdigt. Und wie derjenige, welcher Bücher nicht bloß als todten Schatz bewahrt, ſondern als köſtliches, geiſtliches oder wiſſenſchaftliches Geräthe zu benützen weiß, am mittheilſamſten iſt, ſo war auch Cluny ſtets bereit, ſolche andern Klöſtern oder Orden zur Abſchrift oder zur Vergleichung zu überlaſſen. — Ihren für die Kirche beſtimmten Büchern verliehen ſie durch künſtlich gemalte Anfangsbuchſtaben auch äußern Schmuck, und den Schreibern war während ihrer Arbeit der Beſuch der Chorſtunden erlaſſen.

Die Tüchtigkeit und Emſigkeit der Clunyacenſer in Erwerbung von Handſchriften, in Bewahrung urkundlicher Schätze ward noch in ſpäterer Zeit anerkannt, gleichwie Denkmale, daß der Ernſt des Ordens den Sinn für Wiſſenſchaft nicht auszulöſchen vermocht habe, auf dieſe herabgekommen ſind.

Raſch ſtieg die Clunyacenſiſche Verbrüderung durch ganz Frankreich zu großem Anſehen, welches unter der ſechsunddreißigjährigen Verwaltung Peter's des Ehrwürdigen noch tiefer ſich gründete. Die einmal angeregte Auffriſchung der urſprünglichen Würde des Benediktinerordens verbreitete ihren Ruf nicht minder ſchnell auch über Frankreich hinaus, und veranlaßte in den Klöſtern anderer Länder ähnliches Beſtreben innerer Herſtellung durch die nämlichen Mittel.

Wer in Frankreich eine Stiftung machte, unterwarf dieſelbe durch Einführung der in Cluny beſtehenden Uebungen, dieſem Mutterkloſter. Könige, Fürſten und Biſchöfe wieſen ſchon beſtehende Ordenshäuſer an die Verbindung mit ihm; beſonders dann, wenn jene in Unordnung und Zerfall gekommen waren. Einzig unter Peter des Ehrwürdigen Leitung wurde die Genoſſenſchaft durch den Beitritt von 314 Klöſtern, Collegiatſtiften und Kirchen erweitert, und zur Zeit ihrer höchſten Blüthe zählte ſie über 2000 Ordenshäuſer. Mit den Kreuzzügen verbreitete ſie ſich auch über das Meer; im Thal Joſaphat und auf dem Berge Thabor ſtanden clunyacenſiſche Häuſer, und ſchon Peter hatte die Freude, ein Kloſter in einer Vorſtadt Conſtantinopels mit dem Mutterhaus vereinigt zu ſehen.

Es erfolgten Schenkungen, in der Hoffnung, hiedurch aus dem Schlamm der Sünden ſich zu erheben. Männer aller Stände ſuchten zu Cluny, auch in andern Häuſern der Genoſſenſchaft, Buße für ein ſchuldbeladenes Leben, oder Zuflucht gegen die Gefahren der Welt, oder unter der Leitung ſtrenger Vorſchrift die Weihe für das höhere Daſein. Andere traten wenigſtens in geiſtliche Verbindung, um der

Gebete und Opfer des Ordens hiedurch theilhaftig zu werden. Es wird erzählt, Graf Guido von Macon habe sich als bitterer Verfolger von Cluny erwiesen. Eines Tages dann sei er mit seinem Sohn, dessen Söhnen, dreißig Rittern und allen ihren Gemahlinnen in das Kloster gekommen, um mit diesen Allen das Ordensgelübde abzulegen. Schon der sechste Abt Hugo I. sah einst bei einer allgemeinen Versammlung 3000 Brüder anwesend. Der Andrang der Aufnahmebegehrenden war so groß, daß Hugo V. verordnen mußte, während drei Jahren dürfte keine Aufnahme stattfinden. Unter Peter dem Ehrwürdigen stieg die Zahl der zu Cluny selbst wohnenden Brüder, deren manche in den benachbarten Wäldern als Einsiedler lebten, von zweihundert auf vierhundert und sechzig.

Die Päpste wetteiferten, Cluny und seine Verbindung mit Gnadenbewilligungen zu bedenken. Schon Alexander II. verfügte, daß kein Bischof oder Prälat über dasselbe den Bann aussprechen dürfe. Urban II. ertheilte dem Abt die bischöflichen Zierden, Calixt II. die Einräumung, überall die Rechte eines Cardinals üben zu können. Für die Brüder durfte selbst während eines Interdicts Gottesdienst gehalten werden.

Cluny's Ansehen wird durch nichts in so helles Licht gestellt, als durch den Beschluß, welchen Papst Innocenz IV. in der dritten Sitzung der Kirchenversammlung von Lyon fassen ließ: beglaubigte Abschriften aller kaiserlichen, königlichen und fürstlichen Urkunden der römischen Kirche dort niederlegen zu lassen. Noch bei dem Ausbruch der Revolution befand sich dieser wichtige Schatz daselbst aufbewahrt.

16.

Papst Gregor VII. und König Heinrich IV.

Selten hat ein Mann so verschiedene Beurtheilung erfahren, als dieser, bemerkt Joh. Voigt, der Geschichtschreiber Gregor's, insbesonders ist Keiner vom Standpunkte moderner Aufklärung ärger mißverstanden und unwürdiger geschmäht worden. Die Gerechtigkeit erfordert, das Urtheil über Gregor erstens nur auf erwiesene Thatsachen zu gründen, zweitens, die damals zu Recht bestehenden Verhältnisse in's Auge zu fassen. Im Laufe des 10. und 11. Jahrhunderts hatten sich durch ein Zusammenwirken verschiedener Ursachen große Uebelstände in der Kirche entwickelt. Es waren vor allen: die Simonie, der Verkauf geistlicher Aemter, und die Unenthaltsamkeit des Klerus.

Vor Alters waren die Biſchöfe von Klerus und Volk gewählt worden. Allein ſchon unter den Merovingern gewannen die Könige Einfluß auf Beſetzung der Bisthümer, da die Biſchöfe im fränkiſchen Reiche auch an allen Reichsangelegenheiten Theilnahme hatten, im Beſitz großer Staatsgüter und Immunitäten waren u. ſ. w. Dieſer Einfluß ſteigerte ſich unter den Karolingern, und geſtaltete ſich endlich zu einem förmlichen Ernennungsrechte. Da mit den Bisthümern ſtets Benefizien und ſpäter Lehen verbunden waren, ſo fand, ganz ähnlich den weltlichen Verhältniſſen, bei der Einſetzung des Biſchofes in ſein Amt eine ſymboliſche Uebergabe der Benefizien Seitens des Königs ſtatt, und zwar, weil man die Form der Verleihung mit Schwert und Fahne für unpaſſend hielt, als Inveſtitur mit Ring und Stab, den Zeichen der biſchöflichen Würde, als den paſſendſten Attributen. Da jene Symbole auch bei der Uebertragung des biſchöflichen Amtes ſelbſt angewandt wurden, und der König bei ihrer Uebergabe obendrein ſich der Worte bediente: „Empfange dieſe Kirche," ſo mußte jener Akt in der Anſchauung der Zeit leicht ſo aufgefaßt werden, daß es die königliche Gewalt ſei, welche nicht bloß den Biſchof ernenne und die Regalien verleihe, ſondern in Wirklichkeit das biſchöfliche Amt übertrage; woraus ſich dann von ſelbſt eine ganz falſche Auffaſſung des Charakters und der Amtsgewalt eines Biſchofes nothwendig entwickeln mußte, in deren Folge bald die Könige und ſonſtigen Großen des Reiches einen förmlichen Handel mit den Bisthümern und anderen Aemtern auf eine allen Geſetzen der Sittlichkeit und Kirche Hohn ſprechende Weiſe trieben, ſo daß eine nicht durch Simonie erlangte Würde förmlich als eine großartige Ausnahme gelten konnte.

Die Wiederherſtellung freier canoniſcher Wahlen konnte daher nicht erreicht, die Simonie nicht ausgerottet werden, wenn nicht ihre Wurzel, die Inveſtitur, abgeſchnitten wurde. Denn durch dieſe war es beſonders unter Heinrich IV. in Deutſchland und Italien dahin gekommen, daß der Hof Bisthümer und Abteien willkürlich vergab, ohne auch nur einen Schein von Wahl eintreten zu laſſen.

Auf den Biſchofsſtühlen und in den Abteien ſaßen jetzt Hofſchranzen, welche ihren Untergebenen fremd und aufgedrungen, ſich die verliehene Würde nur durch Geldſpenden an den König oder an deſſen Umgebung, durch ihre Geſchmeidigkeit und Bereitwilligkeit dem Könige und ſeinen Günſtlingen in jeglicher Weiſe zu dienen, erworben hatten. Die vornehmſte Pflanzſchule für deutſche und italieniſche Bisthümer war damals das Stift zu Goslar, wo Heinrich zu

weilen pflegte; an seinem, durch Unsittlichkeit verrufenen Hofe hatten die Canoniker des Stiftes Gelegenheit, jene Künste niederträchtiger Schmeicheleien und feiger Unterwürfigkeit zu üben, welche damals am sichersten zu kirchlichen Würden führten, und von allen aus diesem Stifte genommenen Bischöfen war daher in der Folge nur der Bischof Benno von Meißen auf der kirchlichen Seite. Aber nicht bloß in Deutschland, auch in andern Ländern hatte das Verderben furchtbar um sich gegriffen. Es kam vor, um nur Einiges anzuführen, daß der Graf von Aquitanien seinen Sohn Hugo, ein Kind von fünf Jahren, der Kirche von Rheims als Erzbischof aufdrängte. Ein anderes Mal geschah es, daß ein Mann fünf Bisthümer zusammenbrachte; Manasses, ein Verwandter des Königs Hugo von Italien, verschaffte sich zu seinem Erzbisthum Arles noch das Erzbisthum Mailand und die Bisthümer Verona, Mantua und Trient. Solche Bischöfe, die Weihe und Amt um Geld verkauften, waren denn natürlich in der Regel auch keine Muster der Zucht und Sitte in ihrem Lebenswandel, sondern ebenso unwissend als lasterhaft. Sie selbst übertraten das Cölibatgesetz, dieses nicht erst durch Gregor VII. — wie nur die gröbste Unwissenheit behauptet — aufgebrachte, sondern von uralten Zeiten bestehende Verbot der Priesterehe. Dem Beispiele der Obern folgten die Untergebenen, so daß viele Priester im Konkubinate lebten, und für Weib und Kinder durch das Kirchengut sorgten. In der That hingen die beiden Hauptquellen des Verderbens in der Kirche so eng zusammen, daß das eine Uebel nicht ausgerottet werden konnte, so lange man das andere bestehen ließ; denn sobald Verheiratheten gestattet war, zum Besitze kirchlicher Stellen zu gelangen, so konnte keine irdische Macht verhindern, daß die Kirche zur bloßen Versorgungsanstalt entwürdigt, geistliche Aemter Töchtern von ihren Vätern als Aussteuer mitgegeben oder von den Inhabern auf ihre Söhne vererbt wurden; alle höheren und niederen kirchlichen Würden, wenigstens alle einträglichen, mußten dann, mit Ausschluß der Männer aus den niederen Ständen, nach und nach in die Hände roher, unwissender Söhne und Verwandten der reichen und mächtigen Familien des Landes kommen; die Frömmeren und Gewissenhafteren, welche solche Verbindungen nicht hatten, oder die Mittel jener nicht anwenden wollten, zogen sich zurück; die Seelsorge, die Verwaltung der Heilsmittel wurde ein Gewerbe, welches man nur möglichst einträglich zu machen suchte, und der Geist der Selbstverläugnung und Hingebung, der uneigennützigen Mildthätigkeit verschwand aus der Kirche oder erhielt sich nur noch in den Klöstern.

Während ſo das Verderben auf's höchſte geſtiegen war, bereitete Gott der Chriſtenheit mächtige Hülfe. Der Sohn eines Zimmermanns, Hildebraud, war von der Vorſehung zum Reformator der Kirche erſehen. Er empfing ſeine erſte Bildung in einem römiſchen Kloſter und begab ſich dann in das weltberühmte Kloſter Cluny, wo er ob ſeiner Frömmigkeit und Wiſſenſchaft noch jung zum Prior gewählt wurde. Als Papſt Leo IX. nach Rom zog (J. 1049), nahm er den frommen, gelehrten Prior mit ſich, und bediente ſich in dem ſchweren Geſchäfte kirchlicher Reform ſeines weiſen Rathes. Alle nachfolgenden Päpſte ſchenkten ihm ihr Vertrauen; denn er war ein kluger, beſonnener, ſittenreiner Mann, voll Demuth und Herzensgüte, welcher die alten Kirchengeſetze genau kannte und gewiſſenhaft befolgte. Oefter wurde er als päpſtlicher Legat nach Frankreich und Deutſchland geſendet, ſo daß er die Zuſtände jener Länder gründlich kennen lernte, und zugleich durch ſeine Einſicht und Feſtigkeit die Achtung und Liebe der Beſten erwarb.

Dieſer Mann wurde (im J. 1073) von der Geiſtlichkeit und dem Volke Rom's zum Papſt gewählt, und trotz ſeines Widerſtandes inthroniſirt. Schwerer Kummer drückte das Herz des neuen Papſtes; denn Niemand kannte beſſer als er die furchtbare Größe des weitverbreiteten Uebels, welchem er, als der oberſte Hirt an Chriſti ſtatt, abhelfen ſollte. Mit unerſchrockenem Muthe trat er jedoch ein für die Wahrheit und Gerechtigkeit, bereit, alle irdiſchen Güter dafür zu opfern, ja ſelbſt ſein Leben hinzugeben. Darum hielt er es für heilige Pflicht, Jedermann, auch die Könige, wenn ſie ſchwer und öffentlich fehlten, an das göttliche Geſetz zu mahnen. Gregor ſelbſt hat die Ideen, die ihn leiteten, und die er mit einem großen Theile ſeiner Zeitgenoſſen gemein hatte, in ſeinen Briefen klar und bündig ausgeſprochen: Die Kirche muß um jeden Preis aus ihrem gegenwärtigen Zuſtande der Knechtſchaft und Verdorbenheit errettet, ſie muß von dem Joche der weltlichen Macht, welche ſie zu ihren Zwecken mißbraucht, befreit werden. Das größte Uebel iſt es, daß Biſchöfe und Prieſter den Königen und Großen, welchen ſie ihr Amt verdanken, in Allem zu Willen ſind, und von dem Geiſte des Hochmuths, der Habgier, des Weltſinnes beherrſcht werden. Auf den Papſt, als den Träger der höchſten geiſtigen Gewalt, iſt, wie die ſchwerſte Verantwortung, ſo auch die umfaſſendſte Berechtigung gelegt. Auch Könige und Fürſten ſind, wie jeder Chriſt, wegen Uebertretungen der göttlichen Gebote, dem Gerichte der Kirche unterworfen, wenn ihre Vergehen öffentlich, und beſonders, wenn ſie gefahrdrohend für

die Kirche sind; dann sind es nicht die von den Schuldigen abhängigen und unter ihrer Macht stehenden Bischöfe des Landes, sondern der Papst als oberster Verwalter der Binde- und Lösegewalt ist es, der die gekrönten Verbrecher richten, zur Buße und Genugthuung anhalten, und im äußersten Falle auch mit der Exkommunikation belegen darf und soll.

Solche Grundsätze, von einem solchen Charakter festgehalten, mußten Gregor bald mit dem jungen verdorbenen König Heinrich, wie mit den schlechten Bischöfen von Deutschland und Oberitalien in einen Kampf verwickeln, dessen Ende er nicht voraussah und nicht erlebte.

Bevor wir die Thatsachen dieses Kampfes selbst erzählen, ist es nothwendig, auch den Gegner Gregor's, König Heinrich IV., seinen Charakter, seine Grundsätze, sein Streben, kennen zu lernen.

Heinrich III. hinterließ seinem sechsjährigen Sohne Heinrich IV., der schon als Nachfolger anerkannt war, ein ungeheures Reich, in welchem er eben weit genug vorgeschritten war in der Beugung früherer Verfassungsverhältnisse und in der Ausbildung strengerer Herrschaftsformen, um eine Anzahl der ansehnlicheren Unterthanen zu entschiedener Opposition geneigt zu machen. Für Heinrich IV. übernahm die Mutter Agnes die Regierung. Es war eine Frau, die eine sehr fromme und feine Erziehung genossen hatte, und die alle Eigenschaften zur Regierung besaß; nur den Grad von Energie besaß sie nicht, der nöthig gewesen wäre, die Bahnen ihres verstorbenen Gemahles weiter zu wandeln. Daran konnte sie nicht denken, in ähnlicher harter und fester Weise, wie ihr Gemahl, über das Reich der Deutschen zu herrschen. Die sieben Herzogthümer mußte sie alle wieder besetzen; sogar Bayern an Graf Otto von Nordheim geben, was sie bis dahin selbst verwaltet hatte. Durch Nachgiebigkeit suchte sie die Großen des Reiches zu gewinnen. Im Uebrigen aber, da sie doch den Rath eines Mannes bedurfte, wählte sie dazu einen minder mächtigen Herrn, der schon ihres Gemahles Kanzler gewesen, den Bischof Heinrich von Augsburg, hob dadurch aber wieder alle guten Folgen ihres übrigen klugen Benehmens auf, da die mächtigeren Fürsten aus Verdruß, sich von größerem Einflusse auf Reichsangelegenheiten ausgeschlossen zu sehen, die Verleumdung in Umlauf setzten, sie habe mit Heinrich eine Buhlschaft, und als die gewöhnlichen Intriguen nicht halfen, Heinrich bei der Kaiserin in Ungunst zu bringen, entschlossen sich am Ende mehrere der größten Fürsten, um dem Weiberregimente der Französin ein Ende zu machen, der Kaiserin ihren Sohn und mit ihm die Regierung

zu nehmen. An der Spitze dieſer Fürſten ſtund Erzbiſchof Anno von Köln, ein frommer und ſittenſtrenger Mann, dem es wohl bei dieſem Gewaltſchritte auch wirklich um Deutſchlands Wohl zu thun war. Zu Pfingſten (1062) entführten ſie den jungen König von Kaiſerswerth zu Schiffe. Die übrigen Fürſten wurden von den Verſchworenen theils durch Vergabungen aus dem Reichsgute beſchwichtigt, theils dadurch beruhigt, daß man die Erklärung gab, nicht ſie, die Verſchworenen, wollten fortwährend die Reichsregierung an ſich reißen, ſondern der junge König ſolle abwechſelnd in den verſchiedenen Landſchaften des Reiches leben, und jedesmal ſolle der Erzbiſchof, in deſſen Sprengel er ſich aufhalte, an der Spitze der Reichsregierung ſtehen. Anfangs, ſo lange Anno von Köln auf dieſe Weiſe das Regiment führte, ging alles leidlich, und der junge König wuchs unter ſtrenger Zucht auf. Bald aber ſollte nun letzterer den Aufenthalt wechſeln, und man ließ ihn nach Sachſen gehen, um dadurch Erzbiſchof Adelbert von Bremen zu gewinnen, einen Mann von ausgezeichnetſten Fähigkeiten, die aber alle durch gränzenloſe Eitelkeit, Ehrgeiz und Rachſucht verdunkelt wurden. Dieſer, der früher unter Heinrich III. einmal den Plan verfolgt hatte (ganz im despotiſchen Sinne des Kaiſers), der Macht des Papſtes ein nordiſches Patriarchat zur Seite zu ſtellen, aber dieſen Plan nachher vereitelt ſah, auch nach Heinrich's Tode durch die Rache der ſächſiſchen Herzogsfamilie, die er früher durch Hochmuth beleidigt, manches zu leiden hatte, ſah in dem ihm anvertrauten Könige nur das Inſtrument künftiger Rache an der ſächſiſchen Herzogsfamilie und eigner mächtiger Erhebung. Zu dieſem Ende wollte er den Knaben innig an ſich drücken, damit derſelbe ihm auch ſpäter aus Neigung die Reichsregierung im Weſentlichen laſſen ſollte. Er ließ alſo dem nunmehr vierzehnjährigen Knaben, der aus Anno's ſtrenger Zucht an ſeinen glänzenden bremiſchen Hof kam, alle Zügel ſchießen, und ſuchte ihn ſo zu erziehen, daß er weder Jemanden lieber hätte als ihn, noch je ſittlich ſelbſtſtändig würde — er ruinirte ihn dann durch das liederliche Leben, in welches er ihn gerathen ließ, auf zeitlebens. Dann als Jedermann erwartete, der junge König werde in die Hände eines dritten Erzbiſchofes übergehen, im Frühjahre 1065, während der Erzbiſchof von Mainz und eine große Anzahl anderer geiſtlicher Fürſten eine Wallfahrt nach Jeruſalem unternommen hatten, und von dieſer Seite alſo Widerſpruch nicht zu fürchten war, machte er den jungen fünfzehnjährigen König durch die Schwertleite feierlich wehrhaft, wodurch Heinrich IV. zugleich majorenn ward, und der Wechſel in der Regierung

unter den Erzbischöfen ein Ende hatte. Da der schon ganz vergnügungssüchtige, sittlich verdorbene Knabe nicht selbst regieren konnte, fiel nun alle Reichsgewalt von selbst dem Erzbischofe Adelbert als erstem Minister zu. Der junge König lebte im Allgemeinen nach seines Vaters Weise — im Frühjahre und Sommer reiste er im Reiche herum — Herbst und Winter brachte er aber in Goslar zu, wo er sich nun in ähnlicher, üppiger Weise einrichtete, wie er es an Adelbert's Hofe in Bremen kennen gelernt hatte. Er hielt große Schaaren junger Ritter um sich, ließ sich von Spielleuten und Gauklern die Zeit vertreiben, und hielt sich trotz seiner Jugend eine Art Harem. Es war ein ausgelassenes, sündhaftes Leben, in welchem ihn Adelbert gehen ließ, weil er, je frevler der König war, je sicherer selbst die Zügel der Regierung in seinen Händen zu haben glaubte. Besonders hatte er auch den König gegen die herzoglich sächsische Familie und überhaupt gegen den sächsischen Stamm einzunehmen gewußt.

Die sächsischen Fürsten ihrerseits, unterstützt von der Unzufriedenheit und Erbitterung so vieler andern, dachten auch darauf, wie sie Adelbert's heilloses Regiment zu Ende bringen könnten, und traten in einen Bund zusammen. Sie setzten den Schluß eines Reichstages zu Tribur am Mittelrheine durch, auf welchem Adelbert ohne Ahnung ihrer Plane einging. Auf der Reise dahin trieben es Heinrich's junge Gesellen mit Weibern und Mädchen und mit Gewaltthat aller Art so wüst wie in Goslar, so daß es in Ingelheim, wo der König die Pfalz bezog, zu einem Aufstande der Ortseinwohner kam, und einer der nächsten Freunde des Königes, ein Graf Werner, erschlagen ward. Dieß erschreckte den König schon, und als er nach Tribur kam, bedrängten ihn die deutschen Fürsten von allen Seiten so gewaltig, daß alle Listen Adelbert's scheiterten, und letzterer mit Schimpf und Schanden vom Regimente und von des Königs Hofe vertrieben ward (Jan. 1066). Und sofort, wie die Nachricht von Adelbert's Falle nach Sachsen kam, fielen die Fürsten des herzoglichen (billungischen) Hauses über seine Stiftslande her, plünderten diese, und zerstörten seine neuangelegten Burgen, bis er sich am Ende entschloß, den Frieden dadurch zu erkaufen, daß er den größesten Theil des Stiftsgebietes diesen Fürsten zu Lehen gab.

Die Reichsregierung war nach Adelbert's Sturze wieder in Anno's Hände übergegangen; aber das Privatleben des jungen Königs besserte sich nicht im Geringsten. Fast alle Geschichtschreiber jener Zeit sind voll der Unzucht, die am Hofe herrschte, und wo ein schönes

Weib oder Mädchen dem Könige gefiel, ſchützte ſie kein Stand und kein Gelübde. Adelige Fräulein, die ſich ſträubten, ſich ſeiner Luſt hinzugeben, erlitten Gewalt und wurden dann, um ſie für ihren Widerſtand zu ſtrafen, mit den geringſten Dienern verheirathet oder auch des Königs Geſellen zur Befriedigung ihrer Lüſte überlaſſen. Nicht etwa bloß Lambert von Hersfeld und der leidenſchaftliche Gegner Heinrich's, der ſächſiſche Mönch Bruno, ſchildern das, ſondern auch bei ganz anderen Schriftſtellern finden ſich gelegentliche Aeußerungen, und wenn man auch die äußerſten Frevel für übertrieben halten will, ſo zeigt doch der Umſtand, daß ſie von dem jungen Könige erzählt wurden und Glauben fanden, deutlich, daß der König in einer Weiſe lebte, die das Scheußlichſte für möglich halten ließ. Von des Königs Huren und ſeiner Hofleute gutem Willen hing zum Theil die Vergebung von Bisthümern und Abteien ab; dieſe Menſchen bedurften natürlich Geld, viel Geld, ſo daß nun mit den geiſtlichen Stellen am Hofe ein Handel getrieben ward, ſündlicher als jemals. Früher hatte man Bisthümer und Abteien vom Erzbiſchofe Adelbert und von jenem in Ingelheim erſchlagenen Grafen Werner erkaufen müſſen, weil dieſe den König in ihrer Gewalt hatten; nun mußte man einen ganzen Haufen Hofleute und Huren zufrieden ſtellen. Selten verſtund ſich ein halbweg redlicher Mann zu ſolchem Kaufe, ſo daß die Gelangung ſämmtlicher höherer, geiſtlicher Stellen in Deutſchland an verdorbene Menſchen in Ausſicht ſtund.

Doch noch nach ganz anderen Seiten, als nach denen des ſcheußlichen Verfahrens mit ehrbaren Frauen und mit der Kirche, konnte geklagt werden. Der König hatte die ganze kalte, rohe Gemüthloſigkeit, die ſeinen Vater und Großvater ausgezeichnet hatte, geerbt, aber dazu die franzöſiſche Reizbarkeit ſeiner Mutter. Leider war durch das gewaltſame Verfahren mit ihm in ſeiner Kindheit und dann wieder in Tribur ſein Weſen ſo eingeſchüchtert, daß er auch feig war, und die Feigheit war in dem frühen Herumwälzen in Wolluſt nur gewachſen, zugleich aber auch die Reizbarkeit erhöht und zur Verwilderung geworden. Daher verfuhr der König ſelten offen gegen Jemand; und da er leicht durch unbedeutende Dinge verletzt war und ſeinen Unwillen feig verbarg, war oft der ſeinem Sturze am nächſten, der bei ihm gerade in höchſter Gunſt zu ſtehen ſchien. Am härteſten aber laſtete dieſer ganze Gräuel der Regierung des Königes auf den Sachſen; denn theils hielt ſich Heinrich den größeſten Theil des Jahres in Goslar auf und auf den anderen Königshöfen

in Sachsen, theils hatte ihm Adelbert einen absonderlichen Haß gegen die Sachsen, als gegen ein widerspenstiges, trotziges und barbarisches Volk eingeflößt. Heinrich fing allmählig an, rings um den Harz eine Reihe fester Burgen anzulegen oder ältere fester zu machen. In sie legte er Ritterhaufen, die es nun trieben, wie sie es ihren Herrn treiben sahen.

Das ist in wesentlichen und treuen Zügen das Charakterbild des Mannes, welchem Gregor gegenüberstand.

Und wie führte nun Gregor den Kampf für Freiheit und Reinheit der Kirche mit dem Könige? Es ist leicht gesagt: der Papst schleuderte Bannstrahl und Absetzungsdekret wider Heinrich, aber es wird selten darauf hingewiesen, wie Gregor zuvor in langmüthigem Zögern alle Mittel der Belehrung und Geduld erschöpfte, den König auf andere Wege zu führen.

Zuerst mahnte er ihn mit Liebe und Ernst an das, was das Wohl der Kirche wie die Würde königlicher Majestät erheische. Die liebevollen Worte des Papstes verfehlten in der ersten Zeit auch ihre Wirkung auf das Herz des Königs nicht; oft versicherte er den Papst seiner Liebe und Ergebenheit, gestand seine schweren Vergehen und verhieß Besserung. So ging die Sache zwei Jahre lang, aber der König, statt sich zu bessern, wurde immer schlechter, so daß die Klagen des unterdrückten und mißhandelten Volkes bei dem Papste sich häuften, die zügellose Willkür und schamlose Simonie bei der Besetzung von Bisthümern und Abteien auf's äußerste getrieben wurde.

Endlich beschloß Gregor, die Hauptquelle der Uebel in der Kirche, die Simonie, entschieden anzugreifen, doch zugleich den König selbst, der minder schuldig war als seine Rathgeber, noch zu schonen. Die letzten Päpste hatten schon gegen dieses Uebel gekämpft und das alte kirchliche Gesetz eingeschärft; Gregor hat das Verdienst, mit eiserner Kraft die alte Zucht erneuert und durchgeführt zu haben. Jeder, welcher um Geld ein kirchliches Amt erhielt, wurde desselben verlustig erklärt, und ihm der fernere Kirchendienst untersagt. Dieselbe Strafe traf jene Geistlichen, welche das Cölibatsgesetz übertraten. Auch wurden die schlechtesten Rathgeber Heinrich's vom Papste exkommunizirt. Zugleich verlangte er vom Könige, daß er die Exkommunizirten entferne, weil nach den alten, damals noch in voller Kraft bestehenden Kirchengesetzen, der freiwillige Umgang mit Exkommunizirten bei Strafe der Exkommunikation jedem Christen untersagt war. Der König versprach zuerst alles Gute, jedoch nach dem Siege über die Sachsen brach er abermals in trotzigem Uebermuthe

das gegebene Wort. Da ließ ihm der Papst entbieten, der König möge sich doch endlich bessern, sonst müsse er gegen die maßlosen Frevel, welche aller Welt bekannt seien, und nach göttlichen, wie menschlichen Gesetzen, die schwersten Strafen verdient hätten, mit Kirchenstrafen einschreiten. Aber niedrige Schmeichler beherrschten den König, daß er der letzten freundlichen Mahnung sein Ohr verschloß.

Endlich (Anfangs des Jahres 1076) ließ ihn der Papst durch seine Gesandten auffordern, am Montag der zweiten Fastenwoche auf der großen Synode in Rom zur Verantwortung sich einzufinden, da er wegen zahlreicher und schwerer Verbrechen angeklagt sei. Die Verbrechen waren solche, die nach damals allgemein anerkannten Rechtsgrundsätzen vor das kirchliche Gericht gehörten, so namentlich Simonie und Ehebruch. Die Vorladung geschah, weil Gregor streng auf den Rechtsgrundsatz hielt, daß Niemand ungehört verurtheilt werde. Für den Fall, daß der König nicht erscheine, wurde ihm die Exkommunikation angedroht. In dieser Sachlage beschloß Heinrich, dem Papste zuvorzukommen, und schritt zu unerhörter Gewaltthat. In aller Eile berief er die Bischöfe und Aebte des deutschen Reiches nach Worms, um den Papst abzusetzen. Am 24. Jänner des Jahres 1076, gerade vier Wochen früher, als die Synode in Rom anberaumt war, kamen deutsche Bischöfe und Aebte mit dem Könige in Worms zusammen. Da zeigte es sich recht augenfällig, was für Männer in diesem Lande durch Simonie und königliche Willkür auf die bischöflichen Sitze gelangt waren. Ein abgesetzter Cardinal trat als Ankläger des Papstes auf, und verlas eine Schrift voll der gröbsten Schmähungen und Klagen gegen den Papst. Die Versammlung erklärte ohne weitere Untersuchung und ohne den Angeklagten zur Verantwortung vorzuladen, ein solcher Verbrecher, wie Papst Gregor von dem anwesenden Cardinal geschildert worden, könne nicht Papst sein, derselbe habe keine Gewalt zu binden, d. h. zu exkommuniziren, und habe auch nie eine solche gehabt. Ein königlicher Bote wurde nach Rom geschickt, dort zu verkünden, daß der Papst abgesetzt sei, daß alle seine Anordnungen null und nichtig seien, und daß die Römer ihn fortjagen sollen. Der Bote kam gerade recht zur großen Kirchenversammlung in der zweiten Fastenwoche, und verlas gleich nach der Eröffnung, wobei mehr als hundert Bischöfe zugegen waren, das Schreiben des deutschen Königs an „Hildebrand den schlechten Mönch," mit dem Urtheil der Absetzung von der päpstlichen Würde. Ein so unerhörter Angriff auf das Oberhaupt der Kirche rief in der Versammlung solche Bewegung hervor, daß der Papst genöthigt war,

sich zwischen die aufgebrachten Römer und den königlichen Boten zu stellen, um dessen Leben zu retten. Als die Ruhe wieder eingetreten war, schritt man zur Verhandlung in der Sache des Königs. Nachdem der König notorisch sich geweigert hatte, vor dem Papste als seinem Richter zu erscheinen, und außer diesem Ungehorsam noch den weitern schweren Frevel der versuchten ungerechten Absetzung des Papstes, der seinem Gerichte gar nicht unterworfen war, auf sich geladen hatte, wurde mit Zustimmung aller Bischöfe vom Papste die kirchliche Strafe der Exkommunikation über ihn ausgesprochen. Hiemit war nothwendig verbunden das zeitweilige Verbot, die Regierungsgewalt auszuüben, weil mit dem Gebannten kein katholischer Christ nach Anschauung und Gesetz jener Zeit Umgang haben durfte. Daraus folgte, daß auch die Pflicht des Gehorsams von Seite der Unterthanen für die Zeit der Exkommunikation aufhörte, weßhalb der geleistete Unterthaneneid auf diese Zeit für unverbindlich erklärt (gelöst) wurde. — So hatte demnach zuerst der deutsche König Heinrich IV. mit 26 Bischöfen den Papst abgesetzt und die Römer beauftragt, ihn fortzujagen und einen neuen Papst zu wählen, dann erst hatte der Papst mit einem großen Concilium von 110 Bischöfen den König exkommunizirt, deßgleichen den Erzbischof Sigfried von Mainz, als das Haupt der Wormser Versammlung, den Bischof von Bamberg, welcher die Simonie auf das schamloseste trieb, und den von Utrecht, als des Königs schlimmsten Rathgeber. Den übrigen wurde ein Termin zur Rückkehr unter den Gehorsam bestimmt.

Kaum war die Kunde dieses päpstlichen Spruches in Deutschland erschollen, als die Dinge schnell sich wendeten. Zwar wagten es Anfangs noch Einige, darunter namentlich Bischof Wilhelm von Utrecht, den Spruch des Stellvertreters Christi mit Spott und Hohn aufzunehmen; aber die strafende Hand Gottes ereilte schnell die Frevler, und der Bischof von Utrecht starb kurz darauf in Verzweiflung. Die Besseren zogen sich vom Könige zurück, weil nach dem Gesetze der Umgang mit dem Exkommunizirten nicht gestattet war; aber auch manche der bisherigen Günstlinge verließen ihn, da solche gewöhnlich dem Sonnenscheine des Glückes nachziehen; das Häuflein der Getreuen schmolz sehr zusammen. Allmählig wurde dem König bange und er legte sich auf's Bitten (Oktober 1076). Er wendete sich an die deutschen Fürsten und gelobte hoch und theuer, sich zu bessern. Auf wiederholte flehentliche Bitten erhielt er von diesen die Antwort: Obwohl Heinrich sich nie um Recht und Gesetz gekümmert habe und seine Lasterhaftigkeit und Treulosigkeit weltbekannt

ſei, ſo wollen ſie doch mit ihm den geſetzlichen Weg einſchlagen, und die Sache der Entſcheidung des Papſtes anheimſtellen; ſie wollen daher den Papſt erſuchen, daß er zu Lichtmeß des nächſten Jahres (1077) auf einem großen Reichstage in Augsburg erſcheine, und nach genauer Unterſuchung das Endurtheil fälle; es ſei übrigens altes Reichsgeſetz, daß, wenn der König ein ganzes Jahr lang im Kirchenbanne ſei, ohne die Losſprechung zu erlangen, er das Recht auf die Krone für immer verwirkt habe. Sie verlangten, daß er dem Papſte ſich gänzlich unterwerfe, die Exkommunizirten von ſich entlaſſe, alle Zeichen der königlichen Würde ſammt den Regierungsgeſchäften bis zum Austrag der Sache niederlege und ſich ruhig verhalte. Heinrich verſprach, ſich dieſem Allem zu fügen, und ſofort ſchickten die deutſchen Fürſten eine Geſandtſchaft nach Rom, den Papſt von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu ſetzen und inſtändig zu bitten, daß er auf dem Reichstage zu Augsburg erſcheine, um den Wirren in Deutſchland ein Ende zu machen.

Heinrich wußte aber wohl, daß ſeine zahlreichen und mächtigen Feinde ſeine Ausſöhnung mit dem Papſte durchaus nicht wünſchten, daß ſie vielmehr den Papſt zu Augsburg mit den ſchwerſten (und Heinrich's Gewiſſen ſagte: mit unwiderleglichen) Anklagen gegen ihn zu überſchütten, und Gregor dergeſtalt zu nöthigen gedachten, den Bann zu erneuern und ſogleich die definitive Abſetzung auszuſprechen. Gregor hatte bereits eingewilligt, nach Deutſchland zu gehen; Heinrich eilte daher, um ihm zuvorzukommen, nach Italien, wo er den Papſt auf dem Schloſſe der Markgräfin Mathilde in Canoſſa antraf. Schon vor ihm waren mehrere der gebannten deutſchen Biſchöfe nebſt einigen Laien hier eingetroffen, und hatten nach kurzer Buße die Losſprechung erlangt. Auf die Vermittlung Mathildens, des Abtes Hugo von Cluny und anderer Fürſten wurde nun auch Heinrich zugelaſſen, wiewohl der Papſt anfänglich abgeneigt war, die Sache eines Angeklagten in der Entfernung von ſeinen Anklägern zu entſcheiden; drei Tage that er Buße im wollenen Gewande, faſtend, und den Papſt um ungeſäumte Losſprechung bittend, denn der Jahrestag des Bannes war ganz nahe, und er wußte, daß die deutſchen Fürſten, wenn er bis dahin noch nicht entbunden war, ihn förmlich abzuſetzen entſchloſſen waren. In der Form ſeiner öffentlichen Buße lag nach damaligen Vorſtellungen durchaus nichts Entehrendes oder Schimpfliches; andere Fürſten jener Zeiten, Könige und Kaiſer haben ſich freiwillig noch härteren Uebungen unter-

worfen [1]). Am Morgen des vierten Tages beendigte Gregor auf die dringenden Bitten der Markgräfinnen Mathilde und Adelheid Heinrich's Buße. Der König versprach eidlich, daß er sich wegen der Anklagen der deutschen Fürsten gegen ihn auf einer in Deutschland unter Vorsitz des Papstes zu haltenden Versammlung verantworten, sich bis dahin der Regierung enthalten, und sich dem päpstlichen Spruche hinsichtlich des Reiches unterwerfen, daß er die falschen Rathgeber von sich thun, und die Mißbräuche in kirchlichen Dingen nach dem Willen des Papstes verbessern wolle; verletze er diese Bedingungen, so solle seine Lossprechung ungültig sein und er nicht weiter gehört werden. Auf der ersten Forderung wegen des Reichstages in Deutschland mußte Gregor, da er die Uebereinkunft der deutschen Fürsten und seiner Legaten bereits genehmigt hatte, bestehen. Hierauf löste er den Bann, feierte das heilige Meßopfer, und reichte dem Könige zur Besiegelung seiner Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche den Leib des Herrn [2]).

Dergestalt erhielt Heinrich seine Rechte auf das Reich zurück, und obgleich ihm der Papst zu einer Zeit, wo ganz Deutschland sich noch wider ihn erhoben hatte, und schwere Anklagen noch auf ihm lasteten, nicht auch die Ausübung der Reichsgewalt zurückgeben konnte, so gab er ihm doch in der Folge (bis 1080) den königlichen Namen und behandelte ihn als König. Doch nur zu bald zeigte sich des

1) In älterer Zeit Theodosius der Gr., später Kaiser Ludwig I. Deßgleichen hatte Otto der Große barfuß vor dem Bischof in Halberstadt Buße gethan, um von der Exkommunikation losgesprochen zu werden, ebenso König Robert II. von Frankreich, König Sueno von Dänemark u. A.

2) Noch immer erzählen neuere Geschichtschreiber (nach Lambert von Hersfeld), der Papst habe die Kommunion zur Betheuerung seiner Unschuld (Gottesurtheil der Abendmahlsprobe) genommen, und darauf den König aufgefordert, das Gleiche zu thun, Heinrich aber erschrocken die Kommunion verweigert. Indessen hat schon Luden und besonders Döllinger (Lehrb. d. K. II. a. 131) die Unwahrscheinlichkeit dieser Erzählung dargethan. Der Augenzeuge Donizo sagt, der Papst habe dem Könige die Kommunion gereicht, als Zeichen der Aussöhnung mit der Kirche, und der König sie angenommen. Von Gottesurtheil ist keine Rede. Selbst Leo (Lehrb. der Universalg. II, 361, 3. A.) und H. Dittmar (Gesch. der Welt III, a. 89) haben Döllinger's Beweisführung nicht beachtet; Pfister aber (Gesch. der Deutschen II, 237) baut auf die bestrittene Thatsache sogar sein Urtheil: „Wozu diese Abendmahlsprobe? Hatte sich Heinrich nicht oft genug schuldig bekannt? War er nicht gekommen, um sich der Kirchenbuße zu unterwerfen? Heinrich nahm die Hostie nicht, wer war hier der bessere Mensch, der Priester oder der König?" — Dieß nur als Probe, wie geneigt moderne Geschichtschreiber sind, gegen die Kirche Partei zu nehmen.

Königs Treuloſigkeit. Von Allem, was Heinrich ſo feierlich verſprochen, hielt er nichts, wahrlich die beſte Rechtfertigung der Bedenklichkeit des Papſtes, den König loszuſprechen. Biſchöfe und Große Oberitaliens hatten ſich mit der Hoffnung geſchmeichelt, durch Hülfe des Königs den ihnen verhaßten Papſt loszuwerden und einen andern an ſeine Stelle zu ſetzen, der ihren Laſtern ruhig zuſehen würde. Als ſie in dieſer Hoffnung ſich getäuſcht ſahen, äußerten ſie offen ihre Unzufriedenheit mit dem Könige. Dieſe Stimmung Oberitaliens bewirkte in König Heinrich bald eine völlige Umwandlung. Er blieb längere Zeit in Italien, und ſobald er ſich ſtärker fühlte, nahm er mit ſeinem zahlreichen Anhange eine drohende Stellung gegen den Papſt. Indeſſen rieth der Papſt den deutſchen Fürſten, welche nach altem Rechte einen anderen König zu wählen ſich anſchickten, von dieſem Schritte ab, doch vergebens. Auf dem Tage zu Forchheim (J. 1078) erwählten ſie den Herzog von Schwaben zu ihrem neuen Könige. Von nun an theilte ſich Deutſchland in zwei große feindliche Heerlager. Mit Heinrich kämpften alle ſimoniſtiſchen Biſchöfe und Aebte; er verheerte die Länder furchtbar, daß ſie zur Wüſte verödeten. Rudolf und die Seinigen ſtritten für beſſere Ordnung und Sitte, und erklärten ſich bereit, dem Papſte die Entſcheidung um die Königskrone zu überlaſſen. Der Papſt bemühte ſich vergeblich Jahre lang, den Streit friedlich beizulegen; König Heinrich wußte jeden Verſuch dieſer Art durch offene Gewalt oder heimliche Umtriebe zu vereiteln. Es gab kein Mittel, die Sache zu entſcheiden, als des Papſtes ſchiedsrichterliches Urtheil oder die rohe Waffengewalt.

Während ſo jeder Verſuch, in Deutſchland eine beſſere Ordnung zu begründen, an Heinrich's wachſender Kraft und böſem Willen ſcheiterte, war Gregor in andern Ländern für den großen Zweck ſeines Lebens, Freiheit der Kirche durch ſittliche Reform, unermüdlich thätig, nicht ohne glücklichen Erfolg. Zu dieſem Ende hielt er jährlich die zwei von den Kirchengeſetzen vorgeſchriebenen Synoden, erließ auf dieſen viele heilſame Geſetze, beſonders zur gänzlichen Ausrottung der Simonie und zur Wiederherſtellung der Würde und Reinheit im Klerus, und drang bei Königen, Fürſten und Biſchöfen mit Ernſt und Nachdruck auf die Befolgung dieſer Geſetze.

Um dieſelbe Zeit (J. 1078) wurde auch die Inveſtitur vom Papſte auf das ſtrengſte unterſagt. König Heinrich fügte ſich dieſer Anordnung nicht, weil ihm die Inveſtitur das beſte Mittel ſchien, Biſchöfe nach ſeinem Sinne zu bekommen. Der Papſt zögerte mit der Entſcheidung, ob Heinrich oder Rudolf als rechtmäßiger König

von Deutschland zu betrachten sei, mehrere Jahre, weil er immer noch hoffte, auf einem deutschen Reichstage den Frieden herzustellen. Als aber der Bürgerkrieg unablässig fortwüthete, Heinrich dem Papste beharrlich den Weg nach Deutschland versperrte und die Fürsten auf Rudolf's Seite den Papst mit bittern Klagen über sein unheilvolles Zögern bestürmten, schritt dieser endlich (J. 1080) auf einer großen römischen Synode von ungefähr 100 Bischöfen zum Endurtheil, erklärte den König Heinrich wegen seiner vielen großen Verbrechen für abgesetzt, den Rudolf aber als rechtmäßig erwählten König von Deutschland.

Hierauf ließ Heinrich durch seine deutschen und lombardischen Bischöfe (dreißig an der Zahl) auf einer Versammlung zu Brixen den Papst noch einmal absetzen, und den abgesetzten Bischof von Ravenna, Guibert, einen rohen Krieger, an seine Stelle zum Papste erheben, der sich Clemens II. nannte, ihn zu Rom als Papst einzusetzen, um sich von ihm als Kaiser krönen zu lassen. Papst Gregor fand nebst der tapfern und klugen Markgräfin eine Stütze an dem kriegerischen Volke der Normannen. Ihr tapferer Herzog Robert Guiscard leistete dem in Rom schwer bedrängten Papste Hülfe und gewährte ihm, da er der Uebermacht weichen mußte, in Salerno sichere Zuflucht. Heinrich und Guibert hielten (1084) in Rom ihren Einzug; Heinrich setzte Guibert auf den päpstlichen Stuhl, und Guibert machte den abgesetzten König zum Kaiser. Papst Gregor wankte inzwischen keinen Augenblick; er hielt fest am Rechte, wenn auch das Glück ihn verließ. Auf seiner Seite standen die Edelsten und Besten aller Länder, so der berühmte Petrus Damiani, Cardinal und Bischof von Ostia, Anselm, Erzbischof von Lucca, dann der große Anselm, Erzbischof von Canterbury, der Erzbischof Gebhard von Salzburg, der ausgezeichnete Bischof Altmann von Passau, Hugo, Abt von Cluny u. v. A.

Im Jahre darauf erkrankte Gregor zu Salerno. Schon seit dem Anfange des Jahres 1085 war er viel mit Betrachtung göttlicher und weltlicher Dinge beschäftigt, und suchte Trost aus der Schrift und dem Leben der Vorzeit. Die Leiden der letzteren Zeit hatten auf ihn sehr eingewirkt, bald warf ihn die Schwäche des Körpers gänzlich auf das Krankenlager. Da rief er seine anwesenden Freunde, Cardinäle und getreue Bischöfe vor sich; sie standen um ihn im Gebete und ertheilten ihm den Segen für seine Mühen und Lehren. Da sprach er: „Geliebteste Brüder, ich will keine meiner Thaten sehr rühmen; aber darauf vertraue ich, daß ich stets das Recht geliebt

und Gottloſigkeit gehaßt habe." Und als jene ihren bangen Zuſtand nach ſeinem Tode beklagten, erhob er ſeine Augen gen Himmel, breitete ſeine Hände aus und ſprach: „Ich ſteige dort hinauf und übergebe Euch mit flehentlichen Bitten dem gnädigen Gott."

Als man ihn darauf fragte, in weſſen Händen er nach ſeinem Hinſcheiden unter dieſen Stürmen das Ruder wiſſen möchte, nannte er drei zur Wahl fähige Männer. Ueber die Anfrage wegen der Gebannten, ob er ſie vom Fluche freiſprechen wolle? gab er drei Tage vor ſeinem Tode den Beſcheid: „Außer Heinrich, den ſie König nennen, außer Guibert, der den Stuhl zu Rom überfallen, und allen denen, die durch Rath und Beiſtand deren Schlechtigkeit und gottloſen Sinn begünſtigen, abſolvire und begünſtige ich alle Menſchen, die unbezweifelt glauben, daß ich die beſondere Macht an der Apoſtel Petri und Pauli Statt habe."

Darauf ſprach er noch manches ermahnende Wort und gab die Warnung: „Im Namen Gottes des Allmächtigen, und kraft der heiligen Apoſtel Petri und Pauli gebe ich Euch die Lehre: haltet keinen für einen ächten, römiſchen Papſt, wenn er nicht nach kirchlicher Ordnung und kraft der Vollmacht der heiligen Väter erwählt und geweiht iſt!"

Da die Stunde des Scheidens näher und näher rückte, ließ er ſich von allen Anweſenden durch einen Handſchlag das Verſprechen geben, daß Heinrich und Guibert niemals in den Schooß der Kirche aufgenommen werden ſollten, bis Beide ihren angemaßten Würden entſagt, und dem apoſtoliſchen Stuhle ſich unbedingt unterworfen hätten. Als er ſchon in großer Schwachheit den Hingang ſeiner Seele vorempfand, ſprach er ſeine letzten Worte: „Ich habe die Gerechtigkeit geliebt, und die Gottloſigkeit gehaßt, darum ſterbe ich in Verbannung!"

Darauf ſoll ein ehrwürdiger Biſchof erwiedert haben: „Herr, du kannſt nicht in Verbannung ſterben, denn du haſt an Chriſti und an der Apoſtel Statt die Völker zum Erbtheil und die Gränzen der Erde zum Beſitzthum empfangen."

Dieſe Worte aber vernahm er nicht mehr. Sein Geiſt war ſchon hinüber. Sein Todestag iſt der 25. Mai. Den heil. Stuhl hatte er verherrlicht zwölf Jahre, einen Monat und drei Tage.

Seine Leiche wurde zu Salerno in der Kirche des heil. Matthäus, die er ſelbſt vor Kurzem eingeweiht, beigeſetzt.

Man kann von ihm wohl unbeſtritten ſagen: ſein ganzes Leben war nur Ein Charakter, denn vom Beginne bis zum Schluſſe ſeiner

weltgeschichtlichen Laufbahn war er in dem, was er wollte und erstrebte, stets derselbe, nie wankend in seinen Grundsätzen, unerschütterlich in seiner Ueberzeugung von der Wahrheit und Richtigkeit dessen, was er wollte und erstrebte.

Selten aber hat ein Mann einerseits ein so ungünstiges und schwer verdammendes Gericht in der Nachwelt gefunden als dieser, und selten ist andererseits ein so unbedingtes Lob, eine so unbegränzte Hochachtung und Verherrlichung über einen Mann der Weltgeschichte ausgesprochen, als über ihn.

Es ist in der That unmöglich, über Gregor ein Urtheil zu fällen, welches bei der Verschiedenheit der Ansichten über das Verhältniß des Staates zur Kirche im Mittelalter Allen genügen könnte [1]). Sein großes Ziel — er hatte nur Eins, in dem alle seine Gedanken, sein Streben und Wirken aufgingen — liegt vor uns: die Freiheit der Kirche: es ist die Sonne seines Lebens, deren Strahlen die ganze christliche Welt durchdringen sollten; es ist der Brennspiegel seines Wirkens, auf welchem alle seine Thaten und Worte sich sammelten. In ihm ging sein ganzes Leben auf, ihm opferte er alle Kraft, es ist die Seele seines Wollens und Handelns. Dieses Ziel zu erringen, gegen alle weltlichen Gewalten zu sichern und für alle Zeiten und alle Lande geltend zu machen, das war Gregor's Lebenszweck, und nach seiner Ueberzeugung lag dieses Ziel in der Pflicht seines Amtes. Das spricht er klar in seinen Briefen aus, der besten Quelle zu seiner Beurtheilung.

Was aber ward zur Ausführung eines solchen Planes erfordert? Er mußte streben, in allen Landen die Geistlichen der Obergewalt weltlicher Herrschaft zu entziehen, ihre Wahl, ihr Amt, ihren Unterhalt, ihr Handeln und Denken, das Gericht über sie, ihre Belohnung und Bestrafung, ihr ganzes Leben und Treiben den Händen der Fürsten zu entwinden. Wer hatte, durfte der Papst wohl fragen, in diesen Zeiten unter den Menschen die nöthige Kenntniß und Fähigkeit, zu prüfen, ob dieser oder jener zum Bischofsamt geschickt oder würdig war? Waren es mehr die weltlichen Regenten oder mehr die Geistlichen und an ihrer Spitze der Papst, die hierüber urtheilen und entscheiden konnten und durften? Worauf hatten seit langen Zeiten die weltlichen Fürsten bei der Wahl für geistliche Stellen zumeist gesehen? Auf Fähigkeit und Würdigkeit im Priesteramte, oder

1) Wir müssen hier vorgreifend die Leser auf die bei der Charakteristik Friedrich's II., des Staufers, gegebene Darstellung des Verhältnisses von Kirche und Staat im Mittelalter hinweisen.

auf eine zur Führung des Schwertes rüſtige Hand? Die Geſchichte ſeines Jahrhunderts gab ihm darüber Antwort. Aber ſie war es auch, die ihm die Nothwendigkeit ſeines Zieles zu gebieten ſchien; die Freiheit der Kirche durch die Losreißung der Biſchöfe und der geſammten Kirche von der Abhängigkeit weltlicher Macht.

Wer über Gregor urtheilen will, ſollte nie vergeſſen, daß dieſer Papſt mit ſeinen Anſichten von Kirche und Staat, mit ſeiner ganzen Gedankenwelt im eilften Jahrhunderte ſteht. Er lebte in einem derben, kräftigen, eiſernen Zeitalter. Man muß dieſes Zeitalter, die Zeitumſtände, die Lage und Beſchaffenheit der Kirche, ihr Verhältniß zum Staate, ihre Gebrechen, man muß vorzüglich den Klerus, ſein Dichten und Trachten, ſeine Rohheit und Entartung, ſein Vergeſſen aller Pflicht und Ordnung, ſeine Unwiſſenheit, man muß ferner ein lebendiges Bild von dem damaligen Treiben in Deutſchland vor der Seele haben, Heinrich's Charakter genau und ſcharf faſſen, wenn man Gregor in ſeinen Handlungen würdigen will.

Aber — ſo hört man fragen — iſt denn die Aufrichtigkeit ſeiner Geſinnung, die gerühmte innige Ueberzeugung von der Wahrheit und Richtigkeit ſeiner Grundſätze, iſt der ſittliche Ernſt, mit dem er über das Heil, die Reinheit und die Freiheit der Kirche ſpricht, wirklich bei ihm zu finden? War er nicht ein Heuchler, ein Mann von Lug und Trug?

Darauf iſt Folgendes zu antworten: Gregorius iſt entweder, wenn ſeine Briefe nur ein Gewebe von Lug und Trug enthalten, der verworfenſte Menſch, der gottloſeſte Heuchler und der gemeinſte Betrüger, den je die Sonne geſehen, oder er iſt, wenn ſeine Briefe der reine Spiegel ſeines Herzens ſind, der, den ſeine Aeußerungen in dieſen Briefen und ſeine Handlungen in ſeinem Leben zeigen. Seine Briefe aber ſind voll von Zeugniſſen ſeiner lebendigſten Begeiſterung und innigſten Liebe zur Religion, ſeines feſteſten Glaubens an die Göttlichkeit der Lehre des Erlöſers. Sie ſind voll von Beweiſen von der gewiſſenhafteſten Befolgung ſeines Amtes, von den heiligſten Verſicherungen der Gerechtigkeit und Wahrheit ſeiner Thaten und Ausſprüche, von der Ueberzeugung einſtiger Belohnung und Beſtrafung menſchlicher Handlungen; ſie ſind voll von Ausſprüchen ſeiner Ueberzeugung von der Heiligkeit, Würde und Göttlichkeit ſeines Beſtrebens; in allen herrſcht die reinſte Sprache eines frommen Bewußtſeins, die reinſte Hingebung für ſeinen edlen Zweck. — Wo ſind denn aber die Beweiſe, welche dieſe Sprache als Heuchelei brandmarken und dieſe Verſicherungen als Lug und Trug zu Schanden

machen? Sind es ſeine Handlungen? Nein, denn er handelte, wie er ſprach. Sein Leben blieb rein bis an ſeinen Tod, das geſtehen ſeine bitterſten Feinde.

Faſſen wir Alles, was gründliche Forſchung und ruhige Erwägung über Gregor's Leben und Wirken feſtſtellt, zuſammen, ſo mag nachſtehendes Urtheil eines ausgezeichneten Geſchichtſchreibers der Wahrheit am nächſten kommen. „Gregor's Charakter iſt bei der tiefen Erbitterung, mit welcher der große Streit für die Befreiung und Reinigung der Kirche damals geführt wurde, von einigen Zeitgenoſſen, namentlich von dem Biſchof Benzo von Alba in ſeiner Lobſchrift auf Heinrich IV., und von dem Cardinal Benno in einem als Biographie Gregor's VII. bezeichneten Machwerke mit unſinnigen, ſich ſelbſt aufhebenden Schmähungen und Verläumdungen überhäuft worden; gemäßigtere Gegner, wie der Verfaſſer des Schreibens unter dem Namen des Biſchofes Dietrich von Verdun, haben ihm mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und der letztere bezeugt, Gregor ſei von Herrſchſucht und Ehrgeiz ſo entfernt geweſen, daß er ſich früher der päpſtlichen Würde durch die Flucht entzogen habe. Auch jene dürften ſeinen Charakter mißverſtanden haben, welche ihn als einen großen, politiſch-gewandten Staatsmann ſchildern, der die Fäden eines fein geſponnenen Gewebes geſchickt in ſeiner Hand gehalten, und ſeine reich überdachten Entwürfe mit kluger Berechnung durchzuführen verſtanden habe. Gregor war auch auf dem päpſtlichen Stuhle ein frommer Mönch, ſtreng gegen ſich, wie gegen Andre, ganz durchdrungen von der Hoheit ſeiner Würde und der ihr geſetzten Aufgabe, erfüllt mit Abſcheu vor der Verdorbenheit ſeines Zeitalters, felſenfeſt durch die unerſchütterliche Ueberzeugung von der Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit ſeines Unternehmens und durch das Vertrauen, daß Gott ſeine Kirche auch aus der hoffnungsloſeſten Lage erretten, und früher oder ſpäter das von den Päpſten und ihren gleichgeſinnten Freunden Begonnene zum erſehnten Ziele führen werde; daher auch ſorglos um den Erfolg ſeiner Handlungen." — Mit dieſem Urtheile eines gründlichen katholiſchen Kirchengeſchichtſchreibers (Döllinger's) ſtimmt überein das des namhafteſten proteſtantiſchen (Neander's): „Gregor war ſicher von etwas Höherem beſeelt, als einem ſelbſtſüchtigen Ehrgeiz und ſelbſtſüchtiger Herrſchſucht; es war eine Idee, die ihn beſeelte und der er alle andern Intereſſen opferte: die Idee der Unabhängigkeit der Kirche und des von ihr über alle menſchlichen Verhältniſſe auszuübenden Gerichts." .... „Diejenigen verkennen ihn gewiß, welche nur berechnende

Klugheit als herrschendes Prinzip in ihm anerkennen. Wenn gleich auch die Klugheit zu seinen auszeichnenden Eigenschaften gehörte, so war es doch ein höheres Vertrauen, welches ihn unter allen Kämpfen aufrecht erhielt."

17.

Der Deutschen Freiheit im Zeitalter der fränkischen Kaiser.

„Bei den Deutschen vermögen gute Sitten mehr, als bei Andern gute Gesetze," sagt der große römische Geschichtschreiber von unsern Vorfahren, seinen Zeitgenossen, und gab für viele Jahrhunderte den Schlüssel zum Verständniß ihrer Geschichte.

Es war bei den Deutschen so viel Freiheit des Einzelnen, der Stände, der Volksstämme und des Reichs aus der innern Natur des gesammten Volks entsprungen und aus seinen Verhältnissen hervorgegangen, daß ein wunderbares Gleichgewicht gemeinsamer Freiheit die Gesammtheit und alles Einzelne umschlang.

In den Zeiten der Kaiser aus dem fränkischen Hause war anfänglich noch überall die auf altem Grunde erwachsene und von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, daher überall tief eingewurzelte und hochgehaltene Freiheit. Noch wie zur Zeit des Tacitus war Sklaverei unbekannt, noch ganz so der Deutsche im Zorn gewaltthätig, ohne den Gedanken an unbeschränkte Herrschaft. Die Kriegsbereitschaft war so groß, daß an allgemeine gewaltsame Unterdrückung nicht gedacht werden konnte, und sie sogar durch die vielfachen besonderen Freiheiten und Rechte der zahlreichen Genossenschaften, der Geistlichkeit, des Adels, der Vasallen, der Dienstmannschaften, selbst der Unterthanen der Herren unmöglich wurde. Alles, was eine allgemeine Verbindlichkeit für das Reich, den Volksstamm, den Gau, das Dorf, oder den Stand haben sollte, es mochte sich nun auf Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung oder Einrichtungen jeder Art beziehen, mußte mit Berathung, Willen und Zustimmung der dabei Betheiligten festgesetzt werden. Diese eigene Theilnahme an jeder Bestimmung, die rechtliche Kraft und Wirkung haben sollte, war die Grundlage der alten Freiheit. Was anders geschah, war Zwang, unverbindlich, Tyrannei. So wird der alte König von allen Fürsten gewählt; jeder freie Mann gibt seine Einwilligung. Er ist bestellt zum Bewahrer der Rechte des Reichs, der Stämme, der Stände und der Einzelnen. Gesetze entstehen auf seinen Vorschlag, mit Zustimmung des Volks, oder seiner Fürsten. Daher spricht Heinrich III.: „Heinrich,

von Gottes Gnaden Römischer Kaiser! Da, wie Wir hören, leider Mehrere durch Vergiftung, oder durch Meuchelmord umkommen, so haben Wir in allgemeiner Reichsversammlung der Lombarden in Zürich, mit Zustimmung der Bischöfe, Markgrafen, Grafen und Vieler unserer Getreuen, und kraft Unserer Gewalt folgendes Gesetz bestätigt, daß, wer einen Andern durch Vergiftung, oder sonst durch Meuchelmord tödtet, am Leben gestraft und seiner gesammten Habe verlustig werden soll."

Auf einer Reichsversammlung zu Konstanz (1043) erließ Heinrich III. Allen, die sich gegen ihn vergangen hatten, ihre Schuld, bewog die anwesenden Schwaben, dann die übrigen Völkerschaften durch Bitten und Ermahnungen, ihrerseits alle Feindschaften und Fehden aufzugeben, und richtete nun gesetzlich einen früheren unerhörten Reichsfrieden ein.

Eben so wurde in allen übrigen, das gesammte Reich, wie einzelne Provinzen betreffenden Angelegenheiten, mit Rath und Zustimmung der Fürsten verfahren.

Als Konrad II. nach seiner Rückkehr aus Rom als Kaiser die Fürsten (1027) in Regensburg versammelt hatte, wurden alle Grafen und gewählte Schöffen Bayerns berufen und bei ihrem, dem Könige geleisteten Eide ermahnt, eidlich und öffentlich anzugeben, welche Besitzungen und Güter in ihrer Provinz dem Reiche zuständen, welche Städte zur Mark gehörten, und welche Abteien reichsfrei wären. Nachdem alle ausgesagt hatten, was sie wußten, trat ein Graf Poppo auf und behauptete, das Kloster Moosburg an der Isar sei eine freie Abtei und dem Hochstifte Freisingen nicht unterworfen, wenn dieß nicht im öffentlichen Gau-Gerichte von wahrhaften Schöffen ausgesprochen werde. Der Kaiser befahl auf den Rath der Fürsten, sowohl der Franken, als Bayern, dem Grafen Albert, in dessen Grafschaft das Kloster lag, in seinem Gau-Gerichte, nach bayerischen Gesetzen ein Weisthum von seinen Schöffen zu fordern, ob die Abtei frei sei oder unter Freisingen gehöre.

Der Graf hielt sein Gau-Gericht in Tutinghofen in Gegenwart vieler Grafen, des Bischofs und des Voigts von Freisingen und des kaiserlichen Voigts. Nach beendigter Verhandlung bezeugten die Schöffen der Reihe nach ihren Eid: die Abtei Moosburg gehöre dem Hochstifte Freisingen, und sei nie eine freie Abtei gewesen. Auf Verlangen des Voigts von Freisingen bestätigte der Graf Albert, wie es Sitte war, unter dem gewöhnlichen Banne das Grundstück (praedium) der Freisinger Kirche, und der Bischof von Freisingen setzte nach dem

Spruche der Schöffen unter dem Banne des Grafen einen seiner Vasallen zum Voigte über das Kloster Moosburg.

Eben so waren die Gesetze der alten Völkerschaften entstanden auf Berathung und Vorschlag der Fürsten mit Annahme des Volks. So kamen im J. 1058 in Ostfranken in der Grafschaft Gozwins im Saalgau zu Othalmeshusen die Fürsten des Landes zusammen, um einen Landfrieden zu errichten, und der Räuber und Plünderer Gewaltthätigkeit zu hemmen. Eben so thaten die schwäbischen und bayerischen Fürsten im Jahre 1094 unter dem Vorgange ihres Herzogs Berthold und Welf, und jeder Graf strafte in seinem Gerichtssprengel, besonders in Schwaben, die Friedensbrecher.

Wie im Reiche und in den Provinzen, so wurden die rechtlichen Ordnungen auch zwischen Herren und Dienstleuten und Unterthanen festgestellt. Dieß that Bischof Burchard von Worms (1025) mit Zuziehung seiner Geistlichkeit, der Ritter und Dienstmannschaft seines Stifts, wegen der vielen Bedrückungen, welche die Dienstleute litten, indem ihnen verschiedenartige Lasten aufgebürdet wurden. Auch die niedrige Klasse der Dienstleute, ja selbst der eigentlich Leibeigenen hatte ihre Rechte, ihre gemessenen Dienste, und ihr Verhältniß zum Herrn war bestimmt. Die Aeltesten wiesen es als Schöffen im Gerichtstage, dem der Meier des Hofs vorsaß und bei entstandenen Streitigkeiten danach entschied.

Ganz den Charakter der freien Theilnahme jedes Betheiligten an dem, was festgestellt wurde, trug auch die alte Gerichtsverfassung. Alle Urtel vor Gericht wurden von den Schöffen gefällt. Diese mußten, vom Fürsten bis zum Bauer, Standesgenossen des Beklagten sein.

Der Richter saß dem Gerichte vor, oder hegte es öffentlich, ordentlich, an dem bestimmten Tage, gewöhnlich dreimal im Jahre in der Versammlung aller ding- oder gerichtpflichtigen Männer, das heißt aller derer, welche unter dem Gerichte stehen, außerordentlich, wo nur die Schöffen erscheinen mußten. Er erhielt die Ordnung des Verfahrens, daß Klage und Vertheidigung gehört wurden, worauf die Schöffen das Urtel fanden, welches der Richter verkündete und für die Vollziehung sorgte.

Geschriebene Gesetze gab es sehr wenige, weil die Verhältnisse einfacher waren, weil das Mittelalter, entfernt von allgemeinen Theorien, nur dem augenblicklich gefühlten Bedürfnisse genügte, weil bei der Oeffentlichkeit der Rechtspflege die Kenntniß des Herkommens leicht war, weil der von philosophischen Abstraktionen und Rechts-

Sophistereien noch nicht verwirrte gesunde Verstand leichter das Wahre und Rechte finden konnte, als in Acten vergrabene und im Buchstaben erstorbene Rechtsgelehrte sich träumen lassen; endlich hauptsächlich, weil gute Sitten die vielen Gesetze entbehrlich machten. Das durchaus öffentliche Verfahren verschaffte Jedem leicht die nöthige Rechtskenntniß. Das Recht war noch lebendig im ganzen Volke, es ergänzte sich von Geschlecht zu Geschlecht.

War den Richtern bei verwickelten Fragen und beim Mangel des Beweises der Knoten unauflösbar, so wurde er durch das Schwert, im Gottes-Urtel, zerhauen, weil Gott dem Gerechten den Sieg verleihe, wie denn der Herzog Otto von Bayern gegen den Egino, der König Heinrich IV. selbst gegen Regenger kämpfen wollte, jeder, um eine gegen ihn vorgebrachte Beschuldigung zu widerlegen.

Die Gerichtsbarkeit über seine Hintersassen hatte deren Herr. Er vertrat sie bei Streitigkeiten mit Andern, saß dem Gerichte selbst vor oder ließ sich durch Voigte, oder Meier vertreten, und durch alle Abstufungen auch der Hörigen bis zum Leibeigenen war im gewöhnlichen Gange der Dinge Willkühr verbannt und herrschte das Recht und die Billigkeit, welche der Deutschen volksthümlicher Charakter war.

Die eigenen Leute der geistlichen und weltlichen Herren, außer dem Gesinde zum täglichen Dienste, bauten in der Regel gegen einen sehr verschiedenen Zins an Vieh, Korn, Honig oder Geld die Aecker. Sie waren einzelnen Haupthöfen zugetheilt, deren Bewirthschaftung ein Meier, wie allen Meiern jedes Herrn ein Ober-Meier vorstand. Die Leibeigenschaft scheint sich, wo nicht im Ganzen, doch in unzähligen einzelnen Fällen gemildert zu haben, indem viele eigene Leute den Kirchen gegen einen geringen Zins übergeben, andere freigelassen wurden. Diese gehörten darum noch nicht zur freien Gemeinde, indem sie kein Gut als Frei-Eigen (rechtes Eigenthum im freien Gemeinde-Verbande) besaßen, sondern mußten noch einen Schutzherrn haben, dem sie einen jährlichen Zins entrichteten. Es konnte der Herr Leibeigene so frei lassen und in das bessere Hofrecht der Lassen, von diesen auch in das niedere, dann in das bessere Dienstrecht versetzen, dann mit einem Dienstgute belehnen, was dem nunmehrigen Dienst-Lehn-Manne und seinen Nachkommen die Möglichkeit verschaffte, den Bestimmungen des Dienstrechts gemäß ganz frei zu werden, indem er nun zur Klasse der gemeinen Ritterschaft gehörte.

Um die Möglichkeit einer so wenig zusammengesetzten Verwaltung des Reichs begreifen zu können, ist es nothwendig, sich nicht nur der allerdings weit größern Einfachheit des Lebens, der geringen Fortschritte

geistiger Entwickelung in der Masse des Volks und der daraus entspringenden starken Anhänglichkeit an's Herkommen, sondern hauptsächlich des ganz verschiedenen Verhältnisses der Regierungen des Mittelalters zum Volke, im Gegensatze der neuern Zeit bewußt zu werden.

Die Könige und Fürsten hatten außer der Erhaltung des Landfriedens und der Verwaltung der Rechtspflege keine Sorge für das Volk. Die Uebungen der Andacht, der Besuch des Gottesdienstes, die Jagd, das Brettspiel, füllten die übrige Zeit aus, selten wissenschaftliche Beschäftigungen. Vom Pfalzgrafen Friedrich von Sachsen wird besonders gerühmt, daß er lesen konnte. Im Allgemeinen kümmerten sich König und Fürsten nicht um das, was das Volk that oder litt. Sie waren mild und wohlthuend bei großen Unglücksfällen, vorzüglich Hungersnoth; allgemeine Maßregeln zur Verhütung derselben wurden indessen nicht ergriffen; Jeder half sich, so gut es anging, selbst. Im Ganzen wurde unglaublich wenig regiert. Die wenigen und einfachen Gesetze waren größtentheils ungeschrieben, in und aus dem Volke entstanden, stützten sich auf herkommende Gewohnheit, wurden von den Aeltesten, Weisesten, als Schöffen, den Umständen angepaßt und ergänzt, ohne daß es beinahe einer Anweisung, eines Unterrichts bedurft hätte, als den die Erfahrung gab. Die wichtigsten Angelegenheiten wurden mündlich verhandelt und abgeschlossen; Urkunden selten und fast nur für die Geistlichkeit ausgefertigt, so daß während des 11. Jahrhunderts der urkundlichen Uebergabe der wichtigsten Staatsämter nur zwei Mal als merkwürdiger Ausnahmen gedacht wird. Fast Alles, was unsere Ministerien des Innern, der auswärtigen Angelegenheiten, des Handels, des Cultus, der Rechtspflege, der Finanzen, des Unterrichts, der Polizei für die Sicherheit, Gesundheit, Bildung, Rechtsverwaltung und Beschatzung des Volks und die Erhaltung der Verbindung mit den Nachbarn thun, war damals unbekannt. Gerade diese Unbekümmertheit der Regierung gestattete nicht nur freie Entwickelung der Kräfte, sondern zwang dazu. Jeder wußte, daß nächst Gott nur er selbst sich helfen, fördern, erhalten müsse. Daher war der Gedanke, von dem Fürsten, außer etwa in einzelnen großen Nothfällen, Unterstützung zu erhalten, ganz fremd. Jeder, auf sich angewiesen, brauchte seinen Verstand und seine gesunden Gliedmassen, stand selbst auf, ging selbst und wartete nicht, bis ihm aufgeholfen würde. So gaben die durch Noth und Uebung gestärkten, im Kampfe geübten, zum Widerstande gegen Gewalt immer bereiten Kräfte dem Einzelnen wie dem Volke eine große Selbstständigkeit. Nur so war es möglich, daß in der

großen gewaltſamen Bewegung und Verwirrung, vorzüglich in den Zeiten der beiden letztern Heinriche, das Volk noch beſtehen konnte; wir, plötzlich in dieſe Zeit geſetzt, würden in ihr untergehen.

18.

Deutſche Culturzuſtände im 11. Jahrhundert.

Trotz der Stürme, welche in Folge der Unfähigkeit Otto's III. Staat und Kirche erſchütterten, dauerte die Blüthe der vom erſten Otto begründeten geiſtlichen Schulen fort, und Germanien bewahrte den Ruhm, die beſten Schriftſteller des Abendlandes hervorzubringen. St. Gallen, die hochverdiente Mutterſchule Alamanniens, zeichnete ſich auf's rühmlichſte dadurch aus, daß hier neben dem Lateiniſchen, Griechiſchen, der Mathematik, der Muſik, auch die Mutterſprache ſorgfältig gepflegt wurde. „Mit vollem Herzen," ſagt Gfrörer, „ſtimme ich in das Urtheil Ildefon's von Arr ein: die Verdrängung der alten alamanniſchen Mundart, welche in den blühendſten Zeiten des Reichs die Sprache des kaiſerlichen Hofes war, und von unſterblichen Dichtern verherrlicht wurde, durch das weit gemeinere und rauhere Meißniſche der lutheriſchen Bibelüberſetzung ſei als ein wahres Unglück zu betrachten." Ueberhaupt macht das Bild der St. Galler Schule, welches wir den Aufzeichnungen dortiger Mönche verdanken, den Eindruck, als ſei ſie für das ſüdweſtliche Deutſchland ungefähr das geweſen, was jetzt Eton für England iſt. Sie war in eine adelige und unadelige Klaſſe getheilt, aus beiden gingen viele Biſchöfe und Staatsmänner hervor. Zur Aufheiterung und körperlichen Kräftigung der Schüler dienten ritterliche Uebungen und Spiele, und der Name Vakanz war ein Laut, den die alamanniſche Schuljugend mit freudigſtem Jubel begrüßte. Kehren wir zu den allgemeinen Zuſtänden zurück. Roh waren die Sitten, aber man findet auch, daß die Kirche ſolcher Rohheit entgegen zu wirken ſtrebte. Unter anderem vergnügte ſich Kaiſer Heinrich II. mit Poſſen von Gauklern und mit Bärenhetzen ganz eigener Art. Man beſtrich einen nackten Leibeigenen über und über mit Honig, und ließ auf den alſo Geſalbten einen Bären los, der demſelben zum unauslöſchlichen Gelächter der Zuſchauer den Honig ableckte, aber freilich auch leicht Luſt bekommen konnte, nach Verſpeiſung des Honigs den armen Menſchen zu zerreißen. Der rechtſchaffene Abt Poppo von Stablo, welcher einſt einer ſolchen Kurzweil des Hofes zuſchaute, machte dem Kaiſer Vorſtellungen über die Grauſamkeit dieſes Vergnügens, und obgleich

Heinrich großes Gefallen daran trug, wurde auf des Abtes Wort hin das Spiel verboten. Manches geschah zur Milderung des Looses der bäuerlichen Leibeigenen. Freilich war die Lage derselben auf geistlichem wie auf weltlichem Grunde traurig genug. Ein sogenanntes Hofrecht des alamannischen Klosters Weingarten (bei Ravensburg unweit des Bodensee's) ist vom Anfang des 11. Jahrhunderts auf uns gekommen, aus welchem wir folgende Bestimmungen hervorheben: Verkauf oder Vertauschung Höriger (Leibeigener) darf nicht stattfinden. Zinsleute, die nach dreimaliger Mahnung ihren Zins nicht zahlen, verfallen mit ihrem Leibe dem Kloster. Die bewegliche und unbewegliche Habe eines Zinsmannes, der, ohne Gattin oder Kinder zu hinterlassen, stirbt, geht mit Ausschluß der Seitenverwandten in den Besitz des Klosters über. Sind Erben da, so muß an das Kloster ein Besthaupt geliefert werden. Pathengaben unmündig verstorbener Kinder von Zinsleuten fallen an das Kloster. Die Urkunde unterscheidet, wie man sieht, genau zwischen eigentlichen Leibeigenen, die kein Recht haben, als daß sie nicht verkauft werden dürfen, und Zinsbauern, welche letztere bloß zu regelmäßiger Abgabe des durch Lehenbriefe bestimmten Zinses verpflichtet sind, sonst aber sich zu Wohlstand emporarbeiten können. Noch heute befinden sich die Lehenbauern Oberschwabens, welche großen Theils von Klöstern her an Württemberg gekommen sind, besser als die freien altwürttembergischen Bauern und Winzer des Unterlandes. Ueber den Zustand der bäuerlichen Bevölkerung auf sächsischen Stiftsgütern gibt das Leben des Bischofs Meinwerk von Paderborn Aufschluß. „Meinwerk," sagt der Biograph, „milderte das unmenschliche Recht aller Leibeigenschaft der Lite (Hörigen), indem er den Meiern Befehl gab, zur Zeit der Ernte den Leibeigenen Speise und Trank zu reichen. Als er nach seinem Hofe Burghusun kam, gebot er, um die Treue der Lite gegen den Meier zu prüfen, seinen Begleitern, die Pferde nach der Tenne zu lenken, wo eben gedroschen wurde. Er rechnete nämlich so: sind die Lite treu, so halten sie die Pferde ab, damit das Korn nicht verderbt werde, sind sie untreu, so freuen sie sich über den Schaden des Meiers, und lassen die Pferde gewähren. Und siehe, die Lite machten den Rossen Raum unter dem Scheine der Ehrfurcht gegen den Bischof, und sahen ruhig zu, wie die Pferde das Korn fraßen oder zerstampften. Dafür befahl Meinwerk, dieselben auf's Blut zu geißeln, und ermahnte sie, ein andermal treuer zu sein." Der Biograph fügt bei, hintendrein habe der gnädige Herr die Ausgepeitschten mit Speise und Trank erquickt. Beim nächsten

Besuche des Bischofs führten sie sich besser auf. Damals hörte Meinwerk, wie die Frau des Meiers darüber murrte, daß man den Leuten Grütze geben müsse, worauf er gebot, außer dem Schweinefleisch, welches die Meier den Leibeigenen regelmäßig abzureichen hatten, den armen Leuten jährlich noch je zwei Schinken auf Kosten der Herrschaft auszutheilen. Ein andermal, da er nach seinem Gute Nihem kam, fand er den Garten voll Unkraut und Brennnesseln. Alsbald befahl Meinwerk der Meierin, welche über ihren Stand aufgeputzt war, die Kleider vom Leibe zu reißen und sie so lange nackt über die Brennnesseln zu wälzen, bis dieselben dem Boden gleich gemacht sein würden, nachher aber erfreute er die betrübte Frau mit Geschenken. Das Mittel wirkte übrigens. Beim Besuche des Bischofs bot der Garten einen prächtigen Anblick dar. Wieder kam er auf ein anderes Gut, wo er zu seinem Verdrusse keine Hühner fand. Als die Meierin auf seine Vorwürfe sich mit Mangel an Hühnerfutter entschuldigte, gebot er ihr, dafür zu sorgen, daß da und dort von Zeit zu Zeit Brachland aufgeackert werde. Beim nächsten Besuche traf er Hühner in Fülle, die von den kleinen Würmern des umgebrochenen Feldes sich nährten. Einst um die Adventzeit, da die Meier Schweine an die Gutsherrschaften abzuliefern pflegen, stand Meinwerk auf dem Söller seines Palastes und sah ein Weib, das mit ihrem einzigen Knaben hinter einem Schwein herlief und auf's bitterste weinte. Augenblicklich ließ er die Frau kommen und fragte nach der Ursache ihrer Betrübniß. „Seit mein Mann gestorben," antwortete sie, „habe ich keine Stütze mehr und muß, um die strengen Anforderungen des Meiers zu befriedigen, das Schwein mit dem Brode füttern, das mein Sohn hier zusammenbettelt." Auf diese Aeußerung hin seufzte der Bischof tief auf, schlug an seine Brust und sprach: „Wehe dir, Meinwerk, daß um elenden Erwerbes willen Thränen von Unglücklichen deiner Seele ewiges Verderben bereiten." Von Stund an entband er Weib und Sohn von der Obhut des Pächters und nährte Beide, so lange sie lebten, aus den Einkünften seines Stuhles. Als einmal großer Mißwachs eingetreten war, ließ Meinwerk zwei Schiffe voll Korn in Köln aufkaufen, nach zwei besonders bedrängten Gütern führen, und befahl dasselbe in der Art zu vertheilen, daß ein Viertheil für das Meierhaus, ein zweites für die Leibeigenen, ein drittes zur Aussaat verwendet, das letzte Viertheil den Armen geschenkt werde. Der eine der betreffenden Meier vollstreckte den Auftrag des Bischofs, der andere aber stahl den für die Armen bestimmten Theil, worauf Meinwerk die Verordnung traf,

daß Niemand von den Angehörigen dieſes ungetreuen Verwalters bis in's vierte Glied eine Meierſtelle erhalten ſolle. Gerne glauben wir der Verſicherung des Mönchs, daß Meinwerk, der zwar die rauhen Gewohnheiten des hochadeligen Standes theilte, aus dem er entſproßte, aber ſonſt offenbar ein wohlgeſinnter Herr war, ſeine Hörigen menſchlicher behandelte, als die Mehrzahl der Grundbeſitzer in Sachſen [1]). Wie muß es aber dann den Bauern anderer Herrſchaften ergangen ſein? Schon vor Karl's des Großen Tagen laſtete ein furchtbares Joch auf dem Nacken der Lite in Sachſen, und der Ausdruck bei Wippo: König Konrad II. habe gleich nach ſeinem Regierungsantritt das unmenſchlich harte Geſetz der Sachſen beſtätigen müſſen, bezieht ſich ohne Zweifel mitunter auch auf die Leibeigenſchafts-Verhältniſſe. Außerdem mag noch das Beiſpiel des benachbarten Slaviens, oder die Gräuel, welche dort beſonders durch Herzog Bernhard II. gegen das gemeine Volk verübt wurden, zur Verſchlimmerung des Unglücks der ſächſiſchen Hörigen beigetragen haben. —

Für Bekehrung der umliegenden heidniſchen Völker that die deutſche Kirche in Heinrich's II. Tagen wenig, weil die innern Unruhen alle Kräfte des Klerus ſelbſt in Anſpruch nahmen. Allerdings brauchten deutſche Prieſter, denen die Ausbreitung der Kirche am Herzen lag, nicht weit zu gehen; in Deutſchland ſelbſt gab es noch immer Heiden oder Ueberbleibſel heidniſchen Aberglaubens. Die Errichtung des Bamberger Stuhls gegen Heinrich's von Würzburg Einwürfe ward hauptſächlich durch den Grund gerechtfertigt, jene Gegend ſei großen Theils von heidniſchen Slaven bewohnt, und bedürfe deßhalb beſonderer geiſtlicher Pflege. Adam von Bremen erzählt, daß der Hamburger Erzbiſchof Unwan den Götzendienſt, der an manchen Orten ſeines Sprengels fortdauerte, vollends ausrottete, und an der Stelle der Haine, in welchen die Bewohner der Marſchländer anzubeten pflegten, Kirchen errichtete. Selbſt am Rhein und in den Provinzen, welche ſich ſeit faſt drei Jahrhunderten zum Chriſtenthum bekannten, herrſchten noch eine Menge Begriffe oder Gewohnheiten, die aus dem germaniſchen Heidenthum ſtammten. Aufſchluß hierüber geben die Fragen, welche Burchard, Biſchof von Worms, an die Beichtenden zu richten gebietet: „Hängſt du nicht den alten

1) Derſelbe Meinwerk hielt auch eine ſehr blühende Schule zu Paderborn, woſelbſt, wie es in der Vita heißt, musici et dialectici, rhetorici clarique grammatici, mathematici claruerunt et astronomici u. ſ. w. „Viguit Horatius magnus atque Virgilius, Crispus et urbanus Statius, ludusque fuit omnibus, insudare versibus et dictaminibus jucundisque cantibus.“

heidnischen Gebräuchen an, welche durch die List des Teufels sich vom Vater auf den Sohn bis zu unsern Zeiten herab vererbten? Hast du nicht den Elementen, der Sonne, dem Monde, den Gestirnen göttliche Ehren erwiesen? Hast du nicht beim Eintritt einer Mondsfinsterniß durch Geheul dem verfinsterten Gestirne sein Licht wieder verschaffen zu können geglaubt? Hast du nicht den Bau deines Hauses oder deine Hochzeit auf den Neumond verlegt? Bist du dieser Sünden schuldig, so thue zwei Jahre lang an den Festtagen Buße! Hast du nicht am Neujahrstage heidnische Gebräuche vorgenommen, besondere Speisen genossen, auf den Gassen getanzt, mit deinem Schwerte einen Kreis um dich gezogen, um in demselben deine künftigen Geschicke zu erblicken? Standest du nicht während der Nacht an einem Kreuzwege, auf einer Ochsenhaut, um die Zukunft zu erforschen? Hast du nicht Brod backen lassen, um aus der Wirkung des Sauerteigs zu prophezeien? Lastet diese Sünde auf dir, so thue zweijährige Buße an den Festen! Hast du nicht Zaubersprüche gelispelt, geheimnißvolle Knoten geschürzt, wie die Jäger und Hirten thun, damit ihr Vieh und ihre Hunde gesund bleiben? Hast du dieß gethan, so thue zweijährige Buße! Besuchtest du nicht Web- und Kunkelstuben der Weiber, und nahmest Theil an zauberischen Gebräuchen, welche das Gewebe verwirren sollen? Hast du es gethan, so thue Buße dreißig Tage bei Wasser und Brod! Hast du Heilkräuter unter Hersagung anderer Sprüche, als des Vaterunser und des Credo gesammelt, so thue Buße zehn Tage bei Wasser und Brod! Hast du nicht bei Quellen, bei Bäumen, Marksteinen, auf Kreuzwegen Gebete verrichtet, Lichter angezündet, Opferspeisen genossen? Lastet diese Sünde auf dir, so thue dreijährige Buße an den Festen! Bist du je zu Leuten gegangen, welche vorgeben, die Gemüther der Menschen verzaubern und Ungewitter erregen zu können, so thue einjährige Buße an den Festen! Hast du je Gemeinschaft mit Weibern gepflogen, welche behaupten, in Gesellschaft böser Geister sich in eine Gestalt, die der Volksaberglaube Holda nennt, zu verwandeln, und in gewissen Nächten auf gewissen Thieren zu reiten? Lastet diese Sünde auf dir, so thue einjährige Buße!" Letztere Art des Aberglaubens beschreibt Burchard weiter unten genauer: „Bist du nicht dem Wahne gewisser Frauen zugethan, welche, durch Blendwerk des bösen Geistes verführt, vorgeben, daß sie zu nächtlicher Weile in Gemeinschaft der heidnischen Göttin Diana und mit einer unzähligen Masse von Weibern auf gewissen Thieren reitend in der Stille der Nacht weit entfernte Räume durcheilen, jener Göttin als ihrer Gebieterin huldigen,

und in gewissen Nächten zu ihrem Dienste aufgerufen werden? Wollte Gott," fährt der Wormser Bischof fort, „diese heillosen Weiber wären in ihrem Wahn zu Grunde gegangen, und nicht eine Menge anderer Menschen verführt, welche sich einbilden, daß jenes Vorgeben Wahrheit sei, und dadurch in den heidnischen Irrthum zurückfallen, als gebe es außer dem Einen und wahren Gott noch andere göttliche Wesen. Der Teufel ist es, der jenen Wahn hervorbringt, indem er mittelst Träume den Gemüthern, die sich von ihm berücken lassen, allerlei Gebilde von bekannten und unbekannten Personen vorgaukelt, welche dann die Getäuschten für Wirklichkeit hinnehmen. Wer hat nicht schon im Traume und schlafend Dinge gesehen, die er im Wachen nie gewahrte. Aber Verrücktheit ist es, solche Erscheinungen, die nur innerlich im Geiste vorgehen, für körperliche Wahrheit zu halten." Der Wormser Bischof zeigt hier, wie man sieht, eine Nüchternheit des Geistes, die an die Denkweise neuerer Zeiten erinnert. Die Göttin Diana, von der er spricht, ist ohne Zweifel, wie auch Jakob Grimm annimmt, ein lateinischer Name für ein Wesen, das der deutsche Volksglaube Holda nannte, und das in der oben angeführten Stelle vorkommt. Noch gehören folgende Fragen hieher: „Glaubst du, daß, wenn eine Krähe dem Reisenden von der linken zur rechten Hand singend hinstreicht, dieß eine günstige Reise, daß umgekehrt, wenn ein Vogel, den man den Mäusefänger nennt, vor dem Reisenden herfliegt, dieß Unglück bedeute? Glaubst du, daß es gefährlich sei, vor dem Hahnenschrei auszugehen, weil die unreinen Geister vorher mehr Gewalt zu schaden besitzen als nachher, und daß folglich der Hahn mit seinem Krähen mehr vermöge, als der mit dem göttlichen Glauben und mit dem Zeichen des Kreuzes ausgerüstete Mensch? Glaubst du, es gebe wirklich Parzen [1]), und sie vermögen das zu thun, was der Volkswahn ihnen zuschreibt, daß sie nämlich einem neugebornen Menschen die Macht verleihen können, sich nach Belieben in einen Wehrwolf oder in eine andere Gestalt zu verwandeln? Glaubst du, daß es weibliche Waldgeister gibt, welche, wenn es ihnen gefällt, ihren Liebhabern erscheinen und mit ihnen sich vergnügen, nachher aber wieder verschwinden mögen? Hast du je — wie gewisse Weiber zu bestimmten Zeiten thun — in deinem Hause einen Tisch gedeckt und Speise und Trank mit drei Messern darauf gelegt, damit jene drei Schwestern, welche das alte römische

1) Offenbar gebraucht hier Burchard den lateinischen Ausdruck nur darum, weil er für die fraglichen Wesen des deutschen Aberglaubens (Nornen) kein entsprechendes lateinisches Wort wußte.

Heidenthum Parzen nannte, kommen und davon genießen? Fühlst du dich wirklich solcher heidnischen Irrthümer schuldig, so thue Buße fünf bis zehn Tage mit Wasser und Brod, oder ein ganzes Jahr an den Festen!" — Für Pracht und Würde des katholischen Gottesdienstes geschah während Heinrich's Regierung sehr viel. Die kirchliche Baukunst erreichte unter ihm die erste Stufe ihrer Blüthe. Er war es ja, der den herrlichen Dom zu Bamberg schuf. Das von ihm gegebene Beispiel erregte großen Wetteifer. In allen Sprengeln, von denen wir genauere Kunde haben: Worms, Mainz, Lüttich, Bremen, Köln, Hildesheim, Freising, Würzburg, Merseburg wurden neue Kirchen und Klöster aufgeführt. Besonders baulustig war Meinwerk von Paderborn, der unter Anderem einen Dom nach dem Vorbilde der Kirche zum heiligen Grabe in Jerusalem gründete. Ausdrücklich wird von Meinwerk bezeugt, daß er griechische Baumeister kommen ließ [1]). Auch die Malerei begann zum Schmucke der Kirchen verwendet zu werden. Der Biograph des Bischofs Balderich von Lüttich erzählt, daß der italienische Kleriker Johannes die Kapelle des Aachener Palastes mit herrlichen Bildern ausschmückte, deren Farbenpracht jedoch um 1050 wieder erbleicht war.

1) Im Leben Meinwerk's wird auch berichtet, wie sehr er bestrebt war, deutsche Künstler zu bilden. Er begünstigte Maler, Kunstschreiner, Goldarbeiter, verschaffte sich ausländische Geräthe, um sie deutschen Künstlern als Muster zu geben, ließ Mosaikböden legen, kunstvolle Plafonds herstellen u. s. w.

IV. Zeitalter der Kreuzzüge.

1.

Veranlassungen der Kreuzzüge.

Schon Sylveſter II. und Gregor VII. hatten den Gedanken eines Zuges der abendländiſchen Chriſtenheit zur Befreiung der morgenländiſchen Glaubensgenoſſen und der heiligen Stätten angeregt; aber die Gemüther waren noch nicht recht empfänglich für einen ſolchen Gedanken. Es bedurfte erſt einer allmähligen Vorbereitung. Der Papſt Victor III. erließ im Jahre 1086 die Aufforderung zu einem unter der Fahne des Apoſtels Petrus zu unternehmenden Kriegszuge gegen die Saracenen im nördlichen Afrika, und verhieß Allen, welche Theil daran nehmen würden, vollkommenen Ablaß. Dann kamen Wallfahrer aus dem Orient zurück mit den traurigſten Schilderungen von den Beſchimpfungen und Mißhandlungen, welche die Chriſten von den rohen Mohamedanern erleiden müßten, von den mannigfachen Entweihungen der heiligen Stätte. Unter ſolchen iſt beſonders Einer zu erwähnen, der Einſiedler Peter aus Amiens; derſelbe glaubte ſich durch Viſionen, in denen ihm Chriſtus erſchien, berufen, die Hülfe der abendländiſchen Chriſten zur Befreiung der heiligen Stätten und der Urſitze des Chriſtenthums herbeizurufen, und er brachte einen klagenden, zur Hülfe auffordernden Brief des Patriarchen von Jeruſalem mit. Er ſuchte zuerſt den Papſt Urban auf, und dieſer wurde ſelbſt durch ſeine Erzählung wie durch den von ihm mitgebrachten Brief tief erſchüttert. Er trug es dem Mönche Peter auf, die Länder zu durchreiſen, vor Hohen und Niederen von dem, was er geſehen, zu zeugen, und ſie zur Hülfe für den unter ſo ſchwerem Joche ſeufzenden Orient und das heilige Grab aufzufordern. Der Einſiedler Peter war ein Mann von kleiner Statur,

unanſehnlicher Geſtalt [1]), aber das Feuer ſeiner Rede, die Zuverſicht des Glaubens, und die Begeiſterung, welche ihm die Fülle der Worte verlieh, machte gerade durch ein ſchwaches Organ deſto größeren Eindruck; ein eigenthümlicher Zug in dem Leben dieſer Zeit, daß Männer von unanſehnlicher Geſtalt mit einem durch Entbehrungen abgezehrten Leibe in feuriger Kraft der Rede das Größte wirken konnten. In einer Mönchskutte und in einem wollenen Mantel über derſelben durchſtrich Peter barfuß, auf einem Mauleſel, die Länder. Es ſammelten ſich um ihn zahlreiche Volksſchaaren, man überhäufte ihn mit Schenkungen, von denen er reichlich unter die Armen austheilte. Seine Worte wurden wie Orakel vernommen, und er machte von ſolchem Anſehen manch heilſamen Gebrauch. Er brachte durch ſeine Ermahnungen Sinnesänderung bei unzüchtigen Weibern hervor, welchen er Männer verſchaffte und eine Ausſtattung gab; er ſtiftete Frieden unter ſtreitenden Parteien. Wie ein Heiliger wurde er verehrt; man beeiferte ſich, irgend etwas als Reliquie von ihm zu haben, ſeien es auch nur Haare von ſeinem Mauleſel. Ein Zeitgenoſſe und Augenzeuge, der dieß erzählt, der Abt Guibert von Nogent sous Coucy ſagt, daß er ſich keiner ähnlichen, einem Menſchen erwieſenen Verehrung erinnere. Er ſieht aber darin die Wirkung, welche der Reiz des Neuen über die Gemüther der Menge ausübt. So waren durch die Wirkſamkeit dieſes Mannes die Gemüther ſchon vorbereitet, als Urban im Jahre 1095 die Kirchenverſammlung zu Piacenza hielt, auf welcher er zuerſt dieſe Sache vortrug. Die Verſammlung war ſo zahlreich, daß keine Kirche ſie faſſen konnte, und ſie auf freiem Felde gehalten werden mußte. Zu Clermont in Auvergne fand ſich darauf eine deſto zahlreichere Verſammlung von Männern geiſtlichen und weltlichen Standes ein, weil man im Voraus wußte, von welcher die allgemeine Theilnahme in Anſpruch nehmenden Sache hier gehandelt werden ſollte. Der Papſt ſchilderte in einer feurigen Rede die Bedeutung der Stadt Jeruſalem für den chriſtlichen Glauben, die Beſchimpfungen und Mißhandlungen, welche die dort wohnenden und die dahin wallfahrenden Chriſten erleiden müßten. Dann forderte er die Verſammlung auf, im Eifer für das Geſetz und die Ehre Gottes und in der Liebe zu Chriſto das Schwert zu ergreifen, die Waffen, welche ſie bisher gegen Chriſten geführt, und welche ſie mit Chriſtenblut befleckt hätten, gegen die Feinde des chriſtlichen Glaubens

1) Pusillus, persona contemptibilis, vivacis ingenii, et oculum habens perspicacem gratumque, et sponte fluens ei non deerat eloquium. Wilhelm. v. Tyrus.

zu wenden. Jetzt ſei die Zeit gekommen, daß ſie ſo viele Sünden, Raub und Mord, durch die Theilnahme an dieſem heiligen Werke wieder gut machen, und ſich Sündenvergebung erwerben könnten. Er verkündigte vollkommenen Ablaß Allen, welche an dieſem Zuge in der Geſinnung wahrhafter Buße und Andacht Theil nehmen würden. Er verhieß Sündenvergebung und Seligkeit Allen, welche in Paläſtina in wahrer Buße ſterben würden, und er nahm alle Theilnehmer an dieſem Zuge in ſeinen päpſtlichen Schutz [1]). Große Wirkungen brachte die Rede des Papſtes in den ſchon vorher angeregten Gemüthern hervor. Begeiſtert rief die ganze Verſammlung in den verſchiedenen Sprachen aus: Dieu el volt, Die li volt, Dio lo vuole, Gott will es! Nach dem Beiſpiele des Biſchofs Ademar von Puy, welchem der Papſt die Leitung des Ganzen übertrug, bezeichneten Viele ſogleich ihre rechte Schulter mit dem Zeichen des Kreuzes, als dem Symbol des heiligen Zuges, wie ſie bereit ſeien, das Kreuz Chriſti auf ſich zu nehmen und ihm nachzufolgen.

Von dieſem Concilium und von dem Eindrucke, welchen der herumziehende Mönch Peter auf die Menge machte, ging eine unaufhaltſam fortwirkende Begeiſterung aus. Es war wie eine Stimme Gottes an das zügelloſer Leidenſchaft und wilden Begierden hingegebene Geſchlecht, mitten unter den gegenſeitigen Befehdungen und Gewaltthaten der Fürſten und Ritter, mitten unter dem Verderben, das durch jene Kämpfe zwiſchen Papſt und Kaiſer nur vermehrt wurde, eine gewaltige religiöſe Erſchütterung, eine neue Richtung der Einbildungskraft und der Gefühle. So wurde dieſes über die Völker ausgegoſſene Feuer, dem wenigſtens etwas von einer heiligeren Flamme beigemiſcht war, als ein ſolches, das der bisher herrſchenden Rohheit des fleiſchlichen Sinnes entgegenwirken ſollte, als ein Feuer der Läuterung, ſchon von frommen und verſtändigen Männern dieſer Zeit betrachtet. Es bedurfte keiner Ermahnungen durch die Geiſtlichen, man feuerte einander von ſelbſt wechſelweiſe an, es war ein gegenſeitiger Wetteifer. Leute aus allen Ständen, von jedem Alter, aus den verſchiedenſten Völkern eilten herbei. Alles für die Reiſe Erforderliche wurde ſchnell herbeigeſchafft; wenngleich aus Mißwachs Theuerung der Lebensmittel entſtanden war, ſo wurde doch mit Einem Male Alles wohlfeil, weil Alle ſich beeiferten, zur Beförderung des heiligen Unternehmens, was ſie konnten, beizutragen, wie man auch

1) Es gibt ſehr verſchiedene Aufzeichnungen dieſer Rede, ſo daß wir nur die allgemeinen Gedanken mit Sicherheit geben können.

in der Fruchtbarkeit des folgenden Jahres eine Fügung Gottes zur Beförderung der Kreuzzüge erkannte. So erschien die durch die Verkündigung des Kreuzzuges hervorgebrachte außerordentliche Bewegung der Gemüther, durch welche das unmöglich Scheinende möglich gemacht wurde, den Zeitgenossen als ein unverkennbares Werk Gottes. Doch müssen Unbefangenere unter ihnen selbst gestehen, daß es keineswegs die reinere Begeisterung für das im Interesse des christlichen Glaubens unternommene Werk war, welches Alle zur Theilnahme fortriß, sondern daß verschiedenartige Triebfedern sich dabei einmischten. Die Einen waren durch diesen Ruf aus einem mit Lastern befleckten Leben zur Buße erweckt worden, und suchten in der Theilnahme am Kreuzzuge Sündenvergebung. Wenn Manche sonst durch eine plötzliche Erweckung zur Buße aus einem lasterhaften Leben dem Kloster zugeführt wurden; so war ihnen nun auf diese Weise ein für sie bequemerer, ihren Neigungen mehr zusagender Weg angewiesen, da sie ihre gewohnte, ritterliche Lebensweise fortsetzen konnten. Andere wollten dadurch den ihnen drohenden bürgerlichen Strafen entgehen oder von einer drückenden Schuldenlast sich befreien. Andere wurden durch die Macht des Beispiels und der Mode fortgerissen.

Wenn die durch die Verkündigung des Kreuzzuges hervorgebrachte religiöse Erweckung bei Manchen die Gestalt annahm, daß sie, um in der Sprache dieser Zeit zu reden, die Wallfahrt zum himmlischen Jerusalem durch das Ordensleben der Wallfahrt nach dem irdischen Jerusalem, den geistlichen Kampf unter der Kreuzesfahne dem leiblichen vorzogen, so freuten sich dagegen Andere, eine Gelegenheit zu finden, um, einem heiligen Rufe folgend, die ihnen lästig gewordene Ruhe und Einsamkeit des Klosters verlassen zu können; und auch Mönche glaubten sich von ihren Banden frei zu machen und das Schwert ergreifen zu dürfen, bis aus einem in dem Leben der Zeit gegründeten Bedürfnisse eine Verschmelzung des Mönchsthums und des Ritterthums in den geistlichen Ritterorden nachher sich bildete. Bei der allgemeinen aufgeregten Stimmung fanden leicht Männer und Frauen aus dem Volke Glauben, welche vorgaben, daß ihnen durch ein Wunder ein Kreuzeszeichen aufgeprägt worden. Viele brannten sich mit einem glühenden Eisen ein Kreuzeszeichen ein, sei es, um ihren Eifer für die heilige Sache dadurch zu bewähren, oder aus Eitelkeit. Im Anfange dieser Bewegungen befand sich in Frankreich ein Abt, welchem es an Mitteln für die Theilnahme an dem Zuge fehlte. Um diese zu erlangen, heftete er sich nicht auf gewöhnliche

Weise das Kreuzeszeichen an, sondern auf eine künstliche Art prägt er seiner Stirn ein solches auf und sagte nachher unter dem Volke, es sei ihm von einem Engel dieses Zeichen aufgedrückt worden. Dieses Vorgeben fand bei dem Volke leichten Glauben. Es wurden ihm reiche Geschenke zu Theil, er konnte seine Absicht ausführen und wurde nachher zum Erzbischof von Cäsarea in Palästina ernannt. Er selbst gestand später seinen Betrug, den man ihm seiner guten Absicht wegen verzieh, wenn gleich es auch wohl an Solchen nicht fehlte, welche diese Unredlichkeit mißbilligten. Es läßt sich erklären, wie so Viele, die nach einer augenblicklichen Anwandlung der Zerknirschung an diesem Zuge Theil nahmen, sich bald zu vielfachen Ausschweifungen, zu denen der Zug und das Klima Gelegenheit gab, fortgerissen wurden. Aber es fanden sich auch zahllose Beispiele ächten christlichen Glaubens, Gefangene, welche ihr Leben hingaben, um ihren Glauben nicht zu verläugnen. Ein Ritter, der von Jugend auf durch frommes Leben, Sittenstrenge und Wohlthätigkeit sich ausgezeichnet hatte, wurde von den Saracenen gefangen genommen, und ihm unter der Bedingung der Verläugnung des Glaubens das Leben geschenkt. Er bat sich bis zum nächsten Freitage Bedenkzeit aus, dann erklärte er aber, fern sei es von ihm gewesen, einige Tage für sein irdisches Leben gewinnen zu wollen, er habe nur an dem Tage, an welchem der Heiland sein Leben für die Rettung Aller geopfert, ihm das seine wiedergeben wollen.

2.

Die Eroberung Jerusalems.

Schon war der Tag ausersehen, an welchem die heilige Stadt berannt werden sollte. Da gedachten die Priester, daß einst Gott die Stadt Jericho in die Hände der Israeliten nach einem siebenmaligen, feierlichen Umgange um ihre Mauer gegeben, und riethen, dieses Beispiel nachzuahmen. Dem Rathe mehr Gewicht zu geben, erschien der heilige Erzbischof Ademar einem Priester und forderte ihn auf, die Fürsten zu einem feierlichen Umgange zu ermahnen. Denselben Rath gab ein alter, in einem hohen Thurme auf dem Oelberge wohnender und durch die Gabe der Weissagung berühmter Einsiedler. Zugleich sollte diese Prozession benutzt werden, um Tankred und Raimund, welche auf's Neue wegen des Geldes, welches dieser jenem zu bezahlen versprochen, aber nicht bezahlt hatte, zankten, und andere mit einander streitende Fürsten auf dem Oelberge, wo der Heiland so schmerzlich für die Menschheit gelitten, zu versöhnen.

Am Freitage, den 8. Juli, versammelten sich alle Priester, die Ritter und das Volk, und verließen das Lager zum feierlichen Umgang um die Stadt. Die Priester zogen in weißen Gewändern mit Kreuzen, den Reliquien und den Bildern der Heiligen voran, und ihnen folgten alle Ritter und das Volk, in völliger Waffenrüstung, Trompeten und Fähnlein tragend und mit entblößten Füßen, indem sie die Heiligen um ihre Fürsprache bei Gott flehentlich anriefen. Die Prozession begab sich zuerst auf den tausend Schritt vor der Stadt östlich liegenden Oelberg, wo Arnulf, ein sehr beredter Geistlicher aus Flandern, von einem erhabenen Orte herab in einer so eindringenden Anrede den Fürsten die Eintracht empfahl, daß alle Streitenden versöhnt einander die Hände gaben. Auch Peter der Einsiedler trat auf und ermunterte das Volk auszudauern, um den Heiland, der noch immer in der Stadt gekreuziget werde, zu befreien. Von da zogen die Pilger zu der Kirche zur Mutter Gottes auf dem Berge Zion südlich von der Stadt. Die Ungläubigen sahen, zum Theil auf den Mauern stehend, den Umgang mit Bewunderung an, andere warfen Pfeile nach den andächtigen Kreuzfahrern und verwundeten ihrer mehrere, andere richteten auf den Mauern Kreuze auf und übten an ihnen ihren Muthwillen, andere die Prozession nachäffend, folgten auf der Mauer den Christen, und kränkten sie durch ihren Spott. Nachdem die Prozession in's Lager zurückgekehrt, ward auf den nächsten Donnerstag der allgemeine Angriff auf die heilige Stadt bestimmt.

In der Nacht vor diesem ersehnten Tage brachten Herzog Gottfried, der Herzog von der Normandie und der Graf von Flandern mit unsäglicher Mühe ihre Maschinen stückweise von dem Orte, wo sie erbaut waren, fast tausend Schritte weit, an die östliche Mauer zwischen dem Thore des heiligen Stephan und dem eckigen Thurme, welcher nördlich über dem Thale Josaphats stand, und verlegten auch dahin ihr Lager, weil diese Gegend Kundschafter ihnen als die am schwächsten besetzte bezeichnet hatten. Als der Tag anbrach, waren die kleinen Maschinen aufgerichtet, und die Wallbrüder erkannten aus der Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche diesem Beginnen sich entgegenstellten, daß Gottes Hand mit ihnen war. Auch Raimund und die andern Fürsten hatten in der Nacht da, wo sie die Mauer zu bestürmen übernommen, Maschinen aufgerichtet. Alle nahmen hierauf das heilige Abendmahl und begaben sich zu ihren Führern. Selbst Greise und Weiber erschienen bewaffnet, um zur Eroberung der heiligen Stadt zu helfen. Um aber die großen Thürme

an die Mauer zu bringen, mußte zuvor die vordere Mauer der Stadt niedergeworfen und das Thal ausgefüllt werden. Beides war ein nicht geringes Werk. Die Mauer wurde zwar mit Mauerbrechern berannt, aus großen und kleinen Maſchinen wurden Steine auf die Vertheidiger der Mauer geſchleudert, aber die Belagerten minderten durch Säcke voll Wolle und Stroh und durch ſchräge Balken, welche ſie an der Mauer befeſtigt hatten, ihre Wirkung, die ſchon wegen der Breite des Thales, welches ſie von der Mauer trennte, ſchwach war. Viel größer war die Heftigkeit, mit welcher die Belagerten aus ihren Maſchinen von der Höhe herab Steine auf die Kreuzfahrer ſchleuderten; ihre Feuerbrände und die mit Schwefel, Pech und andern brennbaren Dingen verſehenen Pfeile ſetzten bald die chriſtlichen Maſchinen in Brand, ſo daß das Löſchen alle Hände der Kreuzfahrer beſchäftigte. Wenige wagten daher zur Ausfüllung des Thales Steine und Erde herbeizutragen, obgleich Graf Raimund durch den Ruf der Herolde Jedem, welcher da, wo er ſtehe, drei große Steine in's Thal werfen würde, einen Denar als Belohnung verhieß. Die Nacht fiel ein, ehe die Wallbrüder ihr Ziel erreicht hatten.

Kaum war aber das Morgenroth des folgenden Tages erſchienen, als jeder Pilger in den Waffen wieder an den Ort eilte, welchen er geſtern verlaſſen. Der Kampf begann mit vermehrter Lebhaftigkeit. Die Ungläubigen warfen nicht nur Steine und Pfeile wider die Wallbrüder, ſondern auch Töpfe mit brennenden Materien und Balken, von einem mit Waſſer unlöſchbaren Feuer ergriffen, wider ihre Maſchinen; den Kreuzfahrern aber war verrathen worden, daß Weineſſig dieß Feuer löſche, und damit hatten ſie reichlich ſich verſehen. Als durch Feuer und Steine die Maſchinen der Chriſten nicht verderbt wurden, wurden Hexen auf die Mauer geführt, um durch Zauberformeln ihre Wirkſamkeit zu hemmen; aber ein ungeheurer Stein, aus einer Maſchine geworfen, zerſchmetterte zwei Hexen, welche die Maſchinen zu beſprechen auf die Mauer gekommen waren, und drei Mädchen, welche ſie begleiteten. Zwei Boten, welche von Askalon kamen, um die Vertheidiger von Jeruſalem zur ausharrenden Gegenwehr zu ermuntern, indem ein Heer zum Entſatz der Stadt kommen werde, wurden ergriffen. Der eine von ihnen ward von einem Jünglinge mit einer Lanze durchbohrt, der andere, nachdem er ſeinen Auftrag ausgeſagt, aus einer Maſchine gegen die Mauer geſchleudert.

Ungeachtet aller dieſer Vortheile war um die ſiebente Stunde ſelbſt, nachdem der Herzog von der Normandie und Tankred beim Stephansthore die Mauern durchbrochen hatten, ſo wenig Hoffnung

zur Eroberung der heiligen Stadt, daß die Fürsten beschloſſen, die von dem Feuer und den Steinen der Belagerten sehr beschädigten Maschinen zu entfernen und an dem folgenden Tage den Angriff zu erneuern. Die Ritter jammerten laut, daß Gott sie nicht würdig halte, die heilige Stadt einzunehmen, das Kreuz zu verehren und das heilige Grab zu erblicken; das Volk kehrte betrübt in's Lager zurück. Plötzlich um die Stunde, in welcher der Heiland an's Kreuz gebracht war, erblickte der Herzog Gottfried von Bouillon auf dem Oelberge einen Ritter, welcher seinen blitzenden Schild schwenkte und damit dem Volke Gottes das Zeichen zur Fortsetzung des Kampfes gab. Gottfried rief die Ritter und das Volk zurück; Alle begannen die Arbeit mit neuen Kräften, des Sieges gewiß, die Weiber erquickten die Männer durch Speise und Getränk und ermuthigten sie zum Kampfe und unverdrossener Arbeit. Binnen einer Stunde war die vordere Mauer niedergerissen, das Thal ausgefüllt, und des Herzogs Thurm stand an der Mauer. Das auf seiner Spitze von Gold blitzende Kreuz mit des Herrn Jesu Bilde, nach welchem die Ungläubigen immer vergeblich gezielt, kündigte den Sieg Christi über Mohammed dem Volke Gottes an.

Bald darauf ward auch des Grafen Raimund Thurm der Mauer so nahe gebracht, daß die Pilger mit ihren Lanzen die Ungläubigen auf der Mauer erreichen konnten. Sie erneuerten nun den Kampf mit hoffendem Muthe. Die Muselmänner widerstanden mit verzweifelnder Tapferkeit; aber dem nahe an die Mauer gerückten Thurme des Herzogs konnten ihre Maschinen wenig schaden; und wo die Hürden, womit er bedeckt war, beschädigt wurden, da half Herzog Gottfried mit eigener Hand den Schaden verbessern. Desto wirksamer waren die Wurfmaschinen aus den Thürmen, indem Gottfried diejenigen, welche sie bedienten, zu unverdrossener Arbeit aufmunterte. Es gelang endlich einigen Jünglingen, die mit Stroh und Baumwolle gefüllten Säcke, womit die Ungläubigen die Mauer zu schützen gesucht, mittelst brennender Pfeile in Brand zu bringen; der Rauch ward durch den Wind auf die Mauer getrieben; die Streiter durch ihn im Kämpfen gehindert, verließen verzweifelnd ihren Stand; und aus dem zweiten Stockwerke des Thurmes fiel die Fallbrücke auf die Mauer, unterstützt von zwei Balken, mit welchen die Ungläubigen die Steine der Belagerer abgewehrt hatten. Die beiden Brüder Ludolph und Engelbert waren die Ersten, welche die Mauer Jerusalems erstiegen, und ihnen folgte bald Herzog Gottfried selbst, der in dem obersten Stockwerke sich befand, sein Bruder Eustach, der Her-

zog von der Normandie und der Graf von Flandern nach. Die andern Wallbrüder, welche nicht durch den Thurm auf die Mauer kommen konnten, erſtiegen ſie mit Leitern, und bald war die Mauer da, wo der Herzog ſtand, ganz verlaſſen von den Ungläubigen, welche in die Gaſſen der Stadt geflohen. Die Pilger eilten ihnen nach, der Herzog Gottfried ließ durch einige Ritter das Stephansthor öffnen, das übrige Volk drang theils durch dieſes, theils da, wo der Herzog von der Normandie und Tankred die Mauer durchbrochen hatten, in die Stadt, und bald erſchallte ſie von dem Geſchrei der Sieger: „Gott hilft, Gott will es!“ In das Siegesgeſchrei miſchte ſich bald das Angſtgewimmer der Sterbenden und das Flehen der Flüchtigen; denn Ritter und Knechte verbreiteten ſich in die Stadt, und würgten, wen ſie antrafen, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht. Die heilige Stadt war ſchon mit Leichen angefüllt, als wider den Grafen Raimund, der bei der Burg Zion ſtand, die Ungläubigen noch immer tapfer ſtritten und ſeinem Belagerungszeuge großen Schaden zufügten; denn von den vierzehn Maſchinen auf der Mauer waren gegen des des Grafen Werke neun gerichtet. Raimund erfuhr erſt durch das Waffengetöſe in der Stadt und durch die Flucht der wider ihn ſtreitenden Ungläubigen von der Mauer, daß der Heiland den andern Fürſten den Sieg verliehen habe. „Was weilt ihr jetzt noch länger!“ rief Raimund den Seinigen zu, und die begeiſterten Provencalen drangen mit Leitern über die Mauer in die Stadt. Dann ward auch das ſüdliche Thor geöffnet, und das vor ihm wartende Volk drang mit ſolcher Heftigkeit hinein, daß ſechzehn Wallbrüder im Gedränge umkamen.

Jetzt wurde das Würgen in der Stadt allgemein. Nicht zufrieden mit dem Blute der Feinde, weideten ſich viele daran, ſie martervoll zum Tode zu bringen. Wenige entkamen in die Burg Zion. Aber eine weit größere Anzahl gewann den Tempel Salomons, damals eine Moſchee, hinter deſſen feſten Mauern Sicherheit ſuchend. Aber Tankred durchbrach mit den Seinigen dieſe Veſte. Mehr als 10,000 Muſelmänner und unter ihnen viele Imams, Ulemas und Fakihs fielen von ihrem Schwerte. 300 von dieſen, welche auf das Dach des Tempels geflohen waren, gab Tankred Gnade und ſteckte ſein Panier dort auf; aber dennoch wurden ſie von anderen Pilger Tags darauf ermordet, worüber Tankred ſo ergrimmte, daß er mit dem Schwerte den Frevel gerochen hätte, wenn es nicht andern Fürſten gelungen wäre, ihn zu beſänftigen. Die Beute, welche Tankred im Tempel Salomonis fand, war unermeßlich. Zwei Tage wurden erfordert,

um ſie wegzubringen. Tankred ließ nichts zurück als das goldene Gefäß, 200 Mark an Gewicht, welches nach Einiger Meinung Manna, nach Anderen Blut des Erlöſers enthielt. Vierzig große ſilberne Leuchter, hundert und fünfzig kleinere, von denen zwanzig von ägyptiſchem Golde, die übrigen von Silber waren, einen großen ſilbernen Kronleuchter und viele andere Geräthe konnte Tankred ſich und den Seinigen zueignen, weil ausgemacht war, daß Jedem die Beute bleiben ſolle, welche er gewänne; er theilte ſie aber mit Gottfried, weil er in deſſen Solde ſtand. Jedem Wallbruder blieb das Haus, deſſen er ſich bemächtigte. Darum wurde die Stadt nicht wie eine eroberte Stadt behandelt, ſondern die Wallbrüder ſchonten ihrer als ihrer künftigen Heimath, und mancher Arme ward Beſitzer eines prächtigen Palaſtes.

Als die Wallbrüder des Blutes der Muſelmänner ſatt waren, traf die Juden ihre Mordluſt. Sie wurden in ihre Synagoge zuſammengetrieben und mit ihr verbrannt.

Weder an dieſen Gräueln noch an dem Jagen nach Beute nahm Herzog Gottfried Antheil. Er rächte zwar tapfer mit dem Schwerte das Blut der Seinigen, welche während der Belagerung gefallen waren, und die Beſchimpfung, welche die Pilgrime ſo oft von den ungläubigen Beherrſchern der heiligen Stadt erfahren, dann aber begab er ſich, noch während des Mordgetümmels, von drei Rittern begleitet, in wollenem Pilgerhemd und mit entblößten Füßen, aus der Stadt, wallte um ihre Mauern, ging durch das Thor, welches gegen den Oelberg liegt, nach der Kirche des heiligen Grabes und überließ ſich der Andacht.

Plötzlich änderte ſich auch in der Stadt die Scene. Die Pilger, des Mordens müde, legten, nachdem durch ausgeſtellte Wächter die Stadt gegen einen plötzlichen Ueberfall geſichert war, ihre Waffen ab, reinigten ſich von dem Blute der Erſchlagenen und eilten mit entblößtem Haupte und entblößten Füßen zu den noch von Blut rauchenden heiligen Orten. Die Stadt, in welcher kurz vorher noch das wilde Geſchrei der Würger und das Gewinſel der Sterbenden gehört wurde, erſcholl jetzt von den Lobgeſängen zur Ehre Gottes und Gebeten der zum Grabe des Heilandes Wallenden; und die grauſamen Krieger, deren Gemüth jeder milden Empfindung noch eben verſchloſſen war, beugten jetzt demüthig ihre Kniee und vergoßen Thränen der Andacht. Viele, die mit gieriger Habſucht geraubt, opferten jetzt mit ausſchweifender Freigebigkeit ihren Raub dem Herrn, oder brachten ihn als Almoſen den Alten, den Armen und den Kranken. Andere

bekannten laut ihre Sünden und gelobten Besserung. Wo sah man je eine so schnelle Umwandlung?

An der Thüre der Kirche des heiligen Grabes standen die Christen von Jerusalem mit ihren Geistlichen, außer dem Patriarchen, der vor dem Anfange der Belagerung nach Cypern gereist war, um Almosen zu sammeln, und von hier aus die christlichen Fürsten in den Mühseligkeiten und Entbehrungen während der Belagerung der heiligen Stadt, mit Granatäpfeln, Cederäpfeln vom Libanon, köstlichem Weine und fetten Pfauen erfreut hatte. Sie führten die Wallbrüder in die Kirche und erhoben mit ihnen ihre Stimme, um Gott zu danken für die Befreiung seiner heiligen Stadt von dem schmählichen Joche der Türken. Die größte Ehre widerfuhr Peter dem Einsiedler, welchem die christlichen Priester knieend dankten und nächst Gott den meisten Antheil an ihrer Rettung aus den bisherigen Trübsalen zuschrieben. Peter hatte damit sein Gelübde erfüllt und nahm von dieser Zeit an an den Unternehmungen der Wallbrüder keinen Antheil. Er kehrte in seine Heimath zurück, bald nach Eroberung der heiligen Stadt, und stiftete ein Kloster zu Huy, woselbst er im 16. Jahre nach der Eroberung Jerusalems begraben ward.

3.

Gottfried von Bouillon.

Wilhelm von Tyrus, einer der besten Geschichtschreiber des Mittelalters, entwirft nachfolgendes Lebensbild des Eroberers von Jerusalem: Nachdem Herzog Gottfried durch die Gnade Gottes auf den Thron des Königreichs Jerusalem gelangt, und alles Aergerniß, wenn sich einiges erhoben hatte, bei Seite geschafft war, fing das Reich unter ihm stark und kräftig zu werden an. Er regierte aber nur ein Jahr, denn das Volk verdiente es seiner Sünden halber nicht, daß die neue Pflanzung durch die Fürsorge eines so trefflichen Fürsten gepflegt und gegen alle Bedrängnisse beschützt wurde. Er wurde von hinnen genommen, damit die Bosheit nicht sein Herz verderbe, wie geschrieben stehet. Er stammte aber von erlauchten und frommen Eltern, aus dem Reiche der Franken, aus der Provinz Rheims und aus der Stadt Boulogne, die am englischen Meere gelegen ist. Sein Vater war nämlich Herr Eustachius der ältere, der herrliche und berühmte Graf dieses Landes, der viel Merkwürdiges in seinem Leben ausführte. Seine Mutter aber, die unter den edlen Frauen des Abendlandes, sowohl durch ihre Sitten, als durch ihre

hohe Abkunft hervorleuchtete, war Ida, die Schweſter von dem ausgezeichneten Herzog Gottfried von Lothringen, der den Beinamen „mit dem Bühel“ führte. Dieſer, da er keine Kinder hatte, nahm ſpäter ſeinen Neffen, der den gleichen Namen mit ihm führte, an Sohnesſtatt an, und ſetzte ihn zum Erben aller ſeiner Beſitzungen ein, weßwegen dieſer ihm nach ſeinem Tode im Herzogthume nachfolgte. Er hatte drei leibliche Brüder, die durch ihre ausgezeichneten Eigenſchaften und durch ihren würdigen Charakter der Bruderſchaft mit dieſem Fürſten werth waren. Der erſte war Graf Balduin von Edeſſa, der ſein Nachfolger auf dem königlichen Thron wurde; der zweite Graf Euſtachius von Boulogne, der den Namen ſeines Vaters führte und dieſem in der Grafſchaft nachfolgte. Der Dritte war Herr Wilhelm, ein angeſehener Mann, der von der Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit ſeines Vaters und ſeiner Brüder keine Ausnahme machte. Die zwei erſteren folgten ihrem Herrn und Bruder auf dem Kreuzzug, der Dritte blieb zu Hauſe. Herr Gottfried war aber, wie ſeiner Geburt ſo auch dem innern Menſchen nach, der Erſtgeborne, der das Vorrecht des trefflichſten Charakters hatte, und dem in Allem mit Recht der Preis zu Theil wurde, denn er hatte Ehrfurcht vor dem Heiligen, war mild, fromm und gottesfürchtig, gerecht, alles Böſe meidend, hielt ſein Wort feſt und treu, und verachtete die Eitelkeiten der Welt, was bei einem Manne in dieſem Alter und beſonders bei einem aus dem Kriegerſtande etwas Seltenes iſt. Er war ſtets munter zum Gebet und unermüdet in den Werken der Frömmigkeit, freigebig, von liebenswürdiger Menſchenfreundlichkeit, ſanft und mitleidig. Alles, was er that, war löblich und Gott wohlgefällig. Von Geſtalt war er groß, ſo daß er kleiner war, als die Größten und größer als die von mittelmäßiger Höhe. Seine Körperkraft war beiſpiellos, die Glieder ſtark, die Bruſt männlich, das Antlitz ſchön, Bart und Haare beinahe blond. Im Gebrauch der Waffen und in allen kriegeriſchen Uebungen war er nach dem Urtheile Aller unvergleichlich.

Die Mutter dieſer großen Fürſten, eine heilige, fromme und Gott wohlgefällige Frau, ſah, als alle ihre Kinder noch in ſehr zartem Alter waren, von göttlichem Geiſte erfüllt, ihre Zukunft vorher, und weiſſagte, was aus ihnen dereinſt werden würde. Als nämlich die Knaben einmal nach Kinderart um die Mutter herumſpielten und ſich neckend oft nach dem Schooße der Mutter ihre Zuflucht nahmen, traf es ſich, daß, wie ſie ſich gerade unter den Mantel der Mutter verborgen hatten, ihr Vater, der ehrwürdige Graf Euſtachius eintrat.

Als ſie ſich nun unter dem Mantel der Mutter zu necken fortfuhren, wobei ſie ihre Hände und Füße in Bewegung ſetzten, und der Graf fragte, was ſich denn unter ihrem Mantel bewege? ſoll ſie geantwortet haben: Es ſind drei große Fürſten, von denen der erſte Herzog, der zweite König, der dritte Graf werden wird. Dieſe Prophezeihung hat ſich denn auch ſpäter durch die Gnade Gottes erfüllt und der Erfolg hat erwieſen, daß die Mutter Wahres vorhergeſagt hat, denn der erſte von ihnen, Herr Gottfried, folgte, wie ſchon geſagt worden iſt, ſeinem Oheime im Herzogthum und erlangte nachher durch die Wahl der geſammten Fürſten den Thron von Jeruſalem, auf welchem der zweitgeborne, Herr Balduin, ſein Nachfolger wurde; der dritte, Herr Euſtachius, wurde nach dem Tode des Vaters der Geſammterbe und kam in den Beſitz der ganzen großväterlichen Erbſchaft. Die Fabel von dem Schwane und der übernatürlichen Abkunft der Brüder übergehen wir mit Abſicht, obgleich viele die Wahrheit dieſer Sage behaupten, indem uns die Sache allzu unwahrſcheinlich vorkommt. Wir wenden uns zu dem weitern Berichte von dem Leben und den Thaten des Herzogs, unter denen eine vor den übrigen ſo hervorleuchtet und ſo denkwürdig iſt, daß wir es der Mühe werth halten, ſie dieſer Erzählung einzuflechten.

Bei einem Zweikampfe nämlich, dem er ſich nur ſehr ungern unterzog, welchem er aber doch nach der Sitte des Landes, ohne ſeine Ehre zu verlieren, nicht ausweichen konnte, zeichnete er ſich auf eine ganz merkwürdige Weiſe aus. Der treffliche Mann kam am Hofe des Kaiſers mit einem edlen und mächtigen Manne, der zu der Zahl der Fürſten gehörte, einer großen Beſitzung wegen in Streitigkeiten. Nachdem man beiden Theilen einen Tag feſtgeſetzt hatte, an welchem ſie ihr Recht erweiſen ſollten, ſtellten ſie ſich, ſowohl der Kläger als der Beklagte, bei Hofe ein. Als hier nach feierlicher Eröffnung des Prozeſſes der genannte edle Mann ſeine Eigenthumsklage anſtellte, der Herzog aber ihr aus allen Kräften widerſprach, ſo mußte nach den Landesgeſetzen auf Zweikampf erkannt werden. Die größeren Fürſten des Reiches gaben ſich alle Mühe, daß ſo ausgezeichnete Männer ſich nicht dem Volke auf ſo unwürdige Art zur Schau ſtellen und ſich einem Kampfe unterwerfen, in welchem die Ehre des Einen von Beiden zu Grunde gerichtet werden mußte, aber ihre Ermahnungen fruchteten nichts, der kaiſerliche Urtheilsſpruch wurde vollzogen, und die Kämpfer betraten den Kampfplatz, der rings von dem Volke und von den Fürſten nach hergebrachter Art umſtellt war, um ihr Glück zu verſuchen. Als nun die hohen und erlauchten

Männer männlich und tapfer mit einander fochten, traf es sich, daß dem Herzog, als er nach dem Schilde seines Gegners einen Hieb führte, sein Schwert zerbrach, so daß nur noch ein Stück von kaum einem halben Fuße über dem Griffe in seiner Hand blieb. Als die umstehenden Fürsten sahen, daß sich die Lage des Herzogs so verschlimmert hatte, geboten sie einen Waffenstillstand und baten den Kaiser dringend, er möchte zugeben, daß man die trefflichen Fürsten auf gütlichem Wege mit einander zu vergleichen suche. Der Herzog wies aber diese Anerbietungen zum Frieden strenge zurück. Er blieb unwiderruflich bei seinem Vorsatz und begann den Kampf von Neuem. Sein Gegner, der sich, weil sein Schwert noch ganz war, dem Herzoge übermächtig fühlte, drang ungestüm auf ihn ein, und ließ ihm keine Ruhe, bis dieser mit seiner gewohnten Tapferkeit, mit welcher er einzig dastund, im Zorne den Griff seines Schwertes nahm, und seinen Gegner so gewaltig damit an die linke Schläfe schlug, daß dieser halbtodt zu Boden fiel. Als dieser nun ganz leblos dalag, warf der Herzog den Rumpf seines Schwertes weg, nahm das Schwert des darnieder gestreckten Feindes und rief die Fürsten herbei, die ihn früher um einen Vergleich gebeten hatten, und drang nun auf's inständigste in sie, sie sollten den Frieden vermitteln, und den ausgezeichneten Mann, der unterlegen war, einem so schmachvollen Tode entziehen. Diese bewunderten die ausgezeichnete Tugend des Herzogs und die unvergleichliche Barmherzigkeit, die er ausübte, wirkten einen Frieden aus, und machten der Streitigkeit ein ehrenvolles Ende, wobei jedoch der Herzog bei Allen als der Sieger galt und überall als ein Mann gerühmt wurde, der unsterblichen Ruhmes würdig sei.

Auch noch eine andere That, die bei Vielen noch im Gedächtnisse lebt und ihm nicht geringeren Ruhm brachte, haben wir für würdig geachtet, hier einzureihen. Das Volk der Sachsen, das unter den deutschen Nationen das wildeste ist, war von dem Herrn Kaiser abgefallen, weil es das Joch des römischen Reiches nicht tragen und ohne Gesetz und Ordnung, frei nach seinem Gefallen leben wollte.[1]) Es widersetzte sich ihm so hartnäckig, daß es einen gewissen Grafen, Namens Rudolph, einen edlen Mann aus derselben Nation, zum Gegenkönige wählte. Auf dieses hin ließ der Kaiser alle Fürsten des Reiches zu sich entbieten, setzte ihnen ausführlich auseinander, wie sehr er von den Sachsen beleidigt worden sei, was ihnen indessen

1) Die harte Beurtheilung der Sachsen ist dem Deutschland fern stehenden Geschichtschreiber der Kreuzzüge nachzusehen.

ſchon bekannt war, und forderte ſie auf, ihn zu rächen. Da nun der Tag der Schlacht gekommen und das Heer in Ordnung geſtellt war, und beide Theile bereit ſtunden, das Treffen zu eröffnen, rief der Kaiſer die Fürſten herbei und fragte ſie, wem er wohl mit Sicherheit das Reichsbanner anvertrauen und den Oberbefehl über ein ſo großes Heer übergeben könnte? Auf dieſe Frage erhielt er von Allen die Antwort, dazu ſei der Herzog Gottfried von Lothringen unter Allen bei Weitem der paſſendſte. Da nun dieſer von ſo vielen Tauſenden dazu auserwählt und von ihnen Allen für einen ausgezeichneten Mann erklärt worden war, übergab ihm der Kaiſer den Adler, ſo ſehr er ſich gegen dieſe Ehre ſträubte. Es traf ſich aber an dieſem Tage, daß der Herzog, während von beiden Seiten auf's feindlichſte gekämpft wurde, mit dem Adler dem Kaiſer vorauzieheud, ſich mit der Schaar, die der Kaiſer befehligte, nach dem Theile des feindliches Heeres zuwandte, welchen der Gegenkönig Rudolph anführte; als er hier angekommen war, ſprengte er die Reihen des Königs auseinander, und ſtieß im Angeſicht des Kaiſers und einiger Fürſten das Banner, das er trug, dem Könige mitten durch die Bruſt, ſo daß dieſer todt zur Erde niederfiel. Dann erhob er die Fahne wieder, die ganz mit Blut bedeckt war. Wir haben aber dieſe Erzählung darum hier eingeflochten, um zu zeigen, in welchem Anſehen der herrliche Mann, von dem wir reden, bei den höchſten Fürſten der Welt ſtund.

Nachdem er den Thron beſtiegen hatte, war er nach wenigen Tagen, wie er denn ein frommer Mann war, ſogleich auf das bedacht, was zur Ausſchmückung des Hauſes Gottes gehörte und brachte ſo die Erſtlinge ſeiner Bemühungen dem Herrn dar. Er ſtellte ſofort in der Kirche zum heiligen Grab und zum Tempel des Herrn Kanoniker auf und wies ihnen reiche Einkünfte an, wie auch würdige Wohnungen in der Nähe der genannten Gott geliebten Kirche. Er beobachtete dabei die Ordnung der großen Kirchen, die von frommen Fürſten jenſeits der Alpen gegründet worden, und hätte ihn nicht der Tod übereilt, ſo würde er noch Weiteres für ſie gethan haben. Der genannte gottgeliebte Mann hatte auch, als er den Kreuzzug antrat, fromme Mönche, die ſich durch ihren heiligen Lebenswandel auszeichneten, aus Klöſtern, in welchen eine gute Zucht herrſchte, zu ſich genommen, und ſich von ihnen auf der ganzen Reiſe, bei Tag und Nacht, den gebräuchlichen Gottesdienſt halten laſſen. Nachdem er auf den Thron erhoben worden war, wies er ihnen, ihrem Wunſche gemäß, ihren ferneren Aufenthalt im Thale Joſaphat

an, und begabte den Ort um ihretwillen mit reichen Besitzungen. Es wäre aber zu weitläufig, ausführlich aufzuzählen, was und wie vieles er mit frommer Freigebigkeit den Kirchen Gottes schenkte. Nach seiner Erhöhung zum Könige aber wollte er aus Demuth keine goldene Königskrone tragen, denn seine Verehrung galt der Krone, welche der Erlöser des Menschengeschlechtes an derselben Stelle, unseres Heiles wegen, aus Dornen geflochten, bis zu seinem Tode am Kreuze getragen hatte, und er begehrte keiner andern. Daher wollen Einige, welche das Verdienst nicht gehörig zu schätzen wissen, ihn nicht in die Reihe der Könige stellen, womit sie zeigen, daß sie mehr auf das Aeußerliche Rücksicht nehmen, als auf die Verdienste eines gläubigen und Gott wohlgefälligen Innern. Wir aber glauben, daß er nicht nur ein König gewesen sei, sondern auch der beste der Könige, das Licht und der Spiegel aller übrigen. Wenn er die Krone zurückwies, so that es der gläubige Fürst nicht darum, weil er die kirchliche Weihe verachtet hätte, sondern er verschmähte die Pracht der Welt und die Eitelkeit, der alle Creatur unterworfen ist und wies demüthig die vergängliche Krone zurück, um an einem andern Orte eine unvergängliche zu erhalten.

4.

Die Ritter des Deutschordens.

Nach der Eroberung von Jerusalem kam eine große Anzahl deutscher Pilger nach Palästina, die schon deßhalb, weil sie die Sprache des Landes nicht kannten, vielfach in Noth geriethen. Einem angesehenen, dort wohnenden Deutschen ging diese Noth seiner Landsleute zu Herzen. Er fing an (um das Jahr 1128) viele von den hülflosen Ankömmlingen bei sich aufzunehmen. Sein Haus ward eine Herberge und ein Spital für arme und kranke Deutsche, da seine Ehefrau ebenso mitleidvoll und hülfreich war, wie er selber, und schon die trauten Töne der Muttersprache immer mehr Pilger zu ihm hinzogen. Mit Einwilligung des Patriarchen baute er bei dem Spital eine Kapelle, die er der seligsten Jungfrau Maria widmete. Lange Zeit ward es ihm schwer, so viele Arme und Kranke zu verpflegen; aber immer mehr Beiträge kamen und mancher Deutsche widmete nicht bloß sein Hab und Gut, sondern auch sich selber dem neuen Spital. So entstand eine Verbrüderung, die klösterliche Gelübde ablegte und „still und im Verborgnen wirkend," manche Wunde geheilt, manche Trübsal gemindert, manchen, der sonst die Heimath nimmer erblickt hätte, derselben erhalten haben mag.

Die Erinnerung an dieß deutſche Spital zu Jeruſalem veranlaßte die Stiftung des deutſchen Ritterordens. Sultan Saladin hatte Jeruſalem erobert und ſich des heiligen Landes bemächtigt. Ein Heer von Kreuzfahrern, das auf dieſe Nachricht herbeigekommen war, ſtand vor Accon. Während der Belagerung, als Mangel und Krankheiten ſo viele Pilger dahinrafften, machten Pilger von Bremen und Lübeck aus den Segeln ihres Schiffes ein Gezelt, das ſie zu einem Spital einrichteten, um darin kranke deutſche Landsleute zu verpflegen. Mit der größten Hingebung widmeten ſie ſich dieſem Werke der Liebe. Wie Herzog Friedrich von Schwaben, der deutſche Heerführer, und ſeine Ritter ihr Walten und Wirken ſahen, kam vielen von ihnen der Gedanke, es ihnen nachzuthun; und eingedenk des Beiſpiels jener Brüder vom Sanct Marien-Spital der Deutſchen zu Jeruſalem, beſchloſſen ſie einen Orden deutſcher Ritter zu ſtiften, die für die Pilger fechten gleich den Templern, und als Spitalbrüder ſie pflegen ſollten gleich den Johannitern. Dieß geſchah gegen Ende des Jahres 1190. Die päpſtliche Beſtätigung erfolgte am 22. Februar 1192. Sie bekamen die Regel der Templer; nur daß ſie außerdem, gleich den Johannitern, dem Dienſt der Armen und Kranken ſich widmen mußten. Auch war wie bei den Templern ihre Ordenstracht ein weißer Mantel; nur daß ſie ſtatt des rothen Kreuzes auf demſelben ein ſchwarzes trugen, um ſich von ihnen zu unterſcheiden. Auch ihr Wappen und Banner war ein ſchwarzes Kreuz im weißen Schild. Sie heißen daher auch Kreuzherrn.

Die Grundlage des Ordens, wie geſagt, war die Regel der Templer und namentlich die drei Gelübde. „Drei Dinge ſind es," ſo hebt die Ordensregel an, „die Grundveſten ſind eines jeglichen geiſtlichen Lebens, und ſind geboten in dieſer Regel. Das erſte, das iſt Keuſchheit ewiglich. Das andere iſt Verzichten des eigenen Willens, d. i. Gehorſam bis in den Tod. Das dritte iſt Angelobung der Armuth, daß derjenige ohne Eigenthum lebe, der da empfängt dieſen Orden. Dieſe drei Dinge bilden und ſtellen dar den begebenen Menſchen nach unſerem Herrn Jeſu Chriſto, der da keuſch war und blieb am Gemüth und am Leibe; bei dem große Armuth anhub von ſeiner Geburt, da man ihn bewand mit geringen Tuchelen, und Armuth war ſein Geleite all ſein Leben durch, bis er auch nackt da hing um unſer willen an dem Kreuze. Er hat uns auch ein Bild des Gehorſams gegeben, da er ſeinem Vater gehorſam war bis in den Tod. So hat er den heiligen Gehorſam in ihm ſelber geheiligt, da er ſprach: „Ich bin nicht kommen zu thun meinen Willen, ſon-

dern meines Vaters Willen, der mich gesandt hat." Da die Verbrüderung anfangs keinerlei Besitz hatte, so ward dem Ritter, der sich zur Aufnahme meldete, sogleich erklärt: sollte Hoffnung zu einem gemächlichen Leben ihn antreiben, so irre er sich; Brod und Wasser, ein geringes Kleid könne die Verbindung ihm bieten, weiter nichts. Er erhielt dann zwei Hemden, zwei Niederkleider, einen Rock und einen Mantel. Weiter sagte man dem eintretenden Bruder: „Es kann kommen, daß du essen willst, aber fasten mußt; fasten möchtest, aber essen sollst; daß du lieber schliefest, wo du zu wachen hast, und wachen, wo du zu schlafen hast. Es kann dir befohlen werden, dahin oder dorthin zu gehen, indeß es dir nicht behagen mag; aber es liegt dir ob, alles eignen Willens ganz dich zu entschlagen, und Vater und Mutter, und Bruder und Schwester, alle Befreundete nachzusetzen." Im Namen des Ordens durften die Brüder, wegen der Kosten des Spitals und der Ritterschaft, sowohl fahrend Hab' und Gut besitzen als auch Land, Acker und Weingärten, Mühlen, Vesten, Pfarren, Kapellen, Zehnten, eigene Leute, Weib und Mann, Knechte und Diener. Bei Tag und Nacht mußten sie fleißig zum Gottesdienst kommen, aber ganz in Andacht, denn „das Gebet ist krank ohne das Herz." Sieben Mal im Jahre sollten sie des Herrn Leichnam empfangen. Eines todten Bruders bestes Kleid und vierzig Tage Kost soll den Armen werden, damit die Seele, die in Gnaden von hinnen geschieden, nicht lange in Pein gehalten werde; das Uebrige verbleibt im Hause; die Bücher sollen in die „Liberie" (Bibliothek) abgegeben werden, wenn das Haus ihrer bedarf, wo aber nicht, in die „Liberie" des Haupthauses. — Als die Besitzungen des Ordens sich gemehrt hatten, theilten sie sich erstlich nach Ländern, dann auch nach Balleien (d. h. Amts- oder Landesbezirken), und in jeder Ballei war ein Haupthaus und mehrere Ordenshäuser. In jedem der letztern hatte ein Gebietiger oder Commandeur (Comthur) das Regiment, wovon sie Commanderien oder Comthureien genannt wurden; in einem Haupthause oder am Sitz einer Ballei war ein Landcomthur. An der Spitze des Ordens stand der Meister, später Hochmeister genannt, auf den die Landmeister folgten. Zur Zeit, wo der Sitz der Hochmeister nach Preußen verlegt worden war, folgten die Vorsteher des Ordens in folgender Reihe. Nach dem Hochmeister kam der Deutschmeister, darauf der Meister von Liefland. Dann die übrigen fünf Großgebietiger: 1) Der Großcomthur, der bei Abwesenheit des Hochmeisters dessen Stelle vertrat. 2) Der Ordensmarschall, der Heerführer der Ritter

und Aufseher über alles, was zum Kriegsdienst gehörte. Er folgte dem Rang nach dem Großcomthur, jedoch im Krieg ging er ihm voran. 3) Der oberste Spittler, hatte die Aufsicht über die Spitäler. 4) Der Drapierer, hatte die Ordensdraperie oder alles, was zur Bekleidung der Brüder gehörte, zu besorgen. 5) Der Treßler, Schatzmeister (tresorier). Nach den Landmeistern und Großgebietigern kamen die schon oben erwähnten Landcomthure, sodann die Hauscomthure und die Ritterbrüder, endlich noch die geistlichen und dienenden Brüder.

Der erste Meister des Ordens des Sanct Marien-Spitals der Deutschen von Jerusalem war Heinrich Walpod. Als jene hochherzigen Bürger von Bremen und Lübeck sich zur Rückkehr von ihrer Pilgerschaft anschickten, übergaben sie ihr Spital diesem Bruder, dem Meister des neuen Ordens. Mit so geringen Mitteln, unter dem Gezelt von Segeltuch, nahm dieß seinen Anfang, und bald gehörten Besitzungen weit und breit, in zwei Welttheilen, dazu. Unter dem vierten Meister, Hermann von Salza (1210—1239), steht der Orden schon in der höchsten Blüthe. Vor Damiette waren fremde Ritter und Fürsten Zeugen, wie die Deutschordensbrüder, in den Gefechten mit den Saracenen, die unglaublichsten Thaten vollbrachten, und hernach, statt auszuruhen im Kampf, die niedrigsten Dienste der Krankenpflege übernahmen. In einer uns erhaltenen, noch im Lager vor Damiette ausgestellten Urkunde eines holländischen Kreuzfahrers spricht dieser mit Rührung davon, wie er diese Anstrengungen in der Schlacht und am Krankenbett mit Augen gesehen. So viel Heldenmuth und Hingebung mußten reiche Früchte tragen. Und um so mehr mußten Macht und Ruhm und Besitzungen der Ordensbrüder sich verbreiten, da ein großgesinnter Meister so lange Zeit hindurch an ihrer Spitze stand. In allen gefahrvollen und schwierigen Unternehmungen, in Kriegen und Unterhandlungen sehen wir von nun an den Ordensmeister Hermann von Salza an der Seite des Kaisers. Es war die Zeit des unheilvollen Zwiespalts zwischen Kaiser Friedrich II. und den Päpsten; und nur dem Deutschordensmeister gelang es, die Entzweiten zu versöhnen. Rasch nach einander folgten die Beweise von Huld und Gunst für den Orden, von Seiten der Päpste wie des Kaisers. „Was man den Brüdern dieses Ordens spendet," heißt es in einer päpstlichen Bulle, „wird niedergelegt in die himmlische Schatzkammer, wo kein Rost frißt und kein Wurm naget." Kaiser Friedrich erhob den Ordensmeister zum Rang eines Reichsfürsten. So weit war man gekommen, nicht viel mehr als

drei Jahrzehnte nach dem Anfang des Ordens! — Die Erwerbung des Landes Preußen war das, was dem Orden am meisten Glanz verlieh. Der Kampf um das Land war glorreich; der Besitz desselben war vielleicht das, was ihm am meisten verderblich war. Auf folgende Weise begab es sich, daß der Orden in den Besitz dieses Landes kam.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts herrschten die beiden Söhne Herzog Casimir's II. über Polen. Der jüngere, Konrad, hatte den nördlichen Theil, sein Bruder hatte Krakau mit dem südlichen Theil des Landes. Nördlich von Polen war das Land Preußen. Unter den wilden Völkern, die hier lebten, hatte früher Bischof Adalbert von Prag das Christenthum gepredigt und den Martyrtod gefunden. Noch weniger als die Predigten der Missionäre hatten die Waffen der benachbarten Fürsten dem Christenthum unter den Preußen Eingang zu verschaffen vermocht. Damals lebte im Gränzgebiet Herzog Konrad's ein Bischof, mit Namen Christian, vom Orden der Cistercienser. Da er in Bekehrung der Preußen einiges Glück hatte, ward ihm von Papst Innocenz III. die bischöfliche Würde verliehen und Preußen als Diöceſe angewiesen. Aber es dauerte nicht lange und die Preußen fielen über die Christen her, und drangen verheerend in das Land Herzog Konrad's. Da rieth Bischof Christian dem Herzog, die Deutschordensbrüder, deren Ruf über Land und Meer schon bis nach Polen gedrungen war, zum Schutz seines Landes herbeizurufen. Der Ordensmeister, nachdem er lange überlegt, willigte endlich ein, schickte den Bruder Konrad von Landsberg mit noch einem Ritter nach Polen, um das Culmer Land kennen zu lernen. Als diese in Plozk anlangten und der polnische Herzog abwesend war, kam eben ein Heer der Preußen herangezogen, mit Raub und Brand das Land verheerend. Dieses Heer griffen die beiden Ritter mit einer Schaar von Polen muthig an. Aber die Polen flohen; die Preußen hielten Stand. Beim ersten Zusammentreffen wurden die Ritter so schwer verwundet, daß sie wie todt dalagen; die polnischen Anführer wurden gefangen weggeführt und viel Volk niedergemacht. Aber Frau Agasia, die Herzogin, ließ nach dem Treffen auf dem Schlachtfeld die Leichen der beiden Ritter aufsuchen: es war noch Leben in ihnen, und sie wurden durch die Sorgfalt der Aerzte geheilt. Als sie genesen waren, zogen sie die Erkundigungen ein, wie ihnen befohlen worden. Herzog Konrad stellte mit Einwilligung seiner Gemahlin und seiner Söhne über die schon früher gemachte Schenkung des Culmer Landes Urkunde aus, mit specieller Angabe der Gränzen,

und übergab dem Orden das Land Culm, was ſie mit Gottes Hülfe in Zukunft den Händen der Ungläubigen entreißen könnten, zu ewigem Beſitz, mit allen Rechten und Vortheilen, wie er ſelbſt und ſeine Vorfahren ſie beſeſſen hätten. Auch Papſt Gregor IX. beſtätigte die vom Herzog mit den Deutſchordensbrüdern eingegangene Uebereinkunft, wobei er den Rittern einſchärfte, die Unbill zu rächen, die dort der Gekreuzigte erlitten, und das den Chriſten gehörige, von den Ungläubigen eroberte Land wieder zu gewinnen. „Rüſtet euch," ruft er ihnen zu, „und ſeid unerſchrocken, daß ihr morgen bereit ſeid zu ſtreiten wider dieſe Heiden, die uns und unſer Heiligthum gedenken zu vertilgen. Uns iſt leidlicher, daß wir im Streit umkommen, denn daß wir ſolchen Jammer an unſerm Volk und Heiligthum ſehen. Aber was Gott im Himmel will, das geſchehe!"

Nun begannen die von den Deutſchordensrittern gegen die Preußen geführten Kriege. Da die oben erwähnten beiden Ritter, Bruder Konrad von Landsberg und ſein Gefährte, wie die Chronik ſich ausdrückt, nicht hatten, wo ſie in Sicherheit ihr Haupt hinlegen konnten, ſo ließ ihnen der Herzog der jetzigen Stadt Thorn gegenüber auf einer Höhe eine Burg bauen, der ſie den fröhlichen Namen „Vogelſang" gaben. Der Ordensmeiſter, Hermann von Salza, machte den Bruder Hermann, genannt Balk, zu ſeinem Stellvertreter oder zum Landmeiſter in Preußen, und ſandte ihn nach dieſem Lande mit einer Schaar von reiſigen Knechten. Zugleich gab er ihm vier Ritter als Gehülfen. Dieſe nebſt den beiden andern Rittern auf Vogelſang unternahmen es, mit ihren reiſigen Knechten die Eroberung des Landes Preußen zu beginnen. Wie an kriegeriſchem Muth, ſo ſehen wir auch darin die Deutſchordensritter mit glänzendem Beiſpiel vorangehen, daß ſie in dem neuen Ordensgebiet alsbald ſtädtiſche Gemeinweſen einrichten, die ſie auf's Beſte mit Rechten und Freiheiten ausſtatten. Kaum haben ſie den Fuß in's Land geſetzt, ſo erheben ſich (im Jahre 1232) die Städte Culm und Thorn. Zu Ende dieſes Jahres finden wir den Meiſter Hermann von Salza ſelbſt im Lande, nicht nur um den Krieg zu führen, ſondern hauptſächlich um die Verhältniſſe der Bürger zu ordnen. Zugleich mit dem Landmeiſter von Preußen Hermann Balk, verleiht er den genannten Städten wichtige Privilegien, in einer ausführlichen unter dem Namen der „Culmiſchen Handveſte" bekannten Urkunde (28. December 1232). Namentlich erhielten ſie das Recht, daß die Bürger ihre Richter oder ihren Magiſtrat ſich ſelbſt wählen durften. Das neue Geſetz enthielt hauptſächlich das Magdeburgiſche Stadtrecht, daneben vlämiſches

Ackerrecht, ſchleſiſches Bergrecht für Goldgruben, Freibergiſches für Silbergruben. Dieſe Handveſte wurde die Grundlage für die Rechtsverhältniſſe der Deutſchen in Preußen. Weiter erhoben ſich die Städte und Veſten Marienwerder, Rheden, Elbing, Bartenſtein, Braunsberg, Heilsberg. Noch vor dem Tod des Ordensmeiſters Hermann von Salza und des Landmeiſters Hermann Balk, die — im ſelben Jahr und im ſelben Monat, im März 1239 — unvergänglichen Ruhm zurücklaſſend, dahin geſchieden waren, hatten die liefländiſchen Schwertbrüder, nach einer ſchweren Niederlage, die ſie von den Litthauern erlitten hatten, gebeten, ſie in die Gemeinſchaft des Ordens aufzunehmen. Dadurch gewannen die Deutſchordensbrüder zugleich die Herrſchaft über Liefland. Neun Bisthümer, vier in Preußen und fünf in Liefland, ſollten durch Gottesdienſt und Unterricht die Lehre erhalten und verbreiten, das Schwert der Ritter als Landesherrn ſie ſchirmen. Schon war der größte Theil des Landes Preußen dem Orden unterworfen. Vergebens verſuchten die, welche ſchon beſiegt waren, durch Empörung, die übrigen durch verzweifelten Widerſtand, ihre Freiheit zu behaupten. Unaufgehalten drang der Orden vorwärts. Im Jahr 1249 ſchloß der größte Theil der Landeseinwohner eine Capitulation, worin die Neubekehrten gelobten, nach chriſtlicher Weiſe zu leben und gute redliche Chriſten zu ſein. Der Orden gab ihnen dagegen volles Eigenthumsrecht über ihre Beſitzungen. So ſchien wenigſtens in den unterworfenen Landſchaften die Ruhe befeſtigt zu ſein. Gegen die übrigen Preußen ward der Krieg fortgeſetzt. Wiederholt nahmen Heere von Kreuzfahrern, die den Rittern zu Hülfe zogen, daran Theil. Bei einem dieſer Züge ward auf den Rath König Ottokar's von Böhmen in dem neueroberten Gebiet von Samland eine Veſte angelegt, die ihm zu Ehren Königsberg genannt wurde.

Preußen von der Weichſel bis zur Mündung des curiſchen Haffs war jetzt ein deutſcher, unter der Oberhoheit des Kaiſers und des Papſtes ſtehender Staat, der vom Landmeiſter und den andern Großgebietigern des Ordens verwaltet wurde. Die Abgaben waren mäßig, die Lage der Einwohner in jeder Beziehung günſtig. Schnell blühten die Städte auf unter dem Schirm ihrer deutſchen Municipalverfaſſungen. Es war ein ſchönes, reiches Land. Danzig, Thorn und Elbing erwuchſen zu kleinen Freiſtaaten; ſie gehörten alle drei zum Bund der Hanſa. Anfangs hatten die Hochmeiſter keinen feſten Wohnſitz, ſpäter Marienburg. Die endloſen Kriege gegen Polen und Litthauen mußten zuletzt die Kraft des Ordens brechen. Faſt hundert Jahre

dauerte der wilde, hartnäckige Kampf mit den Litthauern, und nicht die Ritter allein, ſondern auch ihre Gegner fochten mit Wundern der Tapferkeit. Bei dem glänzenden Siege von Rudau (1370), wo der Orden mit vierzigtauſend Mann (darunter 1800 Ritter) gegen ſiebzigtauſend Litthauer, Ruſſen und Tartaren kämpfte, blieben zwar elftauſend Feinde auf dem Schlachtfeld und eben ſo viele kamen auf der Flucht um; aber neben den erſchlagenen Litthauern lagen auch zweihundert Ritter und Tauſende vom Ordensheer auf der Wahlſtatt. Unter dem Hochmeiſter Ulrich von Jungingen ſank der Stern des Ordens. Der König von Polen Wladislaus Jagello kam mit einem furchtbaren Heere von Polen, Litthauern, Samogiten, Ruſſen und Tartaren: im Ganzen hundertſechzigtauſend Feinde. In der Ebene von Tannenberg ſtand ihm Ulrich von Jungingen mit dreiundachtzigtauſend Mann gegenüber (15. Juli 1410). Schon wankte der rechte Flügel des polniſchen Heeres. Da ward dem tapfern Hochmeiſter, der den Helm öffnete, um Luft zu ſchöpfen, ein Speer durch den Hals geraunt. Das Deutſchordensheer gerieth in Unordnung. Jagello gewann den Sieg, der theuer erkauft, aber entſcheidend war. Vom frühen Morgen bis ſpät am Abend hatte die Schlacht gedauert. Hunderttauſend Todte, ſo wird erzählt, bedeckten das Schlachtfeld: ſechzigtauſend Polen oder Verbündete derſelben, und vierzigtauſend vom Ordensheer, darunter ſechshundert Ritter. Viele Feſtungen in Preußen öffneten dem Sieger die Thore. Marienburg ward von Heinrich von Plauen vertheidigt. Der König belagerte es acht Wochen lang, und kehrte dann nach Polen zurück. Die Feſtungen kamen nun, eine nach der andern, wieder in die Gewalt der Ritter. Der tapfere Vertheidiger von Marienburg ward Hochmeiſter. Aber die Macht des Ordens war bis in den Grund erſchüttert. Auch Spaltungen im Innern deſſelben folgten auf den unheilvollen Tag von Tannenberg. Der alte Geiſt des Ordens war gewichen; und dieß hatte mehr als alles Andere den Tag von Tannenberg herbeigeführt. Der Hochmeiſter Ludwig von Erlichshauſen, nachdem er zwölf Jahre lang gegen die Angriffe der Polen und der meuteriſchen Preußen gekämpft hatte, mußte im Jahre 1466 den unglückſeligen Frieden von Thorn ſchließen. Preußen ward jetzt getheilt: den weſtlichen Theil erhielt Polen; den öſtlichen behielt der Hochmeiſter, mit der Verpflichtung, dafür der Krone von Polen den Vaſalleid zu leiſten. Mit dem Frieden von Thorn war alle Macht dahin. Immer hofften die Ritter noch auf Hülfe von Deutſchland, wo man die Gültigkeit des Thorner Friedens, die Zerſtückelung eines

Reichslandes nicht anerkannte. Daher die Wahlen deutſcher Fürſtenſöhne zur Hochmeiſterwürde, zuerſt des Herzogs Friedrich von Sachſen, dann des Markgrafen Albrecht von Brandenburg, welcher das Ordensland von ſeinem Oheim, Sigismund König von Polen, als ein lehnbares Erzherzogthum übernahm. Nachdem Bedenklichkeiten wegen der Ordensregel durch Luther und Melanchthon gehoben, ging Albrecht zum Proteſtantismus über, und heirathete die däniſche Prinzeß Dorothea.

Der deutſche Orden hat zwar trotz dieſer Verluſte bis auf unſere Tage beſtanden, doch hat ſeine welthiſtoriſche Bedeutung ſeit dem Tage von Tannenberg und dem Frieden von Thorn aufgehört.

5.

Bernhard von Clairvaux.

Wenn irgend einer, ſo kann Bernhard von Clairvaux „der Mann ſeines Jahrhunderts“ heißen, das in den größten Angelegenheiten des Staats wie der Kirche von ihm Geiſt, Anregung und Weiſung empfing.

Bernhard wurde im Jahre 1091 zu Fontaines in Burgund, ohnweit Dijon, geboren. Sein Vater war ein angeſehener Ritter; auf ſeine Erziehung hatte die fromme Mutter, Aleth, den größten Einfluß. Alle ihre ſieben Kinder, ſechs Söhne und eine Tochter, brachte ſie, ſobald ſie das Licht der Welt erblickten, zum Altare, ſie Gott zu weihen; der Dritte unter ihren Söhnen zeigte ſchon in der Kindheit eine vorherrſchend religiöſe Richtung, welche ſich unter dem Einfluſſe einer ſolchen Mutter frühzeitig entwickelt hatte. Nach dem Tode ſeiner Mutter gerieth der Jüngling in Geſellſchaft, durch welche er von jener früheren Richtung abgezogen wurde. Doch war dieſe zu tief in ſeinem Gemüthe begründet, als daß nicht von derſelben zuletzt eine mächtigere Gegenwirkung gegen alle ſpäteren Eindrücke hätte ausgehen müſſen und er beſchloß, von den weltlichen Banden ſich ganz frei zu machen und Mönch zu werden. Seine Brüder, denen dieß nicht willkommen war, ſuchten ihn davon abzubringen und der Liebe zum Kloſterleben durch eine andere der edleren Richtungen dieſer Zeit entgegenzuwirken, die in Frankreich beſonders beginnende wiſſenſchaftliche Begeiſterung. Dieß war wirklich nicht ohne Erfolg, aber das Andenken an ſeine Mutter rief die Eindrücke ſeiner Kindheit in ihm hervor, er glaubte öfter ihr Bild vor ſich zu ſehen und

ihre mahnende Stimme zu hören. Als er einſt auf dem Wege war, ſeinen Bruder, einen Ritter, der an der Belagerung eines Schloſſes theilnahm, zu beſuchen, wurde er von ſolchen Gefühlen übermannt, daß er in eine am Wege ſtehende Kirche ging, dort mit einem Strome von Thränen ſein Herz vor Gott ausſchüttete und ſich ihm zur Ausführung ſeines Lebensplanes weihte. Und es charakteriſirt ihn, daß er gleich das Muſterbild des ſtrengſten Mönchsthums dieſer Zeit, durch welches viele andere zurückgeſchreckt wurden, erwählte.

Damals zeigte ſich das erſtemal jene auffallende Erſcheinung im Leben dieſes großen Mannes, welche uns während ſeines Lebens ſo oft begegnet: die wunderbare, Alles hinreißende Macht ſeines Beiſpiels. Bernhard trat nicht allein in's Kloſter. Dreißig der edelſten Jünglinge und Männer kamen mit ihm. Und nicht nur folgten ihm nach vier Jahren ſein Vater, dann ſein Oheim, ſondern auch ſeine übrigen fünf Brüder, deren einer durch Waffenthaten in Spanien bereits Ruhm und Glücksgüter errungen, auch ſeine Schweſter Humbelina mit Zuſtimmung ihres Gemahls. Was hier in dem eigenen Hauſe, das geſchah in ſo manchen andern; und wie gewaltig er gewirkt, würde aus dem Zeugniß eines ſeiner Lebensbeſchreiber erhellen, daß Mütter ihre Kinder, Frauen ihre Gatten, Freunde die Freunde verſteckt hätten, um ſie gegen ſeine Aufforderung zu verwahren, wenn wir nicht ſonſt wüßten, daß Fürſten und Fürſtinnen, Grafen und Edelfrauen, Perſonen jeden Standes mit Hintanſetzung von Macht und Gütern und Genüſſen zu dieſen Genoſſenſchaften ſich drängten.

Bernhard wurde Mönch mit ganzer Seele; in den körperlichen Arbeiten wie in den geiſtigen Uebungen ſuchte er dem Ideal dieſes Standes zu entſprechen. Er ſelbſt mußte ſich nachher darüber anklagen, daß er in den erſten Jahren durch übertriebene Strenge ſeinen Körper zu ſehr geſchwächt hatte und ſich dadurch in ſeinen Amtsgeſchäften nachher gehindert fand. Aber ſeine vielſeitige Thätigkeit beweiſt, wie er durch die Kraft des Geiſtes ſein ſchwaches gebrechliches Organ ſich dienſtbar zu machen und die Hinderniſſe der Kränklichkeit zu überwinden wußte. Und in dieſer Zeit verſchaffte ihm eine ſolche Erſcheinung, welche von ſeiner ſtrengen Aszeſe zeugte, deſto größere Verehrung; die feurige Kraft, mit der er im Contraſt zu ſeiner körperlichen Schwäche ſprach und handelte, konnte deſto größere Wirkungen hervorbringen. In den drei Jahren ſeines Aufenthaltes in Citeaux erwarb er ſich ſchon ſo großes Anſehen, daß er, erſt fünf und zwanzig Jahre alt, ſelbſt zum Abte eines Kloſters gemacht wurde. In einem öden und wilden, von Bergen eingeſchloſſenen

Thale in dem Bisthum Langres — welches ehemals als Sitz einer Räuberbande das Wermuthsthal (vallis absinthialis) genannt worden, nachher von derselben gereinigt, das helle Thal (clara vallis) hieß — sollte ein neues Cistercienserkloster gestiftet werden, welches daher den Namen Clara vallis oder Clairvaux erhielt. Bernhard wurde (im Jahre 1115) Abt in demselben, und dieses Kloster bildete nun den ersten Sitz seiner vielseitigen Wirksamkeit, von welchem aus sie sich über ganz Europa verbreitete. Seitdem wurde eine immer größere Zahl von Männern aus allen Ständen, Ritter und Gelehrte, zu dem Cistercienserorden hingezogen. Die Strenge, welche früher Viele abgeschreckt hatte, gab nun für Viele höheren Reiz. Nach dem Beispiele von Clairvaux entstanden in Wildnissen Klöster, deren Namen von dem, was das innere Leben in ihnen gewinnen könne, zeugen sollten. In sieben und dreißig Jahren hatte sich die Zahl der dem Abte von Citeaux untergeordneten Klöster bis auf sieben und sechzig vermehrt.

Unter Bernhard's Leitung konnte jenes in einer unbekannten Gegend angelegte Kloster durch die saure Arbeit der Mönche so viel erwerben, daß bei einer schweren Hungersnoth im Burgundischen, da von allen Seiten Schaaren schmachtender Armen zu den Pforten des Klosters hinströmten, zwei Tausende derselben ausgewählt, und durch ein besonders ihnen aufgeheftetes Zeichen kenntlich gemacht wurden, welche man mehrere Monate mit allen erforderlichen Nahrungsmitteln versorgte, während Andere unbestimmte Almosen empfingen. Clairvaux ward das Muster des Klosterlebens; aus demselben wurden Kolonien, um nach dem Vorbilde desselben andere Stiftungen zu gründen, von allen Seiten her verlangt, so daß es dem Abt Bernhard zuweilen an Mitteln fehlte, um allen Anforderungen zu genügen. Nach allen Theilen von Frankreich, Italien, Spanien, der Schweiz, Deutschland, England, Irland, Dänemark und Schweden mußten Mönche aus Clairvaux gesandt werden, neue Klöster zu gründen, oder alte zu reformiren, so daß Bernhard bei seinem Tode (1153) hundert und sechzig Klöster, welche auf diese Weise unter seinem Einflusse sich gebildet hatten, zurückließ. Daher wurden von allen diesen Gegenden her Verbindungen mit ihm angeknüpft und die so entstandenen Klöster betrachteten ihn auch immer als ihren Vater und Lehrer. So mußte sein Briefwechsel und sein Einfluß nach allen jenen Ländern hin sich verbreiten. Er war der Rathgeber der Großen, Bischöfe, Fürsten und Päpste. Er wurde häufig von ihnen zu Hülfe gerufen, Streitigkeiten zu schlichten und Unruhen zu beschwichtigen, so daß er

ſelbſt darüber klagen mußte, daß er in ſeiner äußerlichen Geſchäftigkeit ein ſo einſames Leben führe. Die allgemeine Begeiſterung verlangte ihn in mehreren anſehnlichen Städten, Langres, Chalons ſur Marne, Rheims, Genua und Mailand zum Biſchof, aber er ſchlug alle ſolche Anträge aus. Bei den Fürſten und Großen trat er als Fürſprecher für Unglückliche, Unrechtleidende auf; deckte ihnen freimüthig das Schlechte auf, was unter ihrem Namen geſchah. Es gehören Bücher dazu, das umfaſſende Wirken dieſes Mannes in jenen Zeiten darzuſtellen. [1]) Wir müſſen uns hier mit einer Andeutung begnügen. Bernhard war es, der im Jahre 1130 die allgemeine Anerkennung des rechtmäßig gewählten Papſtes Innocenz II. gegen den Gegenpapſt Anaklet II. durchſetzte und die chriſtliche Kirche vor einem Schisma bewahrte. Zahlreiche Verſöhnungen und Friedensſchlüſſe in Italien, Deutſchland und Frankreich waren ſein Werk. Ein einziges Beiſpiele für viele. Wilhelm, Herzog von Aquitanien, hatte gleichfalls die dem rechtmäßigen Papſte ergebenen Biſchöfe und Prieſter verfolgt und vertrieben. Bernhard eilte zu ihm. Der gefürchtete Machthaber hörte ſeine Reden an, bekehrte ſich aber nicht. Bernhard, niemals an dem Heile ſelbſt der verſtockteſten Sünder verzweifelnd, verdoppelte indeß ſeine Bemühungen, Thränen und Gebete, bis endlich der Herzog, ſein Herz der Gnade öffnend, der Spaltung entſagte. Allein, da er die vertriebenen Biſchöfe doch nicht in ihre Sprengel wollte zurückkehren laſſen, beſtieg der Heilige den Altar, um das hochheilige Opfer darzubringen, während der Herzog und ſeine Anhänger, als mit dem Banne belegt, vor der Kirchenthüre blieben. Nach der Wandlung und als der Friedenskuß gegeben war, nahm der Heilige, vom Geiſte Gottes angetrieben, die heilige Hoſtie, trat dann vor die Kirchenthüre und ſprach, nicht mehr als Bittender, ſondern mit mächtiger Stimme zum Herzoge: „Bisher haben wir Bitten angewandt, und du haſt ſie verworfen. Mehrere Diener Gottes haben mit uns zu dir gefleht, und du haſt nicht darauf geachtet. Siehe, nun kommt der Sohn Gottes ſelbſt, das unſichtbare Oberhaupt der Kirche, die du verfolgſt, dein Richter, in deſſen Namen alle Mächte im Himmel und auf Erden die Kniee beugen. Verachteſt du auch dieſen? Wirſt du dich vermeſſen, ihn ebenſo wie ſeine Diener zu behandeln?“ Der Herzog fiel, wie vom Donner getroffen, zur Erde und konnte kein Wort mehr hervorbringen. Bernhard hob

1) Wir beſitzen ſolche Bücher, gründlich und ſchön geſchrieben, in den Biographieen Bernhard's von Neander und Räſisbonne.

ihn auf und hieß ihn sich mit dem anwesenden Bischofe von Poitiers aussöhnen. Die Spaltung ward hoben, und der Herzog umgewandelt.

Wie für die Einheit und Zucht der Kirche, so eiferte Bernhard auch für die Einheit des Glaubens. Er griff muthig alle Neuerer an, die zu seiner Zeit auftraten, unter Andern besonders Abälard. (S. die besondere Schilderung). Arnold von Brescia, Abälard's Schüler, ahmte diesem aber weder in seiner Buße, noch in seiner Unterwürfigkeit nach. Dieser Mann, Lektor der Kirche zu Brescia, hatte zuerst in den Lombardischen Städten die Vielen willkommene Lehre gepredigt, daß kein Geistlicher, der irgend ein Eigenthum besitze, selig werden könne. Die Bischöfe, behauptete er, dürften keine Regalien, die Klöster keine Besitzungen haben; Alles dieß gehöre den weltlichen Fürsten, die es nur zum Nießbrauch und nur an Laien verleihen dürften. Dabei pflegte er, im Mönchsgewande auftretend, und mit gewandter Rede die Sitten der Geistlichen und Mönche scharf rügend, den Laien zu schmeicheln und sich eine wohlfeile Popularität zu erwerben, denn die Lehre, daß Jeder, der nach fremdem Gute gelüstete, Kirchen und Geistliche mit dem Bewußtsein, ein gutes, den Beraubten selbst ersprießliches Werk zu thun, plündern dürfe, mußte allgemeinen Beifall finden. Innocenz II. hatte ihm auf der Lateranischen Synode, 1139, Schweigen auferlegt; er war über die Alpen nach Zürich entwichen, und hatte dort seine Grundsätze mit glücklichem Erfolg ausgebreitet. Unter seinem Einflusse wurden zu Rom von einem wilden entfesselten Pöbel die ärgsten Gewaltthaten und Räubereien begangen; an den deutschen König Konrad erging eine Einladung „des Senats und des Volkes von Rom," er möge bei ihnen seinen kaiserlichen Sitz nehmen, und von Rom aus, wo nun jedes Hinderniß von Seite der Geistlichen (durch des Papstes Entfernung) weggeräumt sei, über Italien und Deutschland herrschen. Gegen diesen Irrlehrer trat der heil. Bernhard gleichfalls mit der größten Entschiedenheit auf. Er wandte sich in Briefen sowohl an den Papst, als an die Römer und deckte das Gefährliche der Lehre eines Mannes auf, der durch den Schein seines sittenstrengen Lebens Viele blendete. Indessen setzte Arnold sein Treiben noch lange fort, und nahm erst etliche Jahre nach Bernhard's Tode ein trauriges Ende.

Unter die großartigsten Ereignisse des Zeitalters Bernhard's gehört unstreitig der vornämlich durch ihn veranlaßte dritte Kreuzzug. (S. die besondere Schilderung seiner Kreuzzugspredigt in Deutschland). Der üble Erfolg dieses Zuges war eine der bittersten Prü-

fungen des hl. Bernhard und erregte ihm unsägliche Anfeindung. Der Heilige ertrug sie mit wunderbarer Geduld und setzte den Vorwürfen nur die gegründete Erklärung entgegen, solches Unheil hätten die Kreuzfahrer ihrem lasterhaften Leben und Treiben zuzuschreiben.

In die letzten Lebensjahre Bernhard's (1148 — 1152) fällt die Abfassung seines berühmten Werkes: „Von der Betrachtung," einer Anweisung zur Verwaltung des päpstlichen Amtes, geschrieben auf Bitte des Papstes Eugen III. Er räth dem Papste, seine kostbare Zeit nicht mit der Schlichtung der zahllosen Prozesse, welche ehrgeizige und habsüchtige Menschen über Pfründenbesitz und ähnliche Dinge vor ihn brächten, zu vergeuden; in scharfen Worten rügt er den unersättlichen Geiz der Italiener und der Römer insbesondere, und bestätigte die auch von andern Zeitgenossen häufig ausgesprochene Beschwerde, daß der römische Klerus den Geschenken und der Bestechung so zugänglich, und vor Allem auf äußere Pracht, auf kirchlichen Pomp und Ehrenbezeugungen Gewicht legte. Dann mahnt er den Papst, den Mißbrauch der Appellationen, die häufig nur, um die Bischöfe in der heilsamen Ausübung ihrer Gewalt zu hemmen, eingelegt würden, zu beschränken, und die allzu zahlreichen Exemptionen der Bischöfe von der Metropolitangewalt und der Aebte von den Bischöfen abzustellen. Er schildert den Hochmuth und die unruhige Empörungssucht des römischen Volkes, welches sich nur zu unterwerfen pflege, wenn seine Widerstandsmittel erschöpft seien. Die Kardinäle möge der Papst aus allen Theilen der Kirche nehmen, und mit der größten Sorgfalt seine Legaten wählen, von denen Manche durch ihre Habsucht, durch ihre Beraubung der Kirchen und Klöster ihr wichtiges Amt geschändet hätten. Diese Schrift war Bernhard's letztes Werk. Sein schwacher Leib, dessen innere Lebenskraft schon in früher Jugend gebrochen, und der schon mehrfach am Rande des Grabes gestanden war, den aber die Gewalt des von Gott geweihten und durchdrungenen Geistes bisher belebt und getragen hatte, ging seiner Auflösung entgegen. Indeß die irdische Hülle, die ihn bisher umschlossen, zu brechen und in Trümmer zu gehen begann, blieb die Heiterkeit und Kraft des Geistes ungeschwächt. Noch einmal erhob er sich von seinem Todsbette. Ein blutiger Streit war zwischen den Bürgern von Metz und den benachbarten Großen ausgebrochen, da eilte der Erzbischof von Metz zu Bernhard und bat ihn um seine Vermittlung. Dieser zog krank mit ihm. Es gelang ihm auch, Frieden zu stiften, und er sagte seinen Freunden: „Seht, das ist die Vorbereitung zu dem Liede, das wir noch zu singen haben: „Ehre sei

Gott in der Höhe und Friede unter den Menſchen." Dann kehrte er nach Clairvaux zurück und ſtarb 1153, im 63. Lebensjahre.

6.

Bernhard's Kreuzzugspredigt in Deutſchland.

Bernhard fühlte ſich innerlich gedrungen, ſich perſönlich zu jenen tapfern Deutſchen zu begeben, welche durch ihren Heldenmuth ſo berühmt waren, um ſie für den Dienſt Jeſu Chriſti anzuwerben. Er ſah ohne Zweifel eine reiche Ernte voraus, doch erwartete er keinen Erfolg, der den in Frankreich erzielten übertreffen würde. Sein Eifer geſtattete ihm keinen Aufſchub. Er achtete weder auf die Strenge der Jahreszeit, noch auf die Schwächlichkeit, die ihn unaufhörlich drückte; und gegen Ende des Herbſtes, im Jahre 1146, kurze Zeit nach der Verſammlung zu Chartres, begab er ſich in Begleitung zweier Mönche aus Clairvaux, Gottfried's, ſeines Lebensbeſchreibers und Gerhard's auf den Weg.

Hier beginnt eine lange Reihe von Arbeiten und Wundern, welche die Gefährten des heiligen Mönches täglich aufſchrieben, die gleichzeitige Geſchichte laut beſtätigt, das zwölfte Jahrhundert einſtimmig den erſtaunten Nachkommen erzählt, und welche ſelbſt akatholiſche, moderne Schriftſteller zugeben mußten, ohne ſie zu begreifen. [1]) Gottfried, einer der Schreiber des berühmten Abts, tröſtete während dieſer Reiſe die Gemeinde zu Clairvaux, indem er ihr den treuen Bericht der in Deutſchland verrichteten Werke ſandte; und dieſer Schriftſteller, deſſen Sprache ſo natürlich und ehrwürdig iſt, beklagt ſich, daß ſeine Feder ſo vielen Dingen nicht Genüge zu leiſten vermöge. „Dem Diener Gottes", ſagt er, „iſt es leichter, Wunder zu wirken, als uns, dieſelben zu beſchreiben." Es ſchien, als gingen von ſeiner Perſon alle Tugenden aus, welche ehemals die göttliche Sendung des größten Apoſtels bezeichneten. Sein Hauch, ſein Segen,

1) Unter andern kann Luden (Geſch. d. Deutſchen B. XXI. K. X.) nicht über die Thatſachen hinaus und gibt wenigſtens zu: „An Betrug von Bernhard's Seite iſt ſo wenig zu denken, als an Betrug von Seite derer, welche von den Mirakeln berichten." Raumer ſagt: „Ob wir gleich weit entfernt ſind, uns einen ſchwächlichen Wunderglauben anzukünſteln, möchten wir dieſe Menge nach Zeit und Ort verzeichneter Thatſachen nicht ſchlechthin und ohne alle Ausnahme als vorſätzlich erſonnene Lügen verwerfen." Neander meint, Täuſchung könne bei einem Manne von Bernhard's Charakter weder zuläſſig ſein, noch auch hinreichend, den allgemeinen Glauben an Bernhard's Wunderkraft und die einzelnen umſtändlichen Erzählungen zu erklären.

seine Berührung, sein Gebet, seine bloße Gegenwart wirkten erstaunliche Wunder; die eingewurzeltsten Krankheiten verschwanden plötzlich vor der Stimme des Mannes Gottes; überall auf seinen Wegen staunte man plötzliche Heilungen an; Blinden wurde das Gesicht wieder geschenkt, Tauben und Stummen das Gehör und die Sprache; Lahme fühlten ihre Glieder neu belebt; Besessene, Wahnsinnige wurden von den Geistern, die in ihnen wohnten, befreit. Doch das größte der Wunder war die Bekehrung verhärteter Herzen und die Buße, welche die öffentlichen Sünder thaten. [1])

Der heilige Bernhard hatte sich geradewegs nach Mainz begeben, weil dort noch der ungestüme Mönch Rudolph gegen die Juden predigte. Vom Schicksal der Juden gerührt, lag es ihm am Herzen, den strafwürdigen Uebertreibungen, deren Opfer sie wurden, ein Ende zu machen. Sein Friedensamt wäre ihm bei dieser Gelegenheit beinahe unheilbringend geworden; denn der Haß des Volkes war unversöhnlich; und kaum hatte man vernommen, der Abt von Clairvaux vermittle zu Gunsten der Juden, als man Drohungen gegen ihn ausstieß. Es bedurfte nichts Geringeres, als das Ansehen des heiligen Bernhard selbst, um diesen Tumult zu beschwichtigen. Wie dem auch sei, er wagte es nicht, sich dem Mönch Rudolph öffentlich zu widersetzen, sonst hätte er befürchten müssen, die ganze Stadt zum Aufstande zu reizen, so großen Einfluß hatte letzterer gewonnen. Er versuchte nun auf dem Wege der Sanftmuth, was die Bischöfe und obrigkeitlichen Personen vergebens auf dem Wege der Gewalt versucht hatten; er nahm ihn bei Seite, stellte ihm die Verantwortlichkeit vor, die er auf sein Haupt lade, und bestimmte ihn nach einer kurzen Unterredung, in sein Kloster zurückzukehren. So verschwand vom Schauplatze der Welt, beim bloßen Anblicke des Mannes Gottes, der falsche Prophet, der die edle Sache der Kreuzzüge durch unverständige Predigten auf's Spiel gesetzt hatte.

Als in Mainz die Ordnung hergestellt war, begab sich Bernhard wieder auf den Weg, und setzte seine apostolischen Arbeiten fort; er kam durch Worms, wo er eine unzählige Menge für das Kreuzheer anwarb; aber was ihm am meisten am Herzen lag, war, zum Kaiser zu kommen, der damals in Frankfurt am Main seinen Hof hielt. Er kannte Konrad III. persönlich, und die Dienste, welche er ihm

1) Der Geschichtschreiber Sismondi läugnet die Wunder Bernhard's nicht, erklärt sie aber für Wirkungen des Fanatismus. Es gehört doch eine gute Portion Leichtgläubigkeit dazu, um zu glauben, der Fanatismus könne einem Blindgebornen das Gesicht wiedergeben.

dreizehn Jahre früher geleistet, als er das Haus Hohenstaufen mit Lothar versöhnte, konnten nicht vergessen sein. Auch hatte er bei dieser Gelegenheit einigen heilsamen Einfluß auf den Geist des Monarchen zu üben, und ihn mit Erfolg für den großen Zweck seiner Reise zu gewinnen. Es wurde ihm in der That in Frankfurt ein glänzender Empfang zu Theil; doch Nichts schien die Hoffnung, die er gehegt, zu rechtfertigen. Keiner der deutschen Fürsten schien für den heiligen Feldzug günstig gestimmt; und der Kaiser selbst, mit dem er hierüber mehrere Unterredungen hatte, theilte keineswegs die Ansichten des heiligen Bernhard, und verweigerte jede persönliche Theilnahme an einem so unsichern Unternehmen. Einmal sagte er ihm sogar, indem er den wiederholten dringenden Bitten des Heiligen ziemlich trocken antwortete, der Gedanke an einen Kreuzzug sei seinem Herzen ganz fremd. Der Abt von Clairvaux drang nicht weiter in ihn, und erwiederte sanft, er werde sich von nun an hüten, die königliche Majestät wegen dieses Gegenstandes zu belästigen. Er dachte nun daran, nach Clairvaux zurückzukehren, denn sein Auftrag in Deutschland schien ihm auf traurige Weise beendigt. Ueberdieß, fügt der Chronist bei, sehnte er sich, die Seinen wiederzusehen. Daher beschleunigte er seine Abreise; aber der Kaiser, welcher befürchtete, den Diener Gottes beleidigt zu haben, setzte Alles in Bewegung, um ihn noch einige Tage aufzuhalten. Im Grunde war Konrad in seinem Gewissen nicht im Reinen; er hatte nie offen mit dem heiligen Bernhard gesprochen, und hütete sich wohl, äußerlich die Gefühle zu zeigen, die seine Entschlüsse wankend machten; allein so sehr er sich auch selbst täuschte, so verrieth doch seine Anfregung eine geheime Unruhe; und sein Benehmen gegen den Helden des Kreuzzuges, die Beweise ausgezeichneter Verehrung, die er vor aller Welt an ihn verschwendete, verriethen, wenn nicht einige Neigung für sein Vorhaben, doch wenigstens die religiöse Furcht, ihm Hindernisse in den Weg zu legen. Eines Tages drängte sich eine unendliche Menge in die Kirche, um das Angesicht des Mannes Gottes zu sehen; er hatte gerade einen lahmen Greis, der in der ganzen Stadt durch seine barmherzige Frömmigkeit bekannt war, plötzlich geheilt; und dieses Wunder war gleich mehreren andern nicht minder glänzenden beim Klange der Glocken und unter den bewundernden Ausrufungen der Menge verkündet worden. Der Zusammenlauf war so groß, daß keine Gewalt das Wogen des Volkes aufzuhalten vermochte, das sich ungestüm in die geräumige Kirche drängte. Der heilige Bernhard wurde von allen Seiten umringt und wäre beinahe mitten unter der Menge erdrückt worden, als der

Kaiser seinen Mantel von sich warf, ihn auf seine sehnigten Arme nahm, ihn in die Höhe hob und in eine Marienkapelle trug.

In derselben Stunde wollte der Graf Adolph, einer der Herren vom Gefolge des Kaisers, selbst die Wirkungen der Macht des Abtes von Clairvaux erproben. Er führte ihm ein blindes hinkendes Kind zu, dessen Heilung ihm völlig unmöglich schien. Der Wunderthäter segnete dasselbe, und im nämlichen Augenblick bewegte das Kind seine gelähmten Glieder und sieht das Licht.

Man begreift leicht, welch ein Aufsehen diese Wunder erregen, und welches Gewicht sie dem Auftrag Dessen verleihen mußten, der sie wirkte. Die Völker verlangten Kreuze, doch die Fürsten, immer noch durch politische Gründe zurückgehalten, schwebten in einer peinlichen Unentschlossenheit.

Von nun an konnte der heilige Bernhard die glückliche Entwickelung seines Werkes voraussehen. Dennoch glaubte er eine Zeitlang den Boden, den er bebaut hatte, verlassen zu müssen, und der göttlichen Gnade die Sorge anheim zu stellen, den Samen des Wortes zur Reife zu bringen. Er schickte sich an, Frankfurt zu verlassen, und in sein Kloster zurückzukehren; aber ein neues Opfer wurde von ihm verlangt, und seine Selbstverläugnung trug noch einmal über seine Seufzer nach Ruhe den Sieg davon. Hermann, der Bischof von Konstanz, war gekommen, ihn inständigst zu bitten, seine große Diöcese durch das Predigen des Kreuzzuges zu erbauen. Lange widerstand Bernhard; doch endlich, durch die Beharrlichkeit des Herrn von Konstanz besiegt, schiffte er sich mit ihm ein, und fuhr den Rhein hinauf. Sie hielten sich in den Städten und ansehnlichsten Flecken an den Ufern des Flusses auf, und sammelten überall reichliche Früchte der Predigten vom Kreuze. Diese Reise war eine Art Triumphzug. Das Gefolge bestand aus elf ehrwürdigen Personen, Bernhard nicht mit inbegriffen; und alle zeichneten täglich in einem Reisetagebuch die glorreichen Thaten auf, die sich vor ihren Augen zutrugen; noch dazu konnten sie nicht Alles aufschreiben, „denn es wären Bände nöthig, um Alles zu erzählen, was wir gesehen haben," sagt Einer von ihnen; „doch wenn wir schwiegen, würden die Steine reden." Lassen wir einen Augenblick die Reisenden reden.

Der Bischof Hermann: Am ersten Tage verlangten in Freiburg nur arme und geringe Leute das Kreuz. Der heilige Abt ließ beten, daß auch die Reichen das Wort anhören möchten; und kaum war dieses Gebet beendet, als die Reichsten und sogar die Schlimmsten herbeikamen, das Kreuz aus seiner eigenen Hand zu empfangen. —

Philipp: Wir wollen hier aufschreiben, wie er einem blinden Greis das Gesicht wiedergab, nachdem eine Kraft von unserem heiligen Vater ausgegangen war, doch nicht von ihm, sondern vom Wort und Zeichen des Lebens...

Hermann: Diesen Morgen, am vierten Tage, nach der Messe, stellte ich ihm ein Mädchen vor, das eine ganz abgestorbene Hand hatte. Er heilte sie zur selben Stunde. — Philipp: Ich sah ihn einem von Geburt an taubstummen Knaben die Sprache wieder geben. — Hermann: Ich selbst sprach mit diesem Kinde im Augenblick, wo das Zeichen des Kreuzes über dasselbe gemacht wurde, und es konnte mich hören und mir deutlich antworten. — Abt Frobin: Eine Mutter kam und brachte uns ihr kleines, blindes Kind; das Zeichen des Kreuzes gab ihm das Gesicht wieder; o wie groß war die Ueberraschung dieser Mutter, als ihr Kind die Hand gegen einen Apfel ausstreckte, den ich ihm vorhielt! — Eberhard: Als er aus der Kirche trat, empfahl sich dem heiligen Abt ein kranker, lahmer Mann, der sich mehr fortschleppte, als ging. Kaum hatte ihn dieser in meiner Gegenwart mit seinem Stabe berührt, als der Mann sich geheilt fühlte, und sich, vor Freude hüpfend, entfernte.

Diese, kurz und natürlich, eines nach dem andern von Augenzeugen aufgeschriebenen Wunder, machen einen allzu großen Band aus, als daß wir sie alle unsern Lesern vor Augen führen könnten. Sie vermehrten sich überdieß so sehr, daß die Zeugen selbst darauf verzichten mußten, sie einzeln aufzuführen. In Doningen bei Rheinfelden, wo sie den ersten Sonntag im Advent durchreisten, heilte Bernhard in einem Tage neun Blinde, zehn Taube und Stumme, achtzehn Hinkende und Lahme. Am folgenden Mittwoch wurde in Schaffhausen die Zahl der Wunder noch größer; endlich kamen sie Freitags, den 13. Dezember, in Konstanz an. Die Glocken der Stadt verkündeten die Wunder, welche aus den Fußstapfen des Mannes Gottes hervorsproßten. Das Volk ließ unter dem tausendfach wiederholten Ausruf: Kyrie eleison! Kyrie eleison! Christ uns Gnade! vor ihm her, und gab Jesus Christus die Ehre. Alle lobten Gott und kein einziger Mund schwieg mitten in diesem Ausbruch der Freude. Das Predigen des Kreuzzugs schien bei dieser allgemeinen Aufregung nur eine Nebensache geworden zu sein. Er sprach, oder vielmehr er zeigte sich; und beim bloßen Anblick des Apostels, beim ersten Ton seiner Stimme zerfloß das Volk in Thränen, und die lenksam und gehorsam gewordenen Gemüther ergaben sich seinem Rufe. Auch war ein längerer Aufenthalt in jeder Stadt nicht nur unnütz, sondern

unmöglich, wegen des geräuschvollen Zulaufs des herbeiströmenden Volkes, welches begierig war, das Wort des Heiligen zu hören und noch begieriger, seine Wunder zu sehen. In Konstanz wäre er, wie in Frankfurt, beinahe erdrückt worden. Man riß von seinen Kleidern ein Stück nach dem andern ab, um Kreuze davon zu machen, was ihm sehr lästig war und ihn nöthigte, oft neue Kleider anzulegen. Der heilige Bernhard verließ sammt seinen Gefährten alsbald die Stadt Konstanz. Sie kamen durch Zürich, Rheinfelden, Basel, Winterthur, und langten am Vorabend des vierten Adventsonntags, den 22. Dezember 1146, in Straßburg an. Die Wunder hörten während dieser denkwürdigen Reise nicht auf; und wir mußten fürchten, um uns der Ausdrücke eines Geschichtschreibers zu bedienen, nicht genug davon zu sagen, wenn wir nur einige berichteten, und noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, wenn wir deren viele erzählten.

Unterdessen nahte das Christfest heran, und diese Feier war vom Kaiser zur Abhaltung eines allgemeinen Reichstags in der Stadt Speier bestimmt. Der heilige Bernhard hatte versprochen, dieser Versammlung beizuwohnen. Er verließ also Sonntag Abend, den 22. Dezember, Straßburg, und kam am folgenden Dienstag, am Abend vor Weihnachten, nach Speier. Die Bewohner der Städte und Dörfer standen an den Ufern des Flusses und warteten mit Ungeduld auf die Ankunft des Schiffes, um den Segen des Apostels zu empfangen und ihm ihre Kranken zu bringen. Alle wollten an der außerordentlichen Gnade Theil haben, die Gott an jedes Wort und an jede That seines Dieners knüpfte.

Sein Einzug in die Kaiserstadt Speier wird von einer großen Anzahl gleichzeitiger Chronisten erzählt. „Der Bischof, die Geistlichkeit und die Bürger kamen ihm feierlich mit Kreuz und fliegenden Fahnen entgegen, jede Handwerkerzunft trug ihre Zunftfahne. Beim Schalle der Glocken und heiligen Gesänge führte man ihn durch die Stadt bis zum Portal der Domkirche, wo ihn der Kaiser und die deutschen Fürsten mit allen, dem Gesandten des Papstes gebührenden Ehrenbezeugungen empfingen. Der Zulauf der Menge war unermeßlich. Von den entferntesten Orten war man herbeigeeilt, um den Heiligen zu hören, um die Züge des Wunderthäters zu betrachten.

Der Zug begab sich von der großen Pforte des Domes bis zum Chor, kräftig und freudig den Lobgesang der Himmelskönigin, das Salve Regina, anstimmend. Bernhard ging, vom Kaiser selbst geführt, mitten im Zuge, umringt von dem sich drängenden Volke, und tief gerührt beim Anblick des majestätischen Domes. Doch, als

die letzten Klänge des Hymnus der Jungfrau nach den Worten: Filium tuum nobis post hoc exilium ostende! (Zeig uns deinen Sohn nach dieser Verbannung!) im heiligen Gewölbe verhallt waren, fügte der Heilige mit Begeisterung noch einen dreifachen Ausruf hinzu: „O clemens, O pia, O dulcis Virgo Maria!“ (O milde, o heilige, o süße Jungfrau Maria!)

Diese lieblichen, zärtlichen Worte, die unwillkürlich aus dem Herzen des heiligen Bernhard hervorquollen, blieben seit jener Zeit dem Salve Regina beigegeben, und vervollständigten das erhabene Lied. Stets werden sie noch in allen Kirchen der katholischen Christenheit zu gewissen Zeiten gesungen, und dieser Gebrauch besteht noch heutigen Tages. Eherne, in das Kirchenpflaster eingesetzte, Platten zeigen den Nachkommen die Spuren des Mannes Gottes, und bezeichnen die Stelle, wo er die milde, fromme und süße Jungfrau so eindringlich anflehte.

Der deutsche Reichstag war ganz vollständig; die meisten Bischöfe und Fürsten waren beisammen, um sich über verschiedene Angelegenheiten des Reiches zu berathen; und in dieser glänzenden Versammlung erhöhte die Ceremonie der Kaiserkrönung noch den Glanz religiöser Feierlichkeit. Allein die Stimmung dieser hohen Personen machte auf den heiligen Bernhard einen peinlichen Eindruck. Ihre unversöhnliche Feindschaft machte sie für jeden friedlichen Einfluß unzugänglich; und vergebens bemühte sich der Diener Gottes, die gegenseitigen Beschwerden auszugleichen und die persönlichen Interessen mit der Sache des heiligen Grabes zu überwinden. Weder die Wunder, durch die er die göttliche Weihe seiner Sendung erwies, noch die feurigen, apostolischen Vorstellungen, die er an die Großen und an den Monarchen selbst richtete, vermochten ihre Gleichgültigkeit zu besiegen. Konrad jedoch schien mehr als die Uebrigen erschüttert; und zwei Tage nach Weihnachten, am Feste des heiligen Johannes des Evangelisten, erklärte er, gedrängt durch die wiederholten Bitten des Abts von Clairvaux, daß er in seinem Rathe die Sache erwägen und am folgenden Tage eine entscheidende Antwort geben wolle.

Es war ein kritischer Augenblick. Vom Entschlusse des Kaisers hing eine unberechenbare Folge von Ereignissen ab. Bernhard wartete nicht bis zum folgenden Tage.

Am selbigen Tage, als er in Gegenwart des Hofes und einer Menge von Gläubigen das heilige Meßopfer vollendete, wandte er sich, einer jener Regungen nachgebend, die mehr als ein Mal große Dinge hervorgebracht hatten, zur Versammlung und hielt eine feurige

Anrede über das Unglück des heiligen Landes. Mitten in der Rede blickt er auf den Kaiser und spricht ihn geradezu an; er redet zu ihm, nicht wie zu einem Herrscher, sondern wie zu einem gewöhnlichen Menschen; er erinnert ihn an die Gaben, die er empfangen; an die Gnaden, die ihm zu Theil geworden; er wirft ihm seine Undankbarkeit vor; dann ruft er, voll des Gottes, der ihn begeistert, mit donnernder Stimme: „O Mensch, was wirst du am Tage des Gerichts antworten!“ Konrad, niedergeschmettert, und bis in das Mark seiner Gebeine durchbohrt, ließ den Prediger nicht vollenden, und verlangte das Kreuz Jesu Christi: „Ich erkenne,“ sprach er, Thränen vergießend, „ich erkenne, daß Gott mir viel Gnaden verliehen, und mit des Herrn Hülfe will ich mich deren nicht unwürdig zeigen!“ Und er fügte hinzu: „Ich bin bereit, mein Leben dem Herrn zu weihen und zu gehen, wohin er mich ruft!“ Er sprach's; und die Menge hebt, gerührt, erstaunt und betroffen von diesem außerordentlichen Auftritt, die Hände gen Himmel, und das Gotteshaus hallt die stets wiederholten Ausrufungen zurück; die ganze Stadt ist aufgeregt und erschüttert, und weithin ertönt die Erde vom Jubelruf der Begeisterung.

Doch der heilige Bernhard löst bescheiden und ernst nach diesem Wunder der Wunder das heilige Banner vom Altar, legt es in die Hände des Kaisers und schmückt ihn mit dem glorreichen Zeichen des Gottes der Schlachten. Im nämlichen Augenblick knieen alle Fürsten, vom gleichen Gefühl durchdrungen, zu den Füßen des heiligen Predigers nieder und verlangen das Pilgerkreuz. Unter ihnen zeichnete sich der junge Friedrich von Schwaben aus, Neffe des Kaisers und Erbe des Thrones, der in der Folge unter dem Namen Barbarossa so berühmt ward. Er empfängt das Kreuz ungeachtet der Thränen und Bitten seines alten Vaters. Die Barone und Ritter folgen eifrig dem Beispiel ihrer Oberlehensherren; das Volk wie die Großen, geringe Leute und Vornehme, wollen das Kreuz aus den Händen des heiligen Bernhard empfangen. Kein Hinderniß, keine Rücksicht hätte diese allgemeine Begeisterung hemmen können; die große Sache des Kreuzzuges hatte jedes andere Interesse, jeden anderen Gedanken verschlungen. Menschen, die in Alter, Sitten, Stand und Herkommen noch so verschieden waren, verbanden sich unter derselben Fahne. Der ganze Reichszug, der zusammenberufen war, um den Uebeln des Reichs abzuhelfen, beschäftigte sich nur noch mit dem Schicksal Jerusalems. Diese plötzliche Veränderung galt, wie wir schon gesagt haben, für das Wunder der Wunder; alle Herzen gaben

der Hoffnung Raum. Alle erwachten, ihre alten Zwiste vergessend, wie aus einem langen Schlaf, um ein neues Leben zu beginnen und christlichen Trost zu kosten. „Wie wunderbar!“ ruft ein gleichzeitiger Schriftsteller aus, „man sah Diebe und Räuber herbeieilen, Buße thun und schwören, ihr Blut für Jesus Christus zu vergießen! Jeder vernünftige Mensch,“ setzt der Geschichtschreiber hinzu, „der Zeuge dieser an ihnen bewirkten Umwandlung gewesen, erkannte darin den Finger Gottes, und war deßhalb nicht minder erstaunt.“

7.

Abälard und Heloise.

Als einer der gewaltigsten Kampfhelden unter den Scholastikern erscheint Abälard, den wir uns keineswegs als ernsten und bejahrten Cleriker vorzustellen haben, sondern als schönen und feinen jungen Mann, aus adeligem Geschlechte, der in der Vulgärsprache Lieder dichtete und sie mit bezaubernder Anmuth sang; der auf den Turnieren sich ebenso auszeichnete, wie in den Wettkämpfen der Schulen, griechisch, hebräisch verstand und die Rechtswissenschaft studirt hatte. Zu Palais bei Nantes 1079 geboren, ist er selbst der Geschichtschreiber seines Unglücks geworden, das er sich auch selbst zugezogen. Nachdem er sich in den Schulen von Paris vervollkommnet, begann er gegen Wilhelm v. Champeaur, seinen Lehrer, und Anselm v. Laudun zu streiten, die, beide Schüler des heil. Anselmus, zu Paris und im Kloster zu St. Victor am Fuße des Berges der heiligen Genovefa bei Paris lehrten. Als er selbst eine Schule zu Melun bei Corbeil eröffnete, war der Zudrang so außerordentlich, daß der Ort kaum Wohnungen, das Land kaum Brod genug für die Menge seiner Schüler anzubieten vermochte, und wo er auch seine Schritte hinlenken mochte, folgte ihm ein so zahlreicher Haufe, daß er die Wüsten bevölkert hätte. Nachdem er seine Schule auf den Berg der heil. Genovefa verlegt hatte, steigerte sich dieser Zulauf in's Ungeheure. 20 Cardinäle und 50 Bischöfe gingen aus seiner Schule hervor; seine Schriften gingen über die Alpen und das Meer, Ritter und vornehme Damen unterredeten sich über die Fragen, die er behandelte, und schwärmten für die abstraktesten Untersuchungen. Er übte dadurch einen unwiderstehlichen Zauber aus, daß er mit einer vertrauten Kenntniß der klassischen Literatur und einer glänzenden Rednergabe einnehmende Sitten verband und darauf Bedacht nahm, die Gegenstände seiner Untersuchung ihrer abstoßenden

Außenſeite gleichſam zu entkleiden, ſie zu vereinfachen und zu verſchönern, durch Klarheit der Argumente und kecke Behandlung der tiefſten Geheimniſſe anzuziehen und über Alles, was er in den Kreis ſeiner Beſprechung zog, Licht zu verbreiten, oder wenigſtens zu thun, als ob dieß geſchähe. Und wirklich, während der heilige Anſelm Wahrheiten darlegte, ohne ſie zu erklären, wußte Abälard für alles Gründe aufzufinden. Er betrachtete nicht die Wiſſenſchaft als eine Entwicklung des Glaubens, ſondern lehrte, jene müſſe dieſem vorangehen und der Glaube ſei nur eine bloße Meinung, ſo lange er ſich nicht auf die Vernunft zu ſtützen vermöge. Unter Berufung auf den Satz der heiligen Schrift: Wer bald glaubt, der iſt leichtſinnigen Herzens, machte er den Glauben vom individuellen Urtheile abhängig, mit den Peripatetikern behauptend, daß er durch Prüfung und Zweifel erworben werde; gleich Ariſtoteles gelangte er aber auf dieſem Wege nicht zur Wiſſenſchaft des Wahren, ſondern nur des Wahrſcheinlichen. Gemäß dem Grundſatze, daß der Schlüſſel der Weisheit der Zweifel ſei, geſtattete er der Philoſophie volle Gewalt über alle Lehren der Kirche, und als ihm Alles, was bewieſen werden ſollte, zweifelhaft ſein mußte, verwandelte er die Dogmen erſt in Probleme, um ſie dann zu beweiſen. Sein Verfahren war ſo frei, daß ihm die Religion gleichſam unter den Händen zerrann, und zur Stütze der Wahrheit nur ſeine Vernunftgründe übrig blieben. „Die Sünde," ſagte er unter andern, „beſteht nicht in einem Akte, ſondern in der Abſicht, welche der Baum iſt, aus welcher das Gute und das Böſe entſprießen; die Begierlichkeit, die Genußſucht, die Unwiſſenheit ſind nicht Sünden, ſondern natürliche Regungen, und die Erbſünde iſt weniger eine wirkliche Schuld, als eine Züchtigung, der die Menſchen ſchon durch ihre Geburt unterworfen ſind." Obgleich Abälard nicht bis zu den letzten Folgerungen vorſchreitet und vorzugsweiſe auf das Gebiet des Zweifels ſich beſchränkt (wie er in dem merkwürdigen Buche Sic et Non thut, wo er zeigt, wie man in jeder Streitfrage das Für und das Wider behaupten kann), unterdrückt er nichtsdeſtoweniger die Gewohnheits- und Unwiſſenheitsſünden: Gott wird für ungerecht erklärt, weil er die nicht Getauften beſtraft; die Erlöſung wird überflüſſig; die Chriſtus kreuzigten, werden entſchuldigt, da ſie aus Unwiſſenheit ſündigten. Er behauptete ferner, Gott habe nicht für uns leiden wollen, um uns aus der Knechtſchaft des Dämons zu befreien, ſondern aus reiner Liebe, um das Geſetz der Liebe an die Stelle des Geſetzes der Furcht zu ſetzen, und auf daß wir das Gute thun können und wollen durch unſere eigenen Kräfte, ohne

Hülfe der Gnade. So untergrub er die Hauptstützen des Christenthums, und was er an deren Stelle setzte, war zu schwach. Bei einem so bequemen Gotte war freilich die Büßung des ganzen Lebens überflüssig. Abälard lebte übrigens auch diesen Lehren gemäß. Er trachtete nach den Annehmlichkeiten des Lebens und der Neigung der Frauen. Aber seine Liebe zu Heloise machte ihn unglücklich. Sie war die Nichte seines Freundes, des Canonicus Fulbert zu Paris. Dieser setzte in ihn unbegränztes Vertrauen; er übergab ihm die talentvolle Verwandte zum Unterricht in den alten Sprachen und philosophischen Wissenschaften. Doch Abälard, von den Reizen des Mädchens hingerissen, welches dem allberühmten Manne bald mit ganzer Verehrung und Liebe zugethan war, verführte seine Schülerin, die von ihm einen Sohn gebar. Heloisens Verwandte waren über Abälard, der ihr Vertrauen so schmählich mißbraucht hatte, auf das Aeußerste erbittert. Obschon er sich mit Heloise hatte heimlich trauen lassen, so sicherte ihn dieses doch nicht vor der Rache der Beleidigten, zumal Heloise hartnäckig läugnete, Abälard's Frau zu sein, um ihn nicht zu hindern, später unter den ersten kirchlichen Größen zu glänzen. Die nach Rache Dürstenden ließen den Abälard des Nachts überfallen und schimpflich verstümmeln. Heloise begab sich sodann in das Kloster Argenteuil. Abälard war schon vor ihr, um seine Schande zu verbergen, in das Kloster St. Denys getreten (1119), doch währte es nicht lange, und der unverträgliche Mann gerieth mit seinem Abte und den Mönchen des Klosters in Streitigkeiten. Mit Freuden ergriff er daher die Gelegenheit, die sich ihm darbot, wieder in Paris als öffentlicher Lehrer aufzutreten. Zahlreicher noch als früher versammelten sich die Zuhörer zu Abälard's Vorträgen. In diesen stellte er aber Lehrsätze gegen den Kirchenglauben auf, und verlor sich in maßlose Streitsucht. Dem heil. Bernhard, diesem eifrigen Wächter über die katholische Rechtgläubigkeit, diesem positiven Geiste, aller Spitzfindigkeit abhold, widerstrebte es, auf die Theologie eine doppelzüngige Philosophie angewandt zu sehen. Er vermochte es nicht zu ertragen, daß der Glaube gefährdet wurde durch grammatikalische und philosophische Fragen, trat also gegen Abälard auf, und griff ihn auf dem Concil zu Soissons (1121) mit solcher Entschiedenheit an, daß nicht viel fehlte, Abälard wäre vom Volke gesteinigt worden. Eingeschüchtert bis zur Vergießung von Thränen, widerrief er seine Irrthümer und verbrannte seine „Einleitung zur Theologie," die er auf Bitten seiner Schüler verfaßt hatte, um die Trinität philosophisch zu erklären; nichtsdestoweniger ward er zu strenger

Kloſterhaft verurtheilt, und nur die allgemeine Theilnahme für ihn vermochte den päpſtlichen Legaten, ihm die Rückkehr nach St. Denys zu geſtatten. Hier war ſeines Bleibens nicht lange. Bald floh er in die Einöde bei Nogent in der Champagne; ſeine Schüler folgten ihm, bauten ſich Hütten, ihm ein Kloſter, das er, weil er in ſeiner Bedrängniß hier Troſt gefunden, dem „Paraklet“ weihte; indeſſen auch hier verfolgt, oder wohl eher ſeines unruhigen und ſtolzen Gemüthes wegen, der Abgeſchiedenheit überdrüſſig, erſchien er wieder in der Welt, um über die Trinität, die Vorherbeſtimmung, die Willensfreiheit zu predigen, über dieſe Gegenſtände zu ſchreiben, in Paris wieder zu lehren und ſeine „chriſtliche Theologie,“ eine Umarbeitung der verworfenen „Einleitung“ zu veröffentlichen. Aber der heilige Bernhard erhob ſich abermals gegen ihn. Indeſſen auf ſeine zahlreichen Schüler und auf Arnold von Brescia bauend, der ſich für ihn erklärt hatte, vor Allem voll Selbſtvertrauen, forderte Abälard den heiligen Bernhard ſogar zu einer öffentlichen Disputation heraus; lange aber weigerte ſich der Heilige, die Ausforderung anzunehmen; endlich kam er nach Sens (1141), wo er ſeinen Gegner beſiegte, der verurtheilt und, wiewohl er nach Rom appellirte und ſelbſt dahin reiste, zu beſtändiger Kloſterhaft verurtheilt wurde. Abälard ſuchte und fand ein Aſyl zu Clugny. Der Abt Petrus der Ehrwürdige von Clugny nahm den Verfolgten väterlich auf und erfreute ſich an Abälard's tiefer Frömmigkeit in den letzten Lebenstagen; auch mit dem heil. Bernhard hatte er ihn ausgeſöhnt; ſo ſtarb Abälard im Rufe der Rechtgläubigkeit. Petrus ſandte den Leichnam Abälard's ſeiner Heloiſe, wie dieß Abälard ſelbſt darum angeordnet hatte, „damit dieſer Leichnam, beredter als er ſelbſt, ihr ſagen möge, was man liebe, wenn man einen Menſchen liebt.“ Die Zeitgenoſſen verherrlichten Abälard durch die Grabſchrift: „daß er Alles gewußt, was je ein Menſch wiſſen könne“ [1]).

Somit ward er endlich im Grabe vereinigt mit Heloiſe, in deren Herzen Bewunderung und Verehrung die Liebe erweckt hatten, die nur ſanftmüthige Hingebung der Härte des pedantiſchen Liebhabers

1) Treffend iſt Neander's Urtheil: „Abälard iſt ein merkwürdiges Beiſpiel von dem engen Zuſammenhang zwiſchen Geſinnung und Wiſſenſchaft. Es zeigt ſich überall mehr bei ihm der Mangel des Charakters als des Talents. Wäre er ein Mann von ſittlich reinem Charakter geweſen, ſo würde er auch in der Wiſſenſchaft mehr geleiſtet haben. Die Zerriſſenheit ſeiner von ſtreitenden Elementen (Sinnlichkeit und Ehrgeiz) bewegten Gemüthsart entſpricht der Zerriſſenheit ſeiner Theologie.“

entgegenſetzte, welcher ſich ſo weit vergaß, ſie zu ſchlagen. Das Unglück desjenigen, der, um ſie zu beſitzen, alle Hülfsmittel der Verführung in's Werk geſetzt, das Vertrauen ihres Oheims getäuſcht und ſie entehrt hatte, vielleicht ohne ſie zu lieben, beſtärkte, aber reinigte auch die Liebe dieſes edlen Mädchens. Sie ward Aebtiſſin im Kloſter Paraklet, das ihr Abälard übergeben hatte, und das durch die daran haftenden poetiſchen Sagen ein viel beſuchtes Frauenſtift blieb; hier lehrte ſie Theologie, griechiſch und hebräiſch, erwarb ſich das Wohlwollen des heiligen Bernhard, und ward vom Papſte zur Vorſteherin des Ordens erhoben, der ſich um ſie gebildet hatte.

8.

Friedrich I. und Alexander III. zu Venedig.

Nur wenige Augenblicke in der Geſchichte des Mittelalters gleichen dem der Ausſöhnung Kaiſer Friedrich's I. mit Papſt Alexander III. Nach achtzehnjährigem Kampfe ward Friede geſchloſſen zwiſchen geiſtlicher und weltlicher Gewalt, und die Kirche feierte einen ihrer ſchönſten Sabbathtage. Der 24. des Julius 1177 war dieſer glückliche Tag, Venedig die glückliche Stadt, die Zeuge der Feier war. Hiſtoriker und Dichter haben jenen Moment, wo Friedrich zur Einheit der Kirche zurückkehrte, geſchildert, die Sage hat ſich ſeiner bemeiſtert und hat der Kunſt die Farben geliehen, damit auch ſie der Nachwelt davon die Kunde bringe. Vernehmen wir das Zeugniß der Geſchichte.

In das Erbtheil der Heinriche war das Geſchlecht der Hohenſtaufen getreten, den Streit mit der Kirche, der unter Lothar und Konrad geruht, nahm Friedrich ſtolzen Sinnes wiederum auf. Im Gefühle ſeiner Macht, im Bewußtſein ſeiner geiſtigen Kraft, begann er dieſen Kampf. Ihm, dem Helden, ſtand ein Held gegenüber. Doch wollen wir nicht mit neueren Schriftſtellern dieſes Papſtes Größe dadurch bezeichnen, er ſei würdig ſeines Gegners geweſen; nicht Friedrich iſt die Sonne, um die ſich Alles dreht, die Kirche iſt's, und Alexander war ihr würdiger Streiter. Aber anerkennen muß man, daß vor Gregor VII. Alexander durch die Perſon ſeines Gegners begünſtigt war; er fand einen Widerſacher, der trotz aller Feindſeligkeit, die er gegen die Kirche geübt, doch ſein Herz durch die Strahlen der göttlichen Gnade erwärmen ließ, der, ein ächter deutſcher Mann, wohl irren und fehlen, aber auch bereuen konnte. Als Friedrich ſich mit der Kirche ausgeſöhnt, da war es ihm in ſeiner ganzen Seele Ernſt; über den Sinn des Büßers von Canoſſa,

als der Papst ihn von dem Banne löste, mag nicht geurtheilt werden, ihn richten seine Werke.

Im Jahre 1152 einstimmig zum Könige der Deutschen gewählt, begab sich Friedrich nach Italien, um hier an heiliger Stätte von Papst Hadrian IV. das kaiserliche Diadem zu empfangen. Allgemeine Sitte der Zeit erheischte von ihm, seine persönliche Ehrerbietung gegen das kirchliche Oberhaupt der Christenheit dadurch zu bezeigen, daß er ihm, zu Rosse steigend, den Stegreif hielt. Dieser sinnbildlichen Handlung, welche seine Vorfahren im Reiche dem Papste erwiesen, weigerte sich Friedrich. Erst nach langem Verhandeln fügte er sich in das Herkommen und empfing vom Papste die Kaiserkrone. „Gerne würde ich Dir noch größere Wohlthaten, als diese, erzeigt haben," bemerkte Hadrian dem Kaiser späterhin in einem Schreiben, welches das Unglück hatte, so sehr den Zorn desselben zu erregen, daß die Cardinäle, welche es überbracht, fast ein Opfer ihrer Botschaft geworden wären. Durch das Wort Beneficia (Wohlthaten) war Friedrich's Zorn entflammt worden, da er es also verstand, als ob damit der Papst ihn seinen Vasallen genannt hätte. Als Friedrich darauf im Jahre 1158 nach Italien gekommen war, verführte ihn sein herrischer Sinn, von dem Pfade des Rechts abzulenken und die breite Bahn der Willkühr zu verfolgen. Nicht nur die Städte der Lombardei, lang begründeter Freiheit genießend, sollten die Schwere seines Armes empfinden; sondern seines Eides uneingedenk, wendete er sich auch gegen das Besitzthum des Papstes; die Mathildischen Güter wurden von ihm verliehen und das Erbe des heiligen Petrus der Schatzung unterworfen. Die Spannung unter den beiden Oberhäuptern der Christenheit nahm immer mehr zu, und Papst Hadrian soll im Begriffe gestanden sein, über den Kaiser den Bann auszusprechen. Der Tod des Papstes verhinderte dieß, gab aber die Veranlassung zu einer folgenreichen Gewaltthat Friedrich's. —

In gesetzlicher Weise war von den Cardinälen Roland Bandinelli zum Papste gewählt worden; er nannte sich Alexander III. Dem Kaiser war er wegen seines festen kirchlichen Sinnes bekannt, und als Ueberbringer der oben erwähnten Botschaft Hadrian's verhaßt; ihm lag daran, einen seinen Wünschen fügsameren Mann den päpstlichen Stuhl besteigen zu sehen. Daher hatten seine Legaten sich bemühet, die Wahl des Cardinals Octavian durchzusetzen, es war aber nur gelungen, zwei Stimmen für denselben zu gewinnen. Dessenungeachtet erkannte Friedrich diesen, der sich Victor II. nannte, als Papst an, während der rechtmäßige Nachfolger des Apostelfürsten

flüchtigen Fußes Italien verlaſſen mußte. So begann jener achtzehnjährige Kampf zugleich von großer politiſcher Bedeutung, denn vom Kaiſer in ihrer Freiheit bedroht, hatten die Lombarden, als päpſtlicher Vaſall König Wilhelm von Neapel für ſeinen Lehensherrn zu den Waffen gegriffen; ſeiner eigentlichen Natur nach war es aber ein kirchlicher Kampf, da Friedrich ihn durch das Unheil des Schismas, welches er über die Chriſtenheit gebracht, herbeigeführt, und die dadurch entzündete Flamme genährt hat. Jetzt wurde über ihn, der die Einheit der Kirche zerriſſen, und über ſeinen Gegenpapſt, von Alexander der Bann geſprochen. Aber des Kaiſers Herz war lange Zeit hindurch ſo verhärtet, daß ſelbſt die zweimalige Mahnung des Todes, welcher die von Friedrich eingeſetzten Afterpäpſte vor den göttlichen Richterſtuhl rief, ihn dennoch nicht erweckte. Da traf Gottes Hand den Kaiſer ſelbſt; er ſah ſein Heer in der Schlacht von Legnano durch die Lombarden vernichtet, und nach einem ſchweren Kampfe, den er mit dem langgenährten Stolze in ſeinem Innern beſtanden, ſiegte Friedrich über ſich, und alſo triumphirend feierte er ſelbſt den Triumph der Kirche.

Alexander, von der Chriſtenheit als rechtmäßiges Oberhaupt anerkannt, hatte in Frankreich eine gaſtliche Zufluchtsſtätte gefunden, und war nunmehr nach Italien zurückgekehrt. Ihm, einem der größten Päpſte, der durch ſeine Weisheit, Mäßigung und Unerſchütterlichkeit glorreich den Kampf für die Freiheit der Kirche geſtritten hatte, ihm ward nun auch ſelbſt die Freude zu Theil, den heimkehrenden Sohn der Kirche wiederum in den Frieden derſelben aufzunehmen.

Dieſe Rückkehr geſchah, wie Alexander es den um ihn zu Ferrara verſammelten Biſchöfen frohen Herzens verkündigte, auf den Antrieb deſſen, der den Willen der Fürſten nach ſeinem Wohlgefallen lenkt, und über die Herzen der Könige verfügt. Dankerfüllt rief Alexander aus: „Geprieſen ſei die Ehre des Herrn an Seiner heiligen Stätte; denn ſiehe, der Stein, den die Baulente verworfen, iſt zum Eckſteine geworden, und iſt geſtellt auf die Zinne der Kirche. Nicht durch einen Menſchen, durch Gott iſt es geſchehen, und wunderbar iſt es in unſern Augen, daß ein greiſer waffenloſer Prieſter dem deutſchen Zorne widerſtehen und ohne Krieg die Gewalt des Kaiſers überwinden konnte. Dieß glauben wir, iſt aus der offenbaren Fügung Gottes hervorgegangen, damit der menſchliche Hochmuth deſſen gedenke und die ganze Welt es anerkenne, daß wider Gott zu ſtreiten unmöglich ſei, und Niemand wage, Seiner Macht entgegen zu ſein. Denn

Gott allein herrscht in dem Reiche der Menschen und gibt es, wem er will." —

Alexander begab sich darauf nach Venedig, und nachdem im Voraus die Bedingungen des Friedens im Allgemeinen festgestellt worden waren, sendete er dem Kaiser, der sich bis Chioggia genähert hatte, mehrere Schiffe zum Empfange entgegen. Er selbst aber verfügte sich am Sonntage in der Frühe — es war am Tage vor dem Feste des heiligen Jakobus — nach der Kirche des heiligen Markus, und ordnete mehrere Cardinäle und Bischöfe an den Kaiser ab, die ihn im Namen des Oberhauptes der Kirche von den Fesseln des Bannes lossprechen sollten. Dieß geschah, und nach dem Vorgange Christian's, den Friedrich zum Erzbischofe von Mainz eingesetzt hatte, schwuren sämmtliche Prälaten, die sich um den Kaiser befanden, daß sie nur Alexander als den rechtmäßigen Papst anerkennen wollten.

Ziani, der Doge von Venedig, sobald er vernommen, daß Friedrich vom Banne gelöst war, eilte ihm zu Schiffe entgegen, begleitet von einer großen Menge des Klerus und des Volkes. Der Kaiser bestieg das herzogliche Schiff, und ward auf demselben bis an das Ufer des St. Markusplatzes geführt. An der Kirche selbst harrte der Papst, mit ihm der Patriarch von Aquileja und viele andere Bischöfe; da nahte Friedrich, vor ihm her in feierlichem Zuge der Doge nebst Geistlichkeit und Volk mit Kreuz und Fahnen.

Von dem Hauche der göttlichen Gnade berührt, konnte Kaiser Friedrich seine Gefühle nicht länger beherrschen; den kaiserlichen Purpur warf er von sich und stürzte hin zu den Füßen des Priestergreises. Dieser hob ihn auf und empfing ihn mit dem Kusse des Friedens, laut jubelnd aber stimmte der deutschen Sänger Chor den Hymnus: „Herr Gott, dich loben wir" an. Friedrich ergriff des heil. Vaters Rechte, führte ihn in die Kirche, empfing von ihm den Segen und begab sich dann in die ihm gastlich bereitete Wohnung.

Der Bitte des Kaisers gemäß verhieß noch an dem Abende des freudigen Tages der Papst, am folgenden Morgen zu St. Markus die heilige Messe zu lesen. Da wollte Friedrich die Demuth, welche er Gott liebend in sein Herz aufgenommen, auch durch die That bewähren. Seinen kaiserlichen Mantel legte er ab, nahm den Stab zur Hand, vertrieb als Marschall die Laien aus dem Chor und harrte an der Thüre der Sakristei des Papstes, der in frommem Gebete zu dem heiligen Opfer versammelt war. Dann öffnete er die Pforte und ging, dem Papste den Weg bereitend, voran, als dieser feierlich zum Altare schritt; mit den Erzbischöfen und Bischöfen wohnte der

Kaiſer im Chore der heiligen Handlung bei. Nachdem das Evangelium verleſen, betrat Alexander die Kanzel und hielt einen erbauenden Vortrag; Friedrich trat näher hinzu; der Papſt aber, indem er die Aufmerkſamkeit des Kaiſers wahrnahm, ließ ihm vom Patriarchen von Aquileja ſeine Worte in's Deutſche übertragen. Dann ward das Credo geſungen, worauf der Kaiſer mit den Fürſten vor Alexander niederkniete und ſeine Oblationen darbrachte. Als nach Beendigung der heiligen Meſſe der Papſt heimkehrte, führte ihn der Kaiſer zuerſt bis zur Pforte der Kirche, dann aber, da Alexander den weißen Zelter beſteigen wollte, ſchritt Friedrich hinzu, um ihm den Stegreif zu halten, führte dann noch das Roß eine Strecke weit am Zaume, empfing des heiligen Vaters Segen und kehrte fröhlichen Sinnes heim.

Des Kaiſers edles Herz und ſeine Demuth, das Gefühl ſeiner Schuld und doch zugleich ſeiner Würde gab ſich auf eine rührend ſchöne Weiſe auch in der großen Verſammlung kund, welche am 1. Auguſt gehalten die Schlußhandlung des Friedens bildete. Auf erhabenem Sitze hatte Alexander, zur Rechten Friedrich, zur Linken der Stellvertreter König Wilhelm's von Sicilien, der Erzbiſchof Romuald von Salerno, Platz genommen. Dieſem verdankt die Nachwelt die ausführlichſte Kunde über alle jene Begebenheiten, namentlich hat er die Reden des Papſtes und des Kaiſers aufbewahrt.

„Dieß iſt, geliebteſte Brüder," begann Alexander, „der Tag, welchen der Herr gemacht; ſeiner wollen wir uns erfreuen, denn unſer Sohn, der erhabene Kaiſer der Römer war geſtorben und iſt wiederum aufgelebt, er war verloren und iſt nun wiedergefunden. Denn, nachdem ſeinem Herzen der Strahl göttlicher Klarheit geleuchtet hat und alle Dunkelheit der Falſchheit entwichen iſt, iſt er zurückgekehrt von dem Irrthum zur Wahrheit, von der Finſterniß iſt er zum Lichte hinübergegangen, von der Trennung iſt er zur Einheit gekommen, und ſeiner Mutter, der Kirche, iſt er gleich einem verirrten Schafe zugeeilt. Es erhebe ſich daher der Gläubigen Andacht, denn heute hat der Vater ſeinen jüngern Sohn wieder aufgenommen, es hat das römiſche Reich einen katholiſchen Kaiſer wiedergewonnen; die mütterliche Kirche hat das entblößte Schwert wiederum in die Scheide geſteckt, das Schiff des erhabenen Fiſchers, welches wegen der Schuld der Menſchen in dem Wirbelwind widriger Ereigniſſe faſt untergegangen wäre, iſt jetzt, nachdem die Stürme ſich gelegt, an ein ſicheres Ufer und zu dem Hafen wahrer ungeſtörter Ruhe gelangt."

In ſolchen und ähnlichen Worten bezeugte der Papſt ſeine Freude

über das glückliche Ereigniß, das sie Alle in Venedig versammelt; nach ihm nahm Friedrich das Wort, und ließ sich in deutscher Sprache also vernehmen:

„Es thut Unserer Majestät sehr wohl, daß der allmächtige Gott, in dessen Hand die Herzen der Fürsten und der ihren Willen und ihre Rathschläge lenkt, die Reinheit unseres Gewissens anschauend, aus verschiedenen Theilen der Welt umsichtige und verständige Männer in dieser Versammlung gegenwärtig sein lassen wollte, damit dieselben Unsern Irrthum und Unsere Bekehrung, wie Wir selbst es gestehen, erkennend und heimkehrend, öffentlich die Ergebenheit, die Wir gegen die Kirche an den Tag legen, verkünden. Die ganze Welt möge es wissen, daß, obgleich Wir in der Würde und der Herrlichkeit des römischen Kaiserthums glänzen, diese römische Würde doch nicht die menschliche Gebrechlichkeit von Uns nahm, noch daß die kaiserliche Majestät den Fehler der Unwissenheit ausschloß. Denn auf Anstiften böser Menschen sind Wir in der Finsterniß gewesen, und indem Wir glaubten, den Weg der Wahrheit zu gehen, haben Wir uns außerhalb der Pfade der Gerechtigkeit angetroffen. Denn siehe, gegen die Kirche Gottes, welche Wir zu vertheidigen glaubten, haben Wir Krieg geführt, und die Wir zu erheben hofften, haben Wir beinahe zu Grunde gerichtet. — So ist es geschehen, daß Der, welcher auf das Niedere herabschaut, und das Hohe von Ferne erblickt, Unsere Macht und des Gegentheils Demuth erwägend, nach seiner Art die Mächtigen von ihrem Sitze herabgesetzt, und die Demüthigen erhöhet hat. Aber weil die göttliche Milde Uns zu Unsrer Besserung eine Zeitlang hat irren, aber Uns doch nicht auf immer von dem Wege hat abweichen lassen, möge diese Schaar der Gläubigen erkennen, daß Wir hinfüro, da Wir den Irrthum verwarfen, zur Wahrheit, von dem Schisma zur Einheit zurückgekehrt, und dankbar in den Schooß Unserer heiligen römischen Kirche hineingekommen sind." —

So also sprach Friedrich der deutsche Kaiser. Immerhin mag man ihn als Kriegshelden zum Vorbilde aufstellen, ein weit größeres Vorbild ist er in seiner Demuth.

Nachdem der Kaiser seine Rede geendet, ward der Friede verlesen und von allen Seiten beschworen. —

So und nicht anders war der Hergang der Dinge in jenen Tagen zu Venedig; die dem Stolze der mächtigen Lagunenstadt schmeichelnde Sage hat Vieles ausgeschmückt; sie ließ Venetiens Krieger den Kaiser zur See besiegen, seinen Sohn gefangen nehmen, und um das Ansehen des Dogen hoch emporzuheben, ward Friedrich gegen

ihn in den Schatten gestellt und mußte, statt den Kuß des Friedens vom Papste zu empfangen, unter dessen Fuß den Nacken beugen. Doch lange schon hat die Sage gleich einem flüchtigen Nebelgewölk vor den Strahlen der Sonne, vor der Wahrheit der Geschichte weichen müssen, und es wäre an der Zeit, dieses Recht ihr ungestört angedeihen zu lassen.

9.

Friedrich I. wider Heinrich den Löwen.

Im Sommer 1181 ergossen sich die kaiserlichen Heerschaaren ganz über des Herzogs Gebiet, welches der Kaiser mit starker Macht besetzte, indem er in eigener Person über die Elbe zu setzen sich anschickte, um ihn aus dem Lande zu treiben. Da er aber befürchtete, daß ihm hinter seinem Rücken ein Hinterhalt gelegt werde, befahl er dem Kölner Philipp sammt anderen Fürsten Braunschweig zu beschützen; den Herzog Bernhard aber und dessen Bruder Otho, den Markgrafen von Brandenburg, sandte er sammt anderen Fürsten der Ostlande der Lüneburger wegen nach Bardewich. Er selbst führte, begleitet von Wichmann von Magdeburg und dem Bamberger Herrn und den Aebten von Fulda, Corbei und Hersfeld, sowie vom Markgrafen Otto von Misne und einer großen Menge wohlgerüsteter Schwaben und Bayern, das Heer auf die Elbe zu. Der Herzog befand sich aber damals zu Lübeck, indem er die Stadt befestigte und viele Maschinen baute. Nach diesen Anordnungen ging er am Peter- und Paulstage fort nach Racesburg. Als er nun früh morgens von dort aufbrach, um an die Elbe zu gehen, folgten ihm Alle, die in der Burg waren, und gaben ihm jubelnd das Geleit. Da aber die Anhänger Bernhard's, welche dort zurückgeblieben waren, sahen, daß die Burg leer war, nahmen sie sie plötzlich ein, verschlossen, nachdem sie die Veste besetzt hatten, die Thore derselben, und trieben alle die zurückgebliebenen Knechte des Herzogs fort. Sobald indeß der Herzog hörte, was vorgefallen war, kehrte er voll Erbitterung wieder um, und fand sie verstockt und feindselig gegen ihn gestimmt. Sofort schickte er nach Sigeberg zu Lupold und nach Plune zu Markard, und befahl ihnen, so schnell wie möglich mit den Holtseten zu kommen, um sie, die ja nur wenige waren, zu verjagen. Währenddeß aber kam einer zu ihm mit der Anzeige, der Kaiser nahe, weßhalb er unverrichteter Dinge voll bitteren Ingrimms abzog und nach Ertenburg kam. Als er darauf sah, daß das kaiserliche Lager nahe war,

ſteckte er die Burg in Brand und begab ſich zu Schiff die Elbe hinunter nach Stade.

Der Kaiſer ſetzte über den Fluß und erſchien vor Lübeck. Ihm eilte das Heer der Slaven und Holtſeten zu. Auch König Waldemar von Dänemark kam mit einer großen Flotte an die Mündung der Trabena, und die Stadt war zu Waſſer und zu Lande eingeſchloſſen. In derſelben befanden ſich Graf Simon von Tekeneburg, Graf Bernhard von Aldenburg und Graf Bernhard von Wilpe, nebſt Markard, dem Statthalter der Holtſeten und einer unzähligen Menge von Bürgern. König Waldemar erſchien mit großem Gefolge vor dem Kaiſer, und ſtellte ſich demſelben mit großem Prunk und Aufwande dar. Dann verlobte er auch ſeine Tochter mit einem Sohne des Kaiſers, mit dem Herzoge von Schwaben nämlich, worauf das Ehegelöbniß beider Gatten durch die feierliche Weihe der Biſchöfe beſtätigt wurde. Während der Belagerung befand ſich Biſchof Heinrich in der Stadt. Zu dieſem kamen die Bürger und ſagten: „Wir bitten eure Heiligkeit, hochwürdigſter Vater, euch zum Herrn Kaiſer hinaus zu begeben und ihm in unſerem Namen zu ſagen: Herr, wir ſind eure Knechte; wir ſind bereit, eurer kaiſerlichen Majeſtät zu gehorchen, allein was haben wir verbrochen, daß wir mit einer ſo heftigen Belagerung von euch heimgeſucht werden? Dieſe Stadt haben wir bisher durch die freigebige Gnade unſeres Herrn, des Herzogs Heinrich in Beſitz gehabt, und haben ſie auch zu Ehren Gottes und als einen feſten Hort des Chriſtenthums an dieſem einſtigen Orte der Schrecken und wüſten Einöde erbauet; an dieſem Orte, wo, wie wir hoffen, jetzt eine Wohnung Gottes, vorher aber wegen des heidniſchen Irrglaubens ein Sitz des Satanas war. Dieſe Stadt werden wir alſo euren Händen nicht überliefern, ſondern die Freiheit derſelben mit Waffengewalt, ſo lange wir können, auf das ausdauerndſte vertheidigen. Darum aber bitten wir euere Erhabenheit, uns unter Gewährung der Sicherheit zu erlauben, daß wir zu unſerm Herrn, dem Herzoge, uns begeben dürfen, um von ihm zu erfahren, was zu thun ſei, und wie wir für uns und unſere Stadt in dieſer Noth am beſten ſorgen. Wenn dieſer uns dann Entſatz verſpricht, ſo iſt es recht, daß wir ihm die Stadt bewahren, wo nicht, ſo wollen wir thun, was euch gefällt. Wollt ihr das nicht, ſo wiſſet, daß wir lieber in der Vertheidigung unſerer Stadt ehrenvoll ſterben, als die Treue brechend, ſchmachvoll leben wollen.“ So ging der Biſchof zum Kaiſer, und trug ihm dieß ſorgfältigſt vor. Er ermahnte den Kaiſer, er möchte doch, eingedenk der Verwandtſchaft, in der er zum Herzoge

ſtehe, und der Dienſte, die er ihm oft und in hohem Grade geleiſtet habe, mit ihm, ſeinem Vetter [1]), Geduld haben. Der Kaiſer aber, der ſich über die Ankunft des Herrn Biſchofs freute, weil er ihn wegen ſeines guten Rufes ſchätzte und ihn gern hörte, antwortete ihm: „Wir ſind über eure Ankunft ſehr erfreut, vielgeliebter Biſchof, und finden großes Wohlgefallen daran, euch zu ſehen und mit euch zu reden. Daß aber eure Bürger Uns Worte von Anmaßung entbieten laſſen und Unſere Stadt Uns nicht freiwillig öffnen, das, glauben Wir, wird weder euch, noch irgend einem, der bei geſundem Verſtande iſt, recht ſcheinen. Zwar bekennen Wir, daß dieſe Stadt durch Unſere freigebige Gnade eine Zeitlang Unſerem Vetter gehört hat; ſeitdem derſelbe jedoch durch ſeine Hartnäckigkeit nach dem Beſchluſſe aller Fürſten des Reiches ſich die öffentliche Acht zugezogen hat, gehört die Stadt mit vollem Rechte Uns, da ja auch jeder Biſchof ſeine Güter, die jener als beſtändige Lehen im Beſitz hatte, wieder an ſich genommen hat. Unſere Macht iſt jetzt zwar groß genug, um den Lübeckern zu vergelten, was ſie verdient; weil Wir aber in Uebung der Gerechtigkeit Allen lieber Geduld, als Strafe zu erweiſen Uns gedrungen fühlen, ſo ſei es denn, ſo wollen Wir ihnen auch darin zu Willen ſein, daß ſie zu ihrem Herrn gehen und mit ihm über ihre Lage ſich beſprechen mögen. Allein ſie ſollen wiſſen, daß ſie, wenn ſie nach ihrer Rückkehr Uns die Stadt nicht öffnen, dann wegen dieſes Verzuges eine um ſo ſchwerere Züchtigung zu gewärtigen haben. Wenn ihr aber ſagt, Wir mögen doch Geduld haben mit Unſerm Vetter, dem Herzoge, wiſſet, daß Wir gegen ihn ſtets wunderbare Geduld und Milde geübt haben. Dadurch mit Hochmuth erfüllt, hat er die Gnade, die er fand, in Eitelkeit empfangen, ja er hat ſelbſt nicht einmal Gottes überſchwängliche Gnade gegen ihn erkannt, wie er ſollte. Deßhalb, müßt ihr wiſſen, iſt er von Gott gedemüthigt; denn eines ſo übermächtigen Mannes Sturz iſt nicht durch Unſere Macht bewirkt, ſondern vielmehr eine Vergeltung aus der Hand des allmächtigen Gottes.“ Der Biſchof alſo kehrte in die Stadt zurück, und berichtete den Bürgern, was er gehört hatte. Dieſe nahmen unverzüglich das freie Geleit an und begaben ſich nach Stade, wo der Herzog war. Der Kaiſer aber ſandte in Berückſichtigung der Kränklichkeit des Biſchofs, der häufig an einem hitzigen Fieber litt, welches ihn auch ſein ganzes Leben hindurch

1) Friedrich's Mutter Judith war eine Schweſter Heinrich's des Stolzen, Vaters des „Löwen.“

nicht verließ, seinen Arzt zu demselben, um ihn durch seine Tränke von dem Siechthum zu heilen. Einige Tage nachher kamen die Bürger mit dem Grafen Guncelin zurück, und überlieferten dem Kaiser auf Befehl des Herzogs die Stadt. Bevor sie ihm dieselbe jedoch öffneten, kamen sie zu ihm hinaus, und baten ihn, doch die Freiheit, welche der Herzog ihnen einst verliehen habe, behalten und die Vorrechte, welche sie in Freibriefen aufgezeichnet besaßen, sowie die Gränzen ihres Gebietes, was Wiesen, Wälder und Flüsse anlange, unverkürzt und vom Kaiser kraft seiner Oberherrlichkeit in Gnaden bestätigt erhalten zu dürfen. Der Kaiser bewilligte ihr Gesuch, und bestätigte nicht allein das Genannte, sondern er erklärte auch, daß es mit dem Antheile vom Zoll, welcher zum Unterhalte der Domherren in Lübeck und Raceburg vom Herzoge ausgesetzt war, bleiben solle wie bisher. Dem Graf Adolph aber übergab er die Hälfte von dem, was die ganze Stadt in Bezug auf die Zölle, die Mühlen und die Münzen eintrug, zu Lehn, theils weil er dem Reiche große Dienste geleistet hatte, theils weil er um des Kaisers willen eine Zeitlang vertrieben gewesen war. So hielt denn der Kaiser seinen Einzug in die Stadt, und wurde mit Hymnen und Liedern zum Lobe Gottes unter dem Jubel der Geistlichkeit und des ganzen Volkes empfangen. Der Abt des Klosters der heiligen Mutter Gottes Maria und des heiligen Johannes des Evangelisten erschien vor ihm, und empfing aus seinen Händen die Belehnung mit den Höfen, die er in der Stadt hatte, nebst einigen Aeckern auf dem Landgebiete daselbst, durch Vermittelung des Bischofs Heinrich, der eben diese Höfe und Aecker aus eigenen Mitteln gekauft, und sie der heiligen Mutter Gottes und Jungfrau Maria und dem heiligen Johannes dem Evangelisten zum Besten des Klosters dargebracht hatte.

Der Kaiser setzte heimziehend über die Elbe und schlug östlich von Luneburg ein Lager. Der Herzog befand sich, wie gesagt, zu Stade, wohin er sich wegen der sichern Lage des Ortes zurückgezogen hatte, weil er, selbst wenn die Stadt vom Feinde genommen wurde, doch für seine Person zu Wasser zu entkommen hoffte. Er hatte die Stadt mit einem sehr starken Walle umgeben und sehr bedeutende Befestigungswerke und Maschinen daselbst bauen lassen. Hiedurch veranlaßt ließ Graf Guncelin, der die Befestigungsbauten betrieb, die Thürme des Münsters der heiligen Jungfrau Maria, weil sie mit den Festungswerken in allzu naher Verbindung zu stehen schienen, in unüberlegter Rücksichtslosigkeit abtragen. Dieß konnte ohne Schuld nicht abgehen; denn während man aus Uebermaß von Fürsorge der-

gleichen Maßregeln zu nehmen pflegt, bringen eben diese Maßregeln oftmals durch Gottes drohende Hand größeres Verderben, als man durch sie zu verhüten beabsichtigte. Der Herzog bat indeß, da er sich in die Enge getrieben sah, den Herrn Kaiser um die Erlaubniß, unter kaiserlichem Geleite nach Luneburg kommen zu dürfen, weil er hoffte, bei demselben auf irgend eine Weise Erbarmen zu finden. Als er er nun mit dem Geleite zwischen Herteneburg und Bardewich war, kamen ihm eine Menge Ritter aus dem Lager des Kaisers entgegen, und begrüßten ihn friedlich. Nachdem er ihren Gruß erwiedert hatte, sprach er: „Ich war sonst nicht gewohnt, hier zu Lande von irgend Jemandem Geleit zu empfangen, sondern vielmehr es Andern zu gewähren.“ So kam er nach Luneburg und bemühte sich durch Unterhändler den Kaiser auf alle Weise zu besänftigen. Auch seine Gefangenen, den Landgrafen Ludewig und dessen Bruder, den Pfalzgrafen Herimann, entließ er aus der Haft, in der Hoffnung, durch solche Thaten der Güte einige Gnade zu erlangen; allein er erreichte nichts. Der Kaiser brach von da auf, und setzte ihm einen Hoftag zu Quedilingenburg an, damit daselbst mit den Fürsten, der Gerechtigkeit gemäß, beschlossen würde, was mit ihm geschehen solle. Darüber freuten sich alle Freunde des Herzogs, weil sie erwarteten, daß dort etwas Günstiges über ihn verfügt werden könnte. Als aber daselbst wegen eines Streites, welcher zwischen ihm und seinem Nebenbuhler, dem Herzog Beruhard entstand, seine Sache nicht vorgenommen war, wurde ihm ein anderer Hoftag zu Erpisford (Erfurt) anberaumt.

Der Herzog nun erschien an dem ihm anberaumten Gerichtstage und warf sich dem Kaiser zu Füßen, indem er sich völlig der Gnade desselben überlieferte. Dieser hob ihn vom Boden auf, und beklagte es mit Thränen in den Augen, daß ihre Uneinigkeit so lange gewährt und er selbst sich seinen Sturz zugezogen habe. Ob aber diese Thränen aufrichtig gemeint waren, steht zu bezweifeln: er scheint kein aufrichtiges Mitleid mit dem Herzoge empfunden zu haben, da er ihn nicht wieder in seine frühere ehrenvolle Stellung zu bringen versuchte. Freilich konnte er das für den Augenblick, seines Eidschwures wegen nicht. Zuletzt nämlich, als alle Fürsten nach seinem Sturze trachteten, schwor ihnen der Kaiser bei seiner kaiserlichen Würde, daß er jenen nie in seinen früheren Rang wieder einsetzen werde, wofern nicht alle damit zufrieden sein würden. So viel jedoch ward zu Gunsten des Herzogs bewilligt, daß er seine Erblande, wo dieselben auch lägen, ohne allen Einspruch völlig frei besitzen sollte. Der Herzog nun verbannte sich auf drei Jahre aus seinem Lande, indem er eidlich

gelobte, innerhalb dieser Zeit dasselbe nicht betreten zu wollen, außer wenn der Kaiser ihn zurückriefe. Er reiste zu seinem Schwiegervater, dem König von England, begleitet von seiner Gemahlin und seinen Kindern und hielt sich bei demselben während jenes ganzen Zeitraums auf. Der König von England nahm ihn höchst ehrenvoll auf, und setzte ihn wie zum Fürsten über das ganze Land, bereicherte auch alle seine Mitverbannten durch viele Geschenke.

10.

Das Mainzer Reichsfest im Mai 1184.

Kaum dreißig Jahre alt, hatte einst Friedrich I. das Reich angetreten, erfüllt mit stolzen Gedanken, wie sie der Aufblick zu der Größe Kaiser Karl's und der altrömischen Weltherrschaft in der jugendlichen Brust erweckte.

Der Geist des Zeitalters und sein eigener hoher Sinn kamen zusammen, um seiner Vorstellung von kaiserlicher Macht und Herrlichkeit den tiefen inneren Gehalt, die fast schrankenlose Ausdehnung, zugleich aber auch die ideale Weihe zu geben, deren Verein ihn auf den Höhepunkt des gesammten Mittelalters stellt

Unbeirrt von den Wechselfällen des Glückes hatte er vier und zwanzig Jahre hindurch sein Ziel verfolgt, als der Boden deutscher Treue, auf den er gebaut, unter seinen Füßen wich und der Tag von Legnano seiner Politik eine andere Richtung gab. Jetzt ruhen die Waffen in Italien und weise Nachgiebigkeit führt bald zum ehrenvollen Frieden. Am Morgen des 24. Juli 1177 sieht man die beiden großen Gegner: Kaiser Friedrich und Papst Alexander III. Hand in Hand den Dom von San Marko betreten, acht Tage darauf wird von ihnen der denkwürdige Frieden von Venedig unterzeichnet, und der zu gleicher Zeit mit den Lombarden und König Wilhelm von Sicilien abgeschlossene Waffenstillstand macht es dem Kaiser möglich, sich mit seiner ganzen Kraft nach Deutschland zu wenden.

Heinrich der Löwe hatte seine gefährlichen Pläne enthüllt, als er an jenem Tage zu Cleven der fußfälligen Bitten seines Kaisers ungeachtet durch treulosen Abfall die Niederlage von Legnano herbeiführte. Jetzt erfaßte ihn die verdiente Strafe. Als er nach Friedrich's Rückkehr auf dreimalige Vorladung nicht erschienen war, schützte ihn der Kaiser nicht mehr vor dem Haß der Fürsten und Bischöfe: im Januar 1180 ward er auf dem Reichstage zu Würzburg geächtet und alles, was er vom Reich zu Lehen besaß, ihm abgesprochen.

Das Herzogthum Sachsen fiel in seinem östlichen Theil an den Grafen Bernhard von Anhalt, Engern und Westphalen erhielt der Erzbischof von Köln; Bayern aber kam an das Haus Wittelsbach. Die alte, durch Mitleiden neu geweckte Zuneigung Friedrich's war es allein, die dem tief gedemüthigten Fürsten wenigstens das väterliche Erbe, Braunschweig und Lüneburg erhielt, als er im Frühjahr 1182 mit Weib und Kind nach England hinüber in die Verbannung zog.

Mit dem Sturze der welfischen Macht und durch den das Jahr darauf mit den Lombarden zu Konstanz (1183) abgeschlossenen Frieden war im ganzen Reiche die Eintracht hergestellt und nach einer langen, kampfbewegten Regierung schien dem Kaiser ein ruhiger Lebensabend zu winken. Und er sehnte sich danach. War auch der Kriegsmuth und Unternehmungsgeist der Jugend nicht in ihm erloschen, so machte sich doch bereits das Alter fühlbar mit seiner mildernden und mäßigenden Gewalt. Manches hatte er sich durchzuführen versagen müssen, was ihm einst als erreichbares Ziel vor der Seele gestanden war; aber er hatte Deutschland auf eine nie gekannte Stufe von Glanz und Ansehen gehoben, und auch das Ausland erkannte an, daß seit dem großen Karl seinesgleichen nicht dagewesen in Herrschermacht und Thatenfülle.

An Einem festlichen Tage trat jetzt diese Herrlichkeit des Reichs sichtbar vor aller Augen. Als der Wonnemonat des Jahres 1184 gekommen war, da brachen aus allen deutschen Gauen die Fürsten und Ritter auf und zogen „in Schiffen und in Straßen" gen Mainz, wohin sie der Kaiser geladen hatte, der „Schwertleite" (Wehrhaftmachung) seiner beiden ältesten Söhne beizuwohnen. Keiner wollte durch sein Ausbleiben den hohen Herrn kränken oder den Glanz des Reichstages verringern, noch auch die Gelegenheit versäumen, durch die Pracht des Aufzugs und die Größe des Gefolges seine eigene Macht und seinen Reichthum zu bekunden. Da erschienen der Landgraf von Thüringen mit über tausend, Erzbischof Philipp von Köln mit siebenzehnhundert, der Abt von Fulda mit fünfhundert, der neue Herzog Bernhard von Sachsen mit siebenhundert, der Herzog von Böhmen gar mit zweitausend Rittern. Die andern Fürsten und Bischöfe blieben nicht hinter ihnen zurück. Aber nicht bloß die deutsche, die Ritterschaft der ganzen Christenheit schien sich um Friedrich als ihren gemeinsamen Oberherrn versammeln zu wollen: aus Frankreich und Italien, von Illyrien und den slavischen Ländern bis nach Spanien strömten die Schaaren zusammen. Niemand hat sie gezählt, aber auf 70,000 konnte ein Augenzeuge die Zahl der anwesenden Ritter

schätzen, dazu dann noch die Geistlichen und die Menge sonstigen Volks. Für alle aber hatte der kaiserliche Wirth Sorge getragen. Das alte Mainz vermochte nicht, die Menge der Gäste zu fassen, darum erhub sich jenseits eine neue Stadt in der weiten schönen Ebene, die auf zwei Seiten vom Rhein und Main begränzt, bis gegen Hochheim sich hinzieht, nördlich aber in hochgeschwungenem Bogen vom Taunusgebirge umschlossen wird. Inmitten dieser Stadt standen aus Holz gezimmert die kaiserliche Pfalz und das große geräumige Gotteshaus, rings umher an Glanz wetteifernd die Wohnungen der Fürsten, endlich das bunte Gewimmel der unzähligen Zelte.

Nachdem ein ärgerlicher Streit, der sich zwischen dem Abt von Fulda und dem Kölner Erzbischof erhoben, noch zu rechter Zeit durch König Heinrich beigelegt war, schritt man am Morgen des heiligen Pfingstfestes zur feierlichen Prozession. Die Herzöge von Sachsen, von Böhmen und von Oesterreich, der Pfalzgraf bei Rhein und der Landgraf von Thüringen stritten sich darum, das kaiserliche Schwert tragen zu dürfen; ohne über ihre Ansprüche zu entscheiden, wandte Friedrich für dießmal die Ehre dem Grafen Baldwin von Hennegau zu. Dann zogen der Kaiser, seine Gemahlin Beatrix und König Heinrich, mit goldenen Kronen auf dem Haupte, begleitet von der glänzenden Schaar der geistlichen und weltlichen Fürsten, zum Hochamt. Die Anwesenheit der Erzbischöfe von Magdeburg, Köln, Mainz, Trier, Bisanz (Besançon) und Rheims erhöhte die Pracht und Würde der kirchlichen Feier.

Die beiden folgenden Tage waren ritterlichen Spielen und Festlichkeiten geweiht. Am Montag nach der Frühmesse und dem Morgenimbiß wurden der neunzehnjährige Heinrich und sein Bruder Herzog Friedrich von Schwaben mit dem Schwert umgürtet und gehörten von nun an als mündige wehrhafte Männer dem Ritterstande. An diese Feier schlossen sich lustige Kampfspiele; mit stumpfen Waffen rannten die Ritter, ihre Kunst zu zeigen, im abgemessenen Kreise wider einander und keiner that es dem Kaiser Friedrich zuvor, der wie vor Alters mit jugendlicher Kraft sein Roß tummelte und gewandt und zierlich Speer und Schild zu führen wußte.

Alsdann ging es zum fröhlich lauten Gelage und zu Lustbarkeiten jeglicher Art.

Und auch das geringe Volk hatte seinen Theil an dem fröhlichen Feste. Der Armen und Kranken, der Pilger und Gefangenen, der Spielleute und Sänger und Gaukler, die an solchen Tagen von allen Seiten hergezogen kamen, wartete reiche Gabe. Die Ritter und Knappen

wurden mit Roß und Waffen, mit koſtbaren Kleidern, Silber und Gold beſchenkt. Der Kaiſer und ſeine Söhne waren die erſten, die mit vollen Händen ihre Gaben ſpendeten. Ihnen zu Ehren und um ſich ſelbſt ob ihres Reichthums und ihrer „Milde" preiſen zu hören, folgten die Fürſten nach, in Freigebigkeit einander überbietend.

Freude und Wonne ging durch alle Stände des Volks. Was in der Zeit Schönes keimte und blühte, fand ſich vereint. Eben jetzt erwachte die höfiſche Dichtkunſt, ihre früheſten Klänge mögen in Mainz erklungen ſein; Heinrich von Veldeke, der „das erſte Reis in deutſcher Zunge impfete," hat dieſe Tage ſelbſt mitgefeiert und ſie im Geſange verherrlicht. Die Blüthe des Ritterthums, die Macht des Reichs, die Größe der Nation, die Glorie des Kaiſerthums faßte ſich in Einem hehren Bilde zuſammen. Herr Guiot de Provins wußte, nach Frankreich heimgekehrt, was er geſehen hatte, nur mit den Hoftagen Alexander's und des Königs Artus zu vergleichen. Es war ein großes Nationalfeſt, wie Deutſchland nie wieder eines gefeiert hat.

Mit dem Abend des dritten Tages hatten die Feſtlichkeiten ein Ende; der Ruf aber von dieſen Mainzer Pfingſten ward jetzt in nahe und ferne Lande getragen, von der Menge der Gäſte, die „alle froh von dannen ſchieden und Lob dem Könige ſungen ein jeder in ſeiner Zungen."

11.

Friedrich's I. Kreuzzug und Tod.

Sieben Tage dauerte bei Kalipolis das Ueberſchiffen, vom 23. bis zum 29. März des Jahres 1190. Man zählte 82,000 Pilger, darunter ſieben Biſchöfe, einen Erzbiſchof, zwei Herzöge, neunzehn Grafen, drei Markgrafen u. ſ. w. Friedrich ſelbſt verweilte am europäiſchen Ufer, bis er ſich überzeugt hatte, daß Keiner von den Seinen zurückblieb; dann rief er, Aſien betretend, aus: „Lieben Brüder, ſeid getroſt und voll Vertrauen, das ganze Land iſt in unſern Händen." Hierauf wurde das Heer neu geordnet und abgetheilt: Herzog Friedrich von Schwaben führte den Vortrab, das Gepäck ſtellte man in die Mitte und brachte es, der bergigen Gegenden wegen, von Wagen auf Laſtthiere; der Kaiſer deckte den Nachzug. Dennoch beunruhigten griechiſche Räuber, unbekümmert um die Verſprechungen ihres Kaiſers, die Pilger auf mancherlei Weiſe; wogegen dieſe aus Futtermangel nicht ſelten die grüne Saat abſchnitten, und dadurch natürlich den Zorn der Einwohner erregten. So kam man unter Scharmützeln

bis nach Philadelphia in Lydien und betrat bei Laodicea das türkische Gebiet.

Die Gesandten des seldschukischen Sultans Kilidsch Arslan von Ikonium, welche den Kaiser schon in Europa begleitet, vor den Nachstellungen der Griechen gewarnt und viel von der Freundschaft der Türken geredet hatten, waren aller Bemühungen ungeachtet nicht im Stande gewesen, die Kreuzfahrer von Asien abzuhalten, und verdoppelten jetzt, nach einem tiefer angelegten Plane, ihre Versprechungen. Friedrich verbot deßhalb jede Gewaltthat, jede Plünderung in den Staaten des Sultans; und die Kreuzfahrer wurden in Laodicea wirklich so zuvorkommend aufgenommen und so reichlich mit Lebensmitteln versorgt, daß der Kaiser ausrief: „Hätten sich die griechischen Christen auf diese Weise gezeigt, kein Blut wäre vergossen und unser großer Zweck schon erreicht worden." Wenn aber auch die Türken insgeheim damit umgingen, die Christen zu vertilgen, so verfuhren sie doch hiebei keineswegs so thöricht, als die Griechen: sie hatten zu diesem Unternehmen dringendere Veranlassungen und viel größere Kräfte.

Im Vertrauen auf jene zuvorkommende Behandlung der Einwohner und die Fruchtbarkeit des Landes zogen die Pilger rasch vorwärts, ohne sich hinreichend mit Lebensmitteln zu versorgen. Bald aber kamen sie in wüste, wasserlose Gegenden und die Noth nahm um so schneller überhand, weil alle Lebensmittel in abgelegene feste Plätze gebracht waren. Zudem umschwärmten beuteluſtige Türken das Heer Tag und Nacht und griffen bald die Vordersten, bald die Hintersten, überall die Vereinzelten an, konnten aber sehr selten zum Stehen und zum Kampfe gebracht werden. Nur einmal, als sie beim Aufbruche der Christen übereilt ins Lager drangen, fielen sie in einen Hinterhalt und wurden nachdrücklich geschlagen. Indeß schreckte dieser Unfall die andern keineswegs von ähnlichen Versuchen ab und Friedrich, der zeither jeden Angriff vermieden hatte, um nicht bundbrüchig zu erscheinen, beschwerte sich laut gegen die Gesandten des Sultans über das Verfahren der Türken. Diese entschuldigten ihren Herrn damit: daß er außer Stande sei, alle die wilden, unstäten, türkischen Stämme zu bändigen, deren Raubluſt oft ihn selbst treffe, und deren Bestrafung ihm also gewiß willkommen sein werde.

Einstweilen beruhigt zog nun das Heer Nikopolis vorüber und gelangte durch unfruchtbare Gegenden in ein enges Thal. Am Ende desselben erhob sich ein Berg, welchen Herzog Friedrich mit dem Vorderzuge rasch hinanzog, während das Gepäck und der Kaiser mit dem Nachzuge zurückblieb. Hiedurch entstand in der Mitte eine Lücke, in

welche die Türken eindrangen und zugleich das ganze Heer umringten. Aber der Kaiser führte mit der größten Anstrengung die Pilger hinan, der Herzog eilte, obgleich ihm ein Stein mehrere Zähne ausschlug, seinem Vater zu Hülfe und die Türken wurden zurückgetrieben, jedoch erst nach einem harten Kampfe, weil selbst die Verwundeten und zu Boden Gestürzten noch Steine und Erdschollen auf die Christen warfen.

Zweifelhaft blieb es jetzt, welchen Weg man einschlagen sollte: denn die Hauptstraße war von den Türken so viel als möglich verderbt worden, und zur Rechten zeigten sich undurchdringliche Wüsten; da führte endlich ein gefangener Türke das Heer links über die Berge in eine fruchtbare Ebene. Aber bei dem Hinabsteigen von dem steilen Gebirge verlor man wiederum viele Pferde und Gepäck, und die Ebene gewährte nicht die gehofften Erfrischungen, weil die leicht berittenen Türken alle Zufuhr abschnitten und nicht das Mindeste ohne Gefecht zu gewinnen war. Nie hatten die Pilger Ruhe, zu allen Stunden des Tages und der Nacht wurden sie, bald durch Kriegsgeschrei, bald durch den Schall der Trompeten aufgeschreckt, und in sechs Wochen konnten sie die Rüstung nicht ablegen. Außerdem brach ein solcher Mangel ein, daß man sogar Pferdefleisch aß und Pferdeblut trank. Aber ungeachtet dieser schrecklichen Lage hielt Friedrich strenge Mannszucht, und bestrafte selbst nach dem Zeugnisse seiner Feinde, jeden Frevel und jede Unzucht an den Geringeren, jeden Mißbrauch der anvertrauten Gewalt an den Vornehmen. So strenge Mittel kamen indeß nur gegen Wenige zur Anwendung; im Allgemeinen zeigten die Pilger in Noth und Gefahr eine fast unglaubliche Geduld und Ausdauer. Einzelne, welche verzweifelnd zu den Türken übergingen und dem Christenthum entsagten, galten für keinen wahren Verlust, und der unverzagte Kaiser sprach: „Wie konnten wir in solcher Gesellschaft glücklich sein? Die Flucht jener Gottlosen ist eine erwünschte Reinigung des Heeres!“

Um diese Zeit baten die Gesandten des Sultans, daß sie, von einem deutschen Ritter begleitet, den Befehlshaber der umherschweifenden Türken aufsuchen dürften, damit sie ihn wo möglich durch Rath und Drohungen von weiterer Belästigung der Pilger abhalten möchten. Gern bewilligte der Kaiser ihr Gesuch, aber weder die Gesandten, noch ihr Begleiter kehrten zurück und es hieß, sie würden mit Gewalt von den Türken gefangen gehalten. Bald nachher offenbarte sich indeß Verrath: am 14. Mai 1190 erblickte man das Heer des Sultans von Ikonium, welches sich mit den umherschweifenden Türken ver-

eint hatte und nach der geringsten Angabe 300,000 Mann stark war. Welch eine schreckliche Aussicht bei der Minderzahl und der körperlichen Ermattung der Christen! Deßhalb wandten sich alle Gedanken zum Himmel und der Bischof von Würzburg ermahnte die Versammelten: „sie sollten Hoffnung und Vertrauen nicht schwinden lassen, und an das tröstliche Beispiel der heiligen Märtyrer gedenken; dann werde Geist und Hülfe Allen nahe sein.“ Auch Friedrich sprach mit der Kraft und Festigkeit, welche ihn nie verließ, und erinnerte: „daß nur der Tapfere auf Rettung hoffen könne, jeder aber, der die Gefahr fliehe, darin umkommen müsse.“ — Da stimmten alle einmüthig den deutschen Kriegsgesang an und kehrten, jedes Leid vergessend, in ihre Zelle zu einer nur kärglichen Mahlzeit zurück. Mit dem Anbruche des Tages vertheilten die Bischöfe den Leib des Herrn und schnell trat dann das Heer in Schlachtordnung.

Der feindliche Feldherr und Schwiegersohn des Sultans, Melech, wollte sogleich angreifen; aber einer seiner angesehensten Rathgeber brachte den Arm eines Türken in die Versammlung, welcher, trotz des starken Harnisches, von einem Pilger abgehauen war und sprach: „Herr, mit Männern, welche so großen Muth und so gewaltige Waffen haben, ist nicht gut in der Nähe kämpfen; wir werden eher durch Zögern, Aushungern, Beunruhigen ihrer Meister werden, als durch eine offene Schlacht.“ Viele stimmten dieser Ansicht bei, aber Melech vertraute der Ueberzahl seiner Mannschaft und drang auf eine schnelle Entscheidung. Sie ward ihm zu Theil: denn mit solcher Gewalt durchbrachen die Christen alle Reihen der Türken, daß 10,000 von diesen auf dem Platze blieben, die übrigen nach Ikonium flohen, und Melech selbst, der mit dem Pferde gestürzt war, kaum sein Leben rettete. — Aber so großen Ruhm dieser Sieg auch den Pilgern brachte, so wenig wurde dadurch ihre äußere Lage gebessert: denn als beim Einbruche der Nacht kein Feind mehr zu sehen war, und alle sich wieder um ihre Feldzeichen gesammelt hatten, befanden sie sich in einer öden wasserlosen Gegend, Lebensmittel fehlten gänzlich und den entsetzlichen Durst löschten manche mit dem Blute getödteter Pferde, oder nagten an ausgerissenen Rasenschollen. Erst am folgenden Tage erreichte man eine sumpfige Stelle und fand schlechtes Wasser und Gras für die Pferde. Ohne Salz und Gewürz gekochtes Esels- und Pferdefleisch galt für eine schätzbare Labung, und weil es durchaus an Holz fehlte, so machte man Feuer von Sätteln und alten Kleidern.

Ueber alle diese Umstände wohl unterrichtet, erschien Melech und

ſprach zu dem Kaiſer: „Wenn ihr 300 Zentner Goldes, oder für jeden Kreuzfahrer ein Goldſtück bezahlt, ſo ſollt ihr Frieden haben und Lebensmittel erhalten;“ Friedrich aber antwortete: „Es iſt nicht Sitte in unſerm Reiche, noch Sitte bei den Kriegern des Kreuzes, ſich mit Gold einen Weg zu eröffnen. Mit dem Schwerte werden wir uns Bahn brechen, unter dem Beiſtande unſers Herrn Jeſu Chriſti. Wenn dir aber als Löſung für alle Chriſten zur Vertheilung an alle Türken ein einziger Byzantiner genügt, ſo will ich Befehl geben, ihn dir auszuzahlen.“ — Erzürnt ſprach der hierauf abreiſende Türke: „Wenn ich in der Nacht nicht zurückkehre, ſo erwartet um die dritte Stunde den Angriff des ganzen Heeres.“

Manche ergriff jetzt die höchſte Beſorgniß, ſie nannten den ungebeugten Sinn des Kaiſers nutzloſe Halsſtarrigkeit, ſie drangen darauf, ſich rechts zu wenden und unbekümmert um die Türken und das feſte Ikonium, in höchſter Eile nach den chriſtlichen Landſchaften zu ziehen. Andere hingegen ſtellten vor: man könne bei dem Mangel an Lebensmitteln und den rings umherſchweifenden Türken, die zu entfernten chriſtlichen Beſitzungen nicht erreichen, und der Noth ganz allein durch die Eroberung des mit allen Vorräthen verſehenen Ikonium ein Ende machen. Friedrich's Ausſpruch entſchied für dieſe Anſicht, er gelobte öffentlich dem um Hülfe angeflehten heiligen Georg eine Kirche zu erbauen, und befahl mit feſter ruhiger Haltung: „Morgen ſchlagen wir, unter Gottes Beiſtand, das Lager auf in den Gärten des Sultans und finden daſelbſt Erfriſchungen im Ueberfluß. Niemand aber darf bei ſchwerer Strafe vor dem vollſtändigen Siege plündern, Verwundete verbinden, oder ſich irgend einer Zögerung verdächtig machen.“

Melech kehrte nicht zurück und mit dem Anbruche des Tages ſahen die Pilger, wie ſie von den Türken in einem Halbkreiſe umringt waren. Aber das Geſchrei derſelben blieb, weil ſie jeden ernſten Kampf vermieden, an dieſem Tage furchtbarer als ihre Waffen, und am Abend erreichten die Chriſten wirklich des Sultans Gärten und fanden in denſelben Gras, Waſſer und manche Lebensmittel. Kein Feind ließ ſich ſehen, aber ein entſetzliches Gewitter und übermäßige Regengüſſe ſtörten die Ruhe der Nacht. Mit dem Anbruche des Tages erſchienen türkiſche Geſandte und boten den Frieden, ungewiß ob aus aufrichtiger Neigung, oder nur um Zeit zu gewinnen. Der Kaiſer erwiederte: „Zuvörderſt müſſe ſein Geſandter, welchen die flüchtigen Boten des Sultans mitgenommen hätten, aus der Gefangenſchaft befreit werden; dann möchten verſtändige Männer die Bedingungen gemeinſam entwerfen.“ Friedrich's Geſandter kehrte hierauf

zurück und verkündete, der Sultan wolle die Hauptstadt übergeben. Weil aber 60,000 Türken die Christen immer enger einschlossen, so fürchteten diese, daß man die verrätherische Absicht hege, sie während der glühenden Hitze des Mittags anzugreifen. Deßhalb sonderte der Kaiser schnell das Heer in zwei Abtheilungen: er selbst wandte sich wider jene äußeren Feinde; Herzog Friedrich und Graf Florenz von Holland zogen gegen Ikonium; in der Mitte blieben die Kranken, die Priester und das Gepäck.

Von allen Seiten drangen jetzt die Türken auf die Pilger ein, und die Größe der Gefahr preßte selbst dem standhaften Kaiser den Wunsch ab: „Er wolle gern jede andere Noth ertragen, wenn nur das Heer ungefährdet in Antiochien wäre." Als aber die Seinen wirklich anfingen zu weichen, rief der Greis mit lauter Stimme und durch seinen Heldenmuth wunderbar verjüngt: „Warum zögert ihr? Weßhalb seid ihr niedergeschlagen? Gottlob, daß die Feinde endlich eine Schlacht wagen! Um den Himmel mit eurem Blute zu gewinnen, verließet ihr das Vaterland; jetzt ist die rechte Zeit, folgt mir, Christus siegt, Christus herrscht!" Mit diesen Worten sprengte Friedrich in die Feinde, es folgten ihm seine Mannen und in demselben Augenblicke gewahrte man die christlichen Fahnen auf den Thürmen von Ikonium. Anfangs war nämlich Herzog Friedrich durch die Menge der Feinde, und durch die hinter den Gartenmauern verborgenen Scharfschützen zurückgedrängt worden, dann ermunterte er kräftig die Seinen; Fußgänger stiegen auf den Rücken der Pferde, man erklomm die Gartenmauern und sprengte gleichzeitig ein Thor der Stadt. Auf allen Seiten flohen nunmehr die Türken, aber an 10,000 sollen an diesem Tage umgekommen sein.

Mit großer Freude empfing der siegende Kaiser seinen siegenden Sohn, und die erbeuteten Vorräthe an Lebensmitteln und Geld verwandelten den bisherigen Mangel in Reichthum. Besonders fand man viel Gold und Silber in Melech's Hause: es war der Brautschatz, welchen der Sultan seiner Tochter mitgegeben, und das Geld, welches Saladin einer Angabe nach überschickt hatte, um Söldner gegen die Kreuzfahrer zu werben. Der Sultan selbst, welcher Anfangs den Gefechten von einem Thurme zusah, hatte sich bei wachsender Gefahr mit den Vornehmsten und vielen Kostbarkeiten in die auf einem Berge gelegene Burg gerettet, bat aber, weil er nicht hoffen konnte, sich hier lange zu halten, nach dreien Tagen um Frieden, mit der Entschuldigung, daß er als ein alter Mann gegen seine eigene Neigung von den jüngeren zum Kriege beredet worden sei. Friedrich

antwortete: „Einem Kaiser darf die Milde nie fehlen; gegen Stellung von Geiseln, sicheres Geleit und Darreichung hinlänglicher Lebensmittel soll jede Feindseligkeit aufhören.“

Ungeachtet ihrer Siege waren die Kreuzfahrer bei Weitem nicht so zahlreich als die Türken, und wünschten auf alle Weise ihren Hauptzweck zu beschleunigen: dieß trug ohne Zweifel dazu bei, daß nur Billiges verlangt wurde. Auch nahm der Sultan sogleich die Bedingungen an, und sandte dem Kaiser, sowie Melech dem Herzoge Friedrich große Geschenke. Das christliche Heer lagerte, um den Ausdünstungen der Leichname zu entgehen, einstweilen außerhalb der Stadt in schönen Gärten, versorgte sich dann reichlich mit jedem Bedarf, und brach endlich gestärkt nach den südlichern Gegenden auf. Zwar beunruhigten umherschweifende Türken bisweilen noch die Pilger, und einige Erdstöße erschreckten einmal in der Nacht; zwar konnte man nicht ohne Anstrengung und manchen Verlust über die hohen Bergrücken klimmen; aber endlich erblickte man das tröstliche Zeichen des Kreuzes an den Wegen über Pyrgos und Laxanda; hatte man die Besitzungen des christlich armenischen Fürsten Leo erreicht, welcher für Lebensmittel sorgte und den Kaiser bis Seleucia am Kalykadnus oder Seleph begleitete.

Alle Feinde waren nun bezwungen, der Weg nach Syrien frei und offen, nahe das ersehnte Ziel und Saladin so in Sorgen, daß er durch Gesandte auf's höflichste anbot: „Der Kaiser und die Fürsten möchten selbst entscheiden, was er rechtmäßig besäße.“ Von Tag zu Tage wuchs Friedrich's Ruhm, und alle seine frühern Thaten wurden durch diesen großen Zug überstrahlt und verklärt.

Am 10. Junius 1190 brach das Heer von Seleucia auf. Herzog Friedrich führte den Vortrab über den Kalykadnus, das Gepäck folgte und der Kaiser befand sich beim Hintertreffen. Weil aber die Brücke über jenen Strom nur schmal war, so ging der Zug sehr langsam vorwärts, auch traten Zögerungen und Hindernisse anderer Art ein. Deßhalb beschloß der Kaiser, dem aus mehreren Gründen daran lag, schnell zu seinem Sohne zu kommen, er wolle den Fluß durchschwimmen. Zwar warnten ihn einige der Seinen, er möge sich nicht dem unbekannten Wasser anvertrauen; allein furchtlos wie immer, sprengte er mit dem Pferde in den Strom. Der Greis hatte aber nicht mehr so viel jugendliche Kraft, als jugendlichen Muth: die Wellen ergriffen ihn gewaltig und rissen ihn fort, und als man endlich zu Hülfe kam und ihn an's Land brachte, war er bereits entseelt. Die Bestürzung, der Jammer, die Verzweiflung überstieg jedes Maß: nach Friedrich

wandten sich alle Gemüther, wie die Pflanzen nach der Sonne; der Kaiser, der Feldherr, der Vater sei verloren, nun könne, so klagten Alle, ihnen kein Glück mehr aufblühen!

Zwar huldigte man dem Herzoge Friedrich von Schwaben, und ohne erheblichen Unglücksfall führte er das Heer bis Antiochien; aber die strenge Ordnung wich, und nach langem Mangel übernahmen sich so viele in den reichlich dargebotenen Lebensmitteln, daß jetzt mehr an Krankheiten starben, als auf dem ganzen Zuge durch das Schwert umgekommen waren. Andere kehrten, uneingedenk des noch nicht erfüllten Gelübdes, zu Schiffe in ihre Heimath zurück, oder zerstreuten sich nach mancherlei Richtungen, oder verkauften aus Geldmangel ihre Waffen; und nur der geringe, zum Fechten taugliche Ueberrest folgte dem Herzoge nach Tyrus. Hier begrub man in feierlicher Trauer Kaiser Friedrich's Gebeine, und vereinte sich dann mit den Christen von Akkon. Herzog Friedrich kämpfte tapfer und stiftete den Orden der deutschen Ritter; dann erlag er am 20. Januar 1191 ebenfalls den Krankheiten, und die Ueberbleibsel des so großen deutschen Heeres verschwinden seitdem in der Geschichte der Belagerer von Akkon.

12.

Der lateinische Kreuzzug.

Heinrich Dandolo, Doge von Venedig, war zu der Zeit, als Gesandte französischer Kreuzfahrer bei ihm erschienen, bereits dreiundneunzig Jahre alt und in Folge einer früher erlittenen Verletzung fast erblindet. Nichts desto weniger besaß er noch seine volle Kraft und den Unternehmungsgeist eines Mannes von rüstigem Lebensalter. Im höchsten Grade schlau und gewandt, faßte er gleich bei der Ankunft jener Gesandten insgeheim den Entschluß, die frommen und ritterlichen Absichten der schlichten Kreuzfahrer zu seinen Staatszwecken zu benutzen. Er erklärte sich nach einer kurzen Verhandlung bereit, die für den Transport von 33,500 Menschen und 4500 Pferden nöthigen Schiffe gegen eine Summe von 85,000 Mark zu stellen, und schloß darüber vorbehaltlich der Ratification des großen Rathes und der Volksgemeinde einen Vertrag mit den Gesandten. Dieser Vertrag war ein ganz kaufmännisches Geschäft. Die eigentliche Absicht des Dogen ahnten die treuherzigen Ritter nicht, wohl aber der Papst Innocenz III., der sich auf die Politik eben so gut verstand, als Dandolo. Er ertheilte deßhalb auch dem Vertrage seine Bestäti-

gung nur unter der Bedingung, daß die Kreuzfahrer auf ihrer Reise nach dem Orient keine Christen angriffen, und gerieth gerade deßhalb mit den Venetianern in Zwist. Noch ehe das Kreuzheer aus Frankreich nach Venedig aufbrach, starb Graf Thibaut von Champagne, der zum Führer des Zuges ernannt worden war; man wählte an seine Stelle den Markgrafen Bonifacius von Montferrat. Dieser reiste durch Deutschland nach Italien, traf unterwegs mit Philipp von Schwaben und dem flüchtigen Alexius zusammen, und versprach ihnen, es dahin zu bringen, daß der Letztere durch das Kreuzheer nach Constantinopel zurückgeführt und auf den byzantinischen Thron erhoben werde.

Um die von Dandolo ausbedungene Summe zusammenzubringen, wurden von den einzelnen Kreuzfahrern Geldbeiträge erhoben. Indessen brachte man, obgleich einzelne Anführer sogar alles goldene und silberne Geräthe, das sie bei sich hatten, verkauften, nur 51,000 Mark zusammen. Manche, welche des Unternehmens überdrüßig waren, freuten sich schon, daß dasselbe an dem Kostenpunkte scheitern werde, als der schlaue Doge mit einem Auskunftsmittel hervortrat. Er bot den Kreuzfahrern an, die Zahlungsfrist auf so lange hinauszuschieben, bis sie sich durch irgend eine Eroberung das nöthige Geld verschafft hätten, und verlangte dagegen, daß sie ihm vor ihrer Abfahrt nach Palästina die Stadt Zara in Dalmatien unterwerfen hälfen, welche vor Kurzem zum fünften Male von Venedig abgefallen war, und sich unter den Schutz des ungarischen Königs gestellt hatte. Die Pilger gingen auf diesen Vorschlag ein. Dandolo selbst nahm dann in der Markuskirche auf feierliche Weise das Kreuz, und die Kreuzfahrer zogen mit ihm gegen eine christliche Stadt, ohne sich im mindesten um den Papst zu bekümmern, welcher diese Unternehmung auf's strengste verboten und ihnen sogar mit dem Banne gedroht hatte. Die Stadt Zara konnte natürlich einer solchen Macht, wie man jetzt gegen sie führte, nicht widerstehen; schon fünf Tage nach dem ersten Angriff ergab sie sich dem Kreuzheer. Sie ward nach der grausamen Sitte der Zeit geplündert und schonungslos mißhandelt. Da die kalte Jahreszeit beinahe angebrochen war, so ließen sich die Kreuzfahrer durch Dandolo bewegen, den Winter über in Dalmatien zu bleiben. Jetzt brachte der Doge in Verbindung mit Bonifacius von Montferrat und den Gesandten des deutschen Kaisers Philipp das Anliegen des Prinzen Alexius vor. Es entstand darüber unter den Kreuzfahrern ein heftiger Streit. Ein Theil der Ritter und mehrere angesehene Geistliche, die beim Heere waren, wollten durchaus nichts

von einem Zuge nach Constantinopel wissen; Andere dagegen waren ebenso entschieden für ein solches Unternehmen. Auch der Papst bot Alles auf, um Philipp's und Dandolo's Absichten zu vereiteln; er untersagte jeden Angriff auf das griechische Reich, verlangte vollständigen Ersatz für die Bewohner von Zara, und drohte von Neuem mit dem Banne. Alle seine Warnungen und Ermahnungen halfen aber nichts. Die Unternehmung wurde beschlossen, und im Beginn des Frühjahrs (1203) schifften sich die Kreuzfahrer nach Constantinopel ein.

Die Flotte gelangte nach einem kurzen Aufenthalte zu Korfu in das Marmor-Meer, bemächtigte sich ohne Widerstand der Küste desselben, und lag am 23. Juni im Angesichte Constantinopels. Unaussprechlich war der Eindruck, den die damalige Hauptstadt der Welt auf die Gemüther der poetisch gestimmten Ritter machte. „Alle die," sagt Gottfried von Villehardouin, „welche Constantinopel noch nicht gesehen hatten, trauten kaum ihren Augen, als sie die hohen Mauern und Thürme, rings um die Stadt herum, die stolzen Paläste und prächtigen Kirchen, deren Menge unglaublich scheint, sowie die große Ausdehnung dieser ersten aller Städte erblickten. Auch dem Kühnsten zitterte das Herz bei diesem Anblick; denn so so lange die Welt steht, hat noch nie eine so kleine Zahl von Männern ein so großes Unternehmen gewagt." Die Kreuzfahrer stiegen auf der asiatischen Seite des Bosporus an's Land, und begannen schon nach wenigen Tagen den Kampf. Ohne auf den Rath des alten Dandolo zu hören, welcher die Stadt früher durch eigene Anschauung kennen gelernt hatte, und vor Allem Magazine anzulegen rieth, hielten sie in den ersten Tagen des Juli einen Kriegsrath zu Pferd, und beschlossen einen Sturm.

Der Charakter der damaligen Ritterschaft des Abendlandes erscheint hier in seiner ganzen eigenthümlichen romanhaften Gestalt. Das kleine Heer der Kreuzfahrer schifft sich, nachdem Alle gebeichtet und das Abendmahl genommen haben, mit seinen Pferden in platte Fahrzeuge ein, um nach Constantinopel überzusetzen und die größte Festung der damaligen Welt, welche von siebenzig tausend Griechen vertheidigt ward, wie eine Schanze im Anlauf zu nehmen, fest entschlossen, nur Sieg oder Tod als Losung gelten zu lassen. Ihr Glück war indessen größer als ihre Klugheit. Da die Vorrichtungen der Vertheidigung schlecht, die Vertheidiger selbst über die Maßen feig waren, so konnten die Kreuzfahrer kühn den Kampf mit überlegenen Feinden aufnehmen. Zwar mißlang der erste Sturm, jedoch ohne großen Verlust der Kreuzfahrer; aber nun gab der elende Kaiser

der Griechen selbst die Sache seines Volkes verloren und entwich in der Nacht gleich einem Diebe aus Constantinopel. Er überließ nicht bloß seine Unterthanen, sondern auch seine Gemahlin und Töchter ihrem Schicksale, nahm aber den Reichsschatz und die Kronjuwelen mit, um mit dem geraubten Gelde die Hülfe der Barbaren an der Donau zu erkaufen; denn was lag ihm daran, wenn sein armes Land zugleich durch zwei furchtbare Feinde von verschiedenen Seiten her verwüstet ward. Nach seiner Entweichung thaten die Griechen das Klügste, was sie thun konnten: sie setzten den gestürzten Isaak wieder auf den Thron, und dieser ließ die Kreuzfahrer ersuchen, in Begleitung seines Sohnes als Freunde in die Stadt einzuziehen. Die Letzteren waren jedoch nicht Willens, den Prinzen Alexius eher aus ihrer Gewalt zu geben, als bis die von ihm gemachten großen Versprechungen durch seinen Vater anerkannt wären. Der neue Kaiser mußte in seiner Lage Alles gewähren, was man von ihm verlangte; er gestand zu, daß nach dem von seinem Sohne geschlossenen Vertrage das griechische Reich sich dem römischen Stuhle unterwerfe, hunderttausend Mark den Venetianern und eben so viel den Franken zahle, den Kreuzfahrern ein ganzes Jahr lang die nöthigen Lebensmitteln liefere, ihnen zehntausend Mark auf ein Jahr mitgebe und in Palästina für immer fünfhundert Reiter auf seine Kosten unterhalte. Hierauf rückten die Kreuzfahrer in Constantinopel ein. Sie verließen jedoch in Folge einer freundlichen Uebereinkunft die Stadt schon nach einigen Tagen wieder, und nahmen ihre Quartiere in den jenseits des Hafens gelegenen Vorstädten, weil ihr längeres Verweilen nothwendiger Weise Zwistigkeiten mit den Griechen herbeigeführt hätte.

Isaak war auf dem Throne in größerer Noth, als vorher im Gefängniß; denn er konnte einerseits unmöglich erfüllen, was sein Sohn den Lateinern unbedachtsamer Weise versprochen hatte, und andererseits sich ohne die Hülfe derselben ebensowenig gegen seine eigenen Unterthanen behaupten. Aus der letzteren Ursache bewog er auch die Kreuzfahrer und die venetianische Flotte, noch bis zum nächsten Frühjahr zu verweilen. Mit der Zahlung der versprochenen Summen ward sogleich der Anfang gemacht, und in kurzer Zeit war wenigstens soviel entrichtet, daß den Kreuzfahrern die den Venetianern für die Ueberfahrt gegebenen Gelder wieder ersetzt waren. Zwischen Alexius, den sein Vater zum Mitregenten angenommen hatte, und den Kreuzfahrern bestand das freundlichste Verhältniß; die Letzteren fanden stets am Hofe die ehrenvollste und glänzendste Aufnahme, und

der junge Kaiſer beſuchte die Grafen und Barone oft in ihren Quartieren, wo er zum großen Aerger ſeiner Landsleute nicht als Kaiſer, ſondern als Freund und Waffengefährte an ihren Gelagen Theil nahm, und ſogar zugab, daß man mit ſeiner Krone Scherz trieb. Mit Hülfe des Markgrafen Bonifacius und anderer Fürſten trieb er ſeinen Oheim zurück, der bis Adrianopel vorgedrungen war, und unterwarf die Provinzen, welche ihm und ſeinem Vater noch nicht gehuldigt hatten. Lange konnte jedoch der Frieden zwiſchen den Abendländern und Byzantinern nicht beſtehen, da die Erſteren zu Gewaltthätigkeiten geneigt waren, und die Letzteren nicht nur den alten Haß gegen die Lateiner und ihre „Ketzereien" in ſich trugen, ſondern auch den Steuerdruck, der in Folge der geſchloſſenen Verträge unvermeidlich war, zu ſchmerzlich empfanden. Die Handelseiferſucht der in Conſtantinopel anſäſſigen lateiniſchen Kaufleute fachte den unter der Aſche glimmenden Funken zur Flamme an. Dieſe zahlreiche Klaſſe von Einwohnern ſah ſchon längſt mit neidiſchen Augen auf die vielen mohammedaniſchen Kaufleute der Stadt, die durch raſtloſe Thätigkeit ihren Reichthum vermehrten, und reizte den Glaubenshaß gegen ſie. Eines Tages beſchloß eine Schaar Pilger, die Moſchee zu ſtürmen, welche nach einem Vertrage mit Saladin ſeit dreizehn Jahren in Conſtantinopel beſtand; die Mohammedaner vertheidigten ſie, und die Griechen leiſteten ihnen Hülfe. Es kam in der Stadt zu einem förmlichen Gefecht, die Franken zündeten mehrere Häuſer an, und es entſtand eine Feuersbrunſt, welche acht Tage wüthete, und einen ſehr großen Theil der Stadt in Aſche legte. Die Folge war unverſöhnliche Feindſchaft. Die Griechen erhoben ſich mit Wuth gegen alles, was lateiniſch hieß, und fünfzehntauſend abendländiſche Handelsleute, welche in Conſtantinopel anſäſſig waren, mußten ſich zu ihren Landsleuten flüchten. Zu derſelben Zeit zerfielen auch die Anführer des Kreuzheeres mit dem alten Kaiſer. Dieſer war ſehr übel daran; ſeine Landsleute ſchimpften auf ihn, weil er ſie der Fremden wegen preſſe und peinige, und verfluchten ſeinen Sohn, weil er ſie an die Lateiner und ihren ketzeriſchen Papſt verkauft habe, und im Verkehr mit ihnen die Würde des griechiſchen Namens verletze; die Kreuzfahrer dagegen klagten nicht allein, daß Alexius hochmüthig geworden ſei und ſie ſeltener beſuche, ſondern ſie quälten auch beide Kaiſer um das rückſtändige Geld, das ihnen, wie ſie behaupteten, tückiſcher Weiſe vorenthalten werde. Der Grimm der Abendländer ward endlich ſo groß, daß ſie ſechs Abgeordnete an den Kaiſer ſchickten, welche ihn nachdrücklich zur Erfüllung ſeiner Ver-

bindlichkeit ermahnen und, im Falle er sich nicht füge, in aller Form herausfordern sollten. Der Auftrag war bei der in der Stadt herrschenden Erbitterung für die Abgeordneten gefährlich; sie führten ihn aber mit demselben Trotz aus, mit dem er ihnen ertheilt worden war.

Jetzt begannen die Feindseligkeiten von Neuem, und der alte Kaiser, gegen den auch sein Bruder mit Bulgaren und Wlachen im Anzuge war, kam in die bedenklichste Lage. Er sah das Reich seinem unvermeidlichen Untergang entgegensinken, fluchte seinem thörichten Sohne, und ward endlich todtkrank, mußte aber noch erleben, daß das Volk gebieterisch die Erwählung eines neuen Kaisers mit Ausschluß der ganzen Familie Angelus forderte. Vergebens suchten Senatoren, Geistliche und Hofleute die Menge zu warnen und zurückzuhalten; sie wurden gezwungen, eine neue Wahl vorzunehmen, und da Jedermann die gefährliche Würde zurückwies, so nöthigten sie dieselbe endlich einem jungen Manne von guter Familie, Nikolaus Kanabus, mit Gewalt auf. Unterdessen war Alexius, um sich zu behaupten, mit seinen alten Freunden, den Franken, insgeheim in Unterhandlung getreten; er beleidigte aber dadurch die Garde, die ihn beschützt hatte, und ward durch den Mann, dem er die Verhandlungen mit den Franken aufgetragen hatte, schändlich betrogen. Dieß war Alexius V. Murzuflus, ein entfernter Anverwandter des kaiserlichen Hauses. Murzuflus gewann den Schatzmeister für sich, bestach die erbitterte Garde, machte in der Stadt bekannt, daß der Kaiser mit den Lateinern unterhandle, betrog diese durch Eidschwüre, lockte dann Alexius durch eine falsche Schreckensnachricht in der Nacht aus dem Palast und ließ ihn erdrosseln. Der alte Kaiser starb gleich nachher; Nikolaus Kanabus aber ward auf Befehl des Thronräubers ergriffen und eingekerkert. Murzuflus trat zwar mit den Kreuzfahrern in Unterhandlung, es war aber beiden Theilen nicht ernst mit dem Frieden. Es entstand daher bald ein Kampf auf Leben und Tod, und in der gewissen Voraussetzung, daß das elende griechische Reich dem Angriffe der Abendländer erliegen werde, ward im März zwischen den Venetianern und den Rittern ein neuer Vertrag geschlossen, den die verschlagenen Handelsleute so einzurichten wußten, daß die Fäuste der wackeren Kämpfer ihnen allein dienten.

Murzuflus hatte die Befestigungswerke von Constantinopel ausbessern und die Mauern erhöhen lassen, und als die Lateiner am 9. April einen Sturm versuchten, wurden sie mit Verlust zurückgeschlagen. Am zwölften ward ein neuer Sturm unternommen. Da die Mauern der Landseite zu hoch waren, um von dorther in die

Stadt eindringen zu können, ſo hatten die Kreuzfahrer beſchloſſen, von den Schiffen aus eine Schaar in die Stadt zu werfen, und durch dieſelbe dem harrenden Landheer ein Thor öffnen zu laſſen, worauf dann bei einem auf gleicher Erde geführten Kampfe am Siege der Franken nicht zu zweifeln war. Nachdem man lange vergebens verſucht hatte, auf der Hafenſeite Leitern an die Mauer zu bringen, trieb ein glücklicher Windſtoß zwei Schiffe ſo nahe an einen Thurm, daß von den Maſtkörben aus eine Brücke auf die Mauer gelegt werden konnte; über dieſe drang die Mannſchaft der Schiffe in den Thurm, gleich nachher wurden noch fünfzehn andere Thürme beſetzt, und endlich der Abrede gemäß ein Thor der Landſeite geöffnet. Nun rückte das ganze Heer in die Stadt ein, und die Griechen wichen in verwirrter Flucht durch die Straßen zurück; die Lateiner fühlten aber ſelbſt, wie weit ihnen ihre Feinde an Zahl überlegen ſeien und zogen ſich deßhalb bei Einbruch der Nacht gegen den eroberten Theil der Mauer hin zurück. Die früher aus der Stadt entflohenen Franken dagegen benutzten den Augenblick der Beſtürzung, um Rache an den Griechen zu nehmen. Sie drangen durch die Straßen und mordeten Alles ohne Unterſchied. Die Verzweiflung gab den Griechen neue Kräfte, und um ſie abzuwehren, zündeten die Kreuzfahrer die Stadt zum dritten Male an. Das Feuer wüthete mehrere Tage hindurch, ganze Quartiere wurden in Aſche gelegt, und bei der Fackel dieſes Brandes raubten und mordeten die Sieger auch während der Nachtzeit. Schon in der erſten Nacht verzweifelten die Griechen an ihrer Sache; Tauſende flohen zu den Thoren hinaus, und der Kaiſer ſelbſt ergriff ebenfalls die Flucht. So hatten die Kreuzfahrer bei Anbruch des Tages die Freude, mit nur zwanzigtauſend Mann eine Stadt von viermalhunderttauſend Einwohnern ohne einen anderen Verluſt, als den eines einzigen Ritters, erobert zu haben. Auch von den Griechen verloren verhältnißmäßig nur wenig das Leben, deſto ſchrecklicher aber waren die Mißhandlungen, welche ſie zu erdulden hatten. Die Barbarei, welche die Franken ſich gegen beſiegte Glaubensbrüder erlaubten, die thieriſche Roheit, mit der ſie ihrer Sinnlichkeit die Zügel ſchießen ließen, die wilde Wuth, mit der ſie Heiliges und Unheiliges ſchändeten, und den Gräuelthaten ſogar noch empörenden Hohn hinzufügten, alle dieſe Frevel waren nicht geringer, als das, was zweihundert und fünfzig Jahre ſpäter die osmaniſchen Türken an derſelben Stelle verübten, und dieſe hatten doch wenigſtens die Entſchuldigung, daß ſie die eroberte Stadt als einen Hauptſitz des Unglaubens anſahen. Der Papſt ſprach ſich in einem offenen Schreiben an das

Heer sehr erzürnt über einen so gräuelhaften Mißbrauch des Sieges aus [1]). Die Beute der Sieger war unermeßlich; denn obgleich eine beträchtliche Menge der Kostbarkeiten unterschlagen ward, so blieben doch noch viermalhunderttausend Mark zur Theilung übrig. Auch nahmen die Franken sehr viele Reliquien und Kostbarkeiten der Kirchen mit in die Heimath. Am wichtigsten aber war, daß damals viele Bildwerke aus Constantinopel nach dem westlichen Europa wanderten, und daß dadurch Künste und Gewerbe des Orients dem Occident mehr bekannt wurden, als sie es bisher gewesen waren; denn Häuser, Paläste und Kirchen der Lateiner wurden mit den geraubten Werken geschmückt. Besonders zierten die Venetianer ihren Marktplatz und ihr Rathhaus mit dem Glanze von Constantinopel; unter andern ward eines der größten Kunstwerke des Alterthums, die auf dem Hauptthor der Markuskirche stehenden vier Pferde, damals aus der Hauptstadt des Ostens nach Venedig gebracht.

13.

Der Kinderkreuzzug.

Es war zu Anfang des 13. Jahrhunderts, als trotz wiederholter Mahnungen des Papstes und vereinzelt gebliebener Kreuzfahrten das Interesse für diese Angelegenheit im Allgemeinen ziemlich erkaltet schien. Da bemächtigte sich die Begeisterung plötzlich der schwachen Jugend und führte den Kreuzzug der Kinder herbei: eine Erscheinung von solcher Merkwürdigkeit, daß sie, so viel Wunderbares auch die Geschichte des Mittelalters aufzuweisen hat, doch schwerlich Glauben finden würde, wenn sie nicht durch eine große Menge von zuverlässigen Schriftstellern bezeugt wäre. Ein Hirtenknabe, Stephan, aus einem Dorfe in der Nähe von Vendome an der Loire, beredete unter dem Vorgeben, der Heiland sei ihm in Gestalt eines armen Pilgers erschienen, und habe ihn als Prediger des Kreuzes für die Jugend bevollmächtigt, viele andere Hirtenknaben seines Alters zur Unternehmung eines Kreuzzuges. Seine Worte fanden um so mehr Gehör, als man von den Wundern vernahm, welche er besonders zu St. Denys gewirkt haben sollte. Da auch in anderen Gegenden Frankreichs schwärmerische Knaben als Kreuzprediger auftraten, sammelte sich eine große Anzahl jugendlicher Pilger, welche jenen Stephan

1) „Ertheilte aber am Ende doch die Absolution," setzt Schlosser bei, als ob er etwas Besseres hätte thun können?

als ihren Herrn und Meiſter betrachteten, und feſt überzeugt waren, daß ſie unter ſeiner Anführung das heilige Land den Ungläubigen entreißen würden. Als die meiſten Geiſtlichen in dieſer thörichten Begeiſterung das Werk der Zauberei oder ruchloſer Betrüger erkannten, machten ihnen viele Laien den Vorwurf, daß ſie nur aus Neid und anderen unreinen Beweggründen einer ſolchen wunderbaren Erſcheinung ſich widerſetzten. Der König von Frankreich ließ den Kindern erſt, nachdem er das Gutachten der Pariſer Profeſſoren eingeholt hatte, die Rückkehr zu ihren Eltern oder Verwandten anempfehlen. Viele derſelben aber leiſteten dieſem Gebote ſo wenig als den Ermahnungen ihrer Eltern Folge, und zogen in ſonderbaren Prozeſſionen, mit Fahnen, Rauchfäſſern und Kerzen unter Geſängen in Geſellſchaft von jungen Mädchen, Jünglingen und Greiſen, zur Verwunderung des Volkes, welches ihnen Lebensmittel reichte, umher. Auf die Frage, wohin ihr Weg, gaben ſie zur Antwort: „Wir gehen zu Gott und wollen das heilige Kreuz jenſeits des Meeres ſuchen.“ Auch in Burgund und Deutſchland, beſonders in den Rheingegenden, nahmen viele Kinder ſowohl aus dem niederen Volke, als aus den edlern Geſchlechtern das Kreuz zur Rettung des heiligen Landes. Aber viele derſelben wurden von böswilligen Menſchen, welche ſich unter ſie miſchten, desjenigen wieder beraubt, was ſie von der Wohlthätigkeit frommer Gläubigen erhalten hatten. Die deutſchen Kinder, unter welchen ſich viele junge Mädchen befanden, nahmen unter Anführung eines Knaben Nikolaus in langen, mit Kreuzen bezeichneten Pilgerröcken, Pilgerſtäbe und Pilgertaſchen tragend, den Weg nach Italien. Aber ein Theil derſelben kam in den Wäldern aus Hunger, Durſt und Hitze um's Leben; andere wurden von lombardiſchen Räubern ausgeplündert; der Reſt, 7000 an der Zahl, darunter Weiber und Männer, langten im Auguſt 1211 in Genua an. Die Knaben hatten weder Geld noch Waffen, da ſie der Meinung waren, daß Gott durch ein Wunder das Meer austrocknen werde, damit ſie trocknen Fußes nach Jeruſalem ziehen könnten. Auf der andern Seite gab ihr Zug wegen der Menge wollüſtiger Buhlerinnen, die ſich ihnen angeſchloſſen hatten, Aergerniß. Die Genueſen nöthigten die jugendlichen Pilger, ſogleich ihr Gebiet zu verlaſſen. Doch erhielt ein Theil derſelben, welcher ſich von dem Heere losgeſagt hatte, Aufnahme; die übrigen ſetzten ihren Weg fort; aber ihre Zahl verminderte ſich täglich, da viele in den italieniſchen Ortſchaften zurückblieben, um bei den Einwohnern in Dienſt zu treten. Zuletzt löste ſich, nachdem einige bis nach Rom und Brundusium gekommen waren, der Zug

gänzlich auf. Enttäuscht, in Hunger und Blöße, kehrten die Pilger vereinzelt in ihre Heimath zurück. Nun traf sie noch der Spott, und insbesondere wurde den Mädchen vorgeworfen, daß sie ihre Jungfräulichkeit eingebüßt hätten. Die französischen Knaben waren, 30,000 an der Zahl, in Begleitung vieler Erwachsenen unter Anführung jenes Stephans, welcher auf einem mit Teppichen verzierten Wagen fuhr, nach Marseille gezogen. Hier vertrauten sie sich zwei Sklavenhändlern an, welche sich angeboten hatten, sie unentgeldlich um Gotteswillen nach Syrien überzuschiffen. Allein von den sieben schwer beladenen Schiffen scheiterten zwei bei der Insel San Pietro, die übrigen, unter welchen sich viele Kleriker und selbst Priester befanden, wurden nach Bugia und Alexandrien in Egypten als Sklaven verkauft. Nach der Erzählung eines dieser Pilger, welcher achtzehn Jahre später in seine Heimath zurückkehrte, erlitten viele der Sklaven, da sie ihren Glauben nicht verläugnen wollten, den Märtyrertod. Die beiden Sklavenhändler wurden später auf Befehl des Kaisers Friedrich II., da sie der Absicht überführt wurden, ihn in die Hände des sarazenischen Emirs von Sicilien zu liefern, nebst dem letzteren und dessen zwei Söhnen an einem Galgen aufgehängt.

14.

Betrachtung über die Kreuzzüge.

Redet man von dem in den Kreuzzügen vergossenen Blute, so kann man dieselben zweifelsohne in dieser Beziehung nicht auf eine Linie stellen mit den Strömen Blutes, das die alten Römer vergossen, das in den Kriegen um die Thronfolge Spaniens und Oesterreichs geflossen, oder in den 25 Jahren, die auf 1789 folgten. Welch ein Unterschied aber unter diesen Kriegen! In den Kriegen der Römer war es eine Nation, die unter dem Antrieb ihrer Führer auszog, um zu erobern. In den neuern Kriegen werden die Menschen mit Gewalt von Haus und Hof gerissen, um zu tödten und sich tödten zu lassen, ohne zu wissen wofür. In den Kreuzzügen steht Europa wie Ein Mann auf, um aus freien Stücken auszuziehen zur Befreiung der Glaubensbrüder von dem Joch der Ungläubigen, zur Gewinnung ewigen Lohnes.

Das Concil von Clermont gab nicht den Anstoß zu diesen Zügen, sondern war vielmehr selber durch die Gewalt der öffentlichen Meinung veranlaßt, gleichwie die Nationalversammlung die französische Revolution nicht machte, sondern sie bekundete. Um dieß einzusehen, be-

trachte man nur die allgemeine Meinung jener Zeit. Sich zu bekreuzen, galt als eine Schuld gegen Jesus Christus, zu deren Abtragung Jedermann verpflichtet sei; die Städte schickten die Blüthe ihrer streitbaren Mannschaft, der Fürst trieb das nöthige Geld durch Verpfändung oder Verkauf seiner Güter auf, der Baron veräußerte sein Lehen, der Mann der Kirche nahm Darlehen auf seine Pfründen, die Jungfrau, der Greis, die Nonne schreckten nicht zurück vor den unzähligen Gefahren, die ihrer Schwäche, ihrer Hülflosigkeit drohten. Der Kreuzfahrer war von allen Zöllen befreit, in den Eheverträgen behielten sich die Edeln die Befugniß vor, das Kreuz zu nehmen; die Gattin konnte den Gatten verhindern, in's Kloster zu gehen, nicht aber sich zu bekreuzen, selbst wenn er unmündige, unversorgte Kinder hinterließ. Wer nicht wußte, wie eines Todfeindes los werden, wer die Lossprechung der Kirche wegen großer Missethaten zu erlangen wünschte, nahm das Kreuz; Reiche und Vornehme glaubten an Verdiensten zu wachsen, wenn die zu erduldenden Leiden sie mit ihren ärmsten und niedersten Gefährten auf die gleiche Stufe stellten. Tausende hatten das Gelöbniß gethan, nicht eher in ihre Heimath zurückzukehren, bis das gelobte Land befreit worden; wer aber ein Gelöbniß brach, ward von der Kirche fürder nicht als einer ihrer Söhne anerkannt, und in der Meinung der Welt war er ehrlos, während der auf jenem gebenedeiten Boden sein Blut Vergießende geehrt ward als ein Martyrer.

Von der öffentlichen Mildthätigkeit unterhalten, sangen die sorglosen Pilger fröhlich vom gelobten Lande, der Heimath des Herrn und der Apostel, dem Boden, auf dem das Werk der Versöhnung der Menschheit mit Gott vollendet worden, und wenn auch die Hälfte von ihnen unterging, so lobte die überlebende Hälfte den Herrn, der so viele neue Zeugen seines Glaubens in den Himmel aufgenommen. Sie wollten begraben sein in der Kutte, die sie auf der Wallfahrt nach dem heiligen Grabe getragen, und die Pisaner brachten aus Palästina Erde zur Ausfüllung ihres Friedhofes, um im Boden des gelobten Landes zu ruhen.

Die Kreuzzüge waren gerecht, wenigstens den Ideen jener Zeit angemessen. Da die Moslim betrachtet wurden als erbitterte Feinde des Glaubens, den sie in jeglicher Weise, durch Ueberredung und Gewalt, durch Verfolgung und Blutvergießen aller Orten vom Ebro bis an den Euphrat auszurotten trachteten, mußten die Christen es als ihre heiligste Pflicht ansehen, ihren Glaubensbrüdern beizuspringen, und der Tyrannei des Islam zu begegnen.

Die Fürsten und die Päpste, welche die Massen anführten oder beriethen, kannten wohl die drohende Stellung der Araber, welche Spanien besetzt, die Hälfte Italiens überschwemmt, sogar die Hauptstadt des Christenthums geschreckt, in Frankreich bereits Fuß gefaßt hatten; sie wußten auch, daß ein jeder zum Schaden des Christenthums geführte Krieg in den Augen der Sarazenen ein heiliger war. Wir untersuchen nicht, ob es gerecht war, die Welt vor der Barbarei zu erretten, die Religion, die Ehre der Frauen, die eigene oder der Nebenmenschen Freiheit zu schützen; es sind dieses Gefühle, deren unser Jahrhundert der Berechnung spottet; aber fragen muß man: hat nicht jede Gesellschaft das Recht, ihre Existenz zu vertheidigen? Und wenn man Scipio rühmt, welcher auszog, um der Nebenbuhlerin Roms den Todesstoß zu versetzen, warum soll man nicht gleiches Lob spenden den Fürsten und Päpsten des Mittelalters, die am Jordan und Nil eine Sache ausfechten ließen, welche sonst zweifelsohne an der Donau oder Seine wäre ausgefochten worden.

Unsere Zeit begreift schwer den Enthusiasmus, seitdem man sie an das wunderliche Schauspiel gewöhnt hat, daß Europa sich bewaffnet zur Erhaltung eines türkischen Reiches, das keinen Handel, keine Industrie, keinen Ackerbau, keine Moral und keine Religion mehr hat, und das nur dem Umstande, daß die Mächte über seine Theilung sich nicht vereinigen können — die Erhaltung eines Scheinlebens dankt.

Die Kreuzzüge säuftigten die innere Zwietracht und Feindschaft und setzten dem unbeugsamen, kriegerischen Sinn der Ritter ein höheres Ziel in der Befreiung des gelobten Landes. Häufig erhoben die Päpste ihre Stimme und geboten, die gegen Brüder erhobenen Waffen wider den gemeinsamen Feind zu kehren; sie schützten durch Indulgenzen und Exkommunikationen die Güter und Personen derjenigen, die unter dem Schutze der Kirche standen, sobald sie das Kreuz genommen hatten.

Noch fühlbarer machte sich ein anderer Vortheil dieser Züge im engern Kreise der einzelnen Stände und Gesellschaften. Der Bauer konnte aufathmen, während der Baron, der Ansprüche auf seine Habe, seine Ehre, sein Leben hatte oder behauptete, in Palästina kriegte. Mörder und Räuber ließen ab von den Reisenden und Dörfern, um an den Ungläubigen ihre Raub- und Mordlust zu stillen. Andere zogen dahin, um für schwere Vergehen Buße zu thun.

Zwei Ritter hatten den Bischof Konrad von Würzburg erschlagen und den Leichnam in Stücke gehauen; als sie jedoch ihr Gewissen

mahnte, beichteten sie die Uuthat. Es ward ihnen aufgegeben, nackt bis an den Gürtel und mit einem Strick um den Hals, und zwar öffentlich vor dem Papste zu erscheinen. Dieser legte ihnen die Buße auf, fortan nur gegen die Sarazenen von ihren Waffen Gebrauch zu machen, keinen Hermelin noch sonstiges Rauchwerk oder farbige Stoffe zu tragen, alle öffentlichen Schauspiele zu meiden; sollen sie verwittwet werden, sich nicht wieder zu vermählen, sobald als möglich barfüßig und in Wolle gekleidet nach dem heiligen Lande zu gehen, um vier Jahre lang die Sarazenen zu bekriegen, an allen Mittwochen und Freitagen, den Quatembern und Vigilien, und noch dreimal im Jahre während acht Tagen nur Wasser und Brod, bloß zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten Fleisch zu genießen, täglich 100 Vaterunser zu beten und eben so oft das Knie zu beugen, nur in Todesgefahr die heilige Kommunion zu empfangen. Sollten sie je wieder eine deutsche Stadt betreten, dann sollten sie nackt bis auf den Gürtel, mit dem Strick um den Hals und der Geisel in der Hand, sich nach der Hauptkirche verfügen und sich von den Canonicern geiseln lassen, unter Angabe des Grundes.

Lumbert schnitt einem Bischofe in Schottland die Zunge aus, kam nach Rom um die Lossprechung zu erlangen und erhielt sie gewährt unter der Bedingung, schleunig in sein Vaterland zurückzukehren und 14 Tage lang nicht anders als in einem wollenen kurzen Rock ohne Aermel und in kurzen Beinkleidern, die Zunge dergestalt festgebunden, daß sie zum Munde heraushänge, sich zu zeigen. In diesem Aufzuge sollte er an der Kirchenthüre stehen, die Geisel in der Hand, und sich die Disciplin geben lassen, täglich bis zum Abende fastend und dann nur Wasser und Brod genießend; ferner ward ihm aufgegeben, drei Jahre lang im heiligen Lande zu fechten, nie mehr gegen Christen die Waffen zu führen, eilf Jahre lang alle Freitage sich der Speise zu enthalten. — Robert, der mit Weib und Tochter in die Knechtschaft der Sarazenen gerathen, ließ sich während einer Hungersnoth vom Emire nöthigen, die eigne Tochter zu verzehren und auch deren Mutter zur Speise zu bereiten, obgleich er davon nichts berührte. Nachdem er die Freiheit wieder erlangt hatte, gebot ihm der Papst, sich auf Lebensdauer des Fleisches zu enthalten, häufig bei Wasser und Brod zu fasten, in kurzem Wollenrock, den Pilgerstab in der Hand, bettelnd einherzugehen, nur das zu seinem Unterhalte Nothwendige anzunehmen, keine zwei Nächte am nämlichen Orte zu bleiben, drei Jahre auf Wallfahrten zuzubringen und vor den Kirchenthüren sich niederzuwerfen, um die Disciplin zu empfangen, sich nicht

wieder zu vermählen, an keinen Spielen Theil zu nehmen, täglich 100 Vaterunser unter 100 Kniebeugungen zu beten, und nach Verfluß der drei Jahre sich wieder dem heiligen Vater vorzustellen.

Gleichwie die großen Sünder ihre Vergehen als Kreuzfahrer büßten, so suchten auch betrogene Liebende, gekränkte Gemüther Trost und Frieden im gelobten Lande, daher so manche rührende Geschichte dem kriegerischen Stoffe einverleibt ist.

Ein Bologneſe hatte sich in eine Nonne des St. Katharinen-Klosters in seiner Vaterstadt verliebt, und täglich ging er in die Klosterkirche, um Lucia, so hieß die Nonne, zu sehen, während sie mit ihren Schwestern der heiligen Messe beiwohnte. Endlich bemerkte dieß die fromme, Gott geweihte Jungfrau, und weil sie es für ihre Pflicht hielt, „die Augen abzuwenden, um die Eitelkeit nicht zu sehen," erschien sie fortan in der Kirche nur hinter einem Schleier versteckt. Der trostlose Liebende gelobt, sich Gott zu weihen, gleich Lucia, und zieht nach Palästina, wo er als Streiter Gottes sein Leben auf's Spiel setzt. Gefangen und schrecklichen Folterqualen ausgesetzt durch die Sarazenen, die ihn zwingen wollten, seinen Glauben abzuschwören, rief er aus: „Heilige Jungfrau, keusche Lucia, wenn du noch lebst, so stehe durch dein Gebet dem bei, der dich so sehr liebte! Bist du aber bereits glücklich im Himmel, dann mache mir den Herrn geneigt!" Kaum hat er diese Worte gesprochen, als er in tiefen Schlummer verfällt, beim Erwachen fühlt er sich mit Ketten belastet, allein zugleich sieht er sich in der Vaterstadt und nahe dem Kloster seiner Geliebten. Diese steht sogar vor ihm in überirdischer Schönheit strahlend. „Lebst du noch, Lucia?" rief er aus. „Leben wohl," antwortete sie, „aber im wahren Leben. Gehe und lege dem Herrn dankend deine Ketten auf meinem Grabe nieder." Die fromme Nonne war am nämlichen Tage gestorben, wo er Europa verlassen hatte.

Indessen bei einer so wunderlichen Mischung heiliger und weltlicher Gefühle, bei der natürlichen Verderbtheit des Menschen, die das Erhabenste vor Entartung nicht schützt, bei der dem Mittelalter eigenthümlichen Neigung, alles auf die Spitze zu treiben; bei der selbst die vortrefflichsten Einrichtungen begleitenden Unordnung — ist es nicht zu verwundern, daß den Kreuzzügen so viel Unglück und Elend sich zugesellte. Die Könige und Fürsten rissen sich los von ihren heimischen Angelegenheiten, und überließen ihre Staaten dem Elende, um andere im Oriente zu erwerben; den Völkern wurden neue Lasten aufgeladen, und die Politik nahm häufig die Religion zum Vorwande bei ihren Ränken. Die Berührung mit den Orientalen

verbreitete unter den Europäern den Aussatz, das Antoniusfeuer, vielleicht auch die Blattern.

Die den Kreuzfahrern zugestandene Strafloſigkeit war ein großer Vorſchub für Miſſethaten aller Art, die unter dem Zuſammenfluß von Leuten aus allen Nationen ſich immer neu erzeugten. Die Familienbande mußten bedeutend gelockert ſein zu einer Zeit, wo der heilige Bernhardus ſich rühmen konnte, Europa angefüllt zu haben mit Wittwen, deren Männer noch lebten; hiedurch nahm die Verderbtheit zu. Die Mönche fanden in dieſen Pilgerzügen einen Vorwand, um ſich der Kloſterzucht zu entziehen, die Nonnen verließen ihre Abgeſchiedenheit, um den Gefahren der Welt Trotz zu bieten, die ſie nicht kennen lernen ſollten.

Bei allen Kreuzzügen fanden ſich zahlloſe Schwärme von armen Leuten ein; bei der Belagerung von Antiochia waren ſie ſo zahlreich, daß man ihnen einen eigenen „Bettlerkönig" gab, und dieſe „Ritter ohne Habe," dieſe „Armen Chriſti" erhoben um ſo höhere Anſprüche, je größeres Elend ſie zur Schau trugen. Eine ſolche Horde konnte nur an's Beutemachen denken, nur zum Plündern taugen; darum wurde auch dieſer oder jener Platz nur deßhalb angegriffen, weil er mehr Reichthümer und mehr ſchöne Weiber als ein anderer enthielt. Neben dieſen Bettlern nun entfalteten die Reichen den üppigſten Luxus, und verbrachten ihre Zeit mit Jagden, Gelagen und Hazardſpielen. Es kam ſo weit, daß die Päpſte und Synoden einmal über das andere Luxusgeſetze erlaſſen mußten.

Dazu kam, daß die verſchiedenen Völker durch dieſe nahe Berührung ihre ſchlimmen Eigenſchaften und Fehler einander mittheilten, die Griechen ihre Treuloſigkeit, die Franzoſen ihre hochmüthige Eitelkeit, die Italiener ihre Habſucht, die Aſiaten ihre üppige Weichlichkeit, die Afrikaner ihre unredliche Gewaltthätigkeit. Die Sitten des Orients ſtachelten die europäiſchen Fürſten zu einer traurigen Nacheiferung an.

Anderſeits hinwieder war niemals ein Kriegsheer ſo vorwiegend und lebhaft von einer moraliſchen Idee durchdrungen, wie es die Kreuzfahrer geweſen, und zu keiner anderen Zeit wurden die traurigen Folgen des Krieges durch ſo viele fromme Stiftungen ausgeglichen. Jeder nach dem heiligen Lande ziehende Krieger wußte wenigſtens die Tugend zu ſchützen, hatte den Vorſatz ſeiner Heiligung gefaßt, war eifrig beſtrebt, ſich zu beſſern. Niemand vergaß, wenn er ſchenkte, oder ſeine letztwillige Verfügung traf, der Spittel, der Pilger, der Kranken, der Findelkinder. Der Herr von Joinville vereinigte vor ſeinem Auszuge die Vaſallen und Nachbarn und erbot ſich, alles

Unrecht wieder gut zu machen, das er ihnen gethan haben könnte; der Graf von der Mark, bekannt durch seine Eigenmächtigkeit und seinen Uebermuth, verordnete in seinem Testamente die Rückgabe aller unrechtmäßiger Weise erlangten Güter.

Wenn auch die Führer häufig sich vom Ehrgeize bestimmen ließen, so waren doch die Völker geleitet von einem zwar mehr oder minder unklaren, gleichwohl aber nicht berechnenden religiösen Gefühle. Bei den Rittern herrschte im Contrast zu dem Hochmuthe, dem Thatendrang, der Ruhmlust der Krieger, eine bewunderungswürdige Demuth und Selbstverläugnung. Der göttlichen Hülfe, den Wunderthaten der Heiligen, nicht aber ihrer Tapferkeit, schreiben sie das Verdienst der erlangten Vortheile zu; ihr Arm ermattet, sobald sie sich auf ihre eigene Kraft verlassen, während eine unbesiegliche Stärke ihm innewohnet, sobald Gott ihn lenkt. Der Großmeister der Hospitaliter nannte sich Hüter der Armen Christi, und seine Ritter redeten die Kranken als „unsere Herren" an. Gottfried wollte mit der Königskrone sich nicht schmücken, wo Christus die Dornenkrone getragen, und als die Abgesandten von Samaria ihr Erstaunen bezeigten, ihn auf dem Boden sitzen zu sehen, war seine Antwort, er könne wohl auf dem Staube liegen, der ihn nach seinem Tode bedecken sollte. Tancred ließ seinen Knappen versprechen, keinem Menschen etwas von einer schönen Handlung zu sagen, deren einziger Zeuge jener gewesen. Die Kriegsbegebenheiten im Orient werden von einem Historiker als Gesta Dei per Francos erzählt. Noch mehr: es sind zwei Briefe von dem stolzen Richard Löwenherz an den Erzbischof von Rouen und den Abt von Clairvaux vorhanden, in welchen er ihnen von seinen Siegen über Saladin Kenntniß gibt, ohne auf seine Tapferkeit die geringste Anspielung zu machen, ja ohne seiner selbst weiter zu erwähnen, als in der Bemerkung, daß er von einem Pfeile getroffen worden. Die Christenheit nahm ein großes Aergerniß an dem selbstsüchtigen Stolze, den Friedrich II. als Kreuzfahrer entwickelte, und hauptsächlich deßhalb ließen ihn bei seinem Unternehmen die Gläubigen im Stiche. Schon dieser Eine Zug unterscheidet hinreichend die Helden dieser Zeit von den Achilles und Ajax des Alterthums.

Trotz der schweren Leiden, welche die Jahrhunderte der Kreuzzüge heimsuchten, verbreitete sich ein kräftiges Leben in aller seiner Fülle bis in die äußersten Glieder; einig war der Glaube, einig das Verlangen, für diesen sich zu opfern, und dieser höchste Gedanke der Zeit nahm gänzlich das öffentliche und Privatleben ein. Während

die Nationalität und das Lehenswesen in Europa die Menschen noch vollständig von einander isolirte, zeigten sich die Soldaten des Kreuzes von dem Gefühle der Verbrüderung durchdrungen. Fulko v. Chartres schrieb: „Wo sah man jemals, daß so viele Nationen verschiedener Zungen sich zu einem einzigen Heere vereinigten, Franken, Flamänder, Gallier, Alemannen, Briten, Lothringer, Bayern, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italiener, Apulier, Iberer, Dacier, Griechen, Armenier. Richtete ein Brite oder ein Germane das Wort an mich, so wußte ich nicht zu antworten; wenn aber auch die Verschiedenheit der Sprache uns schied, so schienen wir doch nur Ein Volk zu sein durch unsere Liebe zu Gott und unsere Liebe zu uns Menschen. Verlor einer von uns irgend etwas, so hob es der Finder sorgfältig auf, bis es seinen Nachforschungen gelungen war, den Eigenthümer zu entdecken, und dann stellte er es ihm gerne aus freien Stücken wieder zu, gleichwie es unter Pilgern ziemlich, die als Genossen eine fromme Fahrt unternommen."

Wir wollen indessen nicht sagen, daß mit solchen Ideen und Worten die Handlungen stets im Einklange standen.

Die vielen Frauen, die mit oder ohne Ehemänner nach Palästina kamen, waren unbestritten eine Hauptursache der Liederlichkeit, mit deren Anblick der heilige Ludwig sogar nicht verschont wurde. Indessen mochte doch eben der Umstand, daß auch das zarte, das vorzugsweise mitleidige Geschlecht in den Kreuzheeren vertreten war, der Ehre vieler weiblicher Gefangenen zum Schutze gereichen. Zudem hatten auch die Weiber ihren Antheil an Heldenmuth und Leiden. Florine, eine Tochter des Herzogs von Burgund, fiel kämpfend an der Seite von Sweno, dem einzigen Sohne des Königs von Dänemark. Margaretha von Hennegau suchte unter den Leichen ihren von den Sarazenen erschlagenen Mann auf; eine andere Margarethe vertheidigte Jerusalem gegen Saladin, und kehrte allein, nur mit ihrem Helm, ihrer Schleuder und mit ihrem Psalmenbuch nach Europa zurück. Als die Männer alles Vertrauen auf diese Züge und allen Sinn dafür verloren hatten, wollten die Frauen von Genua statt ihrer ausziehen.

Das Ritterthum nahm durch die Kreuzzüge reinere Formen an, als es mit den geistlich-kriegerischen Orden verbunden ward, die zu einem und demselben Zwecke gebildet, von allen feudalen und nationalen Banden frei, aus unmittelbaren Kriegern Christi bestanden, und den Edelleuten in Friedenszeiten ein Gebiet nützlicher Thätigkeit, im Kriege eine Schule des Heldenmuths darboten. So nahm überhaupt

der Adel, der, weil aus dem rohen Rechte der Eroberung entsprungen, auch roh gewesen, jenen ritterlichen Geist an, der ihm fortan eigenthümlich war, und verband mit dem Muthe die Courtoisie, den religiösen Sinn, die zarte Minne, den Enthusiasmus.

Auf den Ruf Gottes riß sich der Leibeigene von der Scholle los, ohne daß der Herr ihn kraft des Gesetzes, das ihn daran fesselte, zurückhalten konnte. Wer das Kreuz genommen, war Mann Gottes und der Kirche, er genoß gewisser Vorrechte, somit verschwand von seiner Stirne das Zeichen persönlicher Knechtschaft.

Vermöge des Heimfallrechts machten die Herren die Fremdlinge, die sich auf ihren Gütern niederließen, zu Leibeigenen, und zogen die Güter derjenigen ein, die auf ihrem Grund und Boden starben oder an ihren Gestaden Schiffbruch litten. Fortan war der Pilger durch die Kirchengesetze geschützt und seine Person war unverletzlich. Darum erhob sich auch die Kirche in so energischer Weise gegen den Herzog von Oesterreich, der aus Rache König Richard als Gefangenen zurückbehielt, und gegen Karl von Anjou, der die schiffbrüchigen Franzosen plünderte.

Die Herren, welche nicht mehr bloß auf ihre Schlösser beschränkt waren, und ihren Rang unter ihres Gleichen an den prunkvollen Hofhaltungen zu behaupten hatten, suchten sich im Luxus zu überbieten, was natürlich der Kunst und den Gewerben zu statten kam. Die Seidenstoffe, welche das Pelzwerk verdrängten, riefen neue Manufakturen hervor; die Pracht in der Kleidung stieg in's Ungeheure, namentlich in Italien. Die Gewebe von Damaskus aus Kameelhaar erregten den Wetteifer der Abendländer; zuerst zu Palermo, sodann zu Lucca, Modena, Mailand entstanden zahlreiche Webereien; die Glaswaaren von Tyrus wurden zu Venedig nachgeahmt, welches bald die die Metallspiegel verdrängenden Glastafeln fabrizirte; die Windmühlen, deren man sich in Kleinasien aus Mangel an fließendem Wasser bediente, verbreiteten sich nun auch in Europa; desgleichen die Kunst, den Stahl zu bearbeiten und zu ciseliren, worin die Araber auf einer hohen Stufe standen; das Gepräge der Münzen und die Wappenbilder wurden kunstreicher; man ward vertraut mit der Anwendung des Emails, und die Goldschmiedekunst mußte einen großen Aufschwung nehmen, wo so viele Reliquien und Kleinodien, die zu schmücken und zu fassen waren, aus dem Oriente kamen.

Wer weiß nicht, wie sehr die Kenntniß neuer Länder und Sitten die Ideen erweitert. In der so zerstückten, feudalen Gesellschaft hatte die Heimath eines Jeden zur Gränze die Hecke, die seinem Felde zur

Umfriedung diente. Es war mit Lebensgefahr oder wenigstens mit Unkosten verknüpft, die Brücke des vorbeifließenden Flusses zu betreten, oder sich nahe der Burg des benachbarten Herrn blicken zu lassen. Nun fallen plötzlich die Schranken, und ganze Nationen betreten bisher verschlossene Straßen. Nun lernen die Nordländer in Italien die erhabenen Ueberreste der alten und die Anfänge der neuen Gesittung kennen. Sie hören zu Bologna das römische Recht erklären, sie finden zu Salerno und auf Monte Cassino Schulen der Medizin, zu Thessalonika Akademien der schönen Künste, zu Byzanz Bibliotheken und Museen.

Wie sehr ersprießlich für die gefügigeren, zur Nachahmung geneigteren Lateiner diese Beziehungen sich gestalteten, ist gar nicht zu ermessen. Sie lernten die geistige Kultur der Araber kennen, und zogen daraus ihre Philosophie, ihre Novellen und Romane. Die Medizin nahm, wenn nicht die orientalischen Methoden, so doch die Medikamente des Orients an. Die Schönheit und Trefflichkeit der arabischen Pferde entging den abendländischen Rittern nicht, die nach dem Besitze solcher Rosse trachteten; der heilige Ludwig brachte eine neue Gattung von Jagdhunden nach Europa; sogar Elephanten erschienen, und noch jetzt finden sich bei Pisa die Nachkommen von damals eingeführten Kameelen. Die ersten Kreuzfahrer retteten sich auf dem Zuge längs des Libanon und dann bei mehreren Belagerungen vor dem Verschmachten durch Aussaugen des Zuckerrohrs; sie brachten die nützliche Pflanze nach Sizilien, wo sie trefflich gedieh, und mit noch größerem Erfolge bauten die Mauren dieselbe bei Granada, von wo sie mit den Spaniern nach Madera und Amerika kam. Der heil. Ludwig schmückte die Gärten Frankreichs mit der Ranunkel, und der Troubadour Thibald die seinen mit den Rosen von Damaskus; andere Kreuzfahrer brachten aus Askalon die Schalotte genannte Zwiebelgattung nach Europa; ein Herzog von Anjou brachte den Pflaumenbaum von Damaskus, und Roger von Sicilien den Maulbeerbaum nach Italien. Gleicherweise lernte man zu dieser Zeit den Gebrauch des Safran, Alaun, Indigo kennen.

Griechenland war längst über seine glanzvolle Zeit hinaus; doch aber besaß es Denkmäler alter Kunst und Literatur, und war auch die neuere arm an Geist und Originalität, so besaß sie doch Ordnung und Politur, woran es der europäischen noch gänzlich fehlte. Die Lateiner fanden daher Vorbilder, die wenigstens geeignet waren, ihren Geschmack zu bilden, und zugleich neue Industrien, unzählige Dinge, die zur Verschönerung und Verfeinerung des Lebens dienen. Pisa,

Genua und die normänniſchen Bauwerke in Italien ſind reich an Säulen und Statuen, die aus dem Morgenlande ſtammen; es beweist dieß, daß zu jener Zeit der Sinn für das Schöne wieder erwachte, und erklärt die plötzliche Reiſe, zu welcher die ſchönen Künſte in dieſem Theile von Europa gelangten. Selbſt die Literatur ward durch die Bewegung, welchen die allgemeinen Unternehmungen der chriſtlichen Geſellſchaft verliehen, genöthigt, aus dem Heiligthum hervorzutreten. Die Geſchichtſchreibung begann ſich zu heben, indem ſie von mehr lokalen Vorgängen ſich den Großthaten einer bewunderten Tapferkeit zuzuwenden hatte, und die Poeſie fand in der Wirklichkeit, was ſie nimmer durch noch ſo kühnen Flug der Phantaſie erreicht hätte.

Die Wirkungen der Kreuzzüge ſind insbeſondere ſichtbar hinſichtlich der Ausdehnung und Richtung des Handels. Die italiſchen Seeſtädte, welche bei der Ueberſchiffung der Kreuzfahrer einen anſehnlichen Gewinn erzielt hatten, erwirkten ſich in den eroberten Ländern überaus vortheilhafte Privilegien, und legten zahlreiche Comptoire in Syrien, ſowie an den Geſtaden des joniſchen und ſchwarzen Meeres an. Auch die Schiffe entfernterer Städte, die Krieger oder friedliche Pilger nach Paläſtina führten, brachten Ladungen von Stoffen, Gewürzen und ſonſtigen Waaren zurück, und ſo entwickelte ſich die Handelsblüthe des ſüdlichen Frankreichs, der Frieſen und Flamänder, von Bremen und Lübeck, mit ihr die Blüthe von Induſtrie und Kunſt. Dieſe Städte wurden wohlhabend und mächtig, ihre Bürger konnten Anſprüche auf Rechte erheben.

Es ſind dieß einige der bedeutendſten Thatſachen, welche ſich als Folgen der Kreuzzüge für die Cultur des Abendlands nachweiſen laſſen. Wir wollen hier nicht die Frage erheben: Was *ohne* die Kreuzzüge aus Europa geworden wäre; ſolche müßige Fragen ſollten in der Geſchichte nie aufgeworfen werden; aber was Europa *durch* die Kreuzzüge gewonnen hat, das zu verkennen iſt nur jener Geſchichtſchreibung möglich, welche überhaupt das Mittelalter mit Groll und Verachtung anſchaut.

15.

König Philipp's des Staufen Ermordung.

Am Morgen des 21. Juni 1208 hatte König Philipp zu Bamberg ſeine Nichte *Beatrix*, die einzige Tochter und Erbin ſeines verſtorbenen Bruders, des Pfalzgrafen von Burgund, mit dem Herzog *Otto von Meran* vermählt. Nachdem er dem jungen Paar eine

Strecke Wegs das Geleite gegeben, kehrte er in die Stadt zurück und ließ sich, wie das in alten Zeiten auch ohne besondere Krankheitsanfälle geschah, mit vielen seiner Leute zu Ader. Im traulichen Gespräch mit seinem Kanzler, dem Bischof Kunrat von Speier, und dem treuen Truchseß, Heinrich von Waldburg, ruhte er des Nachmittags in einem stillen Zimmer der bischöflichen Pfalz. Da tritt Pfalzgraf Otto von Wittelsbach ein. Mit freundlich scherzenden Worten empfängt ihn der nichts Schlimmes ahnende König. Er aber: „Hier gilt es keinen Spaß!" und stürzt mit blankem Schwert auf seinen wehrlosen Herrn. Der Ruf des Truchseßen scheint seinen Arm zu lähmen und mit leichtem Hieb verwundet er Philipp's Hals. Jedoch die Schlagader ist durchschnitten, wenige Schritte noch thut der König, dann stürzt er entseelt zu Boden. Vergeblich sucht Heinrich von Waldburg mit eigener Lebensgefahr dem Mörder die Thüre zu versperren, der bricht sich mit dem Schwerte Bahn und entkommt auf dem zur Flucht bereit gehaltenen Rosse ungehindert aus der Stadt, mit ihm seine Mitverschworenen, Bischof Egbert von Bamberg und Heinrich von Andechs, die Brüder des eben vermählten Herzogs Otto von Meran.

So setzte eine bis dahin in deutschen Landen unerhörte Frevelthat dem Leben König Philipp's ein Ziel in dem Augenblick, da sich sein Glück zu stolzerem Flug erhob. Und um den Greuel des Königsmordes noch zu vergrößern, er fiel von der Hand eines Mannes, dessen Geschlecht von den Hohenstaufen wie kein anderes Gunst und Gnade empfangen hatte, unter der Mitschuld derer, welche die Heiligkeit des Gastrechts und das neugeschlossene Band der Verwandtschaft zu seinem besonderen Schutze verpflichtete.

Am folgenden Tag wurde der vielbeweinte König im Dom bestattet. Da ruhte der Leichnam, bis er an Weihnachten 1213 von König Friedrich in der Gruft zu Speier beigesetzt und zu seinen Ahnen, den fränkischen Kaisern, versammelt ward. Von den jugendlich blühenden Söhnen, aus deren Mitte Kaiser Friedrich vor einem halben Menschenalter ausgezogen war, lag nun auch der letzte im Grab. Ein einziger Sprößling nur grünte noch vom Heldenstamm im fernen Süden, es war Kaiser Heinrich's Sohn, „das Kind von Apulien."

Auch des fremden Weibes soll hier noch gedacht werden, das der Jammer des Lebens und ein Herz voll Liebe mit dem Geschick der Hohenstaufen unzertrennlich verknüpfte. Aus dem allgemeinen Schiffbruch, in dem Irene ihr väterliches Geschlecht und das Haus ihres ersten Verlobten hatte untergehen sehen, war sie allein von der ret-

tenden Welle erfaßt und der neuen beſſeren Heimath zugeführt worden, die ſie an der Hand König Philipp's in Deutſchland fand. Mit ihm hatte ſie jetzt ihre einzige Stütze verloren. Schwangeren Leibes eilte ſie von der blutigen Leiche des Gemahls hinweg auf die Burg Staufen. Aber zwei Monde nur währte ihr Wittwenleid. In Kindsnöthen ſtarb ſie am 28. Auguſt. Drüben im nahen Kloſter Lorch, wo man vom grünen Hügel hinabſchaut in das tannenumſäumte, wehmüthig freundliche Wieſenthal, da liegt dem Stammherrn der Hohenſtaufen zur Seite „die griechiſche Maria" begraben, „die Roſe ohne Dorn, die Taube ſonder Galle," als die ſie einſt mit einem für die himmliſche Maria, die reine, ſchmerzenreiche, hergebrachten Bilde der Dichter in den Tagen des Glücks beſungen hatte. „Unbegreiflich ſind die Gerichte Gottes und unerforſchlich ſeine Wege!" Mit dieſen Worten hatte Irene im Hinblick auf die entſetzliche That, die urplötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel ihr Lebensglück zerſtörte, noch acht Tage vor ihrem Tode eine für das Kloſter Adelberg ausgeſtellte Schenkungsurkunde eingeleitet. Und heute noch mögen wir es ihr nachſprechen. Was man auch zur Erklärung von des Wittelsbachers That Alles vorbringen kann, ſie bleibt in ihren tieferen und letzten Gründen ein Räthſel, faſt ſo unerforſchlich, als die göttliche Fügung, die ſie geſchehen ließ.

Daß die Ermordung Philipp's außer allem Zuſammenhang ſtand mit ſeinem um den Beſitz der Krone geführten Kampf, daß alſo namentlich der welfiſche Gegenkönig rein von jeder Mitſchuld iſt, darüber iſt kein Zweifel erlaubt. Nicht minder gewiß iſt es aber auch, daß Otto von Wittelsbach nicht etwa, wie man es hat darſtellen wollen, einen wenn auch thörichten und unglücklichen, doch nicht böſe gemeinten Scherz machte, daß er vielmehr mit voller Abſicht, von Rache getrieben, handelte.

Pfalzgraf Otto von Bayern, ein Neffe des Kardinalerzbiſchofs Kunrat von Mainz und des tapferen, nach Heinrich's des Löwen Sturz mit dem bayeriſchen Herzogthum belehnten Otto von Wittelsbach, ſtand, wie alle Bayern, wie auch ſein Vetter Ludwig, auf ſtaufiſcher Seite. Er hatte jene entſchiedene Erklärung der deutſchen Fürſten vom 28. Mai 1199 mit unterſchrieben, als Kriegsmann ſich namentlich bei der Verfolgung des böhmiſchen Heeres im Sommer 1204 hervorgethan. Zur Belohnung für die geleiſteten Dienſte oder um ihn zu fernerem Eifer anzuſpornen, verſprach König Philipp ihn zu ſeinem Eidam zu machen.

Irene hatte während einer eilfjährigen Ehe ihrem Gemahl keinen

Sohn, aber vier Töchter geboren, von denen die beiden mittleren, Kunigunde und Maria, mit den Söhnen des Königs von Böhmen und des Herzogs von Brabant verlobt waren. Von den zwei anderen, die beide nach der Großmutter Beatrix hießen, wurde die erstgeborne im August 1212 mit Kaiser Otto vermählt, starb aber schon vier Tage nach der Hochzeit; die jüngste heirathete im Jahre 1219 den König Ferdinand von Kastilien.

Eine Beatrix nun, und ohne Zweifel die ältere, war es, welche König Philipp dem Pfalzgrafen zur Ehe versprochen hatte. Aber sei es, daß ihn die rohe, gewaltthätige Sinnesart Otto's seine Zusage gereuen ließ, sei es, daß die höheren politischen Zwecke, die durch die Vermählung von Philipp's Töchtern mit König Otto und dem Neffen des Papstes zu erreichen standen, dem Pfalzgrafen einen Verzicht abnöthigten, die beabsichtigte Verbindung unterblieb.

Das warf wohl den ersten Funken von Haß und Erbitterung in Otto's Seele, es war aber sicherlich nicht, wie gewöhnlich angenommen wird, die unmittelbare Ursache seiner schwarzen That. Er suchte und fand Ersatz für Beatrix und verlobte sich mit Gertrud, der Tochter Herzog Heinrich's von Schlesien und der nachmals heilig gesprochenen Hedwig von Meran. Ob und auf welche Weise nun König Philipp dem Pfalzgrafen bei dieser zweiten Bewerbung in den Weg trat, darüber lassen sich nur unsichere Vermuthungen aufstellen. Was uns ein Zeitgenosse, der Cistercienser-Abt Arnold in Lübeck, darüber erzählt, ist folgendes:

„König Philipp hatte seine Tochter dem Pfalzgrafen Otto als einem erlauchten Manne zu vermählen beschlossen. Weil aber dieser Otto ein überaus grausamer und roher Mensch war, gab er seine Absicht wieder auf. Als der Pfalzgraf das vernahm, bemühte er sich um die Tochter Herzog Heinrich's von Polen und sprach zu König Philipp: „Herr, laßt Euch in Gnaden daran erinnern, wie ergeben ich Euch immer gewesen bin, welche Kosten ich in diesem Kriege für Euch aufgewandt habe, und wie ich auch jetzt wieder mit großer Rüstung für Euch in's Feld zu ziehen bereit bin. Darum bitte ich, daß Ihr Euch nun in einem geringen Stück mir geneigt erweiset und mir Empfehlungsschreiben an den Herzog von Polen gebet, damit der gut eingeleitete Verlobungsvertrag durch Eure Vermittlung um so besser zu Ende geführt werde." „Sehr gern will ich das thun," sprach der König. Da freute sich jener und reichte ihm einen bereits ausgefertigten Brief. Philipp hieß ihn gehen, nach einer Weile solle er wieder kommen, so werde er das Schreiben gesiegelt

finden. Als aber der Pfalzgraf fort war, wurde der Brief im entgegengesetzten Sinne umgeändert und mit dem königlichen Insiegel versehen. Philipp hatte aber dazu seine guten Gründe, denn das Mädchen, das Otto zu heirathen dachte, war mütterlicher Seite mit ihm verwandt, und daher wollte es dem König nicht gefallen, daß die edle Jungfrau einen so unverständigen, grausamen und gottlosen Mann zum Gemahl bekäme. Wie nun der Pfalzgraf den Brief zurückerhielt, erweckte ein Flecken, den er darauf bemerkte, Verdacht in ihm; er wandte sich an einen seiner Vertrauten und sprach zu ihm: „Eröffne mir den Inhalt dieses Briefes." Als er den Brief durchlas, erschrack er und sprach: „Ich bitte Euch um Gottes Willen, mich nicht zur Angabe des Inhalts zu zwingen, denn ich sehe den Tod vor mir, wenn ich es thue." Da ging der Pfalzgraf mit dem Briefe zu einem Andern und setzte dem so lange zu, bis er den Inhalt des Schreibens erfuhr; über den aber kam er in solche Wuth, daß er auf nichts anderes sann, als auf den Tod des Königs."

So die Erzählung Arnold's, die, auch ohne daß man sie in ihren einzelnen Theilen einer genaueren Prüfung unterwirft, sich als sagenhaft zu erkennen gibt. Aber auf bloßer Erfindung beruht sie darum nicht. Ist doch Arnold der einzige deutsche Chronist, welcher von der durch polnische Quellen verbürgten Eheberedung Otto's mit der schlesischen Herzogstochter etwas weiß. Und müssen wir auch die Geschichte von dem Uriasbrief wohl fahren lassen, so mag Otto doch immerhin und vielleicht auch nicht ohne Grund, den König für den Störer seines zweiten Heirathsplans angesehen haben, sei es nun, daß Philipp geradezu den Herzog Heinrich, der in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Staufern stand, vor dem wüsten und rauhen Pfalzgrafen warnte, oder nur mittelbar, indem er ihn ob seines an einem bayerischen Edelmann aus der Umgebung Herzog Ludwig's, Namens Wolf, verübten Todschlags vor dem Fürstengericht belangen und verurtheilen ließ.

Bei einem Menschen von so starken und ungebändigten Leidenschaften, wie Pfalzgraf Otto war, reichte auch eine geringere Beleidigung, der bloße Verdacht von Verrath hin, seine Rachsucht zu entflammen und ihn zu rascher Frevelthat fortzureißen. Einstimmig wird Otto von Wittelsbach als ein Mann von gewaltthätiger, wilder Art geschildert. Auch die Gerechtigkeit ward bei ihm zur Grausamkeit: um eines Hellers Werth ließ er die Diebe aufhängen und es gieng die Rede von ihm, er führe, wenn er ausreite, immer eine Anzahl Stricke im Gürtel mit sich, um die Missethäter gleich auf der Stelle strafen zu können.

Wie viel nun auch der Haß und der Abscheu vor dem Königsmörder dazu beigetragen haben mag, die Persönlichkeit Otto's von Wittelsbach noch schwärzer darzustellen, als sie wirklich war, so viel steht dem einstimmigen Bericht der Quellen gegenüber außer Zweifel, daß wir jenes Maß von Entschuldigungsgründen, das jede menschliche Frevelthat für sich in Anspruch nehmen darf, nicht in der Größe des erlittenen Unrechts, sondern in des Pfalzgrafen Leidenschaftlichkeit und Wildheit des Gemüthes zu suchen haben. Jedoch die Ermordung König Philipp's, sagt man, war nicht eine That plötzlich aufflammender Rachsucht; in Folge einer Verschwörung ward er von dem Pfalzgrafen getödtet. Und als seine Mitverschworenen werden Bischof Egbert von Bamberg und sein Bruder, Markgraf Heinrich von Istterreich, genannt. Heinrich, heißt es, habe ihn zu seinem Verbrechen aufgestachelt, von Soldaten der beiden Brüder begleitet, sei Otto in den Palast gekommen und bei ihnen habe er nach vollbrachter That eine Zuflucht gesucht. Allein Alles, was uns über die Andechsischen Brüder und ihr Verhältniß zu König Philipp überliefert wird, ist viel zu wenig, als daß man daraus ein irgend gültiges Urtheil über ihre Schuld oder Unschuld gewinnen könnte. Von den Zeitgenossen wurden sie freilich der Mitwissenschaft und hülfreicher Betheiligung an Otto's Mordthat für überwiesen angesehen und demgemäß der Stab über sie gebrochen.

Es war auf dem großen Reichstag, den König Otto nach seiner allgemeinen Anerkennung an Martini 1208 zu Frankfurt hielt. Da trat die zehnjährige Beatrix, Philipp's älteste Tochter, geführt von dem Bischof Kunrat von Speier, in den Kreis der versammelten Fürsten: „züchtiglicher Geberde warf sich das Mägdlein, das so schön war und so fein, zu Otto's Füßen nieder und forderte mit lauter, von Schluchzen und Weinen unterbrochener Stimme von dem König und dem ganzen römischen Reich Rache über den Mörder ihres Vaters.“ Bei solch kläglichem Anblick konnte sich Keiner der Anwesenden der Rührung erwehren, „sie weinten mit der Jungfrau“ und verlangten, daß der Königstochter Gerechtigkeit werde. Nach gemeinsamem Fürstenbeschluß ächtete nun und „forstete“ König Otto den Pfalzgrafen und die Gesellen seiner That und legte „friedelos“ all ihr Gut. Was Otto von Wittelsbach und Heinrich von Andechs, „die Mörder König Philipp's,“ vom Reich zu Lehen besaßen, wurde ihnen abgesprochen, die bayerische Pfalzgrafschaft an den Grafen Rapoto von Ortenburg, Istterreich und Krain an Herzog Ludwig verliehen, der aber schon zwei Monate nachher zu Gunsten des Patriarchen von Aquileja darauf

verzichtete. Auf einem zweiten Reichstag, der gleich nach Neujahr 1209 in Augsburg ſtattfand, wurde von Neuem auf benachbartem bayeriſchen Boden Gericht gehalten, und nach bayeriſchem Recht das Urtheil über die Mörder beſtätigt.

Schwer mußte der Mörder ſein Verbrechen büßen. Den Spruch des Augsburger Reichstages zu vollſtrecken und den Flecken abzuwaſchen, der auf die Ehre des Wittelsbachiſchen Hauſes gekommen, rückten mit bewaffneter Hand Herzog Ludwig von Bayern, Graf Otto von Valei, aus einer Seitenlinie der Wittelsbacher entſproſſen, mütterlicher Seits aber der Neffe des neuen Ortenburgiſchen Pfalzgrafen, und mit ihnen der treue Marſchall Heinrich von Kalentin in das Gebiet der geächteten Fürſten ein. Die Burg Andechs am Ammerſee, der Stammſitz der Meraner Herzöge, wurde nach tapferem Widerſtand erobert, geplündert und dem Boden gleich gemacht. Dasſelbe Schickſal theilten Otto's Feſten Glaneck und Buchhorn; ja auch die alte Wittelsbach wurde nicht geſchont, Herzog Ludwig ſelbſt zerſtörte die Wiege ſeines Geſchlechtes; an ihrer Stelle ließ er der heiligen Jungfrau eine Kirche erbauen, die er dem Deutſchorden übergab, von den Steinen der geſchleiften Feſte aber eine Ringmauer um den benachbarten Flecken Aichach führen.

Otto von Wittelsbach ſelber hielt ſich ſeit ſeiner Aechtung auf einem an der Donau oberhalb Regensburg gelegenen Hof der Mönche von Ebrach verſteckt. Aber nicht lange, ſo wurde er in ſeinem Schlupfwinkel aufgeſpürt. Begleitet von dem Sohn jenes Wolf, den einſt Otto erſchlagen hatte, zog ſchon im Februar 1209 Heinrich von Kalentin heran, umſtellte den Hof und gab dem Pfalzgrafen den Todesſtreich. Das Haupt ward vom Rumpf getrennt und in die Donau geworfen; der Leichnam blieb unbeſtattet liegen, bis ihm nach ſieben Jahren auf päpſtliche Erlaubniß ein chriſtliches Begräbniß im Kloſter Indersdorf wurde.

16.

Die Riesenschlacht von Navas de Tolosa.

Den Wendepunkt der Geſchichte des ſpaniſchen Mittelalters bildet der glorreiche Sieg der Chriſten über die Araber im Jahre 1212 in den Ebenen von Toloſa (Navas de Toloſa). Mit ungeheurer Heeresmacht kam Muhammed (mit dem Beinamen Abdallah Annahir), der Almohaden Beherrſcher, nach Spanien, die chriſtlichen Staaten zu erdrücken. Es galt einen Rieſenkampf um Chriſtenthum und

Christen auf der Halbinsel. Aber die Christen zitterten nicht bei der Schreckenskunde. Eilig sammelten sie alle Kräfte und wandten sich auch um Hülfe in das Ausland.

Alfonso VIII. hatte den Bischof Gerhard von Segovia nach Rom geschickt, um Innocenz III. von der bedrängten Lage Spaniens zu benachrichtigen und um die Erlassung eines Aufrufes an die Christenheit zu einem Kreuzzuge gegen die Sarazenen zu bitten. Innocenz III. forderte die französischen Prälaten auf, mit allen ihren Kräften die in Spanien bedrohte christliche Religion aufrecht zu erhalten. Den spanischen Bischöfen aber legte er nahe, auf das einstimmige Zusammenwirken ihrer Könige bedacht zu sein. Zu diesem Zwecke wurde von Alfonso VIII. zu Cuencer eine Zusammenkunft der christlichen Fürsten gehalten. Es wurden über die Art und Weise der Kriegsführung und die zu leistende Unterstützung an Geld und Truppen Verabredungen getroffen und Castiliens Hauptstadt Toledo zum Sammelplatze bestimmt. Im Februar des folgenden Jahres sah man die Banner der Städte, die Großmeister und Prioren der Orden von Calatrava, St. Jago, der Hospitaliter und des Tempels mit ihren Rittern anlangen. Unter den ausländischen Streitern waren die Franzosen bei weitem am zahlreichsten vertreten. An die Spitze dieser Schaaren hatten sich überall die Bischöfe gestellt. Die Krieger von Languedoc, der Provence und aus Burgund führte der Erzbischof von Narbonne herbei, welcher auch den König Sancho von Navarra zu bewegen gewußt hatte, seinen Groll über der allgemeinen Sache des Vaterlandes vergessend, nicht bloß durch Zusendung von Geld und Truppen, sondern in eigener Person sich an dem Kampfe gegen die Ungläubigen zu betheiligen. Schon im Mai hatten sich in Toledo von den „Ultramontanen" (Franzosen) gegen 2000 Barone mit ihrem Gefolge, 10,000 Ritter und Lanzknechte und 50,000 Mann Fußvolk eingefunden. Eine Menge anderer Streiter aus entfernteren Ländern war noch auf dem Wege. Die Stadt Toledo vermochte nicht eine solche Menschenmenge aufzunehmen. Viele Tausende mußten in den Zelten, welche in den königlichen Gärten aufgeschlagen worden waren, oder auf den Wiesen sich lagern. Obgleich sich das Heer der Ultramontanen im Monat Juni allein auf 10,000 Ritter und 100,000 Mann zu Fuß belief, hatte doch Alfonso solche Vorräthe an Geld und Lebensmitteln, worin ihm ohne Zweifel Frankreich und Italien hülfreiche Hand geboten, aufgehäuft, daß die Ritter wie die übrigen Krieger nicht nur mit Lebensmitteln, sondern sogar täglich mit reichlichem Solde versehen wurden.

Während in Spanien von allen Seiten die Schaaren sich zum Kampfe gegen die Ungläubigen sammelten, war Innocenz nicht müßig, die Waffen des Gebetes zum Schutze der bedrohten Christenheit zu ergreifen. Er ordnete zu Rom auf den 23. Mai eine allgemeine Procession der Geistlichen und Laien an für den Frieden der Christenheit und insbesondere, „damit Gott Sieg verleihe Allen, welche in Spanien kämpften, und nicht zulasse, daß über sie herrschten die Heiden." Niemand sollte sich davon ausschließen, mit Ausnahme der gegenseitigen Todfeinde. In der Frühe versammelten sich die Frauen in der Kirche Santa Maria maggiore, die Geistlichen in der Basilica der zwölf Apostel und die männlichen Laien in der Kirche der heil. Anastasia. Nach verrichtetem Gebete zogen sie unter Glockenschall barfuß, die Frauen ohne Schmuck, unter Thränen und Schluchzen zu dem Platze vor dem Laterau. Inzwischen begab sich der Papst mit den Cardinälen, Bischöfen und Caplänen in die Basilica sancta sanctorum, erhob daselbst die Reliquie des heiligen Kreuzes und trug dieselbe in Prozession vor den Palast des Bischofes von Albano. Nachdem er von dessen Stufen herab eine Ermahnungsrede an das Volk gehalten, kehrten sämmtliche Anwesende in die Kirchen zurück. Der Papst mit den Geistlichen und Laien in die Kirche Johannes von Laterau. Nach Abhaltung der Messe begab sich Innocenz, barfuß wie alle Anderen, zu dem heil. Kreuze, um demselben die gewöhnliche Ehrerbietung zu erweisen. Um die Kraft des Gebetes zu verstärken, wurden strenges Fasten in Speise und Trank und Almosen mit ihm verbunden.

Den 20. Juni 1212 setzten sich die Kriegsschaaren von Toledo aus in Bewegung. Sie waren zur Einhaltung der Ordnung und um der Bequemlichkeit willen in drei Haufen abgetheilt. Voraus zogen unter Anführung des Diego Lopez de Haro die Ultramontanen über 100,000 Mann stark. Den zweiten Heerhaufen, bestehend aus Aragoniern, Catalonien und Templern, befehligte Pedro II. Den Zug mit dem zahlreichen Heer der Castilianer, Leonesen und Portugiesen, in welchem sich allein 30,000 Ritter befunden haben sollen, beschloß Alfonso VIII. von Castilien. Schon am 24. Juni erstürmten die Ultramontanen die Festung Malagon, deren sämmtliche Besatzung sie niederhieben. Da sich hier die große Hitze, sowie Mangel an Lebensmitteln fühlbar machte, glaubten Viele der Fremdlinge ihrer Pflicht schon Genüge geleistet zu haben und wollten sich zur Heimkehr anschicken. Doch wußte sie Alfonso VIII. durch reichliche Austheilung von Lebensmitteln zu beschwichtigen. Das Heer zog nun vor

Calatrava, dessen zahlreiche Besatzung von zwei ausgezeichneten Feldherrn befehligt wurde. Die Stadt wurde von allen Seiten angegriffen und endlich mit Sturm erobert. Zu großer Ermunterung diente die wunderbare Erhaltung eines Priesters, welcher im Ornate, die geweihte Hostie in der Hand, an der Spitze der Streiter in die Stadt vorgedrungen und obwohl sich 60 Pfeile an seinem Kleide festgeheftet hatten, selbst unverletzt geblieben war. Die Almohaden hatten sich in das stark befestigte Castell zurückgezogen, dessen Erstürmung mit großen Opfern verknüpft gewesen wäre. Dessenungeachtet siegte im Kriegsrathe die Ansicht, daß die Festung, in welcher große Reichthümer und Vorräthe von Lebensmitteln aufgehäuft waren, zuvor erstürmt werden müsse, ehe man dem nur einige Tagemärsche entfernten Feinde eine Schlacht anbieten könne. Als die Saracenen diesen Entschluß der Christen vernahmen, ließen sie dem Könige von Castilien heimlich große Schätze und Uebergabe der Festung anbieten. Die Ultramontanen und Aragonier, nach dem Blute der Ungläubigen dürstend, verwarfen jeden Vergleich, welcher doch auch zugleich das Leben so Vieler aus ihrer eigenen Mitte schonen wollte. Endlich wurden dennoch die Anträge der Saracenen angenommen. Darüber brach Zwiespalt zwischen den Spaniern und Ultramontanen aus. Die Letzteren, durch Satans List verführt, wie Rodrigo von Toledo meint, waren voll Unmuths, daß ihnen die Ermordung der Besatzung entzogen und von Alfonso, wie sie glaubten, ein großer Theil der Schätze vorenthalten worden sei. Unter dem Vorwande, das heiße Clima von Spanien nicht ertragen zu können, weigerten sie sich, weiter zu ziehen. Alle Vorstellungen und Bitten waren vergeblich. Das gesammte Heer, nur ein kleines Häuflein unter dem Erzbischofe von Narbonne ausgenommen, schlug beinahe im Angesichte der Feinde, den Rückweg ein.

Die Spanier aber rückten ungeschwächten Muthes weiter, und gelangten bald in den Engpaß Muradal, um auf der andern Seite des Gebirges die Entscheidung durch die Schlacht herbeizuführen. — Der Herrscher der Almohaden hatte sich mit seinem zahllosen Heere in die Ebene von Jaen begeben, mit dem Vorsatze, erst dann eine Schlacht zu wagen, wenn die Christen durch die Sommerhitze und durch Mangel an Lebensmitteln entkräftet sein würden. Als er aber die Nachricht von dem Abzuge der Ultramontanen, welche er wegen ihrer Zahl und Stärke am meisten fürchtete, erfuhr, rückte er heran, um die Christen zur Schlacht aufzusuchen. Obwohl Muhammed die Gebirgspässe mit seinen besten Truppen hatte besetzen lassen, eroberten

die Christen dennoch, nachdem sie in den Engpaß Muradal eingezogen waren, nach einem blutigen Gefechte die auf der Bergeshöhe gelegene Burg Ferval. Inzwischen aber hatten die Saracenen den engen Paß, welcher von der Höhe herab nach Tolosa führte, auf's stärkste besetzt. Das christliche Heer befand sich in einer sehr schwierigen Lage. Das Vorwärtsschreiten war unmöglich, da, wie Alfonso in seinem Berichte an Innocenz III. schrieb, der Durchgang durch den Engpaß, wenn er nur von 1000 Kriegern gut vertheidigt wurde, von keinem Heere der Welt erzwungen werden konnte. Länger auf der Höhe zu verweilen, verhinderte der Mangel an Wasser. Den Rückweg einzuschlagen und einige Tagmärsche weiter einen Durchgang nach Andalusien zu suchen, hielt Alfonso der Ehre der Christen widersprechend. In dieser verzweiflungsvollen Lage erschien wie vom Himmel gesandt, vor dem Könige von Castilien ein Hirt, mit dem Anerbieten, dem Heere einen Weg zu zeigen, auf dem es sicher und ohne von dem Feinde bemerkt zu werden, die Ebene erreichen könnte. Nachdem Alfonso von der Wahrheit dieser Aussage sich versichert hatte, schlug das Heer noch an demselben Tage den von dem Hirten gewiesenen Weg ein und gelangte durch Waldesdickicht auf eine geräumige Ebene, welche sogleich in ein verschanztes Lager umgewandelt wurde.

Die Saracenen hatten anfänglich geglaubt, daß die Christen sich auf der Flucht befänden. Als sie dieselben in ihrer neuen Stellung gewahrten, bot ihnen Muhammed noch an demselben Tage die Schlacht an, die christlichen Heerführer zogen es jedoch vor, ihren ermatteten Kriegern noch Ruhe zu gönnen. An dem folgenden Tage stellte der Herrscher der Almohaden sein Heer abermals in Schlachtordnung; die Christen verließen aus Scheu, den Tag des Herrn durch das blutige Werk der Schlacht zu entweihen, ihr sorgfältig verschanztes Lager nicht; nur einzelnen Rittern wurde es gestattet, in Zweikämpfen mit den feindlichen Vorposten ihre Tapferkeit zu erproben. Vor dem Anbruche des nächsten Tages rüsteten sich die Christen zur Schlacht. Der Erzbischof von Toledo und die anderen Prälaten durchzogen die verschiedenen Heeresabtheilungen, sie zum Kampfe für die Sache Gottes ermunternd und den Ablaß verkündend. Es wurde das Geheimniß des Herrn gefeiert und die Sakramente gespendet, um die Streiter zu stärken auf den heißen Kampf. Darauf wurde das Heer in Schlachtordnung gestellt. Das Mitteltreffen unter Alfonso wurde in vier Heerhaufen getheilt. Die Ehre des Vorkampfes erhielten die castilianischen Gebirgsbewohner unter dem

tapfern Diego Lopez. Dann folgten die Ritterorden nebst den Bannern einiger Städte unter dem Grafen von Gonzalo Nunnez de Lara. Der dritte Haufen bestand aus den Rittern von Altcastilien, Asturien und Biscaia, welche durch den Grafen Rodrigo Diaz de los Cameros befehligt wurden. In der Reserve standen unter Alfonso's Leitung die Toletaner und Leonesen. In des Königs Umgebung befanden sich der Erzbischof von Toledo und mehrere andere Bischöfe aus Castilien und Leon mit ihren Mannschaften. Den linken Flügel nahm Sancho mit seinen tapfern Navarresen ein. An ihn hatten sich angeschlossen die galicischen und portugiesischen Truppen sammt den wenigen französischen Rittern, welche unter dem Erzbischofe von Narbonne zurückgeblieben waren. Den rechten Flügel hatten unter dem Könige Pedro die aragonischen Kriegsvölker inne.

Muhammed Annasir hatte seinerseits sein Heer in fünf Schlachtreihen aufgestellt. In dem Vordertreffen standen die sogenannten Freiwilligen, nach arabischen Berichten 170,000 Mann an der Zahl, bereit, für den Islam zu siegen oder zu sterben. Den rechten Flügel bildeten die Andalusier, den linken die berberischen Stämme. Das Mitteltreffen und die Reserve bestanden aus dem Kerne des Heeres, den eigentlichen Almohaden, oder der regelmäßigen Militärmacht. In der Mitte der Schlachtordnung ließ Muhammed sein rothes Zelt aufschlagen. Dann setzte er sich in dem schwarzen Kriegsmantel des almohadischen Stammvaters Abdolmumin, in der einen Hand den Koran, in der andern den Säbel haltend, auf seinen Schild, während sein Pferd vor dem Zelte in Bereitschaft stand. Rings um das Zelt waren die Leibwachen aufgestellt, sowohl die Mauren als Neger, welche eine undurchdringliche Mauer von Lanzen bildeten, ein großer Halbkreis mit starken eisernen Ketten umschloß den Emir, um jeden feindlichen Angriff von ihm abzuwehren.

Kaum war das Zeichen zur Schlacht gegeben, als die Serraner und die Ritterorden vorrückten. Gleichzeitig setzten sich auch die beiden Flügel in Bewegung. Die moslemischen Freiwilligen wurden durch den gewaltigen Stoß der Feinde zurückgeworfen. Eine ungeheure Menge derselben wurde zu Boden gestreckt. Als aber die Christen zu dem feindlichen Mitteltreffen vordrangen, fanden sie solchen Widerstand, daß sie zu dem zweiten Schlachthaufen zurückweichen mußten. Bei dem Anblicke dieser Unordnung wollte Alfonso mit seinen Reservetruppen vordringen, indem er zu dem Erzbischofe von Toledo sprach, die Zeit sei gekommen, eines rühmlichen Todes zu sterben. Man hielt ihn aber zurück, vorstellend, daß die Unterstützung

mit Klugheit und Mäßigkeit nachgesandt werden müsse. Es wurden nun die tapfersten Kriegsschaaren in das Treffen geführt. Voran leuchtete das Kreuz des Herrn, getragen durch den Chorherrn Don Paschasius von Toledo, in dessen Nähe befand sich das königliche Hauptbanner mit dem Bildnisse der Jungfrau Maria, „der Beschützerin Toledo's und Spaniens." Durch die frischen Kräfte unterstützt, drangen die Serraner und Ritterorden auf's neue gegen das Mitteltreffen vor. Mitten in dem heißesten Kampfe wandten sich plötzlich die Andalusier und ergriffen die Flucht. Dieß erregte furchtbare Verwirrung. Nun galt es noch den eisernen Ring zu sprengen, innerhalb dessen die Leibwache, unterstützt durch die almohadische Militärmacht, die von allen Seiten heranstürmenden Christen lange mit der größten Anstrengung zurückschlug. Die Navarresen, ihren König Sancho an der Spitze, waren die ersten, welche den gewaltigen Kreis durchbrachen. Darauf sprengten der Graf von Lara mit seiner castilianischen Ritterschaar, die königliche Standarte in der Hand, und der König Pedro von verschiedenen Seiten her über die Brustwehr. Während dieses furchtbaren Getümmels saß Muhammed Amasir noch immer unbeweglich auf dem Schilde mitten in dem Zelte und sprach: „Gott allein ist wahrhaft und der Satan ein Betrüger." Schon hatten ihn die Christen, nachdem sie den größten Theil seiner Leibwache niedergehauen, in ihrem fürchterlichen Gemetzel beinahe erreicht, als ein Araber auf ihn zusprengend rief: „O Emir! Wie lange wirst denn du sitzen bleiben? Schon ist Gottes Urtheil gefällt und sein himmlischer Wille erfüllt worden. Die Moslemin sind im Kampfe erlegen." Jetzt erst warf sich Muhammed auf sein Roß und eilte nach Sevilla. — Grausam wüthete das Schwert der Christen unter den Fliehenden. Sie verfolgten dieselben in einem Umkreise von drei bis vier Meilen. Bei Todesstrafe war ihnen verboten, Gefangene zu machen. Erst die Nacht machte dem Würgen ein Ende. Als der Sieg vollständig errungen war, stimmten der Primas von Toledo und die übrigen Prälaten auf der mit Leichen bedeckten Wahlstätte das Tedeum an.

Der Verlust der Saracenen wird von arabischen wie christlichen Berichterstattern als ungeheuer angegeben. Nach einigen der ersteren sollen von den 600,000 Streitern, welche in die Schlacht zogen, nur 100,000 entkommen sein. Die Berichte der Augenzeugen sprechen von geringeren, aber immer noch außerordentlich großen Zahlen. Unverhältnißmäßig klein war der Verlust der Christen. Daß derselbe jedoch nur 200 Mann oder noch weniger betragen habe, möchte schwerlich Glauben finden.

Entſprechend der Größe des ſaraceniſchen Heeres war die Beute, welche die Chriſten in dem feindlichen Lager machten an Gold und Silber, geprägten Münzen, koſtbaren Gewändern, Seidenſtoffen, Teppichen und werthvollen Gefäßen. Die Menge der Kameele und Pferde war erſtaunlich An Pfeilen, Wurfſpießen und Lanzen wurde eine ſolche Maſſe gefunden, daß man mit der Hälfte derſelben mehrere Tage die Feuerung unterhalten konnte.

Zum Gedächtniſſe an dieſen Sieg ordnete Alfonſo VIII. auf den Jahrestag, den 16. Juli, für Toledo und ſpäter für ganz Caſtilien ein großes Dankfeſt, Triumph des Kreuzes genannt, an welchem die Trophäen aufgeſtellt wurden. — Dem Papſte aber wurde von dem Könige von Caſtilien als Antheil an der Beute das ſeidene Zelt des Almohadenherrſchers und das Hauptbanner der Mauren ſammt einem Siegesberichte zugeſandt. Dieſe Geſchenke ſowohl, als die Lanze Muhammed's, welche Pedro von Aragonien geſchickt hatte, wurden in der St. Peterskirche aufgeſtellt. Innocenz III., welcher in dieſem glücklichen Feldzuge, zu deſſen Gelingen er — wie ſpäter Pius V. während der Seeſchlacht bei Lepanto — ſeine hohenprieſterlichen Hände gegen Himmel emporgehoben hatte, mit Recht einen Sieg der ganzen Chriſtenheit ſah, rief ſogleich nach Empfang der königlichen Botſchaft die Geiſtlichkeit zuſammen, veranſtaltete ein Dankfeſt und dollmetſchte das Schreiben vor allem Volke, die Thaten Gottes und die Tapferkeit des ſiegreichen Königs preiſend. Dieſen ſelbſt ermahnte er, nicht ſich, ſondern Gott die Ehre zu geben, deſſen Macht ſo Großes gethan.

17.

Arabiſche Bildung unter den Ommeije in Spanien.

Sinn für Dichtkunſt, Wiſſenſchaft und Geiſtesbildung begleitete die Araber auch nach Spanien. Aber faſt ein halbes Jahrhundert verfloß hier unter Eroberungskriegen, Kämpfen der Statthalter wider einander, blutigen Wirren, bis Abderrahman I. die Herrſchaft der Ommeije gründete, unter deren Pflege arabiſche Poeſie und Literatur auf der Halbinſel ſich zur ſchönſten Blüthe entfaltete. Mit der Gründung der Unabhängigkeit des arabiſchen Spaniens entzündete ſich ein Wetteifer der weſtlichen Herrſcher mit den öſtlichen. Wie dieſe ihrem Hofe einen beſonderen Glanz dadurch zu verleihen ſuchten, daß ſie die größten Dichter und die in den verſchiedenen Fächern der Wiſſenſchaft hervorragendſten Gelehrten in ihrer Umgebung hielten,

ſo ſuchten dieß nicht minder die ſpaniſchen. Während der Araber im Orient ſtolz auf ſeine großen Dichter war, erhoben ſich wetteifernd gleich große im fernen Spanien. Und während die Kalifen von Bagdad den Oſten erhellten, ſagt Murphy, erleuchteten die Kalifen von Cordova den Weſten.

Schon Abderrahman I., dem erſten Ommeije in Spanien, wird Liebe für Wiſſenſchaft und Dichtkunſt, die er ſelbſt übte, nachgerühmt, doch wies ihn ſeine Lage mehr auf die Waffen hin. Jener Sinn ging auf ſeinen Sohn Haſchem I. über, den der Vater durch die gelehrteſten Männer ſeiner Zeit hatte unterrichten laſſen. Auch er liebte es, in ſchönen Verſen gelegentlich ſeine Gefühle auszuſprechen. Stärker tritt das Aufblühen der arabiſchen Bildung unter Abderrahman II. hervor. Die Schulen vieler Städte wurden von ihm mit Einkünften verſorgt, dreihundert Waiſenkinder in der Schule der großen Moſchee in Cordova unterhalten. Die Stunden, die er den Regierungsgeſchäften entübrigte, widmete er der Unterhaltung mit den zahlreichen Gelehrten und ausgezeichneten Köpfen, die an ſeinem Hofe lebten. Die ſchönen Künſte fanden einen Kenner und warmen Freund an ihm. Er ſelbſt dichtete mit Leichtigkeit und genauer Kenntniß der Metrik aus dem Stegreif — eine Kunſt, die von den Arabern ſtets hochgehalten, als die Zierde und Würze der geſelligen Unterhaltung angeſehen, und durch die Leichtigkeit der Verſifikation, die der Reichthum der arabiſchen Sprache an gleichlautenden Endungen gewährt, ſehr unterſtützt wurde. Muſik feſſelte ihn ſo ſehr, daß er, als man ihn auf die Leiſtungen eines im Orient ſehr berühmten Tonkünſtlers aufmerkſam gemacht, nicht nachließ, bis es ihm durch Geſchenke und Anerbietungen gelang, dieſen nach Spanien zu ziehen, wo der gelehrte Tonkünſtler in Cordova viele Schüler bildete, die in der Folge den ausgezeichnetſten Meiſtern gleichkamen. Seinen Sinn für Baukunſt bezeugten die Moſcheen, Fontainen, Bäder, Waſſerleitungen, womit er namentlich Cordova verherrlichte.

Abderrahmans Sohn und Nachfolger, Mohammed I., wiewohl gebildet, ſcheint für Beförderung wiſſenſchaftlicher Leiſtungen und Anſtalten weniger thätig geweſen zu ſein Allein der Sinn für Geiſtesbildung hatte bereits da und dort Wurzeln geſchlagen. In Cordova wurde das Haus eines gelehrten Fakih von Zuhörern und Schülern in Menge beſucht, gleich einem öffentlichen Lehrſaal. Alle Vorgänger aber wurden verdunkelt von Abderrahman III. und beſonders Hakem II. Ihre Regierung war die Blüthezeit arabiſcher

Poesie und Bildung, wissenschaftlicher und künstlerischer Strebsamkeit, feiner Sitte und Lebenseigenthümlichkeit in Spanien.

Auf die Ausbildung Abderrahmans III., der frühzeitig schöne Hoffnungen erregte, wurde von seiner Kindheit an die größte Sorgfalt verwendet. Die berühmtesten Lehrer ertheilten ihm, auf Anordnung seines Großvaters, des Emirs Abdallah, Unterricht. Man las ihm den Koran vor und er lernte dessen Lehren auswendig. Vom achten Lebensjahre an empfing er Unterricht in der Ueberlieferung, in der Grammatik und Poesie, in arabischen Sprichwörtern, Lebensbeschreibungen von Fürsten, in der Regierungskunst und anderen Fächern. Dann lernte er Reiten, Pfeilschießen und Lanzenstechen, den Gebrauch der Waffen und Kriegskünste; darin übte er sich von seinem elften Jahre an.

Seine Regierung entsprach diesem sorgfältigen Unterricht. Wissenschaft und Dichtkunst erfreuten sich unter ihm einer gedeihlichen Pflege und seinem Beispiele eiferten die Großen des Reiches nach. So stand das Haus des Wesirs allen Gelehrten offen und war der Sammelplatz aller guten Köpfe und der ausgezeichnetsten Dichter Andalusiens; es glich einer Akademie. In den Wohnungen zweier Wesire, welche Abderrahmans Leibärzte und beide wegen ihrer Kenntnisse in den verschiedensten Fächern, besonders aber durch ihre gelehrten medicinischen Werke berühmt waren, versammelte man sich zur Förderung der naturwissenschaftlichen und mathematischen Kenntnisse, namentlich auch der Astronomie. Am meisten machte sich vielleicht Abderrahman III. um Wissenschaft und Dichtkunst verdient durch die hohe Bildung, die er seinem Sohne Hakem geben ließ, wodurch er die schönste Zeit arabischer Geistesblüthe in Spanien vorbereitete. Denn wiewohl Abderrahman III. Vieles und Großes für die Wissenschaften und Künste gethan, so ist doch eigentlich erst die Regierung Al-Hakems der Glanzpunkt des höchsten Flores der Wissenschaften und Künste unter dem Hause Ommeije, und sie hat als solcher besondern Reiz und Gehalt für Alle, denen das Gemälde wissenschaftlicher und geistiger Cultur in der Geschichte mehr Interesse abgewinnt, als das von gedämpften Empörungen und blutiger Ländererwerbung.

Um die wissenschaftliche Bildung seines Sohnes zu vollenden, wendete sich Abderrahman III. an den berühmten Ismail Ben Kasim Abu Ali el-Kali, der, von Persiens, Syriens und Iraks Gelehrten bewundert, in Bagdad lebte, wo ihn die Kalifen um Rath fragten, „wenn," wie die arabischen Schriftsteller sich ausdrücken, „eine Fliege über ihrem Haupte summte," und lud ihn unter so anlockenden Be-

dingungen nach Spanien ein, daß er im Jahre 941 nach Cordova kam. Ismail bezauberte hier Alle durch seine glänzenden Geistesgaben, seine Dichtungen, vor Allem durch den Adel seiner Gesinnung und die über sein ganzes Wesen verbreitete Anmuth. Sein Haus wurde bald häufig von den gelehrtesten und ausgezeichnetsten Männern Cordova's besucht, unter denen er den berühmten Dichter Jusuf Ben Harun, den er den Anfang und das Siegel der Vollendung der Poesie nannte, einer besondern Freundschaft werth hielt. Dem Kalifen überreichte Ismail nicht lange nach seiner Ankunft sein berühmtes Werk: „die Seltenheiten," voll schöner Hervorbringungen in gebundener und ungebundener Rede. Von diesem Meister, den Hakem im Leben durch liebevolle Auszeichnungen, im Tode durch ein prächtiges Grabmal ehrte, geleitet und aufgeklärt, widmete der Prinz noch zwanzig Jahre, bis zum Tode Abderrahmans, seine Liebe und Muße den Wissenschaften, und zeigte sich als einen so eifrigen Freund der Literatur und nützlicher Kenntnisse, daß er von Jugend an keine andere Leidenschaft zu haben schien, als die, die trefflichsten Werke über Geschichte und Geographie sich zu verschaffen. Weder Mühe noch Kosten wurden gescheut, um sie aus allen Ländern zu beziehen, und er unterhielt in den vornehmsten Städten Afrika's, Aegyptens, Syriens und Persiens eigene Geschäftsführer zum Ankauf vorzüglicher Werke. Die geeignetsten für diese Aufträge wählte er aus den gelehrtesten und geistreichsten Männern, denen sein Palast immer offen stand, und unterhielt überall die geschicktesten Copisten, um von seltenen Werken Abschriften nehmen zu lassen. Mit dieser reichen Ausbeute literarischer Schätze ward sein Palast Merwan angefüllt, der jetzt schon einzig für die Aufbewahrung von Büchern bestimmt schien. Aber nicht allein die reichste, sondern auch die wohlgeordnetste wurde die Bibliothek des Palastes Merwan durch die Sorgfalt, welche Hakem auf die Kataloge derselben verwandte. Die Bibliothek war nach den Fächern der Wissenschaften und Künste geordnet, und geschmackvoll geschriebene Ueberschriften an den Sälen und Schränken bezeichneten die verschiedenen Abtheilungen der Fächer. In den Katalogen waren die Titel der Werke, die Namen der Verfasser, deren Herkunft, Vaterland, Geburts- und Todesjahr angegeben, Alles mit vieler Genauigkeit und Kritik. Hakem war in diesen Gegenständen sehr bewandert, und hatte die Genealogien der Araber aller Provinzen Spaniens sorgfältig und weitläufig aufgeschrieben. Bei dieser Arbeit half ihm sein Geheimschreiber Ghalib Ben Mohammed, bekannter unter dem Namen Abdes-selam, von dem auch das Verzeichniß aller Ortschaften

Spaniens herrührt. Die Kataloge der Merwaniſchen Bibliothek bildeten vierundvierzig Hefte, jedes zu fünfzig Blättern, die allein die Namen der Verfaſſer oder der Sammlungen enthielten. Seit ihm von Abderrahman die Regierung anvertraut worden, konnte Hakem ſeinen Lieblingsneigungen und Beſchäftigungen nicht mehr ungetheilt ſich hingeben, und widmete fortan dem Studium und dem Umgange mit Gelehrten nur die ſparſamen Augenblicke, die ihm die ſtrengen Obliegenheiten des Regenten übrig ließen. Aber ſeine Liebe erkaltete nicht auf dem Thron, und die Genien der Wiſſenſchaft und Poeſie umſchwebten ihn auch hier. Seinen beiden Brüdern, die gleichfalls von Liebe für die Wiſſenſchaften beſeelt waren, den Prinzen Abdolafis und Moudhir, übertrug er die Sorge, der er ſelbſt nicht mehr genügen konnte; dem erſten die Aufſicht über die Bibliothek, dem andern die Sorge für die Gelehrten und Akademien (Gelehrtenvereine, die er ſchon als Prinz in ſeinem Palaſt Merwan gehalten hatte). Den Richter der Moſchee von Cordova, Mokui, der ihm ein ſehr gelehrtes Werk über die Politik der Fürſten und über die Grundſätze einer weiſen Regierung überreicht, und den Obeidollah Moiti, der jenem in der Ausarbeitung geholfen hatte, ernannte er beide zu Mitgliedern des Staatsrathes unter dem Vorſitze des gelehrten Kadis Ibn Sorbi.

Nach dem Beiſpiel des Kalifen zeigten ſich die Walis und Weſire in der Hauptſtadt und in den Provinzen als Freunde der Wiſſenſchaften und Gönner der Gelehrten. Ahmed Ben pflegte bei vierzig gelehrte Männer aus der Stadt, aus Calatrava und andern Orten in ſeinem Hauſe zu verſammeln. In den Monaten November, December und Januar vereinigten ſie ſich bei ihm in einem großen Saale, in geſelligem Kreiſe ein gewiſſes morgenländiſches Wohlleben mit der geiſtigen Unterhaltung verknüpfend. Der Fußboden des Saales und die Ruhepolſter waren mit Teppichen von Wolle und Seide bedeckt. Die Wände ſchmückten ſchön verzierte Tapeten und Tücher. In der Mitte des Saales erhob ſich ein mit glühenden Kohlen gefülltes ſtarkes Rohr in Mannshöhe, um welches die Verſammelten ſaßen. Man las einen Abſchnitt oder einige Verſe des Korans und unterhielt ſich darüber. Räucherwerk von Moſchus und andere Wohlgerüche wurden herbeigebracht, die Verſammelten beſprengten ſich mit Roſenwaſſer; ein Tiſch ward reichlich beſetzt mit Fleiſch von jungen Böckchen und Hammeln, verſchiedenen andern mit Oel zubereiteten Speiſen, dann geronnener und geſchäumter Milch, Butter, mannigfaltigen Süßigkeiten, einigen Obſtarten und Datteln. In den kurzen Tagen dieſer Jahreszeit brachte man ſo den größten

Theil des Tages bei der Tafel zu, und dieſe Zuſammenkünfte dauerten bis zum Ende des Januars, und wiederholten ſich alle Jahre. Obſchon Toledo noch andere ſehr reiche Einwohner zählte, ſo kam dieſem Fakih doch keiner an edler Freigebigkeit gleich. Er wurde vom Kalifen zum Vorſtand des Gerichtshofes der Stadt ernannt.

Wie Hakem ſeine wiſſenſchaftliche Bildung der Fürſorge ſeines Vaters verdankte, ſo ſollte Hakem's einziger Sohn, Haſchem, ein Gleiches ſeinem Vater nachrühmen. Die gelehrteſten Meiſter des Orients und Occidents wurden für den Prinzen geſucht.

Wenden wir den Blick von dem Allgemeinen der arabiſchen Geiſtesbildung und ihrer Pflege auf die beſondern Zweige derſelben, ſo feſſeln in gleichem Maße Dichtkunſt und Geſchichtſchreibung, Tonkunſt, Baukunſt und Bildnerei. Es iſt uns nicht geſtattet, alle dieſe Culturrichtungen hier zu ſchildern, es genüge, den Reichthum derſelben durch die charakteriſtiſche Schilderung eines arabiſchen Baudenkmals zu veranſchaulichen, des berühmten Palaſtes von Esſehra. Fünf Meilen von Cordova, abwärts am Guadalquivir, in einer durch dichtes Gehölz und Baumgänge beſonders anmuthigen Gegend, wo Abderrahman III. in einem Landhauſe die Milde des Frühlings und Herbſtes zu genießen pflegte, ließ er eine neue Reſidenz mit vielen Prachtgebäuden und den reizendſten Gärten anlegen, die er nach dem Namen ſeiner von ihm vorzüglich Geliebten, Esſehra nannte. Zehntauſend Arbeiter beſchäftigte täglich der Bau; vierzehnhundert Maulthiere und vierhundert Kameele trugen die Materialien herbei. Mitten in der neuen Anlage erhob ſich der Palaſt des Kalifen, ein großer, herrlicher Bau, von zweitauſend ſiebenhundert Ellen Länge und tauſend fünfhundert Ellen Breite, zu welchem viertauſend dreihundert und zwölf Säulen von dem koſtbarſten Marmor und der kunſtreichſten Arbeit aus Afrika, Griechenland, Frankreich, Italien und Spanien verwendet wurden. Täglich verbaute man, außer den zahlloſen rohen Steinen, ſechstauſend behauene. Die größte Pracht herrſchte in den Sälen. Alle Fußböden waren mit verſchiedenartigem Marmor und Verzierungen ausgelegt, die Wände ebenſo mit Marmor bekleidet, die Fließen von wunderbarem Farbenſpiele, die Decken in Gold und Lazurblau gemalt, mit herrlicher eingelegter Arbeit, das Gebälk von Lerchenholz mit überaus feinem Schnitzwerke. In einigen größeren Sälen goſſen Springbrunnen ihr kryſtallhelles Waſſer in große Marmorſchaalen und Muſcheln der ſchönſten und mannigfaltigſten Formen. In der Mitte des großen Saales, den man den Saal der Kalifen nannte, prangte ein ſolcher Springbrunnen aus Jaspis

mit einem in Conſtantinopel verfertigten Schwan in der Mitte von bewunderungswerther Arbeit; über ihm hing von der Decke herab die große, koſtbare Perle, welche der Kaiſer Leo dem Kalifen zum Geſchenke gemacht hatte. Unter den andern von Abderrahman in Eſſehra errichteten Gebäuden zeichneten ſich das Münzgebäude und die Moſchee aus, die letztere nicht minder prächtig als die in Cordova, aber von geringerem Umfang; tauſend Arbeiter ſollen ſie in nur achtundvierzig Tagen fehlerfrei aufgeführt haben. Den Palaſt umgaben weitläufige Gärten mit Obſtbäumen der mannigfaltigſten Art, kleinen Luſthainen von Myrthen und Lorbeeren, von ſpiegelhellen kleinen Seen umſchlängelt. Mitten in dieſen Luſtgefilden erhob ſich auf einer Anhöhe, die jene beherrſchte und dem Auge enthüllte, der Pavillon des Kalifen, von Marmorſäulen mit ſchön vergoldeten Knäufen getragen, der Ruheplatz des Kalifen, wenn er ermüdet von der Jagd zurückkehrte. In der Mitte des Pavillons prangte eine Rieſenmuſchel aus Porphyr, mit künſtlich ab- und zufließendem Queckſilber gefüllt, das, von der Sonne oder dem Mond beſchienen, einen blendenden Glanz zurückſtrahlte und, wenn es bewegt ward, alle Gegenſtände, über die es ſeinen Silberglanz ergoß, die Wände, Decken, das Innere, wunderbar täuſchend und überraſchend, in wallende Bewegung ſetzte. Außerdem zierten die Gärten von Eſſehra Marmorbäder von der größten Schönheit und Bequemlichkeit. Alle Vorhänge, Decken und Teppiche in denſelben waren aus Gold- oder Silberſtoff gewebt, und mit Laubwerk, Blumen und Thieren ſo kunſtvoll eingewirkt, daß alles zu leben ſchien. Ueber dem Haupteingang des Palaſtes ſah man die Bildſäule Sehra's aufgeſtellt, von welcher die Stadt ihren Namen erhielt, aber den frommen Moslemen ein Gegenſtand des Aergerniſſes, da ihr Geſetz ihnen die Errichtung menſchlicher Bildniſſe verbietet. Eine beinahe ähnliche Verherrlichung durch Baukunſt iſt in der ganzen morgenländiſchen Geſchichte nur der ſchönen Nurmahall in Indien geworden, deren herrliches Grabmal auch heutzutage ein Gegenſtand der Bewunderung des Oſtens wie des Weſtens iſt.

18.

Die Magna charta des Königs Johann ohne Land.

Es iſt eine von der Geſchichte oft wiederholte Lehre, daß Volksfreiheit von Tyrannei ihren Urſprung genommen. So verhält es ſich auch mit jener Magna charta, Grundlage der engliſchen Freiheit,

deren Urheber einer der laſterhafteſten Könige, Johann ohne Land, geweſen.

Schon in ſeiner Jugend hatte ſich dieſer Fürſt an einer Empörung gegen ſeinen Vater Heinrich II., deſſen jüngſter und liebſter Sohn er war, betheiligt. Seinen älteren Bruder Richard Löwenherz ſuchte er während deſſen Haft in Oeſterreich verrätheriſch des Throns zu berauben. Als Richard mit Tod abging, wußte er den rechtmäßigen, noch minderjährigen Thronerben, Arthur, Sohn Gottfried's, des älteſten der Söhne Heinrich's II., zu verdrängen, und in den Beſitz der Krone zu gelangen. Als König erlaubte ſich Johann Alles, was ſeine Launen und Leidenſchaften befriedigte, ja er ſchien es förmlich darauf anzulegen, ſich allgemein verhaßt zu machen. Meineid, Grauſamkeit, Wolluſt, waren ſeine Laſter. Bei einem Aufenthalt in ſeinen ausgedehnten franzöſiſchen Gebieten ſah er zufällig die ſchöne Iſabella von Angoulême, Verlobte des Grafen de la Marche, und entführte ſie. Dieſe Schandthat war die Urſache eines Kriegs ſeiner franzöſiſchen Vaſallen wider ihn. In dieſem Kriege fiel Arthur, ſein Neffe, der ſich im franzöſiſchen Heere befand, in des Königs Hände. Johann ermordete ihn. Gottes Strafe folgte ſichtbar. Binnen zwei Jahren hatte Johann ſeine ſämmtlichen franzöſiſchen Beſitzungen verloren und eilte nun, begleitet von einer Schaar fremder Glücksritter, nach England zurück. Seine Charakterloſigkeit brachte bald auch den engliſchen Adel wider ihn auf, ſowie ſein Zerwürfniß mit dem Papſte Innocenz III. den Klerus. Als der Papſt den Bann über ihn verhängte, brach Johanns Wuth in wahnſinniges Wüthen aus. Geiſtliche ließ er morden oder Landes verweiſen und das Kirchengut einziehen. Zu gleicher Zeit brandſchatzte er die Juden, ſchändete Frauen und Töchter der Edlen, und verübte Frevel mancher Art. Als aber der vom Papſte gegen ihn aufgebotene Kreuzzug drohte, und Johann ſah, wie wenig ein Tyrann auf die Treue der Seinigen zu rechnen habe, da wurde er nun ebenſo zaghaft und knechtiſch, als er vormals übermüthig geweſen war. Auch der Adel und Klerus ergriffen jetzt die Gelegenheit, ſich wider die Tyrannei des Königs für die Zukunft ſicher zu ſtellen. Sie verbanden ſich zu gemeinſamem Handeln und zogen in's Feld wider Johann. Da ließ ſich der Schwächling bereit finden, auf einer Wieſe zwiſchen Staines und Windſor, Angeſichts der beiden Heere, alle jene Forderungen der Verbündeten zu bewilligen, welche ſeitdem unter dem Namen des großen Freiheitsbriefes (Magna charta) das Fundament der engliſchen Verfaſſung geworden ſind.

Diese berühmte Urkunde darf man jedoch nicht für ein neues Gesetzbuch halten; ihre Verfasser wollten den rechtlichen Zustand der Nation weder stören noch bessern; ihr einziger Zweck war die Abstellung der Mißbräuche, welche das Feudal-System unter der despotischen Herrschaft Wilhelm's des Ersten und seiner Nachfolger erzeugt hatte.

In frühern Zeiten waren nur selten Beisteuern und Schildegeld erhoben worden; in den letztern kehrten sie jährlich wieder, und ihr Betrag richtete sich nicht nach dem Herkommen, sondern nach der Habgier des Königs und der vorausgesetzten Geduld der Vasallen. Der Freiheitsbrief beschränkte die Befugniß des Königs zu Erhebung einer Beisteuer wieder auf die drei gesetzlichen Fälle: seine Gefangenschaft, den Ritterschlag seines ältesten Sohnes und die Verheirathung seiner ältesten Tochter. Um bei einer andern Gelegenheit Beisteuern oder Schildegeld zu erheben, wurde die Zustimmung des großen Rathes der Kron-Vasallen für nothwendig erklärt. Die Mitglieder dieses großen Rathes wurden aufgezählt, nämlich die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Grafen und größern Barone, die durch persönlich an sie gerichtete Schreiben, und alle unmittelbaren Lehensträger der Krone, die in Gesammtheit durch den Sheriff berufen werden sollten. Die Einberufung sollte mindestens vierzig Tage vorher erlassen, und darin Zeit und Ort der Versammlung, wie auch der Gegenstand der Berathung angegeben werden; und wenn alle diese Vorschriften gehörig befolgt worden, so sollten die Beschlüsse der anwesenden Mitglieder auch für die abwesenden verbindlich sein. Man sieht, daß dieser große Rath kein Parlament im heutigen Sinne des Wortes war. Er bestand lediglich aus Lehensträgern des Königs und wurde nur berufen, um ihm Geld zu bewilligen. Die Könige blieben selten lange Zeit an dem nämlichen Orte, und so lange die Gerichtshöfe der Person des Königs folgten, hatten die Parteien und die Zeugen viele Unbequemlichkeit auszustehen, indem sie wegen der mehrmaligen Verhöre über eine und dieselbe Angelegenheit von einem Ort zum andern, und zuweilen in sehr entlegene Gegenden geschleppt wurden. Deßhalb war unter der letzten und vorletzten Regierung ein Gericht zu Westminster eingesetzt worden, um Streitigkeiten zwischen Privatpersonen zu entscheiden; und der Freiheitsbrief bestätigte nunmehr diese Einrichtung, indem er vorschrieb, daß bürgerliche Prozesse nicht mehr der Person des Königs folgen, „sondern an einem bestimmten Orte gehalten werden sollten." Hierdurch wurde der „Kingscourt" und der „Schatzkammerhof," die fortwährend den König begleiteten,

auf Criminalsachen und die Kronciukünfte betreffende Angelegenheiten beschränkt; und der zu Westminster sitzende Gerichtshof erhielt deßhalb, weil vor ihm Prozesse verhandelt wurden, in denen beide Parteien Unterthanen waren, den Namen „Court of common Pleas" oder bürgerlicher Gerichtshof, den er noch heute führt.

Alle diese Anordnungen waren heilsam; aber die folgenden waren noch wichtiger. Um die unwürdigen Mittel zu beseitigen, durch welche die Könige aus den Prozessen Geld zogen, mußte Johann folgenden Artikel unterschreiben: „Wir wollen Niemanden Recht und Gerechtigkeit verkaufen, noch verweigern, noch vorenthalten." — Nach dem Vorbilde der größten Despoten unter seinen Vorfahren hatte er seine Unterthanen auf den bloßen Verdacht feindseliger Gesinnungen verhaften lassen, sie gezwungen, Geiseln für ihre Treue zu stellen, sie in's Gefängniß geworfen, verbannt, ihre Ländereien verheert und ihre Schlösser geschleift. Jetzt willigte er ein, „daß kein freier Mann verhaftet, in's Gefängniß geworfen, seiner Ländereien beraubt oder ihm auf andere Weise Uebels zugefügt werden oder Gewalt geschehen solle, außer nach gesetzlichem Ausspruch seiner Standesgenossen oder den Landesgesetzen." Diese Clausel sicherte die Person und das Eigenthum des Unterthans gegen die Tyrannei und Rache des Monarchen, und ganz im nämlichen Geiste verordnet der Freiheitsbrief noch ferner, daß Grafen und Barone nur durch ihre Standesgenossen und nach Maßgabe ihrer Vergehen um Geld gestraft, daß freie Leute wegen geringer Vergehen nicht mit schwerer, und auch wegen größerer nicht mit übermäßiger Geldbuße belegt, immer aber dem Freilehner sein Freilehen, dem Kaufmann seine Waare, dem Landmann sein Ackergeräth gelassen, und die Geldstrafen durch rechtschaffene vereidete Leute aus der Gegend bestimmt werden sollten.

Nachdem die Barone ihre eigenen Rechte gesichert hatten, gedachten sie jener der Städte und Flecken, die gleichfalls am Zug Theil genommen, und ihnen bei den damaligen Streitigkeiten Beistand geleistet hatten. Der Freiheitsbrief bestätigte der Hauptstadt und allen andern Städten, Flecken und Seehäfen den Genuß ihrer alten Freiheiten und Privilegien zu Wasser und zu Land; verordnete gleiches Maß und Gewicht in allen Theilen des Reiches, und ertheilte fremden Kaufleuten die Befugniß, nach England zu kommen, sich daselbst aufzuhalten, im Lande zu reisen und unbeschwert wieder abzureisen, dem Rechte und alten Herkommen gemäß. Jedoch konnte sie der König in Kriegszeiten verhaften lassen, bis man erfahre, wie im feindlichen Lande die englischen Kaufleute behandelt worden seien.

Ferner ward verordnet, daß jeder freie Mann befugt sein solle, das Königreich zu verlassen und wieder dahin zurückzukehren, jedoch mit Vorbehalt seiner Treue als Unterthan und ausgenommen in den Kriegszeiten. Gefangene, Geächtete und Kaufleute aus feindlichen Ländern waren von dieser Befugniß ausgeschlossen.

Die königlichen Forste waren Privateigenthum der Krone. Sie standen unter ihren besondern Gesetzen, die ein reiner Ausfluß des königlichen Willens waren. Der die Erhaltung des Wildes betreffende Theil dieses Gesetzbuches war mit Blut geschrieben. „Des Königs Wild," wie man es nannte, „zu tödten, unterwarf den Schuldigen dem Verluste seines Lebens oder seiner Gliedmassen." Andere Gesetze, dem Vorgeben nach zum Schutz der Waldungen, eigentlich aber zum persönlichen Nutzen des Königs und seiner Beamten erlassen, stempelten unzählige Handlungen zu Verbrechen, und waren für Alle, die an den Gränzen der Forste lebten, oder in deren Innern Besitzungen hatten, höchst drückend und lästig. Der Freiheitsbrief half einigen dieser Bedrückungen ab. Er öffnete alle Bezirke, die seit dem Regierungsantritt des Königs zu Forsten gemacht worden waren; gab zwölf von den Grafschaften zu wählenden Rittern Vollmacht, alle bei den Forsten und Gehegen stattfindenden Mißbräuche zu untersuchen und eidliche Verhöre darüber vorzunehmen, und ermächtigte sie, selbe binnen vierzig Tagen abzustellen, nachdem sie vorher dem Könige oder dessen Gerichtshalter Meldung davon erstattet haben würden.

Wäre der Freiheitsbrief hierbei stehen geblieben, so hätte sich die Erleichterung, die er gewähren sollte, größtentheils auf die unmittelbaren Kronvasallen beschränkt. Die große Masse der freien Leute bestand aus den Untersassen jener Vasallen und hatte von der Tyrannei ihrer Lehensherren dieselben Bedrückungen erfahren, wie diese von der Tyrannei des Souveräns. Da sie an dem Unternehmen Theil genommen hatten, so konnten sie auch darauf Anspruch machen, den aus ihm gezogenen Nutzen zu theilen; und es ward dennoch zu ihren Gunsten eine Clausel eingerückt, die verordnete: „daß alle Freiheiten und Privilegien, die der König seinen Vasallen, so weit es ihn angehe, bewilligt habe, auch von Geistlichen und Weltlichen gegen ihre Lehensleute, soweit es sie angehe, beobachtet werden sollten." Von den Leibeigenen, die noch immer eine der zahlreichsten Klassen bildeten, geschah keine Erwähnung. Sie konnten natürlich keinen Anspruch auf Theilnahme an den Rechten freier Leute machen.

Dieß sind die wesentlichsten Verfügungen des großen Freiheitsbriefes, der Jahrhunderte hindurch als das Palladium englischer

Freiheit betrachtet wurde. Die meiſten derſelben erloſchen mit den Verhältniſſen, für welche ſie berechnet waren; in jener Zeit aber waren ſie von hohem Nutzen. Sie thaten den drückendſten Mißbräuchen der Lehenherrſchaft Einhalt; hauchten der engliſchen Geſetzgebung einen neuen Geiſt ein; machten den Widerſtand gegen Eingriffe des Despotismus rechtmäßig und zeigten, auf welchen Punkt die Nation bei den ſpätern Kämpfen mit der Krone ihre Anſtrengungen richten müſſe. Von den Königen, die den Freiheitsbrief als ihnen durch die gewaltige Hand der Noth entriſſen, betrachteten, wurden die Verfügungen fortwährend umgangen, von dem Volke aber, welches ſie als den Ausdruck ſeiner wohlbegründeten Rechte anſah, eben ſo oft gebieteriſch gefordert. Es bedurfte nicht weniger als fünf und dreißig Beſtätigungen, um ihnen volle Geſetzeskraft zu verſchaffen; ein hinreichender Beweis, wie verhaßt ſie dem Herrſcher, und wie theuer ſie dem Volke waren.

19.

Charakterbild Innocenz des Dritten.

Innocenz der Dritte wurde zu Anagni 1161 geboren und durchlief die verſchiedenen Unterrichtsanſtalten zu Paris, welches damals als der „Born aller Weisheit," als der „Baum des Lebens im Paradieſe," als die „Leuchte im Hauſe des Herrn" geprieſen wurde. Er gelangte zur Kardinalswürde unter dem Papſte Clemens III. Seine Tugenden, Kenntniſſe, Liebe zum Studium, erwarben ihm ſchon damals die allgemeine Hochachtung. Einige Jahre nachher, es war bei dem Tode Cöleſtins des Dritten, verſammelten ſich mehrere Kardinäle auf dem Septizonium, und während man die Leichenbegängniſſe des Papſtes feierte, beſchloſſen ſie, Lotario Conti zur päpſtlichen Würde zu erheben. Lotario war nicht anweſend, denn er wollte dem Verblichenen die letzte Ehre erweiſen; als ſich nun der Klerus zum Wahlakte verſammelte, hörte er mit Staunen ſeinen Namen ausrufen, wiewohl er einer der jüngſten Dignitarien der Kirche war; er war damals erſt ſiebenunddreißig Jahre alt [1]). Zuerſt verweigerte er die Annahme und wünſchte unter Thränen, man möge ihn in ſeiner Zurückgezogenheit belaſſen, er bittet, beſchwöret; aber

1) Mit Beſorgniß ruft darum Walther von der Vogelweide:

O we! der babst ist ze jung,
hilf herre diner christenheit!

die Stimme des Conclave war wie die Stimme Gottes, und er mußte nachgeben.

Lotario wurde den 21. Februar 1198 zum Priester geweiht; des folgenden Tages empfing er die bischöfliche Consecration in der Basilika des Vatikan, und nahm den Stuhl des heiligen Petrus unter dem Namen Innocenz der Dritte in Besitz. Mit Recht wählte man Innocenz, sagen die Geschichtschreiber dieser Zeit, denn er war ein Freund der Tugend und Billigkeit, ein Feind der Bosheit und des Lasters.

Man erzählte von Wundern, welche seine Wahl sollen begleitet haben, und sprach von göttlichen Offenbarungen. Innocenz erschien seinen Zeitgenossen so groß, sein Einfluß auf die Politik war so stark und thätig, daß man die Fürsorge des Allmächtigen in diesem Oberhaupte der Kirche verehren zu müssen glaubte.

Am folgenden Tage nach seiner Thronbesteigung hielt der neue Papst vor dem versammelten Volke eine Rede über die Pflichten, welche ihm der ruhmvolle Titel: „Diener der Diener Gottes" auferlege, der ihn verpflichte, rastlos alle Bedürfnisse der Welt zu überwachen. — „O welche Beklemmung und welchen Schmerz," rief er, „Ein Tag sage es dem andern, welche Mühen ich dulde; eine Nacht verkünde der andern meine Sorgen; meine Festigkeit ist nicht die Festigkeit eines Steines, und mein Fleisch ist nicht von Erz. Mag ich auch gebrechlich und voll Mangels sein, der Gott gibt mir Bestehen, der Allen reichlich gibt und nicht säumt."

Die Regierung von Innocenz dem Dritten war mit Recht berühmt. Lange war die Gerechtigkeit in Rom käuflich gewesen; die Advokaten, die Rechtsgelehrten verewigten den Hader, und bereicherten sich von der Beute der Prozeßführenden; aber mit der Ankunft Innocenzens wurden die Mißbräuche verbannt, denn er selbst übte die Gerechtigkeit. Jeden Morgen, sobald er Messe gelesen, begab er sich in das Consistorium. Um ihn saßen die Cardinäle, gegenüber ausgezeichnete Geistliche und Ordensmänner. Hier empfing er die Bittschriften derer, die sich um Hülfe an ihn wendeten, welches Landes sie sein mochten. Wer mit einem Gesuche einkam, durfte auf freundlichen Empfang, wer einen Vorschlag brachte zu Abstellung von Mißbräuchen, zu Gnadenbewilligungen für Kirchen, zu besserer Wirksamkeit für Orden, geneigtes Gehör hoffen. Dreimal in der Woche wurde das Consistorium öffentlich gehalten, und war dann jedesmal dem Vortrage und der Entscheidung der wichtigsten Rechtsfälle gewidmet; ein Gebrauch, der, seit langem unterlassen, Innocenzen seine Wieder-

herſtellung verdankte. In dieſen Sitzungen widmete er allen Vorträgen die größte Aufmerkſamkeit, unterſuchte alles auf das Genaueſte, forderte die erſchöpfendſten Berichte, Beweiſe, Zeugen, Urkunden, wo ſolche erforderlich oder vorhanden waren. Rede und Gegenrede durften zur helleſten Beleuchtung der Sachen, ohne Beſorgniß, den Papſt zu ermüden, geführt werden. Aber wer mehr auf den Schmuck der Beredſamkeit als auf das Gewicht ſeiner Gründe bauen wollte, der irrte. Innocenzens Scharfſinn durchblickte die Hülle, und ein ſchlichter Vortrag verminderte für ihn die Beweiskraft der Gründe nicht. Und ſein kritiſcher Scharfblick entwickelte den Rechtsſtreit mit bewunderungswürdiger Tiefe unter den ſchwierigſten Verhältniſſen, worin ſich die Verſchlagenheit und Beredſamkeit zu gefallen pflegen.

Bald erſchien ganz Europa vor dem Richterſtuhl des Papſtes zu Rom. Er entſchied nicht allein über die Streitfragen, ſondern ſuchte ſogar vorzugsweiſe die Gegner mit einander zu verſöhnen, ſo daß ſein Richterſpruch nie den Ton des milden Prieſters und liebenden Vaters verläugnete. Um ihn zu hören, verließen die berühmteſten Rechtsgelehrten ihre Schulen. Als das Klima Roms ihn zwang, eine für ſeine wankende Geſundheit günſtige Luftveränderung zu ſuchen, begleitete ihn eine zahlloſe Schaar, und er mußte, wie für eine Armee, die fruchtbarſten Gegenden auswählen. Vierzigtauſend Fremde ſah man zu Viterbo ſich um ihn drängen, welche alle gekommen waren, Gerechtigkeit von ihm zu verlangen, als wenn es auf Erden keine Gerechtigkeit mehr gegeben, außer in dem Herzen Innocenzens [1]).

Dieſer hohe Einfluß dehnte ſich auch über die Fürſten aus, ſo groß auch ihre Eiferſucht gegen die päpſtliche Macht war. Konſtantia übergab ihren Sohn Friedrich den Zweiten, König von Sizilien, und die Regentſchaft des Königreichs der Obhut Innocenz des Dritten; Calojohann, Fürſt der Bulgaren, Primislaus, Herzog von Böhmen, ſuchten bei ihm um den Königstitel nach; Peter II. von Aragonien reiste nach Rom, um aus ſeinen Händen die Königskrone zu empfangen; Peter reiste aus der Provence ab, zu Genua nahmen ihn mit ſeinem Gefolge fünf Galeeren auf, und er landete

1) Es war aber nicht unter Innocenz allein ſo, es iſt überhaupt charakteriſtiſch für das Mittelalter, daß die chriſtliche Welt bei den Päpſten die Entſcheidung der höchſten Rechtsfragen ſuchte. „Der Grund aber," bemerkt Walter (Kirchenrecht §. 185), „warum im Mittelalter die päpſtliche Rechtſprechung ſo großes Vertrauen beſaß, liegt darin, daß die Parteien ſelbſt hier das Uebergewicht wiſſenſchaftlicher Ordnung anerkannten."

den 6. November 1204 auf der von zwei Mündungen der Tiber gebildeten Insel. Der Magistrat Roms, der Adel, mehrere Cardinäle zogen ihm sogleich mit zweihundert Reitpferden und Saumrossen entgegen, und führten ihn nach dem Vatikan, in welchem auf Befehl des Papstes Wohnungen für ihn bereitet worden. Die Krönungsfeierlichkeit fand einige Tage nachher in der St. Pankratiuskirche, jenseits der Tiber, statt. Da ward Petern von dem Bischof von Porto die heil. Salbung: Innocenz selbst setzte ihm die Krone auf's Haupt und reichte ihm als Zeichen königlicher Würde den Leibrock, Mantel, Scepter, Reichsapfel, Krone und Mitra. Peter wollte nun auch das Ritterschwert in der Basilika des Vatikans empfangen; er legte Krone und Scepter an den Stufen des Altares nieder, und der Papst umgürtete ihn mit dem Schwert, als Zeichen der Stärke und des Muthes, damit es nach einer solchen Weihe für immer der heiligen Sache des Rechtes und der Gerechtigkeit diene. — Gerechtigkeit gegen Freunde und Feinde übte Innocenz der Dritte leidenschaftlich aus. Gekränkte Ehegatten, verlassene Waisen, wie Ingeburg von Dänemark, Maria von Aragonien, Adelheid von Böhmen, Ladislaus von Ungarn, fanden an ihm einen kräftigen und unbestechlichen Vertheidiger ihrer Rechte. Wie sehr er auch das Gute anerkannte, was aus der Eroberung Constantinopels durch die Kreuzfahrer hervorging, so verweigerte er ihnen nichtsdestoweniger seinen Segen, weil sie ihre Waffen gegen die Christen gewendet, welche die Ungläubigen hätten bekämpfen sollen [1]). Seine Gerechtigkeitsliebe erstreckte sich auch auf die Juden, welche an ihm einen mächtigen Beschützer gegen religiöse Vorurtheile und den blutigen Haß der Völker und Fürsten befaßen. — „Sie sind," schrieb er, „die lebendigen Zeugen des wahren christlichen Glaubens. Der Christ darf sie nicht vertilgen, damit er der Erkenntniß seines Gesetzes nicht vergesse. Sowie sie in den Synagogen alles, was ihr Gesetz erlaubt, üben dürfen, so darf hierin Niemand sie kränken. Obwohl sie lieber in ihres Herzens Härtigkeit verharren, als daß sie die Weissagungen der Propheten, die Geheimnisse ihres Gesetzes verkünden und Christum erkennen lernten, so haben sie dennoch Anspruch auf unsern Schutz. Daher will ich ihnen solchen aus christlicher Milde, gleichwie unsere Vorgänger, angedeihen lassen. Kein Christ soll einen Juden zur Taufe zwingen, denn der Gezwungene hat keinen Glauben; wollen sie es freiwillig und offen thun, so darf sie auch Niemand darob verunglimpfen. Kein Christ soll ohne Rechts-

1) S. die besondere Schilderung: „Der lateinische Kreuzzug."

urtheil ihre Personen antasten, ihre Habe wegnehmen, oder an Orten, wo sie angesessen sind, ihre herkömmlichen Uebungen ändern. An ihren Feiertagen sollen sie weder durch Hiebe noch durch Steinwürfe gestört, noch weniger zu Dienstleistungen, die sie an andern Tagen verrichten könnten, gezwungen werden. Es soll Niemand in ihre Gottesäcker einbrechen oder für Geld ihre beerdigten Leichname ausgraben, alles bei Strafe des Bannes."

Die unter dem Pontifikate Innocenz des Dritten auf das Grab des heiligen Petrus niedergelegten Gaben wurden lediglich dem Unterhalte der Armen geweiht. Er selbst nährte während einer Hungersnoth mit seinem Vermögen täglich achttausend Unglückliche, und schickte überdieß noch Unterstützung und Kleider in die Häuser; jeglicher Aufwand und Luxus war, mit Ausnahme jenes für die Meisterwerke der Kunst, aus seinem Patriarchenpalaste verbannt; denn ein Papst, welcher in der Poesie den erhabenen Ausdruck seiner innigsten Herzensgefühle suchte, konnte nicht gleichgültig sein gegen den Triumph, welchen die schönen Künste bei großen Geistern feiern.

Gleich nach Besitznahme des Thrones ließ er alle Wechsler und Goldarbeiter aus den Höfen des Palastes im Lateran entfernen; an seinem Mahle herrschte die größte Einfachheit: er wollte die Pracht und Ueppigkeit mancher Prälaten dadurch zurückweisen. Nach Tisch überließ er sich einige Augenblicke dem Schlafe, und dann war der Zutritt den Pilgern, Geistlichen, Laien und allen verstattet, die mit ihm über das Wohl der Christenheit zu verhandeln hatten. „Als der Papst von seinem Mittagsschlafe erwacht war," so erzählt ein Augenzeuge, „und gerade eine freie Stunde hatte, wurde ich allein bei demselben eingeführt. Ich beugte das Knie, er aber rief mich herbei, den Kuß zu empfangen, was mir guten Muth einflößte. Er hieß mich ihm zu Füßen sitzen und meine Angelegenheit vortragen."

Eines Tages erzählte man dem Papste, Fischer hätten nach der Last, welche das Netz gezogen, auf einen reichen Fang an Fischen geschlossen, statt dessen aber drei todte Kinder an's Land gebracht. Hierüber sei Innocenz so bewegt worden, daß er sogleich den großen und heiligen Entschluß gefaßt, sein väterliches Vermögen zu dem Baue eines Hauses zu verwenden, in welchem dergleichen verlassene Geschöpfe Pflege und Erziehung erhalten könnten. Dieses Haus wurde erbaut und steht noch da, wo der König Ina im eilften Jahrhundert das Hospitium für die Pilger Großbritanniens errichtete. Die Religiosen des Spitalordens vom heiligen Geiste, welche der Graf Guido von Montpellier zum Dienste aller menschlichen Gebrechen

in's Leben gerufen, wurden nach Rom gezogen, und ihnen die Leitung der neuen Stiftung anvertraut. Die Kirche wurde dem heil. Geiste geweiht, ein Bild in derselben stellt die Geschichte der in dem Flusse ertränkten Kinder vor; die von der päpstlichen Wohlthätigkeit aufgenommenen Kinder wurden mit himmelblauen Gewändern angethan, damit sie sich immer erinnern sollten, sie seien, als vom Tode Errettete, des Himmels Kinder und Schützlinge geworden.

Das Hospitium zum heiligen Geiste war lange Zeit hindurch und ist wohl noch jetzt die ausgedehnteste, schönste und am besten eingerichtete Anstalt dieser Art in Europa.

Dieses lebendige Gefühl der Theilnahme Innocenz des Dritten erstreckte sich über alle Leiden, welche die Christenheit heimsuchten. Die Verehrung der heiligen Orte, die Leiden Spaniens durch die Mauren, die tyrannische Ungerechtigkeit einiger Fürsten, zerrissen ihm das Herz. Seine Briefe und Legaten durchkreuzten ohne Unterlaß ganz Europa, hier der Ungerechtigkeit wehrend, dort Eintracht predigend, und die Funken jener heiligen Flamme nährend, die einst das Concil zu Clermont und der heilige Bernhard angefacht. Auf sein Wort überschritten siebenzigtausend Pilger die Pyrenäen, dem Könige von Castilien wider die Araber beizustehen, und zu Rom wurde eine feierliche Prozession angeordnet, um von Gott den Christen Sieg zu erflehen [1]).

Bald darauf beschäftigte ein anderer großer Gedanke Innocenz den Dritten. Er beschloß die Vervollkommnung der Disciplinargesetze der Kirche und das Ansehen einer Kirchenversammlung den neuen Ketzereien entgegenzusetzen. Sie fand statt im Palaste des Lateran. Vierhundert Bischöfe und über achthundert Aebte und Vorsteher von Klöstern folgten dem Rufe des Papstes. Die Gesandten der Könige von Frankreich, Aragonien, Sicilien, England, Ungarn, Cypern und des Kaisers von Constantinopel erschienen gleichfalls als die Repräsentanten der weltlichen Macht auf diesem Congresse der gesammten Christenwelt.

Die ersten Sitzungen des Conciliums waren der Auseinandersetzung und deutlicheren Darstellung der Glaubenslehren gewidmet, welche von den Irrlehrern der damaligen Zeit besonders bestritten worden. Die Irrlehre war wirklich mit jedem Tage drohender geworden. Von Bulgarien bis in's Innere von Spanien stieß man mit jedem Schritte auf sogenannte Katharer, Patariner, Bons-

1) S. die Schilderung der „Riesenschlacht von Navas de Tolosa."

Hommes, wie sie in Frankreich hießen, die nur tödtlichen Haß gegen jeglichen Gehorsam der Obrigkeit und besonders gegen den katholischen Glauben verbargen. In Italien war die Lombardei beinahe gänzlich vom Gifte der Irrlehre angesteckt, die sich wie ein Aussatz verbreitete und selbst in das päpstliche Gebiet gedrungen war [1]).

Die Beschlüsse des vierten Conciliums im Lateran in Bezug auf die Kirchenzucht sind für das Kirchen- und bürgerliche Recht historisch berühmt geworden. Dieses Concilium stellte die Gottesgerichte ein, verordnete die öffentlichen Aufgebote vor der Ehe, um die heimlichen Ehen zu verhindern; verordnete, daß jeder Gläubige wenigstens ein Mal beichten und zur österlichen Zeit das heilige Abendmahl empfangen soll; es eröffnete an allen Kirchen Freischulen, und entwarf die bewunderungswürdigen Regeln des Rechtsverfahrens, welche unsere Gesetzgeber alle nachgeahmt haben.

Der heilige Dominikus wohnte dem Concil im Lateran bei; er war mit Fulco, dem Bischofe von Toulouse, nach Rom gekommen, um mit dem Papste sich über die Mittel zu berathen, welche er zur Bekehrung der Irrlehrer ausgedacht hatte. Domingo Guzmann besaß die Einfalt und Stärke jener Seelen, welche zur Thätigkeit geboren sind, weil sie mit einem tiefen Gefühle Kraft und Standhaftigkeit verbinden. Die Prachtliebe der Prälaten beleidigte schon seit längerer Zeit seine christliche Einfachheit. Das Gefolge von Reitern und Bedienten, die verweichlichte Lebensweise der Schüler des Gekreuzigten, erschienen ihm als die wahren Ursachen des Verfalls des Glaubens und des Fortschrittes der Irrlehre. Zugleich bestürzten ihn die Grausamkeiten des Krieges; er konnte nicht an die Verhärtung des verirrten Haufens glauben, und mißbilligte die Leidenschaft, die Städte in Brand steckte und ganze Völkerschaften mit dem Schwerte vertilgte. Er predigte daher ohne Unterlaß den Einen Armuth und Menschlichkeit, den Andern Unterwerfung und Glauben. Das unermüdliche Hingeben an diese fromme Mission führte ihm bald zahlreiche Apostel zu, die arm, wie er, strenge Beobachter aller christlichen Tugenden, keinen andern Namen kannten, als den der „Predigerbrüder," welche zärtliche Benennung der Ausdruck ihres Gedankens der Vereinigung und Erbarmung war.

Innocenz der Dritte und das Concilium im Lateran fürchteten die Vermehrung der religiösen Orden, daher rieth der Papst dem Dominikus, sich für seine Anstalt eine schon von der Kirche approbirte

1) S. Näheres in der Skizze: „Die Inquisition."

Regel zu wählen. Dominikus verweilte einige Zeit in Rom und flehte zum Herrn um Erleuchtung, wie er den entworfenen Plan ausführen solle; da schien es ihm während der Nacht, als sähe er Jesum im Schlafe, wie er sich anschicke, die Stolzen, Wollüstigen und Geizigen zu vernichten, als ihn plötzlich die heilige Jungfrau besänftigte und ihm zwei Männer zeigte, von denen er der Eine war, den Andern kannte er nicht; aber des andern Tages erblickte er in der ersten Person, die ihm beim Eintritt in eine Kirche aufstieß, den Unbekannten, der ihm Nachts im Traume erschienen war. Er war in Lumpen gehüllt und betete mit Inbrunst. Dominikus warf sich in seine Arme und küßte ihn. „Du bist mein Gefährte," sagte er zu ihm, „du verfolgst dieselbe Bahn; laß uns beisammen bleiben, und kein Feind wird etwas über uns vermögen." Und von diesem Augenblick, erzählt die Legende, waren sie ein Herz und eine Seele im Herrn. Dieser Arme, dieser Bettler war der heilige Franz von Assisi [1]).

Der heil. Dominikus starb 1221 zu Bologna, der heil. Franziskus zu Portiuncula bei Assisi 1226. Einige Jahre zuvor 1213 beendigte Johann von Matha, Gründer des Ordens der heil. Dreifaltigkeit zur Erlösung der Gefangenen, sein frommes Leben in dem Kloster an der Wasserleitung des Claudius auf dem Hügel Coelius. Dieses Kloster hatte Innocenz der Dritte den Trinitariern eingeräumt [2]).

So war dem Papste Innocenz dem Dritten das Glück vorbehalten, unter seinem Pontifikate drei der berühmtesten Männer, welche die Geschichte des Katholizismus aufzuweisen hat, erscheinen und durch sein Wort angefeuert zu sehen. Aber so groß auch der Trost war, der für ihn aus diesem Aufschwung des geistigen Lebens der christlichen Gesellschaft hervorging, so vermochte er doch nicht den Schmerz zu lindern, der an seinem Leben nagte. Unaufhörlich lag er mit weltlichen Interessen im Kampfe, bald in Deutschland, wo die Wahlen zum Throne der Gegenstand ewiger Kriege geworden, bald in Frankreich, wo Philipp August herrschte, bald in Großbritannien mit Johann ohne Land; sein Wille ging dahin, allen Ehrgeiz zum Schweigen zu bringen und allen Haß zu besänftigen, um die ganze Macht Europa's zu einem neuen Kreuzzuge zu vereinen. Um diesen großen Gedanken zur Ausführung zu bringen und durch seine Nähe zu verwirklichen, hatte der Papst Rom verlassen. Aber alle Hoffnungen, die er genährt,

1) S. die Schilderung „Franz von Assisi."
2) S. die besondere Skizze: „Die Trinitarier."

verſchwanden eine nach der andern; alles dieſes beugte ihn, und er ſtarb zu Perugia den 16. Juli 1216, kaum fünfundfünfzig Jahre alt.

Innocenzens Pontifikat war das glanzvollſte und thatenreichſte der Geſchichte, er ſelbſt ein Mann, welcher treffliche Eigenſchaften und herrliche Geiſtesgaben im ſeltenſten Vereine beſaß, ähnlich Gregor VII. durch ſeine unbeugſame Feſtigkeit und ſeinen Alles beherrſchenden, nie beſtochenen Gerechtigkeitsſinn, größer als jener in durchdringender Kenntniß und umſichtiger Erwägung der Weltverhältniſſe und der Menſchen, in gewandter Behandlung der verſchiedenartigſten Geſchäfte und in umfaſſender juriſtiſcher und theologiſcher Gelehrſamkeit. Es gibt eine ſchwache Vorſtellung ſeiner Alles umfaſſenden Thätigkeit, wenn man erfährt, daß wir 3855 von ihm eigenhändig geſchriebene Briefe beſitzen, die ſich nicht nur auf alle großen Weltfragen ſeiner Zeit, ſondern noch auf hunderte der verſchiedenſten Privat- und Lokalintereſſen bezogen. Und dennoch wird es als Thatſache berichtet, daß von allen unter ſeiner Regierung ergriffenen Maßregeln keine verändert ward. Denn obgleich Innocenz raſch und entſchieden handelte, ſo that er doch nichts übereilt, nichts, ohne vorher mit den Cardinälen berathen zu haben. Irrte er zuweilen, ſo war es nicht ſeine Schuld, ſondern Folge irriger ihm zugegangener Berichte und der ungeheuren Ausdehnung ſeines Geſchäftskreiſes.

20.

Die Kirche und die Staaten im Mittelalter.

Charakteriſtiſch für das Mittelalter iſt jene Anſchauung, welche das Verhältniß von Kirche und Staat durch das Verhältniß von Geiſt und Körper ſinnbildet. Der Staat erſchien als das Irdiſche, Zeitliche, die Kirche als das Ueberirdiſche, Ewige. Jenem theilte man die irdiſchen Zwecke, dieſer die geiſtigen und himmliſchen zu. Einfach aus dieſer Grundanſchauung ging die Anſicht hervor, daß die Kirche über dem Staate ſtehe, weil ihr Zweck ein höherer ſei [1]). Wenn dieſe Anſicht mitunter zu Einſeitigkeiten und zu Handlungen führte, welche mit dem Ausſpruche des Herrn: „Mein Reich iſt nicht von dieſer Welt," ſchwerlich zu vereinbaren ſind, ſo hat doch die

1) „Wie der Geiſt höheren Weſens iſt, als der Körper, ſo ſollte auch demjenigen der Vorrang gebühren, welcher Mittelpunkt des geiſtigen Lebens ſei." „Das Papſtthum," ſchrieb Innocenz III., „geht dem Königthum vor; dieſem iſt nur Gewalt gegeben auf Erden über die Leiber; jenem auch im Himmel und über die Seelen."

Kirche jene höhere Stellung, welche man ihr einräumte, im Ganzen zum Beſten des Staates und in demjenigen Sinne erfaßt, daß ihre Aufgabe die der Veredlung und Heiligung der Menſchen ſei. Wenn ſie die Großen dieſer Welt lehrte, daß alle Macht von Gott ſtamme, dem jeder Herrſcher verantwortlich ſei; wenn ſie dem Bettler ein und dieſelbe Ausſicht eröffnete mit dem Kronenträger; wenn ſie in ihren ſittlichen Anforderungen den Fürſten neben den Kloſterbruder und Leibeigenen ſtellte; wenn ſie auf Erden die Stelle jenes höheren Richters vertrat, vor welchem kein höheres Anſehen, ſondern nur der innere Werth entſcheidet — ſo hat ſie damit wohl eine höhere Stellung, als der Staat, aber gewiß eine ſolche eingenommen, welche ſie in den Augen der Unparteiiſchen als Wohlthäterin der Menſchheit in jenem rohen und barbariſchen Zeitalter erſcheinen läßt. Unzählige Belege hat die Geſchichte des Mittelalters dafür aufzuweiſen. Es kann hier nur an Einiges erinnert, nur Weniges angedeutet werden.

Die Kirche war es, welche der blutigen Kampfeswuth, dem rohen Ungeſtüm barbariſcher Gemüther mit der Kraft des in ihr wohnenden Geiſtes entgegentrat, wie einſt auf der Kirchenverſammlung zu Bourges Abt Odilo von Cluny in hinreißendem Wort den geſammten Kriegerſtand zur Ueberzeugung geweckt hatte, daß Fehde an denjenigen Wochentagen, an welchen zur Verſöhnung der Heiland gelitten und im Grabe geruht, deſſen welterlöſendes Erbarmen ſchmähe, und daher für ſeinen Gottesfrieden geneigte Zuſtimmung fand, wenigſtens vorübergehend die Wehrloſen wider Bedrängniſſe ſchirmte, die ſonſt unabläſſig auf ſie einſtürmen konnten, Uebertretung dieſer Vorſchrift ernſter beſtrafte, als bloße Vergehen wider den Menſchenfrieden [1]). — Die Kirche allein war es, die ſich mit Ernſt wider den Menſchenhandel erhob, den empörenden Verkauf von Chriſten in die Sklaverei als ſtrafwürdig erkannte und für Klagen über Weiberraub zum parteiloſen Richter ſich aufſtellte. Gegen die Gewinnſucht, welche dem Feinde nicht der Staaten, ſondern des Glaubens, Waffen und Kriegsbedarf ſelbſt während des Streites zuführte, ſetzte abermals die Kirche ihr Anſehen ein, die ſonſt Handel und Verkehr nicht weiter in ihren Bereich zog, als es die allgemeine Sicherheit der Chriſtenheit oder die Aufſicht auf ſittliche Ordnung erforderte; welcher gemäß derſelbe im Umkreiſe der Gott geheiligten Gebäude, an den dem allgemeinen Dienſt des Ewigen geweihten Tagen, von ihr ernſtlich mißbilligt wurde.

Aus eben dem Bewußtſein, ohne Rückſicht auf Völker und

1) Näheres in der Skizze: Gottesfrieden.

Länder, Allem entgegen treten zu müſſen, was den Geboten höherer Sittlichkeit und wahrer Rechte der Menſchen als göttlicher Gebote widerſprach, ging es hervor, daß Cöleſtin III. den Erzbiſchof Humbert von Canterbury ermächtigte, den Bann zu ſprechen über diejenigen, welche Zölle erhöhten, die Sicherheit der Landſtraßen gefährdeten. Wieder war es die Kirche, welche den Handelsmann, der die entlegenen Länder verbindet und dadurch für des Lebens Anmuth und Gemächlichkeit ſorgt, gegen diejenigen Gefahren ſicher ſtellen wollte, welche Raubſucht ihm damals bereiten mochte. Sie konnte in denjenigen, welche ſelbſt Seeraub nicht für ein verworfenes Gewerbe achteten, nicht ihre Kinder anerkennen, darum die erſten Strafgeſetze gegen dieſelben von ihr ausgingen. Die gleichen Beweggründe trieben die Päpſte zu Unterdrückung des verabſcheuenswerthen Strandrechtes, welchem am baltiſchen Meere ſelbſt die Perſonen als leibeigen verfallen ſollten. Wirkten dann Geſetze der Könige mit, ſo war der Erfolg deſto ſicherer. Immerhin bleibt das Verdienſt denjenigen, von welchen der erſte Anſtoß dazu ausgegangen war. Ferner ließ ſie alljährlich über die Zauberer, Meineidigen, Mordbrenner, Diebe und Räuber feierlich den Bann ausſprechen. Mit allem dieſem wollte ſie weder der Polizei oder der Criminaljuſtiz zu Hülfe kommen, noch weniger in deren Wirkungsbereich einbrechen, nur dasjenige thun, was ſie überzeugt war, daß es ihr obliege, daß ſie es nicht unterlaſſen dürfe. Die eigentliche, zeitliche und körperliche Beſtrafung dieſer Verbrechen, auch der Falſchmünzerei und ſolcher Schandthaten, welche nicht einmal dürfen genannt werden, überließ ſie nicht bloß der weltlichen Gewalt, ſondern erklärte ſelbſt, daß ſie dieſer gebühre. Ihr Beſtreben ging auf die Ausrottung und Unterdrückung der Vergehungen. Strafen beſchränkte ſie auf ihren engern Kreis, indem ſie Geiſtliche, die von dergleichen angeſteckt wären, zu entfernen, Biſchöfe, die mit Vollziehung der Strafe zaudern möchten, ihre Amtsverrichtungen einzuſtellen befahl. In der Erklärung aber, daß Kirchen oder Kapellen anzulegender Verſchanzungen wegen nur mit Wille des Oberhauptes der Kirche dürften verlegt werden, immer aber ſo, daß die Pfarrkinder nichts darunter litten, wahrte ſie bloß ihre eigenen Rechte. Von der Kirche zuerſt wurde die Pflicht ſorgfältiger Wartung kleiner Kinder durch Verfügungen in Erinnerung gebracht. Sie heiligte die Ehe; ſie ſittigte die Völker durch das Verbot roher Gewohnheiten aus dem Heidenthum; ſie wollte durch unterſagten Salzverkauf die heidniſchen Preußen von dem Kindermord zurückhalten. Sie gab zu Milderung

des Loofes der Leibeigenen Antrieb und Vorbild. Indeß die weltlichen Herren dieſelben mit Laſten überluden, nach Willkühr Steuer von ihnen forderten, ſie ihrer Habe beraubten, häufig zur Flucht nöthigten, und, wie es ihnen einfiel, ſie verkauften, forderten die geiſtlichen Herren, zumal die Klöſter, nur diejenigen Dienſte, deren ſie bedürftig waren, hüteten ſich vor übertriebener Beläſtigung derſelben, theilten ihnen bei Mangel von dem ihrigen mit und vergaßen nicht, daß auch die Leibeigenen ihre Brüder und Schweſtern wären. Jedenfalls war es wieder die Kirche, welche die Leibeigenſchaft milderte (aufheben konnte ſie dieſelbe nicht, weil ſie hierin weder aus ihrer Zeit hinauszugehen vermochte, noch in fremdes Recht eingreifen wollte); ſei es nun, daß ſie harte Behandlung rügte, mehr noch, weil ihre ganze Lehre ſo manche Herren beſtimmte, unter die guten Werke, welche der Seele zum Heile dienen, auch die Freilaſſung von Leibeigenen zu zählen. Ferner brachte ſie dieſelben zu einiger Geltung, indem ſie, für die ihren wenigſtens, Zeugnißfähigkeit in Rechtsſachen der Kirche, jenen ſonſt nie zugeſtanden, in Anſpruch nahm.

Endlich konnte ſie die kirchliche Laufbahn dem Leibeigenen nicht verſperren; nur mußte er folgerichtig zuvor freigelaſſen ſein. Fehlt es daher nicht an Biſchöfen niedriger Herkunft, ſo dürfen wir nicht zweifeln, daß unter ihnen auch ſolche ſich mögen befunden haben, welche im Stande der Leibeigenſchaft geboren worden. Noch förderſamer zur Erreichung der Freiheit mußte es ſein, daß Papſt Gregor IX. erklärte, bei einem Sohn, den eine Freie dem leibeigenen Manne geboren, ſei auf Einſprache von deſſen Herrn gegen prieſterliche Weihe keine Rückſicht zu nehmen.

Daß bei Todtſchlag nach bürgerlichem Geſetz oft Leben um Leben ging, können wir unſern Anſichten zufolge nicht mißbilligen. Härter war die Sitte in Schwaben, daß ein zur Hinrichtung verurtheilter Mordbrenner, damit Schmach ihn zerknirſche, war er ein Freier, einen Hund, war er ein Dienſtmann, einen Sattel aus der heimathlichen Grafſchaft in die nächſtgelegene tragen mußte. Weniger möchten ſich Strafbeſtimmungen rechtfertigen laſſen, welche Glied an Glied ſetzten, Hand um Hand nahmen; vollends nicht, wenn Grauſamkeit die Gerechtigkeitspflege befleckte[1]). Auch hierin war die Kirche milder. Sie verurtheilte ſelbſt Biſchofsmörder nicht zum Tode,

1) Wie bei einem Grafen von Flandern, der einen Ritter wegen Raubes zweier Kühe von einer armen Frau, mit voller Rüſtung in ſiedendes Waſſer werfen ließ.

ſondern hoffte, durch auferlegte lebenslängliche Buße ſie zu Reue und Bekehrung zu wecken. So mußte auf Innocenzens III. Befehl ein Mann, welcher in ſaraceniſcher Gefangenſchaft aus Hungersnoth die eigene Tochter geſchlachtet und verzehrt, hierauf auch die Frau getödtet hatte, aber doch deren gekochtes Fleiſch nicht zu berühren vermochte, bei drei Jahren in Faſten, Gebet und Bußübungen ein unſtätes Leben führen, dann weitere Verfügung des Oberhauptes der Kirche gewärtigen. Freilich hatte er unter Thränen ſein entſetzliches Verbrechen demſelben perſönlich offenbar gemacht. Selbſt zum Tode Verurtheilten wurde durch kirchliche Perſonen das Leben erbeten, um in Buße nach göttlicher Gnade zu ringen; welches dem vielleicht hie und da vorkommenden Recht geiſtlicher Würdenträger den Urſprung gab, verurtheilte Miſſethäter auf dem Wege zur Richtſtätte aus des Scharfrichters Hand zu befreien.

Eben dieſe Geſinnung lag ferner dem Entgegenwirken der Kirche gegen dasjenige zu Grunde, was entweder in Aberglaube oder in Uebermuth oder in bloßer Waffenluſt das Leben gefährden konnte; ſie ſprach ſich wider Ordalien, Zweikämpfe und Turniere aus, und erließ, ſoweit es ihr möglich, Warnungen und Verfügungen gegen dieſelben. Gleich ſeinen Vorgängern verwarf auch Innocenz III. die Ordalien mit dem Ausſpruch Chriſti: Du ſollſt Gott deinen Herrn nicht verſuchen. Die Prieſter, welche zu Segnung der Mittel ſich hergaben, durch die das Gottesurtheil ſollte vollzogen werden, unterlagen der Beſtrafung. Als auf der Inſel Sardinien dieſelben hiezu genöthigt werden wollten, brachte der Papſt die Geſetze der Kirche wider dieſen Gebrauch in Erinnerung mit dem Bemerken: wie keinem weltlichen Richter Befugniß zuſtehen könne, einen Geiſtlichen, der deſſen ſich weigere, zu beſtrafen.

Der Zweikampf, theils als beſondere Art der Ordalien, theils als Mittel der Genugthuung oder Rüge, wiewohl durch weltliche Geſetze hie und da zugegeben, ſelbſt zwiſchen einem Mann und einem Weibe geſtattet, unterlag gleicher Mißbilligung der Kirche und ihrer ausgezeichnetſten Männer. Tollheit, nicht Tapferkeit, Wahnſinn, nicht kühner Muth ſei es, ſolcher Gefahr ſich bloßzuſtellen, und während der Sieger des Falles ſeines Gegners juble, dringe durch ſeine eigene Seele das Schwert. Selbſt die ſtrengſten Kirchenſtrafen mußten eintreten, um dergleichen, was zwiſchen hohen Perſonen, ſo der Kirche als dem Land Schaden bringen müßte, zu verhindern. Um ſo mehr erhoben die Männer der Kirche ihre Stimme wider denſelben, wenn den Ueberwundenen, gleich als hätte in dem Ausgang Gott ſelbſt

ein: Schuldig! ausgesprochen, schwere Strafe durch die weltliche Gewalt drohte [1]).

21.

Die Trinitarier.

Ganz verschieden von den Zwecken der anderen Orden, die sämmtlich nur die innere Vervollkommnung ihrer Genossen oder die geistlichen Bedürfnisse anderer Menschen zum Gegenstand hatten, trat unter Papst Innocenz dem Dritten eine religiöse Verbindung hervor, welche in werkthätiger Liebe Mitchristen wenigstens einer Art äußern Ungemachs entreißen wollte. Der Stifter dieser Vereinigung, Johann von Matha, adelichen Geschlechtes, aus dem kleinen Städtchen Foucon in der Grafschaft Nizza, war im Jahre 1160 geboren. Als Knabe sorgfältig unterrichtet, floh er als Jüngling in eine nahgelegene Einöde, tauschte aber bald seine selbst errichtete Hütte an die Universität Paris und hörte Philosophie, dann Theologie. Doktorwürde und Priesterweihe ließ er sich eher aufdringen, als daß er sie suchte und hielt dann als Priester seine erste heilige Messe in der erzbischöflichen Kapelle zu Paris. Einer Sendung nach Rom zog er die Einsamkeit vor, und suchte hier jene innere Befriedigung, wonach er sich sehnte, denn auch er vermochte nicht, dem bewältigenden Hang nach dem abgemessenen Leben des Klosters, der so viele seiner Zeitgenossen ergriff, zu widerstehen. Er hörte von dem siebenzigjährigen Einsiedler Felix aus der Landschaft Valois, der in ähnlichem Drange einst die väterlichen Erbgüter verschmäht hatte, und nun in dem Gehölz von Gandelou, in der Landschaft Brie wohne. Diesen suchte er auf. Beide hofften, gemeinschaftlich zu vollkommnerem Leben sich zu bilden. In ihrer Nähe soll ein Ritter, Roger, der auf wunderbare Weise der Gefangenschaft in Haleb entronnen war, gewohnt haben. Die eigene Erfahrung hatte ihn gelehrt, wie hart ein Christenleben in muselmännischer Sklaverei geführt werde, daher er dem Höchsten für seine Errettung nicht besser danken zu können glaubte, als durch Verwendung seiner Güter, um die Fesseln derjenigen zu lösen, die ein ähnliches Loos treffen möchte. Er theilte sein Vorhaben den beiden Einsiedlern mit, denen die Befreiung gefangener Christen aus der Gewalt der Ungläubigen würdige Aufgabe für eine Genossenschaft schien.

1) Der sonst seiner Gerechtigkeit und Milde wegen gepriesene Graf Theobald von Champagne ließ einem im Zweikampf Besiegten die Augen ausstechen und all sein Gut in Beschlag nehmen. Um Auslieferung des Letztern verwendete sich der heil. Bernhard von Clairvaux.

Um für diesen Vorsatz päpstliche Bewilligung zu erhalten, pilgerten sie zu Anfang des Jahres 1198 nach Rom, wo sie bei Innocenz, der so eben gewählt worden war, freudige Zustimmung fanden und das erste Haus der Kirche ihres Ordens in Frankreich zu bauen, Auftrag mit der Zusicherung erhielten, er selbst werde zu Rom ein zweites bauen lassen. Denn wohl mußte ein Oberhaupt der Kirche, welches während seines ganzen Pontifikates die Wiedereroberung des heiligen Landes mit solcher Beharrlichkeit, mit solchem Ernst, mit solchem Eifer betrieb, die ungemeine Förderlichkeit der beabsichtigten Institution für seinen Lieblingszweck alsbald durchschauen. Die Aussicht, das herbere Loos der Gefangenschaft durch so liebevolle Bemühung gewendet zu sehen, konnte die Freudigkeit der Gläubigen, für das größte sichtbare Heiligthum in den Tod zu gehen, nur um so sicherer hervorrufen. Innocenz selbst schrieb den Brüdern des neuen Ordens ein weißes Gewand mit einem rothen und blauen Kreuz in Erinnerung an die heilige Dreieinigkeit, deren Namen sie tragen sollten, vor. Worauf er beide Einsiedler dem Bischofe von Paris und dem Abt von St. Viktor empfahl, damit sie ihnen in Entwerfung der Ordensregel, deren Bestätigung er sich vorbehielt, Rath ertheilen möchten.

In Rom schlossen sich ihnen vier Gefährten an, in deren Begleit sie den Grundstein zum ersten Kloster in Marseille legten, hierauf nach ihrer Rückkehr an der frühern Wohnstätte des Sprengels von Meaux, die zum freien Hirschen hieß, das Stammkloster errichteten, welchem der König, die Gräfin von Burgund, mehrere Große sogleich durch Schenkungen ihre Freigebigkeit bewiesen.

Der wesentlichste Theil der Ordensvorschrift ist derjenige, welcher bestimmt, daß aller künftige Erwerb des Ordens in drei Theile solle getheilt werden; zwei müßten dem Unterhalt der Brüder und sonstigen Werken der Mildthätigkeit genügen, der dritte zum Loskauf von Gefangenen aus der Gewalt der Heiden gewidmet sein; alles sodann, was sie auf Reisen zu diesem Zweck erhielten, ungetheilt. Es war auch gestattet, sarazenische Gefangene zu kaufen, um sie gegen Christen auszutauschen. Nur eine förmliche Erklärung des Gebers konnte jene Bestimmung ändern.

Für die gottesdienstlichen Verrichtungen soll ihnen der Abt von St. Viktor die Ordnung seines Hauses, welches Augustins Regel befolgte, empfohlen haben. Ihre Häuser wurden nicht Klöster, sondern Herbergen und Pflegestätten genannt. Das Schweigen sollte nur im Chor, im Speisezimmer und im Schlafgemach beobachtet werden.

Fleisch durften sie essen, sofern es geschenkt oder von ihnen erzogen war; für Geld zu kaufen war es verboten. Wein sollten sie mit Wasser vermischen. Nirgends, sofern sie nicht auf Reisen waren, durften sie außer ihrem Hause etwas genießen, auch nicht, wenn sie gebeten wurden; nur Wasser bei ehrbaren Leuten. Schenken sollten sie gar nicht betreten. Ihr Lager mußte einfach, doch nicht so hart sein, als das anderer Ordensbrüder; Pferde zu haben oder zu besteigen, war untersagt, nur auf Eseln durften sie reiten, zum Zeichen der Demuth und Armuth. Jeder mußte eine Beschäftigung treiben können, wer solches nicht konnte oder wollte, ward weggejagt. Die Aufnahme war an das zwanzigste Lebensjahr und an ein volles Probejahr geknüpft; genügte dieses dem Obern nicht, so konnte es verlängert werden, und zeigte der Novize einen störigen Sinn, so ward er weggewiesen. Aber was er etwa gebracht hatte, mußte ihm zurückgegeben werden, denn für die Aufnahme durfte das Kloster nichts fordern.

Brüderliche Liebe sollte die Grundlage des gegenseitigen Betragens sein, aus solcher jede Anweisung und jede Zurechtweisung von den Obern ausgehen. Unerwiesener Anklage folgte diejenige Strafe, die den Beklagten betroffen hätte. Beleidigung müsse jeder in Geduld tragen, Verzeihung willig ertheilen, in der ersten Aufwallung keiner den andern anfahren; eigentliche Unfuge fielen der Beurtheilung des Obern anheim. Ohne die dringendste Noth durfte keiner einen Eid schwören, Pfandschaft anzunehmen war verboten. Wurde etwas verkauft, so mußten dem Käufer allfällige Mängel der Sache angezeigt werden.

Alljährlich nach dem Pfingstfeste war allgemeine Versammlung; denn auch hier sollte, im Fall der Orden sich verbreitete, diese Form eingeführt werden. Alles Gemeinsame und das Wichtige einzelner Häuser: Geldaufnahmen, große Vergehungen, kamen hier zur Berathung. Wie die Vorsteher einzelner Häuser sich Diener nennen mußten, so kam dem Haupt aller die Benennung: oberster Diener zu. Sollte Absetzung oder Zurechtweisung desselben nothwendig werden, so mußte dieß durch vier der ehrbarsten Diener geschehen; er aber konnte in Gemeinschaft mit drei andern dasselbe gegen jeden der untergeordneten Diener verfügen. In jedem Hause wurde sonntäglich Kapitel gehalten, und über alles gegenseitig Rechnung abgelegt, zugleich über alle Klagen geurtheilt, dann über Glaube und Leben eine Ermahnung gegeben, woran auch das Gesinde Theil nahm. Zwischen Ordens- und Laienbrüdern bestand in nichts ein Unterschied.

Für die Kranken war ein besonderer Pfleger aufgestellt, ebenso für Fremde und Arme, die Bewirthung von jenen stets einfach.

Mit dieser Regel ging Johann selbst nach Rom und erhielt Innocenzens Bestätigung für dieselbe. Kurze Zeit darauf ertheilte er dem Orden die meisten Zugeständnisse, welche die Päpste von altersher jedem zu ertheilen gewohnt waren. Zugleich schenkte er ihm eine Kirche in Rom und einige andere in seinem weltlichen Gebiet, welchem er zu Erfüllung ihres Hauptzweckes noch eine ansehnliche Geldsumme beifügte. Von Rom aber sendete er den Johann von Matha, mit der Würde eines päpstlichen Kaplans beehrt, in wichtigen Aufträgen an den König von Bulgarien, wobei jener das Vertrauen, welches der Papst in seine Einsichten und in seine Thätigkeit setzte, auf's Vollkommenste rechtfertigte.

Unverzüglich nach Bestätigung des Ordens gab Innocenz dem Emir al-Mumenim in Marocco Nachricht von der neuen Stiftung und ersuchte ihn, den Männern, die so heilsamen Zwecken sich widmeten, Eintritt in sein Land zu verschaffen. Sie könnten ja den Seinigen so nützlich werden, als den Christen, da ihnen ebensowohl der Ankauf von muselmännischen Gefangenen gestattet sei, durch deren Austausch auch diese zur Freiheit gelangen könnten. Würdig des obersten Lenkers der Christenheit war der beigefügte Wunsch, daß der, welcher der Weg, die Wahrheit und das Leben seie, den Emir zur Erkenntniß der Wahrheit in Christo erwecken wolle, damit er ohne Säumen zu ihm eile. Wahrscheinlich überbrachten zwei Brüder des Ordens, die nun der Bestimmung desselben leben sollten, das Schreiben. Es blieb nicht erfolglos, denn sie kehrten mit hundertsechsundachtzig befreiten Christen nach Europa zurück.

Sobald die französischen und flander'schen Barone zum neuen Kreuzzuge sich aufgemacht hatten, gab ihnen Johann einige seiner Brüder als Begleiter mit, um den Streitern mit leiblichem und geistlichem Trost zur Seite zu stehen, und die eigentliche Aufgabe des Ordens, so der Fall einträte, zu lösen. Er selbst ging zu wiederholten Malen nach Tunis. Im Jahre 1210 soll er den dortigen Sarazenen für Lösung vieler Gefangenen größere Summen verheißen haben, als er zu bezahlen im Stande gewesen seie. Dafür sei er halb todt geschlagen, nachmals aber auf wunderbare Weise dennoch mit dem erforderlichen Gelde versehen worden. Auch auf Spanien erstreckte er seine Wirksamkeit, für welche hier ein weites Feld offen stand. Die Empfehlungen, welche ihm Innocenz an die dortigen Könige gab, konnten neben dem Empfehlenden der Sache selbst nicht

ohne Erfolg bleiben, wovon wohl der wichtigſte derjenige war, daß Johann von Matha's Stiftung dort im Jahre 1223 eine ähnliche hervorrief. Anbei ſoll Johann bisweilen das Volk in der Nähe des Stammkloſters durch ſeine Predigten erbaut, in ſtrenger Befolgung der Ordensvorſchriften ſeinen Untergebenen als Vorbild geleuchtet haben. Er ſtarb zu Rom im Jahre 1213. Innocenz ſelbſt begleitete mit den Cardinälen ſeine Beiſetzung und ſorgte für ein ſchönes Grab mit einfacher Inſchrift.

Gleichzeitig wirkte ſein Bruder Felix für Begründung neuer Ordenshäuſer in Frankreich. Der König geſtattete die Errichtung eines ſolchen in Paris, und ſchenkte ihm dazu eine Kirche. Innocenz, der die Anſtalt gerne verbreitet ſah, beauftragte zwei andere Brüder, nach Schottland zu gehen, deſſen König den Grundſtein zu zwei Häuſern mit eigener Hand legte. Etwa zweihundertfünfundſiebenzig Jahre ſpäter zählte der Orden in Frankreich, Spanien und Italien an die ſechshundert Häuſer, einzig in Irland zweiundfünfzig, andere in den übrigen chriſtlichen Reichen, mehrere jenſeits des Meeres. Die Gelegenheit, von der Regel abzuweichen, war zwar bald vorhanden, die Einrichtung aber immer noch empfehlenswerth. Eine Erweiterung des Ordens auf weibliche Genoſſen kann bei den allgemein verwaltenden Geſinnungen des Zeitalters nicht befremden. Was dieſe zu Förderung des Ordenszweckes ſelbſt nicht beitragen konnten, ſollte doch durch deren Gebet unterſtützt werden; und da mehrere Königstöchter in den Orden traten, konnte es an Nachahmung und zugleich an reichlicher Ausſtattung nicht fehlen. In ſpäterer Zeit war eine Verbindung des Ordens mit den Rittern von Rhodus verabredet, aber nicht zur Ausführung gekommen. Hochbetagte Bewohner von Lyon, Paris, Marſeille und andern franzöſiſchen Städten gedenken noch jetzt des rührenden Anblickes, wie einſt die losgekauften Gefangenen, Leute aller Völker und Zungen, mit Palmen in den nur noch durch ſeidene Bande gefeſſelten Händen, paarweiſe daherzogen, begleitet von den menſchenfreundlichen Ordensmännern, die ſie befreit, genährt, gekleidet hatten; und die ſonſt, um ihr Liebeswerk vollführen und die Gefangenen ihrem Vaterland, den Ihrigen, ihrem Beruf zurückgeben zu können, Almoſen durch die Straßen ſammelten. Das finſtere Mittelalter gründete dergleichen länger als halbe Jahrtauſende durch wirkende Genoſſenſchaften; unſer Jahrhundert hat Zeitungen, Papiergeld und Dampfmaſchinen.

22.

Franziskus der Heilige von Assisi.

Der Gattin eines wohlhabenden Kaufmanns zu Assisi gebot, als sie gesegneten Leibes, ein Engel, ihre Niederkunft auf dem Stroh eines Stalles zu halten. Hier gebar sie einen Sohn, der in der heiligen Taufe den Namen des heiligen Johannes erhielt. Da viele Franzosen in den Kaufladen des Vaters kamen, erlangte sein Knabe eine so große Fertigkeit im Gebrauch ihrer Sprache, daß man ihm den Zunamen Francesco, Franzose gab. Nach des Vaters Wunsche dem Kaufmannsstande sich widmend, war der Jüngling bis etwa zu seinem fünfzehnten Jahre munter, aufgeweckt, lebenslustig, ja leichtfertig, und da geschah es, daß er eines Tages einen Armen ohne Almosen abwies, der ihn darum um Christi willen gebeten hatte; dieß aber bald bereuend, rief er den Armen zurück, beschenkte ihn reichlich und beschloß, von nun an keinem ein Almosen um Gottes willen zu verweigern. Von einer sehr schweren Krankheit genesen, wanderte er in der freien Natur umher, um sich zu erholen; allein er vermochte nicht, hierin Vergnügen und Erholung zu finden; nur in Gott gewahrte er selige Ruhe; was er früher geliebt, eckelte ihn an; allem jugendlichen Leichtsinne entsagend, ward ihm allmählig das innere Leben der Seele erschlossen, und in selbstthätiger strenger Buße ward er immer mehr der Hoffart und Wollust abhold. Alles, was er besaß oder erhalten konnte, gab er den Armen oder der Kirche, und lebte selbst in Dürftigkeit und Erniedrigung aus Liebe zu Dem, der, arm geboren, arm gelebt hatte. Du liebe Armuth, sprach er, wie niedrig auch nach dem Urtheile der Menschen deine Herkunft sein mag, dennoch schätze ich dich über Alles, seitdem mein Meister sich mit dir vermählt hat. Er pilgerte nach Rom, vor den Gräbern der Apostelfürsten zu beten, mischte sich unter einen Haufen Bettler, gab dem dürftigsten seine Kleider, hüllte sich dafür in dessen Lumpen, und bettelte in den Straßen Roms. Als Wahnsinniger und Verschwender in der Vaterstadt verschrien, sperrte ihn der Vater zu Hause ein; aber der guten und frommen Mutter Mitleid begünstigte seine Flucht in eine Höhle außer der Stadt, damit er hier auf sein väterliches Erbe Verzicht leiste. Rasch willigte der begnadigte Sohn ein, entledigte sich seiner schönen Kleider und sprach: „Nun kann ich mit mehr Recht täglich beten: Vater unser, der Du bist in den Himmeln!“ Er entsagte seinem Vater, dem reichen Kaufherrn, ließ sich von einem Bettler an Kindesstatt annehmen, lebte fortan in strengster

Buße und Abtödtung, ging in's Spital der Aussätzigen, und heilte durch sein Gebet mehrere derselben. Noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, beginnt er auszuströmen in begeisterter Rede der Liebe, deren sein Herz übervoll. Sein erster Schüler war Bernhard, ein Bürger von Assisi. Als dieser ihn fragte, ob er die Welt verlassen müsse, antwortete er: „Befrage Gott." Jener schlug nun die heilige Schrift auf und las: „Wenn du vollkommen sein willst, so verkaufe alles, was du hast, und gib es den Armen." Er schlug abermals auf und fand die Worte: „Ihr sollet weder Gold noch Silber, noch Geld in den Gürteln tragen," und: „Wenn Jemand mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach." — Da rief Franziskus begeistert aus: „Das ist's, was ich suche und wünsche;" augenblicklich warf er seinen Geldbeutel, Stab und Schuhe von sich, und behielt nur ein grobes graues Gewand mit einer Kapuze, das er mit einem Strick um die Lenden gürtete. So erschien er in der genußsüchtigen üppigen Welt; so predigte er die Armuth in der Zeit Ezelin's und Friedrich's, Liebe, Buße in den Tagen des Hasses, der Kriege, des Aberglaubens. Mit den eilf Gefährten, die sich ihm angeschlossen, erwählte er die strengsten Bußübungen und die vollständigste Armuth zu seinem Theil, und versagte sich das nothwendigste Geräthe, sogar ihr Gewand und ihre Bücher sollten die Seinigen nicht als ihr eigen betrachten. Der Benediktinerabt von Monte Subazio schenkte ihm die Kirche zu St. Maria von den Engeln bei Assisi, Portiuncula genannt, wo er sich anbaute und seinen Genossen, die er aus Demuth mindere Brüder nannte, die ersten Regeln gab, ihnen vorschreibend, unter den Armen, Kranken, Aussätzigen zu leben, zu arbeiten, zu betteln. — Den eigenen Willen gänzlich dahingebend, sprach er: „Glücklich der Knecht, der sich nicht besser hält, da er von den Menschen erhoben, als da er verhöhnt und verachtet wird, denn der Mensch ist nicht mehr oder weniger als das, was er vor Gott ist." Als wenn es ihm nicht genügt hätte, die Menschen in sein liebendes Gemüth zu schließen, dehnte er die Liebe auf alle Geschöpfe aus, zog singend durch die Auen, die Vögel auffordernd, die er seine Brüder nennt, mit ihm Gott zu preisen, die Schwalben, seine Schwestern, bittend, zu schweigen, während er predige; auch die Fliegen, die Asche sogar ist seine Schwester. Wogende Kornfelder, Rebengelände, Fels und Wald, alles was die Natur und die Elemente Schönes haben, jegliches war ihm eine Aufforderung, Gott zu preisen und zu lieben; jedes Kloster der Minderbrüder sollte in seinem kleinen Garten ein Beet

mit ausgesuchten Blumen zum Lobe Gottes bestimmen. Seine von Liebe überfluthende Seele ergoß sich in Dichtungen, die einzig in ihrer Art sind, wie deren Dichter selbst. Er war einer der ersten Dichter, der sich für religiöse Hymnen der italienischen Sprache bediente, und einer seiner frühesten Jünger, der Bruder Pacifico, ward von Friedrich dem Zweiten mit dem Lorbeer gekrönt.

Als der Heilige wahrnahm, wie die Zahl seiner Minderbrüder immer ansehnlicher zunahm, gedachte er ihnen eine geschriebene Regel zu geben. Mit diesem Gedanken umgehend, schien es ihm einstmals des Nachts, als habe er drei überaus dünne Brodtheilchen aufgelesen, und solle diese nun unter einem Haufen hungriger Brüder austheilen; er aber fürchtete eher fast, die Stückchen aus den Fingern zu verlieren, als eine Stimme ihm zurief: „Bereite eine Hostie daraus und gib davon dem, der nach Nahrung verlangt.“ So that er; wer aber nicht mit andächtiger Zufriedenheit das ihm zukommende Theilchen empfing, ward plötzlich mit Aussatz behaftet. Franziskus gab den Brüdern Kunde von dem Gesichte, dessen Bedeutung er nicht zu enträthseln vermochte; aber am folgenden Morgen beim Gebete ließ sich ihm eine Stimme vom Himmel vernehmen, die sprach: „Franziskus, die Brodkrümchen sind die Worte des Evangeliums, die Hostie ist die Ordensregel, der Aussatz ist die Bosheit.“ — Er zog sich nun mit zwei Gefährten auf einen Berg zurück, wo er, büßend und fastend, seine Regel niederschreiben ließ, wie es der göttliche Geist ihm innerlich eingab. Dieselbe beginnt folgendermaßen: Die Regel der Minderbrüder ist, das Evangelium zu befolgen, ohne irgend einen Besitz, im Gehorsam und Keuschheit lebend. Wer in den Orden treten wollte, mußte zuvörderst aller seiner Habe zum Besten der Armen sich entledigen, sodann ehe er die Gelübde ablegte, sich einem strengen Probejahr unterziehen. Die Obern wurden Diener genannt und alle, als mindere Brüder, wetteiferten mit einander in der Demuth, deren äußeres Zeichen die gegenseitige Fußwaschung war. Wer ein Handwerk oder eine Kunstfertigkeit verstand, mochte dem obliegen zur Erwerbung des Unterhaltes; wo nicht, so sammelte er vor den Thüren Lebensmittel, jedoch kein Geld. Der Orden selber durfte nur das äußerst Nothwendige besitzen. Arme, Verbannte, Bettler, Aussätzige waren der Obsorge der Minderbrüder ganz besonders empfohlen. Wer von ihnen im Falle der Erkrankung in Klagen ausbricht und nach Heilmitteln verlangt, ist des Namens Bruder unwürdig, weil er zeigt, daß ihm sein Leib mehr als seine Seele am Herzen liegt. Den Umgang mit Weibern sorgsam ver-

meidend, sollen sie ihnen jedoch immerwährend Buße predigen. Sündiget aber ein Minderbruder mit ihnen, so sei er alsbald aus dem Orden zu verstoßen. Auf die Wanderschaft mögen sie nichts als ihre Kutte, nicht einmal einen Stab mitnehmen; werden sie von Räubern angefallen, sollen sie sich nicht zur Wehre setzen. Es predige nur, wer dazu die Vollmacht hat, und verpflichte sich, die Lehre der Kirche vorzutragen, ohne der weltlichen Wissenschaft nach Form und Inhalt etwas zu entlehnen, unbekümmert um das Urtheil der Welt. Ein von allen Mitgliedern erwählter General soll in Rom seinen Sitz haben, und ein Rath von Assistenten ihm zur Seite stehen; von ihnen hängen dann die Provinziale und die Guardiane ab. Die Generalkapitel sind aus den Obern einer jeden Provinz, sowie Abgeordneten einzelner Klöster zusammengesetzt. Jede Klostergemeinde hält jährlich ein Kapitel ab. Die Obern aus Italien versammeln sich alle Jahre, die aus den Provinzen jenseits der Alpen und den überseeischen Ländern alle drei Jahre.

Innocenz der Dritte, vor welchem Franziskus erschien (1210), um die Bestätigung seines Ordens, nämlich das Recht zu predigen, zu betteln und nichts zu besitzen, zu bitten, war der Ansicht, wessen sich die neue Genossenschaft unterziehen wolle, übersteige menschliche Kräfte, und wies darum den Franziskus ab. Aber in einem Gesichte erschien ihm die dem Einsturz nahe Laterankirche gestützt von einem Italiener und einem Spanier: Franziskus von Assisi und Dominikus von Guzman. Er bestätigte darum den Orden vorläufig mündlich und sodann durch feierlichen Ausspruch auf dem vierten Lateranconcil (1215). Und vier Jahre waren von da an kaum verflossen, als Franziskus oder, wie man ihn zu nennen pflegte, der „seraphische Vater" nur allein in Italien seiner Jünger fünftausend zählte. Der Orden nahm überhaupt so gewaltig zu, daß er trotz der Kirchenspaltung, welche halb Europa vom Mittelpunkte der katholischen Einheit losriß, zur Zeit der französischen Revolution hundertundfünfzehntausend Mitglieder in siebentausend Klöstern gezählt haben soll, Mitglieder einer Republik, deren Bereich die Welt, deren Bürger jedweder, welcher ihre strengen Tugenden und Pflichten auf sich nahm. Im Gewande der Armen jener Zeit zogen sie mit nackten Füßen überall hin, redeten die gemeine Volkssprache, aber in der Weise, wie man zum Volke reden muß, um es zu fesseln und zu ergreifen, kräftig, bilderreich, dramatisch, selbst mit einem gewissen Cynismus, Weinen und Lachen erregend, und selber weinend und lachend, vor nichts zurückscheuend, Gefahren, Qualen, aber auch Spott und Hohn herausfordernd.

Er ſelbſt, der heilige Ordensſtifter, verlangte, wenn er ſich je ſo weit vergäße, die Faſten zu brechen, daß man ihn geißelnd durch die Straßen ſchleppe und hinter ihm her rufe: „Sehet da den Vielfraß, der ſich mit Hühnerfleiſch nährt, ohne daß Ihr das Mindeſte davon erfahret!“ Liebe, Demuth und Armuth waren die hervorleuchtenden Grundzüge ſeines Weſens. Die Armuth ehrte er als die Wurzel und Königin aller Tugenden, als das Band, welches den Bund ſeiner Brüder erhalten werde. Sie gerade ſollte der Beweggrund zum chriſtlichen Wohlthun ſein. Lieber verkaufte er Bücher, Altarzierden, Kirchengewänder, als daß er den Dürftigen ungetröſtet, den Kranken unerquickt von ſich gelaſſen hätte. Einſt befahl er einem armen Weib, weil eben nichts Anderes vorhanden war, die heilige Schrift, welche zum Gebrauch des Chores diente, zum Verkauf zu ſchenken. „Wahrlich,“ ſprach er, „geſchieht Gott ein größerer Dienſt, wenn wir die Noth dieſer Armen lindern, als wenn wir das Buch im Chore leſen.“ Dieſe alle Kreaturen umfaſſende glühende Liebe des Heiligen war nur der Ausfluß ſeiner innigſten Gottesliebe und Vereinigung mit Chriſtus. So groß und mächtig war dieſe innere Gluth, daß ſie an ſeinem Leibe ſichtbar hervortrat und jene bekannten Wundmale des Erlöſers, „Stigmatiſation“ genannt, an ihm offenbarte [1]).

Wo Haß und Zwietracht wütheten, da erſchien Franziskus als Friedensengel. Bei einem ſolchen Anlaß entſtand die vorletzte Strophe des berühmten Sonnengeſangs. Als nämlich in Aſſiſi große Unruhen zwiſchen dem Biſchofe und der Stadtobrigkeit ſich erhoben hatten, ſo daß jener dieſe mit dem Interdikt belegte, die Entrüſteten aber hinwiederum ihn außer dem Geſetz erklärten, und jeden Verkehr mit ihm und den Seinigen gänzlich unterſagten, da dichtete der Heilige folgende Strophe zu jenem Geſang: „Geprieſen ſei, mein Herr, um derer willen, welche verzeihen aus Liebe zu Dir, und Schwachheit dulden und Trübſal! Selig diejenigen, welche dulden im Frieden; denn von Dir, o Höchſter, werden ſie gekrönt werden.“ — Er hieß darauf die Seinigen vertrauensvoll zum Magiſtrate der Stadt hingehen, um in ſeinem Namen das Geſuch an ihn zu bringen, mit ihnen vor den Biſchof zu treten, und wenn der nun willig gefunden und ſie nun mit einander vor ſeinem Angeſichte ſtänden, als

1) Die Thatſache der sacra stigmata iſt durch Augenzeugen erwieſen. Alle natürlichen Erklärungsverſuche ſind bis jetzt fehlgeſchlagen. Aehnliche Erſcheinungen hat J. Görres (Myſtik II, 424) zuſammengeſtellt; wer ſich des Näheren belehren will, leſe den trefflichen Artikel „Stigmatiſation“ von Aberle in den „Ergänzungen“ zum Freib. Kirchenler. S. 1158.

Gottes Herolde unverzagt den Sonnengesang mit der beigefügten Strophe vor ihnen in abwechselnden Chören abzusingen. Sie thaten, wie ihnen befohlen war. Als die Gegner sich gegenüber standen, weil sie den Bitten des heiligen Mannes nichts zu versagen wagten, und nun das einfältige, herzliche Lied vernahmen, dem Gott eine geheime Kraft beilegte, da umarmten sie sich wechselsweise und baten einander um Verzeihung. — Am Tage Mariä Himmelfahrt 1222 berichtet Thomas, Archidiakon von Spalatro, sah ich als Schüler zu Bologna den Franziskus auf dem Platz vor dem Rathhaus, wo fast die ganze Stadt versammelt war, predigen. Der Eingang seiner Predigt bezog sich auf die Engel, Menschen und Dämonen; was er über die Geister vorbrachte, war so gut, daß viele Gelehrte, die anwesend waren, nicht wenig erstaunten, solche richtige Ansichten von einem einfachen und ungebildeten Manne vortragen zu hören. Uebrigens lief sein ganzer Vortrag lediglich auf den Zweck hinaus, Feindschaften zu beendigen und Versöhnungen herbeizuführen. Unscheinbar, fein gebildet, schwächlich aussehend, legte jedoch Gott in seine Worte eine solche Gewalt, daß mehrere edle Familien, zwischen denen eine unmenschliche Wuth, ein tief gewurzelter Haß, heftige Feindseligkeiten unter großem Blutvergießen unterhalten, friedlich und versöhnlich gestimmt wurden.

Klara, eine edle Dame zu Assisi, verließ, tief ergriffen von des Heiligen Beispiel und Rede, die Welt und stiftete (1212) den die Minoritenregel annehmenden Orden der Klarissinnen (arme Frauen der heiligen Klara).

Franziskus vermochte von selber nicht zur Entscheidung zu kommen über die Frage, was vorzuziehen sei, Gebet und Betrachtung, oder Predigt, aber die heilige Klara und der Bruder Sylvester überzeugten ihn, daß der Predigt der Vorzug gebühre. Auf das hin machte er sich freudig auf nach Rom, und flehte zum Papste um die Erlaubniß, auf die Gewinnung von Seelen und der Marterkrone für sich auszuziehen: so tritt er einen unblutigen Kreuzzug an, dessen Kriegsgeschrei: „Friede sei mit Euch!", nach Spanien, der Berberei und Egypten. In diesem Lande trifft er gerade nach der Niederlage der Kreuzfahrer vor Damiette ein, dringt vor den Sultan, der damals auf jeden Christenkopf einen Preis gesetzt hatte, legt ihm das Evangelium aus, fordert alle moslemische Theologen zum Wettkampfe heraus, ja erbietet sich, einen brennenden Scheiterhaufen zu ersteigen, um die Wahrheit der von ihm verkündeten Lehre darzuthun. Der Sultan bewundert seinen Muth und entläßt ihn, ohne sich bekehrt

oder ihn zum Märtyrer gemacht zu haben; doch hatte Franziskus erwirkt, daß die christlichen Gefangenen milder behandelt wurden.

Zu denjenigen Brüdern, die er zum Predigen berief, sprach er: „Ziehet so zu zweien aus im Namen des Herrn mit Demuth und Bescheidenheit, vornehmlich vollständiges Schweigen beobachtend vom Morgen bis zur Terz, indem Ihr innerlich betet. Eitle und unnütze Worte dürfen gar nicht gewechselt werden und auch auf der Landstraße verhaltet Euch bescheiden und demüthig, als wenn Ihr in Euerer Siedelei oder Zelle Euch befändet. Denn an welchem Orte wir uns auch befinden mögen, stets haben wir unsere Zelle, unsern Bruder den Leib bei uns und die Seele ist der Einsiedler, welcher diese Zelle bewohnt, um zu beten oder über Gott nachzudenken. Ist nun aber die Seele nicht in Ruhe in dieser Zelle, so dienet die äußere Zelle dem Religiosen zu nichts. Euer Betragen unter dem Volke sei derart, daß alle, die Euch sehen oder hören, Ursache haben, den himmlischen Vater zu preisen. Verkündet allen den Frieden, aber habet ihn, wie auf den Lippen so im Herzen und noch vielmehr.

Gebet keinen Anlaß zu Zorn oder Aergerniß, sondern laßt Eure Sanftmuth den Grund sein, daß Jedermann zur Güte, zum Frieden, zur Eintracht sich geneigt fühle. Wir sind berufen, die Verwundeten zu heilen, die Verirrten auf den rechten Weg zurückzuführen. Nun werden aber Euch Viele als Kinder des Teufels erscheinen, die eines Tages Jünger Jesu sein werden."

Des heiligen Franz Vorschriften wurden getreulich von seinen Jüngern befolgt, und um in Rom leben zu können, schlug Aegidius Holz im Walde, das er verkaufte. Daher waren auch die Minderbrüder aller Orten hochverehrt und mit Olivenzweigen in den Händen zog ihnen das Volk bei Glockenklang entgegen. Es ist nicht zu verwundern, daß die Bettelorden einen größern Einfluß, als die übrigen auf das Volk ausübten, denn sie theilten mit ihm das tägliche Brod und das Volk achtet eine durch freiwillige Opfer erlangte Unabhängigkeit.

23.

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen.

Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen, vor Alters nur „die liebe heilige Elisabeth" genannt, wurde im Jahre 1207 wahrscheinlich zu Preßburg geboren. Ihr Vater war Andreas II., König von Ungarn, ihre Mutter Gertrud, aus dem erlauchten Hause von Meran oder Andechs. Als sie vier Jahre alt war, erschien in

Ungarn eine Gesandtschaft des Landgrafen Hermann v. Thüringen, welche für dessen ältesten Sohn Ludwig um ihre Hand warb. Ihre Eltern willigten ein, und gestatteten überdieß, daß die Gesandten nach den Wünschen des Landgrafen Hermann die kleine Prinzessin mit sich an den thüringischen Hof brachten, wo sie nach damaliger Sitte mit dem eilfjährigen Ludwig feierlich verlobt ward. So lange der Landgraf Hermann lebte, hatte Elisabeth an ihm einen zweiten zärtlich liebenden Vater und konnte ungestört dem heiligen Zuge ihres Herzens zu Gott und zu den Armen folgen. Nach seinem Tode aber (im Jahre 1216) mußte sie wegen ihrer frühreifenden Frömmigkeit und ihres demüthigen Sinnes und Wandels von der Landgräfin Sophie und deren Tochter Agnes und dem übrigen Hofe manche Kränkungen dulden, und ob sie dieselben auch mit der größten Sanftmuth ertrug und ihr Leid nur dem Gekreuzigten klagte, so nahm doch die Abneigung jener weltlich gesinnten Gemüther immer zu, und man sprach schon davon, sie nach Ungarn zurückzuschicken, weil sie besser zu einer Nonne, als zu einer Fürstin tauge. Außer dem Ritter Walther von Varila, welcher in der Treue, die er früher in die Hände ihrer Mutter gelobt, nicht wankte, war es der junge Landgraf allein, welcher sich nicht gegen seine Verlobte einnehmen ließ. Sein Wahlspruch lautete: fromm, keusch, gerecht! Im Jahre 1219 erklärte er offen seinen Entschluß, sie zu heirathen, und im folgenden Jahre wurde die Trauung mit großer Pracht auf der Wartburg vollzogen. Die Welt hat selten ein Ehepaar gesehen, welches also im Glanze jugendlicher Schönheit und irdischer Herrlichkeit prangte und zugleich so vollkommen das Bild einer christlichen Ehe darstellte, wie Ludwig und Elisabeth.

Je größer das Glück war, welches Elisabeth genoß, desto eifriger war sie bemüht, auf dem Wege der Gottseligkeit voran zu schreiten, desto sorgfältiger suchte sie durch treue Uebung des Gebetes und Empfang der heiligen Sakramente die Vereinigung mit Gott zu unterhalten; desto größere Strenge übte sie gegen sich selbst, desto liebreicher erwies sie sich endlich gegen die Armen, so daß sie bald den Namen einer Beschützerin der Armen erwarb. Sie begnügte sich nicht damit, denselben reichliche Almosen zu spenden, sondern suchte sie in ihren Hütten auf und pflegte die Kranken mit eigenen Händen, ohne selbst vor dem widerlichsten Aussatz zurückzuschrecken. Um denselben näher zu sein und ihnen den beschwerlichen Weg zur Wartburg hinauf zu ersparen, gründete sie am Fuße des Schloßberges ein Krankenhaus, worin vierundzwanzig Personen Aufnahme und Pflege

fanden. Am glänzendsten offenbarte sich ihre Liebe zu den Armen, als im Jahre 1226, während Ludwig bei Kaiser Friedrich II. in Italien war, eine große Hungersnoth über Thüringen einbrach. Sie vertheilte den ganzen Schatz von 64,000 Goldgulden, ließ alle Vorrathshäuser öffnen und erbaute außerdem in Eisenach zwei Spitäler für die Pflege armer Kranken. Mit dieser Liebe zu den Armen stand ihre Liebe zu der Armuth selbst in enger Verbindung. Sie hegte daher gegen den heiligen Franz von Assisi und seinen Orden besondere Verehrung, stiftete selbst ein Franziskanerkloster in Eisenach und trat mit Einwilligung Ludwig's — als die erste in Deutschland — in den dritten Orden des heiligen Franziskus. Ein Franziskaner war auch längere Zeit ihr Beichtvater; nach seiner Entfernung aber übernahm Konrad von Marburg, ein Weltpriester, der wegen seiner Gelehrsamkeit und Sittenstrenge in großem Rufe stand, auf die Bitte des Landgrafen und die Empfehlung des Papstes ihre geistliche Führung.

Im Jahre 1223 gebar Elisabeth ihren erstgebornen Sohn Hermann. Darnach war ihre Ehe noch mit drei Töchtern gesegnet. Im Jahre 1227 zog Ludwig nach Italien, um sich dem Kreuzzuge Friedrich's II. anzuschließen. Elisabeth konnte sich kaum von ihm trennen. Sie begleitete ihn mehrere Tagereisen weit, und als sie endlich scheiden mußte, war der Schmerz beider Gatten so groß, daß er alle Anwesenden ergriff. Sie mochten es ahnen, daß sie sich in diesem Leben nicht wiedersehen sollten. Ludwig erkrankte, als er eben im Begriffe war, nach dem heiligen Lande zu segeln und starb zu Otranto, im Alter von 27 Jahren, im Frieden der Gottseligkeit. Die Botschaft von seinem Tode verbreitete in Thüringen die lebhafteste Trauer. Am härtesten traf sie Elisabeth; sie war untröstlich und schien der Verzweiflung nahe. Da brach neues Unglück über sie herein. Landgraf Heinrich Raspe, der ältere Bruder Ludwig's, ließ sich verleiten, die junge Wittwe mit ihren Kindern im harten Winter aus dem Schloß zu jagen mit dem Befehl, daß Niemand sie aufnehme. Die Bewohner von Eisenach waren feig und undankbar genug, demselben pünktlich nachzukommen und die unglückliche Fürstin sah sich genöthigt, in einem Stalle ein Unterkommen zu suchen. In diesem Abgrund des Elends fand ihre Seele den Muth der höhern Liebe wieder; sie dankte Gott für solche Heimsuchung und ertrug alles Ungemach der Noth und die Bitterkeit des Undanks mit unbesiegbarer Geduld. Der von der Welt Verstoßenen öffnete sich der Himmel; Jesus und Maria und die Engel erschienen ihr in der

Verzückung und goßen reichen Trost in ihre Seele, daß kein Unglück ihre Heiterkeit zu trüben vermochte. Indessen hatte die Landgräfin Sophie, welche vergebens ihre Söhne zur Milde zu bewegen suchte, die Aebtissin von Kitzingen, Mathilde, Elisabeth's Tante, von ihrer hülflosen Lage benachrichtigt, und diese sandte sogleich zwei Wagen mit treuen Boten, welche Elisabeth mit ihren Kindern nach Kitzingen brachten. Ungern verließ sie nach einiger Zeit dieß klösterliche Asyl, um einer Einladung ihres Oheims Egbert, Bischofs von Bamberg, zu folgen, welcher ihr das Schloß Botenstein zum Wohnsitz anwies. Da sie noch so jung war, drang er in sie, sich von Neuem zu vermählen und gleichzeitig soll Kaiser Friedrich II. um ihre Hand geworben haben. Sie aber beharrte mit Festigkeit bei dem schon zu Lebzeiten Ludwig's gefaßten und mit einem Gelübde versiegelten Entschluß, keine zweite Ehe mehr einzugehen. Gegen Ende des Jahres 1228 kamen die thüringischen Kreuzfahrer mit den Gebeinen Ludwig's nach Bamberg. Bei ihrem Anblick brach Elisabeth's Schmerz noch einmal mit aller Kraft hervor; es war der letzte Tribut, den sie irdischer Liebe brachte. Die Kreuzritter aber waren auf's Höchste über das schnöde Verfahren Heinrich's entrüstet. Sobald die Leiche in der Gruft zu Reinhartsbrunn, welche sich Ludwig selbst zur Begräbnißstätte erwählt hatte, beigesetzt war, ermahnte Herr Rudolf von Varila die Ritter, für die Rechte Elisabeth's und ihrer Kinder bei dem Landgrafen Heinrich einzustehen. Sie beschlossen, den Landgrafen durch vier Ritter an seine Pflicht mahnen zu lassen. Rudolf von Varila sollte das Wort führen. Er that dieses auf eine so freimüthige, edle Weise, daß wir nicht umhin können, den Auftritt als charakteristischen Zug eines ächt ritterlichen Zeitalters hier näher zu schildern. Als die Ritter vor den Landgrafen kamen, nahm der von Varila das Wort. „Gnädiger Herr! Meine Freunde, Euere Vasallen, haben mich ersucht, in ihrem Namen zu Euch zu sprechen. In Franken und Thüringen haben wir solche ungebührende Dinge über Euch gehört, um wie billig darob zu erröthen, daß in unserm Lande und bei unsern Fürsten so große Unfrömmigkeit, Untreue und Unehre zu finden sei. Was, junger Herr! habt Ihr gethan, wer ist Euer Rathgeber gewesen? Wie? Ihr konntet des Bruders Gemahlin, die verlassene Wittwe, eines erlauchten Königs Tochter, gleich einem fahrenden Weibe schmachvoll von Eueren Burgen, aus Euern Städten verstoßen, statt sie zu ehren und zu trösten? Auf Kosten Eueres Rufes habt Ihr sie dem Elende preisgegeben, wie eine Bettlerin durch die Straßen sie irren lassen. Während Euer Bruder in Liebe

zu Gott das Leben läßt, ſtoßet Ihr ſeine Waiſen, ſtatt mit dem warmen Herzen eines treuen Vormunds ſie zu ſegnen und zu ſchirmen, hartherzig von Euch, nöthigt ſie, ſelbſt von der Mutter ſich zu trennen, um nicht ſammt ihr in Hungertod zu vergehen! Heißt das Bruderliebe? Habt Ihr ſolche Lehre von Eurem Bruder, dem tugendreichen Herrn, empfangen, der ſo nicht gegen den Letzten ſeiner Unterthanen würde gehandelt haben? So pflichtvergeſſen gegen Einen der Seinigen würde der gröbſte Bauer nicht ſein. Welches Vertrauen ſollen wir aber in Eure Treue und Ehre hinfort ſetzen? Ihr kennt die Ritterpflicht, Wittwen und Waiſen zu ſchützen; und Ihr ſeid der Erſte, der Wittwe und Waiſen des Bruders dränget. Ohne Schminke ſage ich's Euch: das ſchreiet um Rache zu Gott!"

Die Herzogin Sophie, des Verſtorbenen und Heinrich's Mutter, vergoß Thränen, dieſer ſenkte lautlos das Haupt, worauf Herr Rudolf nochmals begann: „Gnädiger Herr! Was hattet Ihr von einer armen, kranken, verlaſſenen, tiefgebeugten, vereinſamten Wittwe zu fürchten? Was hätte dieſe heilige, tugendreiche Frau, wär' ſie auch im Beſitz aller Eurer Schlöſſer geblieben, Euch in den Weg legen können? Was wird man nun in andern Ländern von uns ſagen? Pfui, welche Schmach! Ich werde ſchamroth, wenn ich nur daran denke. Ja! wiſſet es nur: Gott habt Ihr beleidigt, ganz Thüringen geſchändet, Euern und Euers Hauſes Ruf befleckt! Wahrlich, ich fürchte, Gottes Zorn werde ſchwer auf dem Land laſten, ſofern ihr nicht vor ihm Buße thut, mit der frommen Frau Euch ausſöhnt, und den Kindern Eures Bruders das Entriſſene zurückerſtattet." Die Umſtehenden ſtaunten ob der kühnen Rede. Gott öffnete ihr des Fürſten Herz. Thränen rollten über ſeine Wangen; lange vermochte er nicht zu ſprechen, endlich ſagte er: „Was ich gethan habe, bereue ich aufrichtig; ich will jenen Rathgebern mein Ohr nicht mehr leihen, ſchenket mir wieder Euer Vertrauen, Euere Freundſchaft, Eliſabeth mag fordern, was ſie von mir will, Euch gebe ich Vollmacht, über mein Gut und Leben zu verfügen." — Der Herr von Varila entgegnete: „Hierdurch allein werdet Ihr dem göttlichen Zorn entrinnen mögen." — Und als er mit ſeinen Gefährten Eliſabethen Bericht erſtattet und von Bedingungen, die man nun machen ſollte, ſprach, rief ſie: „Ich begehre nicht ſeiner Schlöſſer, ſeiner Städte, ſeiner Ländereien, nicht deſſen, was mich beläſtigen oder zerſtreuen könnte. Ich werde meinem Schwager dankbar ſein, wenn er mir von demjenigen, was mir zur Morgengabe gebührt, ſo viel gibt, um die Ausgaben, die ich für das Seelenheil meines geliebten Verſtorbenen und für mein eigenes

machen werde, bestreiten zu können." — So ward die Versöhnung bewerkstelligt und kehrte Elisabeth mit ihren Kindern nach der Wartburg zurück.

Hier weilte sie ungefähr ein Jahr, während dessen sie die längst beabsichtigte Gründung eines Hospitals zur heiligen Magdalena in Gotha ausführte. Darauf faßte sie den Entschluß, alle Berührung mit der Welt möglichst aufzuheben. Heinrich trat ihr die Stadt Marburg mit ihrem Gebiet als Wittthum ab und versprach außerdem 500 Mark Silber für die Kosten der ersten Einrichtung. Wäre es ganz nach ihrem Wunsche gegangen, so hätte sie nach dem Beispiel des heiligen Franz von Assisi vollkommene Armuth gewählt und ihr Brod erbettelt; allein Konrad, den Papst Gregor IX. mit ihrer Seelenleitung beauftragt hatte, gab dieses nicht zu, sondern verlangte, daß sie ihr Eigenthum und die freie Verfügung über ihre Einkünfte behalte. Sie verwendete dieselben jedoch nie für sich, sondern erwarb ihren ärmlichen Unterhalt mit Spinnen. Da ihr die vollkommene Armuth versagt war, so wollte sie wenigstens die Folgen und Entbehrungen derselben tragen. Zu ihrer Wohnung wählte sie daher anfangs eine halbzerfallene Hütte, eine Stunde von Marburg entfernt, darauf in Marburg ein kleines Haus, welches sie aus Holz und Lehm neben dem dortigen Franziskanerkloster hatte aufführen lassen. Seit der Ablegung der drei Gelübde ging sie immer barfuß und trug Kleider von grobem, ungefärbtem Tuch, zudem mit den verschiedenartigsten Lappen geflickt. Sie genoß sehr wenig, und nur schlecht zubereitete Speisen; erhielt sie bessere, so sandte sie dieselben den Armen und Kranken. Gegen diese war sie so mild und liebreich als streng gegen sich selbst. In dem Spital, das sie in Marburg erbaut hatte, besuchte und pflegte sie selbst jeden Tag die Kranken und zwar die eckelhaftesten mit Vorliebe. Ueberdieß nahm sie noch besonders Elende in ihre kleine Wohnung auf, so zuerst einen verwaisten Knaben, der von Geburt blind und lahm und mit einem widerlichen Blutausfluß behaftet war, dann als dieser gestorben, ein junges, aussätziges Mädchen von so scheußlichem Aussehen, daß Niemand im Spital sich ihm nähern wollte, und da Magister Konrad dasselbe von ihr entfernte, hatte sie bald wieder ein nicht minder elendes Kind gefunden, das sie bis zu ihrem Tode verpflegte. Ihre Freigebigkeit hatte in kurzer Zeit außer den regelmäßigen Einkünften Alles, was sie von ihrer Hochzeitsgabe und sonstigen Kostbarkeiten besaß — über 2000 Mark Silber — erschöpft; die 500 Mark Silber, welche ihr Landgraf Heinrich gemäß seinem

Verſprechen ſandte, vertheilte ſie an einem einzigen Tage an mehrere Tauſende von Armen, welche ſie aus der ganzen Gegend, zwölf Meilen weit, verſammelt hatte. Da das Wohlthun ihre höchſte Luſt war, ſo konnte wohl keine härtere Selbſtverläugnung für ſie erfunden werden, als die Beſchränkung, welche Konrad ihrer Freigebigkeit auflegte und die er bald bis zum unbedingten Verbot jeglichen Almoſens ſteigerte. Sie ſollte ſo allem Eigenwillen entſagen und mit Verzichtleiſtung auf menſchlichen Troſt nur Gottes Wohlgefallen ſuchen. In dieſer Abſicht gebot ihr Konrad ſogar die Trennung von ihren Kindern und ihren treuen Dienerinnen, und gab ihr an deren Stelle zwei andere, welche ihre Geduld täglich auf die Probe ſtellten, ja er ließ es ſogar an körperlichen Züchtigungen nicht fehlen, wenn ſie etwas verſehen hatte. Viele haben dieſe Strenge Konrad's getadelt; allein ſie lag im Geiſte der Zeit, kam den Wünſchen der heiligen Eliſabeth nur entgegen und hat zur vollen Läuterung ihrer Seele beigetragen. In dem Maße, als ſie ſich ſelbſt ſtarb, nahm ihre Gottesliebe höheren Aufſchwung. Die Gabe der Beſchaulichkeit beſaß ſie in ſeltenem Grade; in der letzten Zeit ihres Lebens hatte ſie Geſichte und Offenbarungen. Zugleich wurde in Wundern, ſo der Herr ihr zu wirken verlieh, die Allgewalt ihrer Liebe kund und durch göttliches Zeugniß ſchon in dieſem Leben ihre vollendete Heiligkeit beſtätigt. Gegen Ende des Jahres 1231 ward ihr von Chriſtus geoffenbart, daß die Zeit ihrer Abrufung gekommen iſt. Am 18. November empfing ſie die heiligen Sakramente und ſtarb in der Nacht des 19. Novembers, nachdem ſie kurz vorher in begeiſterten Worten ihre Liebe zu Gott ergoſſen und mit den Engeln himmliſchen Lobgeſang angeſtimmt hatte. Sie hatte eben ihr vierundzwanzigſtes Jahr vollendet. Ihre Heiligſprechung erfolgte den 26. Mai 1255. Die feierliche Erhebung ihrer Gebeine fand am 1. Mai 1236 unter unermeßlichem Zulauf des Volkes (nach einem Bericht 200,000 Menſchen) in Gegenwart des Kaiſers ſtatt. Friedrich II. ſelbſt hob den erſten Stein von ihrem Grab und ſetzte ihrem Haupte eine goldene Krone auf.

Die Verehrung Eliſabeth's verbreitete ſich ſchnell durch die ganze Chriſtenheit. Kirchen und Kapellen erhoben ſich zu ihren Ehren, Klöſter und Spitäler wählten ſie zur Patronin. Denn ſie war „eine Leuchte, die andern zum Exempel in Liebe braunte," wie es im Protokoll über die Ausſagen ihrer Mägde heißt: eine Gloria Teutoniae, wie jetzt noch in Marburg an der Wand zu leſen. Als Troſt und Schatz des Heſſenlandes ruhten hier, andächtig verehrt,

ihre Reste, bis am 18. Mai 1539 ihrer Enkel einer erschien, den Schrein gegen das Sträuben des Deutschordenscomthurs erbrach und mit dem Wunsche, daß es lauter Kronenthaler wären, die Gebeine seiner Eltermutter dem von Collmatsch gab, der sie durch seinen Bedienten in einen Futtersack stecken und auf's Schloß bringen ließ. Der Fürst aber, von dem solches erzählt wird, heißt in der Geschichte — Philipp der Großmüthige.

24.

Ezelin von Romano.

Wenn das Mittelalter einerseits die herrlichste Entfaltung wunderbarer Gemüthsfülle offenbart, so ist doch anderseits eine reiche Zuthat von Barbarei, besonders in dem gewaltthätigen, willkürlichen Thun mancher Fürsten, wahrnehmbar. Als ein wahrer Typus derselben erscheint jener berüchtigte Ezelino, geboren den 6. April 1194, mithin acht Monate früher als sein Gönner und Freund Kaiser Friedrich II. Von der ersten Jugend bis zum Tode zeigte er sich tapfer, im Kriege sowohl als gegen Gefahren anderer Art. Auch Milde, Vorsicht, Treue, werden an ihm für die erste Hälfte seines Lebens und mit Recht gerühmt. Kaiser Friedrich, welcher diese Eigenschaften erkannte, gab ihm seine natürliche Tochter Selvaggia zum Weibe und schrieb ihm heitere, selbst scherzhafte Briefe; ein Beweis, daß Ezelins Gemüth damals noch nicht so versteinert war, als in späterer Zeit. Er hegte einen löblichen Haß gegen Diebe, Räuber, liederliche Dirnen, überhaupt gegen Verbrechen aller Art; anstatt aber diesen Haß durch eigene Tugenden wahrhaft zu begründen und durch Demuth zu heiligen, äußerte er mit einer an den heidnischen Dschingischan erinnernden Kühnheit: „Die Sünden der Völker erfordern eine strafende Hand, wir sind der Welt gegeben, um für die Verbrechen Rache zu üben.“ Und so kam er von dem anfangs tadelfreien Vorsatz, das Böse zu strafen, bald dahin, alles für böse zu halten, was seinen willkürlichen Zwecken und seinen Leidenschaften widersprach, bis er mit Bewußtsein das Frevelhafteste billigte und den Teufel austreiben wollte durch Beelzebub, den obersten der Teufel.

Allmählich hatte sich Ezelin Padua, Vicenza, Verona, Feltre, Bassano, kurz die ganze nordöstliche Gegend Italiens, nur mit Ausnahme Venedigs unterworfen; aber in dem Maaße der Ausbreitung seiner Macht wuchs auch ihr Mißbrauch, und die Bürger, welche

früher dem Kaiser das Billigste abschlugen, weil ihm gar nichts gebühre, erfuhren, daß Ezelin nach Friedrich's Tode von aller Furcht und Scham befreit, sie wie die elendesten Sklaven behandelte. Daher und weil zu einer großartigeren Befreiung Geschicklichkeit, Ausdauer und Mittel fehlten, entstanden unzählige Verschwörungen und Versuche, sich der Zwingherrschaft auf irgend eine Weise zu entledigen. So wollte z. B. die Familie der Bonici den Tyrannen bei einem Gastmahle ermorden; allein der Plan mißlang, und von den Theilnehmern ward nur einem das Leben gelassen. Im nächsten Jahre (1247) verlangte der Schwestersohn Ezelins, Heinrich von Egna, daß Johann Skanarola ihm, als Podesta von Verona, den Zusammenhang einer neuen Verschwörung bekenne. Jener sprang aber, weil man ihm keine Verzeihung hiefür zusichern wollte, wüthend hervor und verwundete den Podesta mit einem früher versteckten Messer so stark, daß er wenige Tage nachher starb. Statt sich durch solche Ereignisse zu vorsichtiger Milde hinleiten zu lassen, wurden Ezelin und sein zweiter Schwestersohn Ansedisio nur in ihren tyrannischen Neigungen bestärkt. Ansedisio war im Aeußern gar höflich und sehr bereit zu freundlichen Versprechungen: aber unerschöpflich gewandt im Ausreden und sein Wort nicht zu halten, höchst erfinderisch in Erpressungen aller Art und in Verläumdung aller gut Gesinnten, langsam im Vergeben, schnell und hart im Bestrafen Das unselige Wechselverhältniß Ezelins und Ansedisio's trieb ihre Verderbtheit und Grausamkeit auf eine fast unglaubliche Höhe. Aeußerungen der Unzufriedenheit in Worten wurden mit dem Tode bestraft; und nur zu oft erfuhren die Tyrannen bedenkliche Reden, da alle Herzen ihnen abgeneigt, und heimliche Auspasser in solcher Zahl und von solcher Schlauheit angestellt waren, daß man sich gar nicht genug vor ihnen hüten konnte, und wechselseitiger Argwohn zuletzt selbst die nächsten und heiligsten Bande auflösete. — Als Jemand beim Anblick eines Raubvogels einige Verse sagte, welche das Schicksal der Tauben bezeichneten, die den Habicht gegen die Weihe zum König gewählt hatten, so gab dieß Veranlassung nicht bloß zum Nachforschen, sondern auch zu Verhaftungen und Hinrichtungen. „Ich bin," sagte Ezelin zornig, „kein Habicht, der seine Tauben tödten will, sondern ein Vater, der sein Haus reinigen muß von Schlangen, Skorpionen und anderem Ungeziefer." Manche, die ihn durch Schmeicheleien zu gewinnen hofften, bestärkten nur seine Menschenverachtung und erduldeten dann außer der Strafe auch noch höhnende Vorwürfe. Alte und Junge, Männer und Weiber,

Soldaten und Prieſter, Kaufleute und Mönche, alle ohne Unterſchied wurden in den gleichen Untergang verwickelt. Wer ſchnellen und einfachen Todes ſtarb, galt für glücklich; viele erduldeten vorher noch furchtbare Martern, Blenden, Verſchneiden, Verſtümmeln, und es geſchah, daß Angeklagte ſich die Zunge abbiſſen, um nicht aus Schmerz Unſchuldige zu nennen! Ezelin ſaß in höchſter Ruhe, mit unverändertem furchtbarem Angeſichte, und ordnete alle Martern und Hinrichtungen, während das Geſchrei der Unglücklichen ſelbſt die dickſten Mauern durchdrang und in fernen Straßen ſelbſt Entſetzen erregte. Nur wer den Tod wünſchte, ward am Leben gelaſſen. Schon das Leiden in den Gefängniſſen ging über alles denkbare Maaß hinaus. Dumpfe und ungeſunde Luft, überfüllt, daß man nicht ſitzen oder liegen konnte, unerträgliche Hitze, Durſt und Hunger ſo groß, daß Urin getrunken und das Widerwärtigſte gegeſſen wurde! Qualen ſolcher Art raubten nicht wenigen ihr Leben. Niemanden ward verſtattet, über ſein Vermögen zu ſchalten, Kinder oder Freunde zu ſprechen, oder ſich durch Geiſtliche und die heiligen Sakramente zu tröſten und zu ſtärken. Keiner durfte begraben werden ohne Ezelins ausdrückliche Erlaubniß; nicht ſelten zerſtückelte man lieber die Leichname, und warf die zuſammengeleſenen Theile zuletzt in's Feuer. Nie war von eigentlicher und förmlicher Vertheidigung die Rede; jede theilnehmende Klage galt für Eingeſtändniß der Mitſchuld. — Solche Grauſamkeit und Ungerechtigkeit trieb zu neuen Mordanſchlägen. Ein auf Ezelin's Befehl Geblendeter bat um Gehör, und verwundete zwei Diener, indem er hoffte, ihn zu treffen; ein anderes Mal riß ein Angeklagter den Tyrannen wirklich zu Boden und zerfleiſchte ihn beim Mangel anderer Waffen mit Nägeln und Zähnen, bis jener losgeriſſen und getödtet ward.

Vielfache Warnungen und höchſt gerechte Vorwürfe des Papſtes machten auf Ezelin keinen Eindruck, und der endlich im Jahre 1252 ausgeſprochene Bann gab ihm nur neue Veranlaſſung, die Kirche zu plündern und ihre Diener zu verjagen. Bei ihm war es nicht auf billigen Schutz angeblicher Ketzer abgeſehen, ſondern auf eine Vertilgung alles äußern Chriſtenthums, wie er das innere in ſich längſt vertilgt hatte. Selbſt ſein eigener Bruder Alberich ſagte ſich los von ihm und erhielt von Innocenz IV. und König Wilhelm die Belehnung mit deſſen Gütern; theils aber fehlte ihm die Macht, ſich in den Beſitz zu ſetzen, theils fürchteten viele, die Feindſchaft beider Brüder ſei erheuchelt, um ihre Gegner kennen zu lernen und in die Falle zu locken. Auch lautete nur der Vorwand zu ihren Strafen

verſchieden nach der Partei, für welche ſie ſich erklärten: Alberich nämlich ſagte, er treffe die Verräther der Kirche; Ezelin, er verfolge die Verräther der Krone und des Kaiſers. Ein im Jahre 1252 zwiſchen mehreren lombardiſchen Städten und dem Markgrafen von Eſte unter Genehmigung des Papſtes gegen Ezelin geſchloſſener Bund führte nicht zum erwünſchten Ziele. Vielmehr wuchs ſeine Macht immer mehr, bis er im Jahre 1256 auch Mantua angriff und auf's härteſte bedrängte. Vor deſſen Fall, das glaubten Beherzte und Aengſtliche, müſſe man gegen ihn auftreten oder aller Hoffnung jemaliger Befreiung entſagen. An die Spitze dieſes neuen Bundes trat der päpſtliche Legat, Philipp Fontana, Erzbiſchof von Ravenna. Von dem Augenblick an, wo ſich die klugen und vorſichtigen Venetianer (jene auch ſie bedrohende Gefahr richtig würdigend) für Philipp's Plan erklärten, wuchs das Vertrauen aller minder Mächtigen. Kreuzpredigten blieben nicht ohne Erfolg, und aus den Städten Vertriebene oder Entflohene geſellten ſich zu dem kirchlichen Heere. Ezelin hob, obgleich hievon benachrichtigt, die Belagerung Mantua's nicht auf, ſondern hoffte es zu erobern, ehe der Erzbiſchof gegen die wohl verſorgten und befeſtigten Städte und gegen Anſediſio von Padua etwas ausrichten könne. Anfangs wollte dieſer im offenen Felde kämpfen: weil aber viele zu den Feinden übergingen, und des Heeres Treue täglich zweifelhafter wurde, ſo beſchloß er ſich hinter den Mauern Padua's zu vertheidigen, und traf für die Befeſtigung und Bewachung der Stadt alle nur irgend zweckmäßigen Vorkehrungen. Dem verſammelten Volke ſagte er: „Das Heer der Kreuzfahrer beſtehe aus Leuten, die man ihrer Verderbtheit wegen aus den Städten vertrieben habe, oder aus beutefüchtigem Geſindel. Der Feldherr verſtehe nur Meſſe zu leſen, nicht Krieg zu führen. Entweder zwinge Mangel an Lebensmitteln zu baldigem Rückzuge, oder die länger Verweilenden würden zwiſchen der Stadt und Ezelins ſiegreichem Heere eingeſchloſſen und gänzlich vernichtet.“ Dieſe Gefahren blieben dem Erzbiſchofe nicht verborgen, weßhalb er die Kreuzfahrer zweckmäßig an die Preiswürdigkeit ihres Unternehmens und die Frevel ihrer Gegner erinnerte und dann alles zum Beſtürmen Padua's anordnete, in der Hoffnung, die Bürger würden bei der Vertheidigung läſſig, ja vielleicht dem Angreifenden hülfreich ſein. Mönche aller Art, Franziskaner, Dominikaner, Benediktiner, nahmen unmittelbaren Antheil an den Gefechten; aber nicht eher ließen die Bürger in der tapferen Vertheidigung nach, als bis ein Thor, welches man gegen Belagerungswerkzeuge mit Feuer ſchützen wollte, ſelbſt in Brand

gerieth, und einen Eingang in die Stadt zu eröffnen drohte. „Herr," ſagte Manioti, ein wohlgeſinnter Bürger, in dieſem Augenblicke zu Anſediſio, „laßt uns mit dem Erzbiſchofe in Verhandlung treten, damit wir wenigſtens Menſchen und Güter vor Plünderung und Gewalt ſchützen." Statt aller Antwort durchbohrte ihn Anſediſio mit dem Schwerte, floh aber dann, ſelbſt übereilt an aller Rettung verzweifelnd, durch das weſtliche Thor des heiligen Johannes aus der Stadt. Niemand gedachte nunmehr noch des Widerſtandes, jeder glaubte, als das Heer der Kreuzfahrer am 20. Junius 1256 in die Stadt einzog, und der Erzbiſchof die Gefangenen befreite, alle Leiden Padua's hätten ein Ende. Aber die Kreuzfahrer waren allerdings, wie Anſediſio geſagt hatte, zum großen Theil hungriges, beuteluſtiges Geſindel, welches unbekümmert um den Befehl ſeiner Vorgeſetzten oder die Bitten der Bürger, acht Tage lang die Stadt dergeſtalt ausplünderte, daß ſelbſt die Reichen arm wurden, und man kaum zu ſagen wußte, ob Ezelin oder die angeblichen Befreier von ſeiner Tyrannei am ärgſten hauſeten. Auf jeden Fall zeigte der Erzbiſchof weder die Ueberlegenheit eines Geiſtlichen noch eines Feldherrn, indem er dem Uebel während ſo langer Zeit nicht ſteuern konnte.

Unterdeß war Ezelin von Mantua aufgebrochen, um Padua zu entſetzen. Auf dem Wege nach Verona traf ihn ein Eilbote, er fragte: „Was bringſt du Neues?" — „Uebeles, Herr," antwortete dieſer, „denn du haſt Padua verloren." Ezelin ließ den Boten aufhängen. Gewarnt durch deſſen Schickſal, antwortete der zweite Bote auf die Frage Ezelins: „Er werde es ihm insgeheim vortragen." Ein ſolches Ereigniß konnte aber unmöglich lange verborgen bleiben; auch war der Erzbiſchof bereits aufgebrochen, um ſich Vicenza's ebenfalls zu bemächtigen.

Viele aus ſeinem Heere, welche ihre Beuteluſt geſtillt hatten, liefen jedoch nach Hauſe, und noch mehrere entflohen, ſobald ſie hörten, es nahe der furchtbare Kriegsheld Ezelin. Anſtatt alſo weiter angriffsweiſe zu verfahren, mußte der Erzbiſchof an die Vertheidigung Padua's denken, welches Ezelin am 30. Auguſt auf's heftigſte angriff. Die Bürger, wohl wiſſend, welch neues Leiden ein zweiter Wechſel der Herrſchaft über ſie bringen müſſe, vertheidigten aber ihre Stadt mit ſolchem Muthe, daß jener die Belagerung wieder aufhob. Doch entgingen ſie dem Unglücke keineswegs ganz; denn Ezelin hatte alle Einwohner von Padua und deſſen Gebiet, die in ſeinem Heere dienten oder deren er ſonſt habhaft werden konnte, auf die Nachricht vom Verluſte der Stadt eingekerkert: jetzt ließ er, der

Angabe nach, mehrere Tausende derselben martern, verstümmeln und hinrichten. So wenig als die Paduaner, fand Auseditio Gnade vor den Augen seines Oheims Ezelin: auch er ward zur Strafe seiner feigen Flucht hingerichtet.

Ungeachtet dieser Ereignisse und Uebelthaten gewann Ezelin neue Verbündete. Dennoch gelang es dem Guelfen, sich in den Besitz des wichtigen Brescia zu setzen, ehe Ezelin und die genannten Verbündeten den dasigen Ghibellinen zu Hülfe eilen konnten. Hierdurch überkühn suchte der Erzbischof Philipp gegen den Rath von Kriegskundigen eine offene Schlacht und ward bei Torrexella gänzlich geschlagen, gefangen und das eroberte Brescia zwischen Ezelin, Pallavicini und Boso getheilt. Den Erzbischof behandelte Ezelin sehr ehrenvoll, doch konnte er die bittere spottende Bemerkung nicht unterdrücken: daß jener sich einen friedebringenden, milden Feldherrn der mütterlich sorgenden Kirche genannt, und doch die entsetzliche Plünderung Padua's geduldet habe. Philipp aber antwortete: auch er mißbillige das Geschehene, sei aber außer Stande gewesen, es zu verhindern.

Kaum war Ezelins Macht auf diese Weise höher gestiegen, denn je zuvor, als er seiner Härte gegen Untergebene von neuem freien Lauf ließ, und zwischen seinen Verbündeten Boso und Pallavicini arglistig Streit zu erregen suchte. Beide verständigten sich indeß und schlossen, weil Ezelin sie nun mit Gewalt aus ihrem Antheile von Brescia vertrieb, gegen ihn einen Bund mit dem Markgrafen von Este und den Städten Padua, Ferrara, und begannen den Krieg wider Ezelin. Bei Kassano ward sein Geschick durch unerwarteten Abfall der Brescianer entschieden. Schon wankten seine Schaaren, überall Verrath befürchtend. Nur Ezelin focht, als er sah, daß ein ruhiger Rückzug unmöglich werde, mit dem größten Muthe allen voraus, und befeuerte durch sein Beispiel selbst die Aengstlichen; da traf ihn Magold von Lavelongo mit einer Keule so schwer am Haupte, daß er weiteren Kämpfen entsagen mußte. Kaum gewahrten dieß die Verbündeten, als sie mit verdoppeltem Eifer vordrangen, mit ihrer weit überlegenen Anzahl Ezelins Heer fast ganz umringten und ihn selbst gefangen nahmen. Das Volk drängte sich herzu, seiner zu spotten und ihn zu schmähen; aber die Markgrafen Pallavicini und von Este hinderten dieß und sorgten für Aerzte und Pflege. Während der ersten Nacht nach seiner Gefangennehmung läutete man, vielleicht aus Freude über die Ereignisse, in einer benachbarten Kapelle; da rief er zornig: „Geht und stecht den

Prieſter nieder, welcher mit den Glocken ſtürmt." — „Herr," antwortete der Wächter, „ihr ſeid ja im Gefängniß!" — „Wo ward ich gefangen?" fuhr Ezelin fort. — „Bei Kaſſano." — „Kaſſano und Baſſano iſt kein großer Unterſchied; bei Baſſano zu ſterben ward mir geweiſſagt." — Unzählige Male wiederholte er jetzt in zornigem Schmerze das Wort Kaſſano. Minoriten und Predigermönche begaben ſich zu ihm rathend und bittend, daß er ſeine Sünden bekenne und Buße thue. „Ich habe," gab er zur Antwort, „keine Sünde zu bereuen, als daß ich an meinen Feinden nicht genügende Rache nahm, mein Heer ſchlecht anführte und mich täuſchen und betrügen ließ. Dadurch und dafür bin ich in die Haft gerathen." — Seitdem ſaß er ſchweigend und finſter vor ſich auf den Boden blickend, verſchmähete Arznei und Nahrung und riß, als dieß zu langſam dem Tode entgegen führte (welchen er jenen Weiſſagungen zufolge für unvermeidlich hielt), die Binden von ſeinen Wunden. Am Morgen des 27. Septembers 1259, am eilften Tage nach ſeiner Gefangennehmung, fand man ihn umgeſunken und todt in ſeinem Gefängniſſe.

25.

Friedrich II., der Stauſer [1]), und ſein Kampf mit den Päpſten.

Ueber keinen unſerer Kaiſer ſind bis auf die neueſten Zeiten die Urtheile ſo getheilt geweſen. Er hatte ja die Kirche verfolgt und bekriegt, grimmiger als ſonſt irgend einer, darum ſchien eine Vorliebe für ihn bei ſo vielen, die gleichfalls gegen die Kirche proteſtirten, begründet. Den Urtheilen der meiſten Zeitgenoſſen des Kaiſers, ſowie den ſchlagendſten Thatſachen entgegen, rühmte man dieſen Fürſten als den aufgeklärteſten, weiſeſten, unſchuldig Verfolgten. Dergleichen Anſichten ſind unter uns allgemein geworden. Ihnen tritt aber die aus den Quellen ermittelte Wahrheit der Thatſachen entgegen, als deren Ergebniß nachfolgende, urkundlich begründete Charakteriſtik erſcheint.

Friedrich, der Sohn Heinrich VI. und der Erbin Siciliens Conſtanze, war geboren am 26. Dezember 1194 zu Jeſi in der Mark Ancona. Groß waren die Pläne ſeines Vaters mit ihm, darum ſollte auch der Papſt ſelbſt ihn taufen, was dann die heilige Handlung über die chriſtliche Sitte hinausſchob. Trotz der Stürme, die ſeine Jugend heimſuchten, war Friedrich's Unterricht nicht ver-

1) So, nicht Hohenſtaufen, zu ſchreiben, lehren Grimm und Böhmer.

nachläſſigt, wenn auch nichts weniger als deutſch, ſondern vielmehr halb italieniſch und halb ſaraceniſch. Bei ſeinem Aufenthalte in Jeruſalem war noch der ſiciliſche Saracene in ſeinem Gefolge, bei dem er die Dialektik gelernt hatte. Ueberhaupt rühmen die arabiſchen Schriftſteller ſeine Kenntniſſe in der Mathematik, der Philoſophie und der Medicin.

Wie bei ſeiner Jugendbildung ſpielten auch ſpäter in ſeinen häuslichen Verhältniſſen die Saracenen und deren Sitten, welche ſeinem maßloſen Hang zu geſchlechtlichen Ausſchweifungen entſprachen, eine Hauptrolle. Aus Saracenen beſtand ſeine Leibwache. Sie bildeten ſeine Umgebung und bewachten ſein Harem. Ein ſolches Harem hatte er namentlich auch in der Saracenenſtadt Lucera. Es iſt uns noch ein Brief erhalten, worin er befiehlt, die Frauen des Harems mit Kleidungsſtücken und Schmuckſachen zu verſehen. Dieſelben Sitten, wie ſie ihm ſelbſt Zügelloſigkeit gewährten, brachten ſeinen Gemahlinnen Knechtſchaft. Nachdem ihm zu Worms die engliſche Prinzeſſin zugeführt worden, deren Geſtalt als ſo ſchön und deren Rede als ſo freundlich geſchildert wird, übergab er dieſelbe einer Schaar mauriſcher Eunuchen und alter Weiber zur Bewachung. Mit dieſer Behandlung ſeiner Frauen ſtimmt es überein, daß ſie in ſeinen Urkunden gar nicht, oder ſo gut wie gar nicht erſcheinen, während frühere Kaiſer ſo oft ihrer Gemahlinnen als Fürbitterinnen oder ſonſt wie liebevoll gedenken.

Aus ſeinem Umgang mit Ungläubigen kann man auf ſeine religiöſe Ueberzeugung ſchließen. Er ſoll den Offenbarungsglauben verworfen, ja ſogar die bekannte Behauptung aufgeſtellt haben: die Welt ſei von drei Betrügern: Chriſtus, Moſes und Mahomed betrogen worden. Friedrich hat zwar das Letztere in Abrede geſtellt und ſich für den Glauben an Chriſtus erklärt; doch ſprechen ſo viele Zeugniſſe für ſeinen Unglauben, daß man kaum daran zweifeln kann. Selbſt die Saracenen bezeugten es. Der Schaffner der Moſchee Omar's, der den Kaiſer in Jeruſalem geleitete, erzählt bei Yafei: „Der Kaiſer war roth, kahl und kurzſichtig. Wäre er ein Sklave geweſen, man hätte keine 200 Drachmen für ihn gegeben. Seine Reden zeigten deutlich, daß er nicht an die chriſtliche Religion glaubte; wenn er davon ſprach, ſo geſchah es, um über ſie zu ſpotten" u. ſ. w. Hinſichtlich ſeiner Motive zum Kreuzzug ſagte er zum Emir Fachreddin: „Ich wäre nicht ſo weit gegangen, wenn ich ſonſt nicht alles Anſehen im Weſten verloren hätte. Mein Zweck, als ich kam, war nicht, die heilige Stadt

zu befreien oder etwas dergleichen: ich wollte einzig die Achtung der Franken erhalten." Daß nun die Männer, namentlich die Ordensleute, welche für ein heilig geachtetes Ziel die größten Opfer dargebracht, welche so viele Noth ertragen, so manche Gefahren bestanden hatten, mit dieser von ihnen durchschauten diplomatischen Verspottung ihrer Begeisterung nicht zufrieden waren; daß es ihnen das Herz durchschnitt, den christlichen Kaiser hier nicht als den Rächer ihrer Mißgeschicke, sondern als den Freund der Feinde ihres Glaubens auftreten zu sehen, ist begreiflich, und wird durch christliche und muhammedanische Quellen bezeugt. Darum hat denn auch Dante, obgleich im höchsten Grade ghibellinisch gesinnt, den Kaiser in die Hölle versetzt und zwar zu den Häresiarchen. (Inf. 10, 119.)

Mit diesem Unglauben Friedrich's war denn, wie gewöhnlich, Aberglauben verbunden. Leute, die aus dem Vogelflug, den Sternen u. s. w. wahrsagten, berief er zu seinen Räthen und Vertrauten. Die Stunde des Angriffs auf Castell Franco ließ er sich durch einen Sterndeuter bestimmen. Florenz vermied er einst wegen einer ungünstigen Prophezeiung. Schon diese Dinge beweisen, wie unwahr und unverdient neuere Lobredner die „Aufklärung" des Kaisers gepriesen und ihn als über seine Zeit erhaben geschildert haben. Und wie seine Aufklärung, so war auch seine religiöse Toleranz beschaffen. Während er mit seinem Spott über die Religion sein Zeitalter verletzte, war er zugleich der eifrigste und grausamste Verfolger christlicher Ketzer, da er doch gegen die Saracenen Duldung übte! Uebrigens erhellt aus einem Briefe Gregor's IX., daß Friedrich ruchlos genug war, mißliebige Personen unter dem grundlosen Vorwand der Ketzerei verbrennen zu lassen.

Ein besonderes Licht wirft auf den Charakter dieses Fürsten sein undankbares und untreues Benehmen in persönlichen Verhältnissen. Seine Maxime hinsichtlich der Freundschaft sprach er so aus: „Er habe nie ein Schwein gemästet, von dem er nicht auch das Fett erhalten habe." Seine besten Freunde wurden von ihm verrathen und verkauft, sobald es sein Vortheil erheischte. Die Belege dafür sind zahlreich in Friedrich's Geschichte. Schon in seinem sechszehnten Lebensalter übte er das Laster der Undankbarkeit an dem Reichskanzler Walter von Palear, welcher der Schutz seiner Knabenjahre gewesen war, in solcher Weise, daß Papst Innocenz als treuer Vormund sich veranlaßt sah, ihn deßhalb auf's ernstlichste zur Rede zu stellen, und an die von Walter geleisteten Dienste zu erinnern. Damals stellte sich zwar das Verhältniß wieder her, aber zwölf

Jahre ſpäter verfiel Walter von neuem der Ungnade ſeines Herrn, der ihn nun verbannte und den Greis in tiefſter Armuth ſterben ließ. Rainald, Herzog von Spoleto, der Jahre lang unausgeſetzt in der Begleitung des Kaiſers vorkommt, und den er 1228, als er in das heilige Land zog, zu ſeinem Statthalter in Apulien ernannt hatte, wurde 1231 aller ſeiner Güter beraubt und in's Gefängniß geworfen. Bald darauf traf den Schultheißen Wolf zu Hagenau, welcher dem Reich neue Burgen erbaut und anderes für daſſelbe gethan hatte, ähnliches Schickſal. Nicht minder übeln Ausgang hatte Friedrich's Freundſchaft mit dem Erzbiſchof von Tarent und dem Biſchof von Cefalu. In Friedrich's despotiſcher Launenhaftigkeit lag auch wohl eine der Veranlaſſungen, weßhalb 1246 die allerangeſehenſten Herrn ſeines Hofes ſich gegen ihn verſchworen. Friedrich aber unterläßt nicht in dem Brief, in welchem er ihre Hinrichtung meldet, zu bemerken, wie ſehr ihn die Confiscirung ihrer Güter bereichert habe. Ganz vorzüglich iſt hier auch der Kanzler Peter von Vinea, zu nennen, welcher, wie Dante ſagt, ſo lange die Schlüſſel zu Friedrich's Herz getragen hatte, dann aber 1249 ungerechterweiſe von ihm in den Kerker geworfen wurde, wo er aus Verzweiflung ſich ſelbſt den Tod anthat. Zu dieſen verlaſſenen Freunden kann auch Papſt Gregor IX. gerechnet werden, dem Friedrich 1221, als er noch Cardinal war, die höchſten Lobſprüche ertheilte, dem er die wärmſte Anhänglichkeit bezeugte und den er dann ſpäterhin, als er Papſt war, mit Hinterliſt und mit Gewalt bis in den Tod verfolgte. Nicht minder Innocenz IV., den Friedrich ebenfalls anfänglich ſeinen wahren Freund nannte und höchlich rühmte, und den er dann ſpäter zum beſten hielt und auf's grimmigſte anklagte.

Die Vorſchrift, Jemanden unter dem Vorwand eines Geſchäftes hinterliſtig berufen und dann ergreifen zu laſſen, findet ſich nicht ſelten in Friedrich's Dienſtvorſchriften. Nach dieſem Grundſatz handelte er ſelbſt, als er 1223 die vier Grafen aus Apulien zu ſich nach Sizilien entbot, dann gefangen nahm, und ihre Beſitzungen confiscirte. Wo möglich noch härter war die Behandlung, welche der Graf Thomas von Celano erfuhr, dem er, gegen den mit ihm abgeſchloſſenen und ſogar unter Garantie des Papſtes geſtellten Vertrag, erſt Celano zerſtörte, dann mittelſt eines Vorwandes die Grafſchaft Moliſe nahm, und zuletzt die nach Celano zurückberufene Einwohnerſchaft nach Malta entführen ließ. Mit gleicher Hinterliſt lockte er 1228 auf Cypern durch freundliche Einladung den minderjährigen König und deſſen Räthe in ſeine Gewalt. Am tückiſchſten behandelte er den

Papst Gregor IX., dem er auch bei äußerer Freundschaft Empörung in seiner Hauptstadt anstiftete. Diejenigen, welche die Exkommunikationsbulle des Papstes verbreiteten, befahl er ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht zu verbrennen. Nach welchen Mißhandlungen er den Bischof Marcellin von Arezzo kreuzigen ließ, ist uns in einem Brief des Cardinal Rainer gemeldet. Mit einem Wort aber ist diese Seite Friedrich's geschildert durch die Thatsache, daß der Unmensch Ezelin von Romano [1]) fast dreißig Jahre lang seine beste Stütze war. Hier an dem Diener mag man den Herrn erkennen.

Fassen wir nun sein Verhältniß zum Reich und zur Kirche in's Auge. Als Friedrich im Jahr 1212 achtzehnjährig nach Deutschland kam, fand er ein seit seiner Wiegenzeit durch Bürgerkrieg zerrüttetes Land. Das Reichsgut war großentheils vergeudet, selbst sein Erbgut war auf einen kleinen Rest zusammengeschrumpft, das Ansehen der Krone auf's tiefste erschüttert, und was sie an Mitteln und Macht eingebüßt hatte, war mit und ohne Recht in den Besitz der Städte gelangt. Es galt nun, wenn das Reich nicht auf immer zerfallen sollte, einer völligen Wiederherstellung desselben. Diese war damals und durch Friedrich möglich. Denn nicht so lange hatte die Zerrüttung gedauert, daß die Erinnerung frühern Zustandes erloschen gewesen wäre. Lebten ja doch noch Menschen genug, die diesen Zustand gesehen und gefühlt hatten, war doch Friedrich selbst noch von Räthen seines Vaters umgeben, welcher einst so strenge Herrschaft geführt hatte! Auch hatte sich in der Zwischenzeit bei vielen alten Anhängern seines Hauses die Treue bewährt, die freie Wahl der großen Mehrzahl hatte ihn berufen und mit Jubel ihn empfangen, ihm selbst fehlten schon damals nicht die Eigenschaften eines Gebieters: Klugheit und fester Wille. Nicht minder darf man behaupten, daß er die ihm obliegende Aufgabe in Erwägung gezogen habe, denn in Sicilien war er zur gleichen Aufgabe aufgefordert, und dort hat er sie gelöset. In Deutschland hat er die Lösung nicht einmal versucht! — Friedrich hatte zwar die deutsche Krone angenommen, nicht aber, um die Pflichten zu erfüllen, welche sich an dieselbe knüpften, sondern nur, daß sie seinen persönlichen Zwecken diene. Italien sollte der Mittelpunkt seines Reiches sein, Deutschland ein dienendes Nebenland. Damit war auf die Wiederherstellung des Reiches verzichtet. Ja noch mehr. Um die Fürsten für die Scheinregierung seiner unmündigen Söhne zu gewinnen, genügte es ihm

1) S. die vorige Schilderung.

nicht, ihnen dasjenige zu laſſen, was ſie vom Reichsgut uſurpirt hatten, es mußte ihnen für ihren günſtigen Willen noch mehr gegeben werden, und da kein Gut des Reichs mehr verfügbar, gab ihnen Friedrich nun auch die Rechte des Reiches. Durch die großen Einräumungen an die geiſtlichen Fürſten für die Königswahl Heinrich's VII. von 1220 waren die weiteren an alle Fürſten von 1231 ſchon eingeleitet, und ſomit war die Landeshoheit geſtiftet, die Monarchie zum Bundesſtaat herabgedrückt, in welchem noch im Laufe des Jahrhunderts die ſieben ausſchließlichen Kurfürſten und die ganz willkürliche Königswahl (nämlich ohne Rückſicht auf das zuletzt regierende Geſchlecht) zur Ausbildung gelangten. Deutſchland, welches mehr wie jemals eines kraftvollen Herrn bedurfte, und deßhalb von dem äußerſten Ende Italiens ſeinen letzten Staufer herbeigerufen hatte, war nun Knaben und Jünglingen unter der Leitung wechſelnder Pflegſchaften oder gar deren eigner Zuchtloſigkeit hingegeben. 1197 war alles daran geſcheitert, daß der bereits gewählte König erſt dreijährig war, nun hatte Deutſchland 1220 einen achtjährigen, und 1237 einen neunjährigen König! Und noch übler als das: dieſe Könige und ihre Leiter ſtanden den innern Schwierigkeiten nicht einmal ſelbſtſtändig gegenüber; ſie waren vielmehr nur Unterkönige eines in der Fremde weilenden Herrſchers, dazu noch getrennt von ihm durch die zwiſchenliegende Lombardei, und erſchüttert von ihm durch die Rückwirkung ſeiner Streitigkeiten mit der Kirche. Die unglücklichen Folgen hiervon zeigen ſich in der Regierungsgeſchichte Heinrich's VII. und Conrad's, und in der niedergehenden Größe der Nation. Im Jahre 1235 dachte der Kaiſer endlich an eine reformatio totius terrae status. Allein die damals in Mainz gemachten Statuten enthalten dennoch keine Grundlagen zur Wiederaufrichtung des Reichs; es ſind nur Vorſchriften, wie ſie das Bedürfniß des Augenblicks hervorrief. Als im Jahre 1241 die Tartaren an den deutſchen Gränzen erſchienen, und wie die aus jener Zeit erhaltenen Briefe auf's eindringlichſte zeigen, der Untergang der europäiſchen Cultur und des chriſtlichen Glaubens in Deutſchland gefürchtet wurde; da that Friedrich nichts zum Schutze des Reiches, und doch hatte er gerade damals, nach der Einnahme von Faenza, ein ſchlagfertiges Heer zu ſeiner Verfügung! So darf es denn auch nicht wundern, wenn wir ſeinen Hof von deutſchen Fürſten und Herrn allmählig, bis auf einige Abenteurer, verlaſſen ſehen, und wenn ſelbſt ſeine Urkunden für Deutſchland bis auf ganz wenige ſich mindern. Dieſes bringt ſich ſchon auf von da an, als er 1237 Deutſchland zum

letztenmal verließ. 1245 zu Verona beſuchten noch einmal deutſche Fürſten mit Conrad IV. ſeinen Hof. Von da an erſcheinen keine deutſchen Zeugen mehr in ſeinen Urkunden, außer den Markgrafen von Hohenburg, die ſich in Apulien eingebürgert hatten und dort auch untergingen. Man kann ſagen, daß Friedrich gegen den Schluß ſeines Lebens in Deutſchland vergeſſen war. Bei dieſer Dürftigkeit der Beziehungen zu Deutſchland war es das Verhältniß zur Kirche, welches nach ſeiner erſten Heimkehr nach Italien das Leben Friedrich's dreißig Jahre lang ganz erfüllte. Man ſpricht gewöhnlich von dem Streite Friedrich's mit dem Papſt, gleich als wäre der Papſt immer dieſelbe Perſon, und auch nur eine einzelne Perſon geweſen. Hiergegen iſt vorerſt zu bemerken, daß Friedrich nicht bloß einem, ſondern vier verſchiedenen Päpſten gegenüber geſtanden hat, deren erſter (Innocenz III.) einer der geiſtesklarſten, charakterfeſteſten, weithin wirkſamſten und allgemein verehrteſten Männer, die je gelebt, ihm von der Mutterliebe zum Pfleger ſeiner Verwaistheit gegeben war; der Alles daran geſetzt hatte, dieſen Pflegling zu ſchützen und zu erheben; der ihm mit Wohlwollen und Weisheit die politiſche Bahn vorgezeichnet hatte, auf der er wandeln konnte und ſollte. Allerdings hat auch die Größe dieſes Mannes der Jugend Friedrich's in ſolchem Maaße Achtung geboten, daß er offener Weiſe niemals etwas gegen denſelben unternahm, und erſt nach deſſen Tod, aber auch ſogleich nach deſſen Tod, mit ſeinen treuloſen und verderblichen Abſichten hervorrückte. Der zweite Papſt, der Friedrich gegenüberſtand (Honorius III.), war ein haushälteriſcher Beamte geweſen; nun ein kränklicher Greis voll ſanfter Ermahnung und nachgiebiger Milde, geängſtigt durch das Gefühl, daß der Mangel an Kraft ihm vor der Welt zur Schmach, und vor dem jenſeitigen Richter zum Vorwurf gereichen möge. Dieſen hat Friedrich hingehalten mit jenen heuchelnden Reden einer oft über das Maaß gehenden Unterwürfigkeit, die aber eben darum unaufrichtig war und nicht ſelten eine Hinterthür offen ließ, aus der die Tücke lauerte. Der dritte Papſt freilich (Gregor IX.) glich wieder mehr dem Erſten an Feſtigkeit und Kraft. Aber gerade ſeines Charakters Größe hatte Friedrich, als jener noch Cardinal war, im perſönlichen Verkehr kennen gelernt und laut geprieſen. Auch hat dieſe abgedrungene Anerkenntniß ſelbſt nach dem Bruch ſich noch geltend gemacht; wie denn Friedrich nach ſeiner Wiederausſöhnung (1230) freilich nur als Erguß einer nicht dauernden Stimmung an alle chriſtlichen Könige ſchrieb, daß die offenſte Beſprechung alles deſſen, was vorgefallen war, ihn ſo gänzlich von

dem Wohlwollen des Papstes überzeugt habe, daß er allen Groll nun fahren lasse, und in dem Vorgefallenen nur eine Prüfung sehe, die nöthig war, um sich mehr zu nähern. Der vierte Papst (Innocenz IV.) war dem Kaiser ebenfalls von früherher befreundet und sogar unter seinem Einfluß gewählt. Friedrich hat mit Freuden dessen friedliche und günstige Gesinnung gerühmt, und diese sofort in dem Anerbieten desselben bewährt finden können, daß eine Versammlung von Königen und Prälaten die bisherigen Streitigkeiten beurtheilen möge, wo dann auch die Kirche, wenn sie zu weit gegangen sein sollte, Genugthuung leisten werde. Soviel über die Persönlichkeiten dieser Päpste.

Es ist aber zur gerechten Beurtheilung Friedrich's und seines Kampfes mit der Kirche nothwendig, auch einen Blick auf gewisse historische Verhältnisse zu werfen, welche von parteiischen Lobrednern des Kaisers entstellt oder verschwiegen werden. Sicilien war bekanntlich von der Zeit der Normannen her ein Lehen des päpstlichen Stuhls. Als solches war es auch an Friedrich gegeben worden, Friedrich selbst hatte seine Stellung und Pflicht als Vasall durch Empfang der Belehnung und durch Zinsentrichtung anerkannt. Friedrich stand also nicht, wie andere Regenten, hier dem Papste als König, sondern dem Oberlehensherrn als Vasall gegenüber. Als Lehensherr stand aber der Papst von Rechtswegen in wesentlichen Beziehungen sowohl zu den Großen des Landes, als zum Volke, und war befugt, die Beschwerden derselben anzuhören und zu untersuchen; der Vasall aber konnte durch Felonie (Treubruch) seines Lehens verlustig gehen.

Außer diesem Lehensverhältnisse bestand in Bezug auf Sicilien noch ein anderes, vertragsmäßiges Verhältniß zwischen Kaiser und Papst, nämlich die Unvereinbarkeit der sicilischen Krone mit der deutschen. Durch die Krönung von Friedrich's jungem Sohne, Heinrich, zum Könige von Sicilien (1212), war eine Trennung dieses Reichs vom deutschen Reiche eingeleitet. Diese Trennung und Unvereinbarkeit wurde von Friedrich durch feierliche urkundliche Erklärungen (1216 und 1229) fest verbrieft und besiegelt. Friedrich verspricht, sobald er die Kaiserkrone erlangt haben werde, seinem Sohne Heinrich das Königreich Sicilien sogleich zu übergeben, dergestalt, daß er (Friedrich) selbst von da an weder König von Sicilien sei noch heiße. Wie Friedrich diese Versprechen gehalten, lehrt die Geschichte. Das reiche und milde Sicilien gefiel ihm, dem gebornen Italiener, besser als das rauhe Deutschland. Also brach er seine gegen den Papst

übernommene Verpflichtung, wählte Sicilien zu seinem Hauptsitz, und behandelte Germanien fortan als Nebenland. Dieß die Verhältnisse in Bezug auf Sicilien. Mehr als dieses Verhältniß ist dasjenige des Papstes zum deutschen Kaiser von neueren Schriftstellern unhistorisch, weil nach modernem Maßstabe, ohne Rücksicht auf die damals bestehenden Rechtsverhältnisse beurtheilt worden. Mit ein paar Worten lassen sich freilich diese Verhältnisse nicht darstellen; es ist nothwendig weiter zurückzugehen und an der Hand der Geschichte zu lernen, wie sich das Verhältniß von Kirche und Staat im Mittelalter gebildet hat. Ohne klare Einsicht in dieses Verhältniß ist es überhaupt unmöglich, ein richtiges Urtheil über die Cardinalpunkte der Geschichte des Mittelalters zu fällen. Und so erscheint eine kurze Darstellung desselben hier gerechtfertigt, um so mehr, als die gewöhnlichen Lehrbücher der Geschichte kaum eine Andeutung geben.

Das Verhältniß der Kirche zu den Staaten erscheint geschichtlich überhaupt als ein dreifaches: 1. die Kirche gegenüber dem heidnischen Staat, der sie direkt verfolgt und anfeindet; 2. die Kirche gegenüber dem indifferenten Staat, der sie ignorirt; 3. die Kirche gegenüber dem christlichen Staat, der im Princip mit ihr übereinstimmt. Die Kirche ward nicht gestiftet als Reich von dieser Welt, sondern als Reich Gottes, um alle Völker darin zu deren Heile zu vereinigen. Somit ist der Endzweck der Kirche kein irdischer, weltlicher, sondern den irdischen, weltlichen Bestrebungen großentheils entgegenstehend; das Wirken des Heiles fordert einen beständigen Kampf mit den Neigungen, welche die Welt erzeugt; kann nur gewonnen werden durch einen Sieg über das Irdische. Wo immer demnach die weltliche Ordnung dem religiösen und moralischen Ziele der Kirche widerstrebt, wo sie einer Anschauung huldigt, welche nicht das Ewige für das Höhere hält, sondern nur ein Diesseits kennt; welche nicht die Freiheit von sinnlichen Genüssen, sondern die möglichste Fülle derselben als höchstes Ziel ansieht; da ist zwischen weltlicher Ordnung und Kirche keine Harmonie, sondern entweder Kampf auf Leben und Tod oder gänzliche beiderseitige Ignorirung möglich. Jenes war der Fall mit dem Heidenthum im römischen Reiche. Weil der absterbende römische Staat eine Religion hatte, die nur auf das Irdische gerichtet, nichts Höheres kannte, als die Laster und sinnlichen Neigungen der Götter nachzuahmen, deßhalb konnte er das Christenthum nicht ignoriren, sondern mußte es bekämpfen auf Leben und Tod. Aber auch das Christenthum mußte kämpfen, nicht mit irdi-

ſchen Waffen, ſondern den ſeinigen: dem felſenfeſten Glauben an den Gekreuzigten, einer Sittenreinheit und Heiligkeit des Einzelnen, welche auch nicht der erhabenſte Mythos und Dichter des Alterthums bei ſeinen Göttern für möglich gehalten, ja welche begrifflich und ſprachlich der Welt bis dahin unbekannt war, mit den chriſtlichen Tugenden der Nächſtenliebe, der Keuſchheit und Selbſtverläugnung. Und von dieſen Waffen ward in den Staub geſtreckt der weltbeherrſchende Koloß; an ihnen glitt ſpurlos ab die teufliſche Wuth der erbärmlichſten und gräßlichſten Tyrannen; ſie ſtumpften nicht ab die Zähne der Löwen, Panther und Tiger, welche man gegen die ſchwachen Knaben, das zarte Weib losließ; ſie wurden nicht entwunden durch die mit hölliſcher Erfindungskraft in unendlicher Mannigfaltigkeit ſich ſtets übertreffenden Martern; nicht durch die ſcheußlichſten Reize und die jedem Menſchengefühle Hohn ſprechenden Angriffe auf Tugend und Schamhaftigkeit. Kein Kampf mit Schwert, keine Empörung gegen die Tyrannen, keine Verweigerung des Tributs, kein Murren gegen die Sklavendienſte, kein Widerſetzen gegen die befohlene übermenſchliche Arbeit; treue Dienſte als Wächter jener Unmenſchen, treueſte Pflichterfüllung als Bürger und Unterthanen, nur keine That, kein Gedanke an eine Handlung, welche einen Verrath am Chriſtenglauben, auch nur den Schein eines Opfers für die Götter, nur den leiſeſten Zweifel an eine Wahrhaftigkeit ihrer Lehre bei ihren Feinden hätte aufkommen laſſen. So und nicht anders ſiegte die Wahrheit, ſo kämpfte das Chriſtenthum; ſo ſtürzte in ſich ſelbſt zuſammen der in Fäulniß gerathene heidniſche Weltſtaat. Und in dieſem Verhältniß liegt das große Geheimniß und zugleich die einfache Regel für das Verhältniß des Chriſtenthums zur beſtehenden Ordnung.

Steht ein Staat auf dem Standpunkte des Indifferentismus, ſo iſt das allerdings nach Anſicht der Kirche vom Uebel, weil ein ſolcher Staat gewiß das wahre Wohl der Unterthanen nicht verfolgen, ſondern nur rein materielle Zwecke befördern, und dadurch Unglauben hervorbringen wird. Innerlich iſt daher die Lage der Kirche ſchwieriger, weil hier ihr Feind, der Unglaube, mit ſeinem ganzen Gefolge von Laſtern und Leidenſchaften privilegirt iſt. Aeußerlich aber iſt die Lage der Kirche eine leichte: hat ſie nicht den Schutz des Staates, nicht deſſen Arm für ihre Geſetze und Urtheile, ſo hat ſie auch keine Rückſichten auf denſelben zu nehmen, thut alle und jede Bürgerpflichten, waltet in ihrem Hauſe nach Gottes und ihrer Ordnung. Daß ſie auch dabei blühen kann, zeigt ſich in England und Nordamerika. Sie übt hier einfach unter den Formen und in

den Schranken des weltlichen Geſetzes ihre Ordnung. Wo endlich der Staat nicht *gegen*, ſondern *für* die Kirche, alſo ein chriſtlicher Staat iſt, da wird ſich von ſelbſt ein Zuſtand bilden, der durch gemeinſames Erwägen, Prüfen und Beſchließen geordnet ſein wird. Kirche und Staat werden ſich *vereinbaren*; jene wird den Herrſchern in kirchlichen Dingen Rechte einräumen, wozu ſie an ſich nicht verpflichtet wäre, und welche der weltlichen Macht als ſolcher nicht zugehören; dieſer wird ſeinerſeits der Kirche Rechte zugeſtehen, die gerade nicht in ihrem weſentlichen Wirkungskreiſe liegen, deren Handhabung aber durch die Kirche den beiderſeitigen Zwecken für das wahre Wohl der Völker förderlich ſein kann. So wird ſich ein *poſitiver, hiſtoriſch gewordener Rechtszuſtand* bilden. Mag dieſer auf Vertrag, Privilegien, Indulten u. ſ. w. beruhen, er gilt als ein *rechtlich beſtehender*, muß als ſolcher gehandhabt werden, und hat den Schutz und die Garantie, welche den einzelnen beſtehenden Rechten zukommt. Die Kirche bildet hier einen Theil der bürgerlichen Ordnung. Das war der Zuſtand während des Mittelalters, und von dieſem Standpunkte aus hat man daſſelbe, alle Handlungen der Päpſte und Kaiſer zu betrachten. Die Kirche war ein organiſches Glied im Baue des deutſchen Reiches. Die unendlich mannigfaltigen weltlichen Rechte, welche der Kirche zuſtanden, übte ſie nicht aus, weil ſie ihr grundſätzlich zuſtehen müſſen, ſondern weil ſie von ihr hiſtoriſch erworben, ihr zufolge eines poſitiven Rechtszuſtandes zukamen. Nicht vom Papſte überkam deßhalb der deutſche König ſeine Gewalt, ſondern er war Herrſcher, weil er durch die anerkannte beſtehende Ordnung auf den Thron gerufen war; als Träger der Obrigkeit war deßhalb ſeine Macht von Gottes Gnaden. Zwar leitete die Zeit die weltliche Gewalt vielfach ab von der geiſtlichen. Aber der Ableitung wohnt nichts anderes bei, als die *Anſchauung der Zeit, welche in Folge des Benefizial- und Lehens-Weſens ſich keine andere als eine übertragene Gewalt denken konnte*. Da nun der König ſeine Gewalt nicht von den einzelnen Wahlfürſten ableiten konnte, weil der einzelne keine beſaß, und weil die Wahl nur der Modus war, die Perſon des Herrſchers zu beſtimmen, nicht der Act, wodurch die Hoheit verliehen ward; da ferner der Papſt, als der ſichtbare Stellvertreter Chriſti, ſeine Gewalt unmittelbar von Gott empfing, auf Gott aber alle Gewalt, auch die der Kaiſer und Könige, zurückzuführen iſt; da endlich der Papſt es war, welcher auch den Kaiſer machte: ſo lag nichts näher, als die Macht des Königs von der Uebertragung durch

den Papſt abzuleiten. Da nun zufolge des poſitiven Rechtes der Bann der Kirche die Acht des Reiches nach ſich zog, da nach unzweifelhaftem Rechte eine Abſetzung des Kaiſers, wenn er in den vom Rechte bezeichneten Fällen frevelte, durch ein Fürſtengericht zu Rechte beſtand, da dem Banne über Jahr und Tag die Wirkung beiwohnte, den Gebannten aus des Reiches Gemeinſchaft auszuſchließen: ſo ſchloß ihn nach dieſer Folge der Bannſtrahl des Papſtes aus, ſo ſprach der Papſt nur die Folge des Reichsrechtes aus, wenn er den Gebannten für verluſtig der Krone erklärte und die Fürſten aufforderte, einen neuen König zu wählen. *Das aber war ſtets nur ein poſitiver Rechtszuſtand*, darum hat die Theorie der beiden Schwerter, das Abſetzungsrecht des Papſtes u. ſ. w., nur einen *hiſtoriſchen* Werth für jene Zeiten, einen relativen, keinen abſoluten, inneren. Freilich, weil es ein poſitiver Rechtszuſtand war, weil er in der Rechtsanſchauung jener Zeit begründet war, konnten, durften, ja mußten die Päpſte an ihm feſthalten. Fand im einzelnen Falle noch ein beſonderes Verhältniß ſtatt, war der König zugleich Vaſall des Papſtes (wie Friedrich II. für Sicilien, Johann für England wegen ſeines dem Papſte zu Lehen aufgetragenen Landes), dann fand außerdem das einfache Lehensverhältniß der Zeit Platz; hier aber ſtand nicht der *König*, ſondern der *Vaſall* dem Papſte gegenüber. Dieſe und keine andere Anſchauung iſt es, welche man an die Ereigniſſe zu legen hat. Von ihr aus hat man das Verfahren der Päpſte und Kaiſer zu beurtheilen. Der Kaiſer als ſolcher war nicht Vaſall des Papſtes. Der Papſt konnte aus eigenem, ihm als Papſt zufolge ſeiner kirchlichen Stellung zuſtehenden Rechte den Kaiſer nicht des Thrones entſetzen, denn nirgends hat der Stifter der Kirche ſeinen Apoſteln, auch dem Petrus, weder ein Abſetzungsrecht über die Könige, noch ein Recht des Richteramtes über ſie in weltlichen Dingen übertragen; der Papſt war oberſter Richter über den König in geiſtlichen Dingen; wegen des Frevels an der Kirche, an Religion und Sittlichkeit, konnte er ihn, wie jeden Gläubigen, mit Kirchenſtrafe belegen. Dieſe hätte aber nie und nimmer jenen Erfolg haben können, *wenn nicht das poſitive deutſche Recht einen ſolchen dem Banne beigelegt hätte*. Und auch nur das liegt wirklich in den Thatſachen und Handlungen jener Zeit. Oder hat jemals ein Papſt verſucht, einen Kaiſer des weſt- oder oſtrömiſchen, einen König des fränkiſchen Reiches, einen König von Frankreich des Thrones zu entſetzen? Es konnte das keiner; kein Papſt konnte und kann, wo ein ſolcher poſitiver Rechtszuſtand nicht

bestand, die Unterthanen ihres Eides gegen den Landesherrn entbinden. Jener Zustand des Mittelalters aber ist für uns ein historisches Factum, besteht nicht mehr und dient nicht mehr als Maßstab, daher alle für spätere Zeiten daraus gezogenen Anwendungen und Fragen an sich unnütz und unhistorisch.

Wir haben hiemit die Verhältnisse entwickelt, aus welchen sich leicht das Urtheil über die einzelnen Thatsachen des Kampfes Friedrich's mit der Kirche von selbst ergibt. Der beschränkte Raum gestattet uns nicht, die Fülle dieser Thatsachen hier vorzuführen. Beinahe Friedrich's ganze Regierungszeit war mit kurzen Pausen ein beständiger Krieg wider die Kirche. Wer diesen Krieg in seinen Einzelnheiten quellenmäßig treu verfolgen will, den verweisen wir auf die in den Schlußbemerkungen verzeichneten Werke, aus welchen jeder Unbefangene schwerlich eine andere Ueberzeugung schöpfen wird, als die ein gründlicher Erforscher der Geschichte Friedrich's in folgendes treffende Urtheil zusammenfaßt: „Selten oder nie besaß ein Fürst so ausgezeichnete Fähigkeiten, mit einer so glänzenden äußeren Macht, als Friedrich II.; selten oder nie ward ein solcher Verein so gänzlich zu selbstsüchtigen Zwecken mißbraucht, als von ihm. Alle Gaben des Geistes und des Herzens, die einem Manne die Liebe und Bewunderung der Seinigen verleihen können, waren über ihn ausgegossen. Er war Dichter und schrieb über die Vogeljagd; er war bewandert in den Sprachen des Orients und des Occidentes, wußte die gelehrtesten Männer an sich zu ziehen, liebte und schätzte Künste und Wissenschaften. Die moslemischen Fürsten beugten sich willig vor ihm. Italien gab ihm seine Schätze, Deutschland seine starken Söhne. Alle Kraft seines Geistes und seines Willens vermochte er auf Ein Ziel zu wenden, dessen Erreichung die Aufgabe seines Lebens, das Endziel des Strebens seines Hauses war, um dessentwillen er alle Kräfte ansetzte, über die er im weiten Umfange seiner Länder mit diesem eigenthümlichen Reichthume von Ideen zu verfügen vermochte. Was er also schuf, was er als das Vermächtniß seiner Regierung den Völkern hinterließ, das war *seine* That, es war sein Werk, sein eigen; ja man kann nicht einmal sagen, er habe, die letzten Jahre seines Lebens ausgenommen, in Ausführung seiner Absichten Hindernisse gefunden, die er nicht zu überwältigen vermocht hätte. Was das Haus der Hohenstaufen wollte, was Friedrich's Absicht war, konnte sich rücksichtsloser, unumwundener nie zeigen, wie er denn auch einem halben Jahrhunderte den Stempel seines Wesens aufzudrücken vermochte. Und welch' häßliches Gemälde bietet sich am

Abſchluſſe dieſer Periode dar! Italien den blutigſten und wildeſten Factionen preisgegeben, in jeder Provinz, in jeder Stadt ein Bürgerkrieg, der die ganze Thätigkeit der Bewohner verſchlang, und deſſen entſetzliche Gräuel Friedrich durch das unmenſchliche Geſetz der Blutrache veranlaßt hatte, die er an dem ganzen Geſchlechte der Schuldigen oder ihm Verdächtigen nahm. Dadurch ward Italien auf Jahrhunderte in eine gewaltſame Parteientwicklung hineingeſtürzt, die zuletzt nach ſchnell aufblühender Größe den lang andauernden Ruin dieſes ſchönen Landes herbeiführte. Auch Deutſchland war die Beute der Factionen. Gewalt trat an die Stelle des Rechtes, das Intereſſe der einzelnen Fürſtenhäuſer verdrängte die Sorge für die Wohlfahrt des Reiches. Die Krone mußte erſtritten werden, und ſelbſt als die Anſprüche der Spanier, Engländer und Slaven, die ſich irgendwie einer Verwandtſchaft mit den Hohenſtaufen rühmen konnten, Richard's von Cornwallis, Alfons von Caſtilien, Ottokar's von Böhmen, beſeitigt worden waren, zieht ſich noch ein blutiger Streif erſchlagener Könige, wilder Schlachten um die deutſche Krone tief in das vierzehnte Jahrhundert hinein. Beide Länder, die Hauptſtaaten von Europa, mit deren Blüthe die Kraft des Erdtheiles unzertrennlich zuſammenhängt, ſchieden ſeitdem gleich feindlichen Brüdern immer mehr von einander. Die ganze alte Ordnung der Dinge riß, und während der heilloſe Bruch das Kaiſerthum dem Abgrunde zuführte, ward das Papſtthum auf eine ſchwindelnde, unhaltbare Höhe emporgetragen, auf welcher es, einſam ſtehend, den Stürmen nicht mehr zu gebieten vermochte. Endlich ward das Geſchlecht des Kaiſers ſelbſt unaufhaltſamem Verderben preisgegeben, in kürzeſter Friſt erloſch es; 18 Jahre nach des Großvaters Tode endigte bereits Konradin auf dem Schaffote in der Hauptſtadt ſeines Erbkönigreiches.

Während Friedrich in neuerer Zeit als einer der glänzendſten Fürſten aller Zeiten, als einer der hervorragendſten Kämpen für geiſtige Freiheit dargeſtellt wurde, haben ſeine Zeitgenoſſen zwar ſeine großartigen Geiſtesgaben nicht in Zweifel gezogen, allein daneben auch unverholen den ſchlimmen Gebrauch gerügt, den Friedrich hievon machte. Jene Darſtellungsweiſe hat aber die Frage gänzlich ungelöst gelaſſen, wie es kam, daß ſo viele hervorragende Männer in ihm geradezu einen Tyrannen, andere einen Vorläufer des Widerchriſt's erblickten und die Nähe des Weltendes erwarteten. Salimbene d'Adami, deſſen Vater ſich der beſondern Gunſt des Kaiſers erfreute, und häufig Augenzeuge der Begebenheiten war, die er beſchrieb, nahm keinen Anſtand, zu erklären, Friedrich würde ſeines

Gleichen nicht gefunden haben, hätte er Liebe zu der Kirche gehegt; der Haß aber, welcher ihn zu dem Streite mit ihr entflammte, habe alle seine guten Eigenschaften zerstört. „Ohne Glauben stützte er sich nur auf menschliche Kraft und Schlauheit. Von der Natur mit allen Vorzügen des Körpers ausgerüstet, schön gebaut, von mittlerer Statur, heiter und gesellig, entwickelte er, wenn er wollte, eine alles gewinnende Güte. Allein diese trübte dann wieder seine Habsucht, der nicht bezähmte Hang zur Wollust, eine Verschlagenheit, die nur den Zweck vor Augen hatte, und um die Mittel unbekümmert war. Sein heftiger Groll und die Art, wie er erst spät denselben fühlen ließ, entwanden ihm die Liebe und Anhänglichkeit der Seinen, so daß er gegen das Ende seiner Tage allein stand, und nur diejenigen sich mit ihm verbanden, die keinen andern Ausweg mehr für sich erblickten“ [1]).

26.

Charakterbild Ludwig's des Heiligen.

Ludwig's Körperbau war nicht sehr kräftig, sondern fein gebildet, schlank und selbst mager, sein Gesicht war einnehmend, der Blick verkündigte, daß sein Sinn nicht weltlichen Dingen hingegeben war. Blanka hatte seine Erziehung Geistlichen anvertraut, und sie mit gewissenhaftester Sorgfalt geleitet; sie hatte ihn vor Allem gelehrt, Gott zu fürchten und zu lieben, und ihm eine strenge sittliche Gesinnung einzuflößen gesucht, ja sie äußerte sogar öfter: Lieber wolle sie, daß er sterbe, als daß er eine einzige Todsünde begehe. Ludwig dankte der Mutter bis zu ihrem Tode durch kindliche Liebe und unbedingtes Vertrauen für ihre Sorge um ihn, und auch als sie, nicht frei von Herrschsucht, sich selbst auf den Einfluß der Schwiegertochter eifersüchtig zeigte und öfters das Verhältniß derselben zu dem geliebten Gemahl störte, vergaß er nie, daß sie ihn zur Tugend und Frömmigkeit erzogen, und daß sie während seiner Minderjährigkeit ihm das Reich bewahrt und es mit Kraft und Einsicht verwaltet hatte. Durch eine solche Erziehung wurde Frömmigkeit zum Hauptzuge und zur Grundlage seines Charakters ausgebildet. Selten geschah es,

1) Fidem dei non habuit, callidus homo fuit, versatus, avarus, luxuriosus etc.... Erat Epicuraeus et ideo quidquid poterat invenire in divina scriptura.., quod faceret ad osteudendum quod non esset alia vita post mortem, totum inveniebat. Salimbene l. c.

daß er nicht wenigſtens täglich zwei Meſſen hörte, häufig hörte er drei oder vier; täglich aber eine Todtenmeſſe ohne Geſang; ſprach zur feſtgeſetzten Zeit die kirchlichen Tagszeiten, und ſtand zu dieſem Zwecke ſogar dreimal während der Nacht auf; er ließ ebenſo die für beſtimmte Stunden des Tages vorgeſchriebenen Gebete und Geſänge von ſeinen Capellanen und Geiſtlichen verrichten, und ſelbſt wenn er auf einem Zuge begriffen war, mußten die Capellane ihm zu Pferde dieſelben vortragen. An jedem Freitage, welchen Tag er auch dadurch feierte, daß er ſich ſo viel als möglich des Lachens enthielt, und während der Faſtenzeit außerdem noch an zwei anderen Wochentagen ſchloß er ſich mit ſeinem Beichtvater ein, beichtete und empfing von ihm die Geißelung mit kleinen eiſernen Ketten, welche er beſtändig in einer Büchſe am Gürtel trug. Kaſteiungen und Faſten übertrieb er bis zum Nachtheile ſeiner Geſundheit: ſo trug er zu gewiſſen heiligen und feſtlichen Zeiten ein härenes Gewand, bis er es auf den Rath ſeines Beichtvaters unterließ, weil ſein ſchwächlicher Körper es nicht ertragen konnte; deßhalb mußte er auch von der zu großen Strenge oft wiederholter Faſten etwas nachlaſſen. Sechsmal empfing er jährlich das Abendmahl, indem er dabei, nachdem er den Chor der Kirche betreten hatte, auf den Knieen dem Altare ſich näherte. Die tiefſte Verehrung bewies er den Reliquien, er verwandte große Geldſummen zum Kauf derſelben und äußerte einſt ſelbſt: Lieber wolle er die beſte Stadt ſeines Reiches von der Erde verſchlungen ſehen, als einen der Nägel, mit welchen Chriſtus an das Kreuz geheftet worden ſei, verlieren. Seine Hochachtung gegen den geiſtlichen Stand überhaupt wurde zur Ehrfurcht gegen die Mönche, beſonders die Dominicaner und Franciscaner, welche er ſo ſehr liebte, daß er einſt äußerte: Wenn er ſich in zwei Theile theilen könnte, ſo würde er jedem dieſer Orden einen derſelben geben; ja er hatte ſogar viele Jahre vor ſeinem Tode die Abſicht, ſelbſt Mönch zu werden, und nur der Widerſpruch ſeiner Gemahlin hielt ihn von der Ausführung derſelben zurück. Mit dieſer Ehrerbietung gegen die Geiſtlichen verband er das unbedingteſte Vertrauen zu ihnen in Glaubensſachen, ſo daß er nicht die mindeſte Abweichung von der kirchlichen Lehre duldete. Ueber den Glauben, äußerte er öfter, dürften Ritter nicht viel disputiren, ſondern müßten denſelben mit dem Schwerte vertheidigen. Ein neuerer Geſchichtſchreiber (Schmidt) beklagt ſolche Unduldſamkeit, fügt aber hinzu: „ſie artete doch nicht in einen finſtern, menſchenfeindlichen Ernſt aus, ſie trübte weder ſeine Einſicht, noch lähmte ſie ſeine Thätigkeit in der Verwaltung des Staates, ſie be-

seelte vielmehr seine ganze Gesinnung und sein ganzes Leben, und bewirkte in ihm eine seltene sittliche Kraft und Reinheit." Den Grundsatz, daß man nichts Böses, nichts, dessen man sich vor den Menschen zu schämen habe, thun oder sagen müsse, damit man in dieser Welt geehrt sei, und nach diesem Leben in das Paradies gelange, sprach er nicht allein aus, er befolgte und bewährte ihn auch sein ganzes Leben hindurch; es war ihm ein solcher Ernst um die Erlangung vollkommener Sittlichkeit, daß er nicht allein seine Beichtväter, sondern auch andere Männer öfter bat, ihm offen und ohne ihn zu schonen Alles mitzutheilen, was sie Tadelnswerthes an ihm bemerkten oder was Andere an ihm tadelten, und mit Geduld und Güte nahm er stets ihre Ermahnungen auf. Nie sagte er ein böses Wort über Andere, und sehr selten, nur wenn Jemand ein schweres Vergehen sich hatte zu Schulden kommen lassen, schalt und tadelte er strenge. Seine Wahrhaftigkeit war so groß, daß er auch nicht gegen Sarazenen und Ungläubige sich je eine Lüge erlaubte, und daß er nie etwas, was er einmal versprochen hatte, brach. Nie hörte man, wie es damals allgemeine Sitte war, ihn im Zorne bei Gott, der Jungfrau Maria, oder den Heiligen schwören, oder sie gar lästern, oder den Teufel nennen; leichtfertige Reden durften in seiner Gegenwart nicht geführt werden; und weltliche Lieder und Musik und die Darstellungen der Schauspieler, obwohl eine sehr beliebte Unterhaltung der Großen seiner Zeit, waren ihm zuwider; dagegen unterhielt er sich gern mit verständigen und gelehrten Männern über göttliche und heilige Dinge, las gern in Mußestunden in den Schriften des Augustin, Hieronymus und anderer Kirchenväter, und war auch, besonders wenn er fremde, angesehene Männer an seinem Hofe bewirthete, einer heitern Geselligkeit nicht abgeneigt. Sein Hofstaat war reich und glänzend, wie es sich für einen König ziemte, allein einfach war er stets in seiner Kleidung, sehr mäßig im Essen, Wein trank er nur mit Wasser vermischt, und indem er in allen Dingen, mit welchen er sich leiblich und zeitlich erfreute, sich irgend eine Entbehrung aufzulegen pflegte, ließ er oft die Speisen, welche er am liebsten genoß, ganz den Armen geben. Unerschöpflich war seine Mildthätigkeit gegen diese; täglich ließ er in seiner Wohnung mehr als hundertundzwanzig Armen Brod, Fleisch und Wein reichen, zur Fastenzeit und während der Zeit des Advents war ihre Zahl noch größer, und oft bediente er sie selbst. Ungeachtet seiner Ehrerbietung gegen den geistlichen Stand überhaupt unterschied er doch zwischen den mehr und minder würdigen Mitgliedern desselben; nur verdienten

Männern übertrug er die geistlichen Würden, deren Vergebung ihm zustand; und daß er eine gewissenhafte Verwaltung geistlicher Aemter verlangte, bewies er dadurch, daß er nicht gestattete, daß Jemand zwei derselben zugleich besaß; auch machte ihn jene Ehrerbietung nicht zu einem willenlosen Werkzeuge der Geistlichkeit, und er gab nie gegen seine Ueberzeugung, nie im Widerspruch mit dem, was er für gerecht hielt, ihren Aussprüchen, nicht einmal den Forderungen des Papstes nach. In der Regierung seines Reiches bezweckte er vor Allem die Begründung und Befestigung eines ruhigen, geordneten Zustands, die Wohlfahrt seiner Unterthanen und die Erfüllung einer strengen Gerechtigkeit, welcher er nie anstand auch den eigenen Vortheil aufzuopfern. Die größte Sorgfalt zeigte er stets in der Wahl seiner Beamten, und nur Zuverlässigkeit, ein unbescholtener Ruf und Unbestechlichkeit bestimmten ihn dabei; aus denen, welche ihr Amt längere Zeit untadelig verwaltet hatten, wählte er die Mitglieder seines Reiches, er pflegte dieselben in allen wichtigen Angelegenheiten zu befragen und bei Sachen, in welchen das Recht nicht auf seiner Seite zu sein schien, sprach er selbst gegen seinen Vortheil, damit seine Räthe nicht durch die Furcht ihn zu beleidigen zurückgehalten würden, das was ihnen recht schien auszusprechen. Wenige urtheilten selbst über die schwierigsten Angelegenheiten so treffend und scharf als er, und wenn es rascher Maßregeln bedurfte, so fehlte es ihm auch nicht an Selbstständigkeit und Entschlossenheit sich zu entscheiden, und ungeachtet seiner Milde hatte er keine Nachsicht gegen Beamte, welche ihre Pflicht verletzten oder sich nur saumselig gezeigt hatten, dem Beeinträchtigten sein Recht zu verschaffen. Zwar war er höflich gegen Vornehme wie gegen Geringe, allein die Barone und Ritter gewann er nicht sowohl durch reiche Geschenke und Schmeicheleien, als daß er ihnen durch seinen eifrigen Glauben, durch seine strenge Sitte und durch seine Gerechtigkeit Ehrerbietung und selbst Furcht einflößte. Den Frieden, welchen er in seinem Reiche herzustellen und zu erhalten bemüht war, suchte er auch mit großem Eifer den benachbarten Staaten zu verschaffen. Als die Mitglieder seines Rathes ihn deßhalb einst tadelten, daß er sich so große Mühe gäbe, die Fremden unter einander zu versöhnen, da es ihm viel vortheilhafter sei, wenn sie sich bekriegten, so antwortete er: sie sprächen nicht gut; denn wenn die benachbarten Fürsten und Herren sähen, daß er sie einander bekriegen lasse, so könnten sie sagen, er handle so aus bösem Willen oder Undankbarkeit, sie könnten ihn deßhalb hassen und angreifen, und dadurch werde er und sein Reich Schaden und Uebel

erleiden, und er werde ſich überdieß den Zorn Gottes zuziehen, welcher ſagte: „Geſegnet ſei derjenige, welcher ſich bemüht, Frieden und Eintracht aus den Zwieſpältigen zu ſtiften."

Wie nun der große König gelebt hatte, alſo ſtarb er auch. Sein letztes ſchönes Werk war jene berühmte Ermahnung an ſeinen Sohn, von welcher wir reden wollen. Bekanntlich geſchah es zu Tunis, wohin den König ſein frommer Eifer geführt hatte, daß ihn eine gefährliche Krankheit niederwarf. Als er nun fühlte, daß die Zeit gekommen, aus dieſer Welt in die andere hinüberzuwandeln, da berief er Herrn Philipp, ſeinen Sohn, und befahl ihm, gleich einer letzten Willensverfügung, alle Belehrungen zu bewahren, ſo er ihm hinterließ und ſo nachſtehend aufgeſchrieben ſind, welche Belehrungen der König mit ſeiner heiligen Hand, wie es heißt, geſchrieben hat:

„Schöner Sohn, die erſte Sache, deren ich Dich vermahne, iſt, daß Du Dein Herz gewöhneſt, Gott zu lieben; denn ohne dieß kann Niemand ſelig werden. Hüte Dich, Ding zu thun, ſo Gott mißfällt, d. h. Todſünde, ſondern lieber mögeſt Du alle Art Beſchimpfung und Qual erdulden, denn Todſünde thun. Wenn Gott Dir Widerwärtigkeiten zuſchicket, nimm's in Geduld und danke unſerm Herrn und denke, Du habeſt ſolches verdient und es werde Dir völlig zum Frommen gereichen. Gibt er Dir Gedeihen, ſo dank ihm demüthiglich, ſo daß Du Dich nicht verſchlimmereſt, ſei's aus Hoffart, ſei's auf andre Weiſe, durch eben die Mittel, wodurch Du beſſer werden ſollſt. Beichte oft und erwähle Dir zum Beichtvater einen Biedermann, der Dich zu belehren wiſſe, was Du thun und was Du unterlaſſen ſollſt; und ſollſt Dich in ſolcher Weiſe gehaben und gebaren, daß Dein Beichtvater und Deine Freund' es wagen, Dir Deine Fehler vorzuhalten. Wohne frömmiglich dem Dienſt der Kirche bei, ſo mit dem Herzen wie mit dem Munde, beſonders in der Meſſe, wann die Wandlung vor ſich geht. Sanft ſei Dein Herz und mitleidig gegen Arme, Schwache und Gebrechliche; gewähre ihnen Troſt und Beiſtand nach Vermögen. Handhabe die guten und beſeittge die böſen Gebräuche Deines Reiches. Erweiſe Dich nicht habſüchtig gegen Dein Volk und beſchwer' es nicht weder durch ordentliche noch durch außerordentliche Steuern. Drücket Dein Herz Etwas, ſo ſag' es alsbald Deinem Beichtvater oder ſonſt einem Biedermann, der nicht in den Wind zu reden gewohnt iſt; alſo wirſt Du's leichter ertragen. Sorge, daß Du in Deinem Gefolge biedere und redliche Männer habeſt, die nicht voller Habſucht ſind, ſie mögen nun geiſtlichen Standes

ſein oder weltlichen; beſprich Dich oft mit ihnen. Flieh und meide den Umgang mit Böſen. Höre gerne Gottes Wort und bewahr's in Deinem Herzen, und halte fleißig um Gebet und Ablaß an. Halt' auf Ehr' und Gut und haſſe alles Böſe, wo immer es ſich finden mag. Keiner ſoll ſich erdreiſten, in Gegenwart Deiner ein Wort zu ſprechen, das zur Sünde verführe oder aureize, noch ſoll vor Dir Jemand andern Böſes zu ihrer Schmach auf den Rücken nachſagen; auch ſollſt Du nicht dulden, daß irgend etwas Gotteslästerliches vor Dir geſprochen werde. Statte Gott oft Dank ab für alle Güter, ſo er Dir ertheilet, ſo daß Du noch mehr zu empfangen würdig ſeieſt. Im Handhaben der Gerechtigkeit und der Geſetze ſei ſtraff und ſtrenge gegen Deine Unterthanen, ohne rechts noch links auszubiegen; ſtehe dem Rechte bei und handhabe die Klage des Armen, bis daß die Wahrheit Dir kund geworden. So Jemand gegen Dich ſelbſt einen Streit erhebt, ſo glaub' ihm nicht, bis daß Du den Grund der Sache weißt; denn alſo werden Deine Räthe unbefangener gemäß der Wahrheit für oder gegen Dich entſcheiden. So Du fremdes Gut inne haſt, ſei's durch Dich ſelbſt, ſei's durch Deine Vorgänger, erſtatte; iſt die Sach' zweifelhaft, ſo laß ſie ſchnell und ohne Verzug durch weiſe Männer unterſuchen. Ueberdieß ſollſt Du Dich bemühen, die guten Städte Deines Königreichs bei den Gebräuchen und Freiheiten zu ſchützen, worin Deine Vorfahren ſie erhalten haben; und ſo irgend ein Ding zu verbeſſern iſt, richt' es anders und beſſer ein; erhalte Dir ihr Wohlwollen und ihre Liebe, denn durch der großen Städte Kraft und Reichthum werden die Einheimiſchen und Fremden fürchten, ſich an Dir zu vergreifen, vorzüglich Deine Pairs und Barone. Ehr' und lieb' alle Perſonen der heiligen Kirche und verhüte, daß man ihnen nicht entziehen noch ſchmälern wolle, was an Gaben und Almoſen Deine Vorfahren ihnen verliehen haben. Man erzählt vom König Philipp, meinem Aelterwater, es hab' ihm einſt einer ſeiner Räthe geſagt, daß ihm die Leute der heiligen Kirche vielfach Unrecht thäten, indem ſie ſeine Gerechtſame aufhöben und ſeine Gerichtsbarkeit an ſich zu ziehen ſtrebten, und daß es groß Wunder ſei, wie er's zugeben könne. Und der gute König antwortete, es ſei auch ſeine Meinung, allein er ziehe dabei in Erwägung die vielfache Güte und Huld, ſo ihm Gott erwieſen, deßhalb wolle er lieber etwas von ſeinen Rechten fahren laſſen, denn Hader haben mit den Leuten der heiligen Kirche. Deinem Vater und Deiner Mutter erweiſe Ehr' und Achtung und bewahre ihr Gebot. Die Aemter der heiligen Kirche gib guten Perſonen und von reinem Wandel, und verleihe ſie durch

Biedermänner und untadelhafte Leute. Hüte Dich Krieg zu beginnen, ohne großen Rath, gegen irgend einen Christenmenschen; und so Du genöthigt bist, solches zu thun, so schone der heiligen Kirche und Derer, die nichts verbrochen haben. Wenn sich Krieg oder Hader erhebt zwischen Deinen Unterthanen, so versöhne sie, sobald Du's vermagst. Bestrebe Dich, gute Landrichter und gute Amtleute zu haben, und ziehe oft Kundschaft ein über sie und die ihres Hauses, wie sie sich gebaren, und ob sich etwa an ihnen ein Uebermaß von Begehrlichkeit zeigt oder Falschheit und Trug. Bemühe Dich, daß alle abscheulichen Sünden aus Deinem Gebiete gebannt seien, vorzüglich abscheuliche Schwüre und laß ausreuten nach Deinem Vermögen alle Ketzerei. Hab' Acht, daß Deines Hauses Aufwand vernünftig sei. Und endlich, sehr süßer Sohn, laß Messen singen für meine Seele und Gebete thun in Deinem ganzen Reiche und wende mir zu ein absonderlich und vollkommen Theil an allem Guten, so Du thust. Schöner, lieber Sohn, ich gebe Dir allen Segen, den ein guter Vater seinem Sohne geben kann, und die hochgelobte Dreifaltigkeit und alle Heiligen mögen Dich bewahren und beschützen vor allen Uebeln und Gott gewähre Dir die Gnade, seinen Willen stets zu thun, so daß er geehrt sei durch Dich, und daß Du und Wir nach diesem sterblichen Leben vereint sein mögen mit ihm und ihn loben ohne Ende. Amen."

Als der gute König also seinen Sohn, Herrn Philipp, unterwiesen hatte, da begann die Krankheit, so er hatte, immer heftiger zu werden; und verlangte er die Sakramente der heiligen Kirche und empfing sie gesunden Sinnes und richtigen Verstandes, so wie sich das unzweideutig zeigte, denn als man ihm die heilige Oelung gab und die sieben Bußpsalmen betete, beantwortete er wechselweise die Verse. Und so wie ich den Herrn Grafen von Alençon, seinen Sohn, erzählen hörte, rief er, als er sich dem Tode näherte, die Heiligen an um Schutz und Beistand, absonderlich Herrn Sankt Jakob, indem er sein Gebet hersagte, das da beginnt: Esto domine, was besagen will: „Gott heilige und beschütze unser Volk" ... Auch Herrn Sankt Dionys von Frankreich flehte er um seinen Beistand an, indem er sein Gebet hersagte, das da lautet: „Herr Gott, gib uns, daß wir die Bitterkeit dieses Lebens gering achten, so daß wir keine Widerwärtigkeiten fürchten" ... Und dann, wie ich den Herrn von Alençon sagen hörte, rief sein Vater die heilige Genovefa an. Darauf ließ sich der König in ein mit Asche bestreutes Bett legen und that seine Hände auf die Brust und gab, indem er gen Himmel blickte, unserm Schöpfer seine Seele in jener nämlichen Stunde wieder, in welcher

Gottes Sohn am Kreuze ſtarb. So war Ludwig nach den Zeugniſſen ſeiner Zeitgenoſſen, ſo bewährte er ſich im Leben und im Tode. Sehr Viele, ſagt einer ſeiner Capellane, Wilhelm von Chartres, wunderten ſich, und Böswillige murrten darüber, daß ein Mann von ſolcher Demuth und Ruhe, welcher weder einen kräftigen Körper beſaß, noch ſich in ſeinem Verfahren ſtreng zeigte, ſo friedlich über ein ſo großes Reich, über ſo viele und mächtige Fürſten herrſchen könne, zumal er auch nicht ſehr zuvorkommend und nicht ſehr freigebig im Schenken ſei; „allein dieß iſt," ſetzt der Capellan hinzu, „nicht die Folge weltlicher Macht, ſondern einer göttlichen Kraft, nicht ſtrenger Gewaltherrſchaft, ſondern einer königlichen Milde und Güte und der Treue eines gottesfürchtigen Volkes, welches ſich vor andern durch eine angeborne Liebe zu ſeinem angeſtammten Herrn auszeichnet."

27.

Die Raubzüge der Mongolen.

Im Norden der großen Bucharei und der Wüſte Kobi zieht ſich durch das mittlere Aſien eine ungeheure Ebene hin, im Durchſchnitte wohl 50 bis 100 Meilen breit und über 300 Meilen lang. Sie liegt ungefähr unter denſelben Graden der Breite, wie die herrlichen lombardiſchen Ebenen, aber welch' ein Unterſchied der Natur und der Menſchen! Jenes ſcheinbare aſiatiſche Flachland iſt der Wahrheit nach ein Gebirge, ein ebenes Hochland, welches überall mehrere tauſend Fuß, ja ſo hoch über die Meeresfläche erhaben iſt, wie die höchſten europäiſchen Alpenwohnungen. Nur nach der Nordweſtſeite ragen die Rieſenberge des großen Altai noch weit über dieſes Hochland hervor; nach den meiſten anderen Seiten zeigt ſich hingegen ein gewaltiger Abfall in tiefere Länder. Steigt man von dieſen aufwärts, ſo führt der Weg durch Thäler, in die ſich wilde Bäche hinabſtürzen, zwiſchen losgeriſſenen Maſſen und ſchroffen Berghäuptern hindurch. Hat man aber die Höhe erreicht, ſo verſchwindet alle Mannigfaltigkeit, alle Schönheit. Nirgends ein Baum, nirgends ein Strauch, nichts Feſtes, Beharrliches, ſich Auszeichnendes in dieſem Landmeere von Kies und Sand; keine Menſchenwohnung, die verdiente, mit dem beweglichen Meeresſchiffe verglichen zu werden. Etwa zwei Monate lang brennt die Sonne am Tage mit gewaltiger Gluth und des Nachts tritt dennoch Eiskälte ein. Nordwinde herrſchen den größten Theil des Jahres hindurch, und die Trockenheit iſt ſo groß, daß es

nicht einmal ſchneit, viel weniger regnet. Auf dem magern Boden ſuchen die Thiere ängſtlich ihre nothdürftige Nahrung.

So iſt das Stammland der Mongolen, und wie das Land, ſo die Menſchen. Ihre nur mittelmäßige Größe würde man ihnen kaum als Mangel anrechnen, wenn nur ſonſt die Verhältniſſe ihres Körperbaues angenehm und richtig wären. Aber an dem überlangen ſtarken Oberleibe ſitzen ſchmale Hüften und kurze, krumme und magere Beine. In dem blaſſen Geſichte treten dicke Lippen und eckige Backenknochen hervor, während die Naſe breit und platt iſt, und in den weiten tiefen Augenhöhlen kleine, ſchief geſtellte Augen blinzeln. Der Bart fehlt von Natur faſt ganz, der Kopf wird künſtlich geſchoren, und nur hinter jedem Ohre bleibt ein langer, zuſammengedrehter Zopf hängen. Dieſe Geſtalten, ſowohl Männer als Weiber, darf man ſich faſt nicht anders denken als auf magern, raſchen Pferden und in ſteter Bewegung, doch hatten ſie auch ſogenannte Häuſer, das heißt Zelte von Filz, welche, um ſie waſſerdicht zu machen, mit Schafmilch beſtrichen wurden. Wohnung und Hausgeräth ſtellte man bei Wanderungen auf zweirädrige Wagen und fuhr ſie von einem Orte zum andern. Die Mongolen aßen Katzen, Hunde, Ratten, Mäuſe, Läuſe und anderes Eckelhafte, am liebſten Pferdefleiſch; ſie verſchmähten als Getränke ſelbſt ſchmutziges Waſſer und Pferdeblut nicht, zum Wohlgeſchmack aber bereiteten ſie den berauſchenden Kumis aus Stutenmilch. Brod war ihnen unbekannt, und auch den Wein lernten ſie erſt in ſpäterer Zeit ſchätzen. Ihre Waffen beſtanden in Spießen, Schwertern und Keulen; ſie waren (ſelbſt die Weiber nicht ausgenommen) treffliche Bogenſchützen. Beim Angriffe ſtellten ſich die Mongolen gern eng, um ihre überlegene Zahl zu verbergen; ſchien's nützlich, ſo ſchämten ſie ſich keiner Flucht. Pelze mannigfacher Art ſchützten gegen die Kälte. Harniſche von gehärtetem Leder gegen feindliche Waffen. Hunger und Durſt, Hitze und Kälte vertrug dieß Volk mit großer Gleichgültigkeit; fand ſich aber die Gelegenheit, ſo ward auch deſto unmäßiger gegeſſen und getrunken. Es wechſelten beleidigender Stolz und knechtiſche Unterwürfigkeit, ſcheinbare Genügſamkeit und betrügeriſcher Geiz. Jeder durfte ſo viel Weiber nehmen, oder vielmehr kaufen, als er wollte, und dieſe lebten alle in Frieden, oder vielmehr in gleicher Knechtſchaft. Man erzählt, daß die Mongolen an einen höchſten Gott glaubten; da ſie aber nicht einmal den äußern Gottesdienſt ausbildeten, und in allem Sittlichen und Gemüthlichen ſo ſehr zurückſtanden, ſo kann jener Glaube unmöglich tief und fruchtbar geweſen ſein. Auch iſt weit mehr von niederen Schutz- und Hausgöttern die

Rede, denen sie opferten, und von einer Verehrung der Sonne, des Mondes und anderer Naturgegenstände. Kein Mongole konnte schreiben oder lesen, und ihre Sprache stand in einem natürlichen Verhältnisse zu diesem gänzlichen Mangel an Bildung.

So waren Glaube, Sitten und Sprache der mit den alten Hunnen nahe verwandten Mongolen, welche sich für das auserwählte Volk Gottes und für bestimmt hielten, die Welt zu erobern und zu beherrschen. Und der furchtbare Dschingischan verwandelte diesen Glauben in entsetzliche Wahrheit, indem er ein Reich gründete, größer als irgend eines auf Erden; aber selbst der Herrscher brachte es nie bis zu ächt menschlicher Freiheit, und seine Mongolen blieben Knechte, wie vorher, und das mit Recht.

Dschingis (geboren 1154) erhielt den Namen Temudschin, von einem Khane, welchen sein Vater um die Zeit der Niederkunft seiner Frau besiegt hatte. Der Anfang von Temudschin's Laufbahn war indeß ungünstig. Nach seines Vaters Tode fielen manche Stämme ab und Temudschin hatte Jahre lang zu thun, um ihrer wieder Herr zu werden.

Auf einem Reichstage in seiner Residenz Karakorum erklärte ein, vermuthlich von Temudschin selbst dazu angeregter Weissager und Wunderthäter: Ihm sei ein rother, auf einem weißen Pferde sitzender übermenschlicher Mann erschienen, und habe befohlen, daß Temudschin den Titel Khan aller Khane oder Dschingis annehme. Hiezu ließ sich dieser gern bereit finden; und seitdem brachen nun die Mongolen aus ihren wüsten Höhen, den Flußthälern, Senkungen und Engpässen folgend, nach allen Seiten in die tiefern, reichern Länder, zuvörderst in China ein, wo nach Anfangs wechselndem Kriegsglücke, Peking (im Jahre 1215) erobert und das Kaiserhaus der Niutschen gestürzt wurde.

Sowie gegen Südosten nach China, drangen die Mongolen auch durch die südwestlichen Oeffnungen ihres Hochlandes in die Staaten des Sultans Muhamed von Chowaresm ein. Die erste Schlacht zwischen Muhamed und Dschingis wurde nur dadurch gegen jenen entscheidend, daß er, auf verkehrte Weise, sein Heer auflöste und als Besatzung in die großen Städte vertheilte; denn die Mongolen umlagerten und eroberten nun eine nach der andern. Und welche Eroberungen waren dieß! Gottlob, daß die Geschichte fast keine ihres Gleichen zeigt! — In Bochara, einem Hauptsitze muhamedanischer Gelehrsamkeit, machte man Ställe aus den Bücherſälen und zerstörte die Bücher, Dinge, welche keiner von den Siegern je gesehen hatte.

Als die Einwohner ihre Schätze und die versteckten Anhänger Muhamed's nach Dschingischan's Meinung nicht schnell genug auslieferten, ließ er die Stadt niederbrennen. Samarkand hingegen wurde nur geplündert, nur dreißigtausend Einwohner wurden erschlagen, nur dreißigtausend als Sklaven verkauft, und das galt als milde Behandlung. Nicht besser verfuhr man gegen Chowaresm, bei dessen Eroberung hunderttausend Menschen um's Leben kamen, gegen Balk, Nisabur. Mauern, Thürme, Häuser, Karavanserein, Bäder, Moscheen, alles wurde zerstört; es blieb schlechthin gar nichts von diesen und von vielen andern blühenden Städten übrig! Als Tuli nicht alle Einwohner von Herat hatte umbringen lassen, und später sich daselbst neuer Widerstand zeigte, sagte ihm sein Vater Dschingis: „Ich verbiete dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl milde gegen die Bewohner eines Landes zu verfahren. Mitleid findet sich nur in schwächlichen Gemüthern, und allein die Strenge erhält die Menschen bei ihrer Schuldigkeit. Ein bloß besiegter Feind ist nie gezähmt und haßt immer seinen neuen Herrn.“ Muhamed floh, von einem Orte zum andern gedrängt, auf eine wüste Insel des kaspischen Meeres, und erlag hier dem Schmerze und dem Zorne. Dschelaleddin, sein Sohn und Nachfolger ward ungeachtet der größten Anstrengungen und bewundernswerther Geschicklichkeit, bis über den Indus zurückgedrängt; und auch hier hätten die mongolischen Züge noch keine Gränze erreicht, wenn nicht Dschingischan (am 19. August 1227) im 73. Jahre seines Lebens gestorben wäre. Doch gingen seine Söhne auf den betretenen Bahnen fort. Nachdem sie Rußland und Polen wiederholt heimgesucht, drangen ihre Horden immer weiter gen Westen bis an die Oder vor. Da war es Herzog Heinrich der Fromme von Niederschlesien, ein Sohn der heiligen Hedwig, um welchen sich vertrauensvoll benachbarte Fürsten und Völker schaarten. Ein Heer ward zusammengebracht, doch zählte es nicht über 30,000 Streiter. Anfangs April gingen die Mongolen trotz allem Widerstande über die Oder und verbrannten die Stadt Breslau, nachdem ein Theil der Bürger entflohen war, und ein Theil sich zu weiterer Vertheidigung in die Burg zurückgezogen hatte. Von Breslau wandten sie sich gen Liegnitz wider die versammelte Macht Herzog Heinrich's. Am Morgen des 9. April 1241 zog dieser muthig mit den Seinen aus der Stadt hervor; als aber ein Ziegel vom Kirchendache herab und ihm vor die Füße fiel, wollten mehrere diesen Zufall deuten, und wie gewöhnlich nur auf ängstliche Weise. Die Ebene von Wahlstadt war zum Schlachtfelde ausersehen; vielleicht mit Unrecht, da eine kleine Zahl

einer ungleich größeren widerstehen sollte. Denn obgleich wir nicht glauben, daß 450,000 Mongolen an der Schlacht Theil nahmen, oder daß ihr Heer fünfzehnmal so stark als das christliche gewesen sei, so darf man doch annehmen, daß jedem christlichen Kämpfer wenigstens drei bis vier Feinde entgegenstanden. Herzog Heinrich, welcher erfahren hatte, daß die Mongolen nach scheinbarer Flucht einer weiter vorwärts gestellten Abtheilung gewöhnlich von beiden Seiten mit frischer Mannschaft einbrächen und ihre Feinde ganz umringten, hatte sein Heer in fünf ungefähr gleiche, und nicht auf einmal in's Treffen zu führende Schaaren getheilt. Die erste bestand aus deutschen Freiwilligen, Kreuzfahrern und den Goldberger Bergleuten; die zweite aus Großpolen; die dritte aus den deutschen Rittern und ihren Knechten; die fünfte aus Polen, Schlesiern und geworbenen Deutschen unter Heinrich's eigener Anführung.

Der mongolische Feldherr Peta theilte sein Heer ebenfalls in fünf Abtheilungen, deren jede stärker gewesen sein soll, als die christlichen zusammengenommen. Deßungeachtet begann Boleslav aus Mähren muthig die Schlacht mit seiner ersten Schaar, und trieb die ihm entgegenstehende mongolische in die Flucht. Als er aber, trotz jener ihm nicht unbekannten Gefahr, zu weit verfolgte, gerieth er in den Pfeilregen der zweiten und dritten feindlichen Abtheilung, wodurch viele der nicht durch Panzer gedeckten Christen umkamen, und Boleslav selbst getödtet wurde. Zwar eilten ihm der zweite und dritte Heerhaufen unter dem Polen Sufislaw und dem Herzoge Mieslav zu Hülfe und stellte das Treffen wieder her; itzt aber soll ein Mongole listig auf polnisch geschrieen haben: „Flieht, flieht," und Mieslav glaubte sehr übereilt, mit den Seinen diesen feigen Rath befolgen zu müssen. Desto tapferer fochten der Meister Poppo und Herzog Heinrich, und erst als jener verwundet und dieser getödtet worden, war die Schlacht rettungslos verloren. Die Mongolen zogen den Herzog nackt aus, hieben ihm den Kopf ab, steckten ihn auf eine Lanze und verlangten nun, die Burg von Liegnitz solle sich nach dem Tode ihres Fürsten gutwillig ergeben. Aber die Herzogin Anna, welche sich mit ihren vier Kindern in der Burg befand, gab zur Antwort, noch wären vier fürstliche Erben am Leben, und die Besatzung sei bereit, Gut und Blut für diese einzusetzen.

Ein solcher Sieg, nach solchem Widerstande und mit so großem Verluste war den Mongolen nicht willkommen; und anstatt in dieser Richtung ähnlichen Gefahren entgegenzugehen, wandten sie sich durch Oberschlesien nach Mähren, dann zu ihrem Hauptanführer Batu

nach Ungarn. Deßhalb hat Herzog Heinrich der Fromme in seiner Niederlage eigentlich obgesiegt; er hat durch seinen Opfertod das Abendland gerettet, und verdient glücklicheren Anführern glorreich an die Seite gestellt zu werden. Binnen mehr als tausend Jahren fanden vielleicht nur zwei Augenblicke ähnlicher Gefahr statt: Karl Martell schützte Europa durch seinen Sieg bei Tours gegen muhamedanische Religion und sultanische Willkür; und auf derselben heiligen Stelle von Wahlstadt ward am 26. August 1813 der erste unter den herrlichen Siegen erfochten, welche von der Einverleibung in ein Reich erretteten, wo Ungebundenheit der Sitten und Tyrannei der Regierung sich auf arge Weise vertrugen. Aber so groß auch diese beiden Gefahren erscheinen, wer wird nicht eine mongolische Sklaverei für die entsetzlichste halten?

Damals fürchtete man diese allgemein, und die Nachricht von der Niederlage bei Liegnitz erweckte Furcht und Schrecken in allen christlichen Landen von der Oder bis nach Sicilien. Die zunächst bedrohten sächsischen Fürsten und Bischöfe hielten einen Tag in Merseburg und beschlossen: nicht die gewöhnlichen, bei solcher Noth unzureichenden Kriegsmittel anzuwenden, sondern den alten Heerbann noch überbietend, das gesammte Volk, Männer, Weiber und Kinder mit dem Kreuze zu bezeichnen. Wer nicht persönlich am Kriege Theil nahm, der mußte wenigstens mit seinem Gute beisteuern, so daß kein Einziger sich der Pflicht, für die Rettung des Vaterlandes zu wirken, ganz entziehen konnte. Ehe sich jedoch dieß neugebildete Heer in Bewegung setzte, traf die freudige Botschaft von der Räumung Schlesiens ein, wogegen die Nachrichten aus Ungarn desto trauriger lauteten. König Bela war von den Mongolen so geschlagen worden, daß fast kein Theil des Landes von ihren furchtbaren Verwüstungen und Grausamkeiten verschont blieb. Sie sonderten die Einwohner eines jeden eroberten Ortes nach Alter und Geschlecht, hieben die Männer nieder, und drückten den Greisen, welche den linken Arm in die Höhe halten mußten, einen Pfeil in das Herz. Die schönen Ungarinnen wurden von den mongolischen Weibern erstochen, die häßlichen verstümmelt und zu Sklavinnen gemacht. Alle gefangenen Kinder mußten sich niedersetzen, während die mongolischen Knaben, — damit diese Brut frühzeitig zu Frevels angelernt werde, — von ihren Müttern Knüttel erhielten, um jene zu erschlagen. Denjenigen lobte man am meisten, welcher einem ungarischen Kinde mit Einem Schlage den Kopf zerschmetterte. Manche Gefangene wurden geschunden, andern spitzige Hölzer unter die Nägel gesteckt, und wenn nichts mehr zu morden

und zu plündern übrig war, die Orte angezündet. Raubvögel zogen, durch die unbegrabenen Leichname gelockt, in Schaaren herbei; Wölfe drangen in die wenigen übrig gebliebenen Wohnungen und zerfleischten Säuglinge an den Brüsten der Mütter. Ja der Hunger soll so entsetzlich überhand genommen haben, daß Menschenfleisch öffentlich verkauft ward, und ein Mann in der Beichte bekannte, er habe acht Mönche und sechzig Kinder geschlachtet! Nie ist durch Frevel größeres Elend erzeugt worden, noch aus dem Elende größerer Frevel hervorgewachsen.

28.

Konradin's Ende.

Die unglückliche Schlacht bei Tagliacozzo hatte Konradin in die Hand seines Gegners gebracht. Karl von Anjou aber hielt es für gut, den gefährlichen Prätendenten bald aus der Welt zu schaffen. Deßhalb ließ er Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Theilen des Reichs nach Europa kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffe er, werde der Anklage beistimmen: Konradin sei ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen des Todes schuldig.

Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karl's eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverholen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches und menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung wandte König Karl, das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend, dagegen ein, daß Konradin's Leute sogar Klöster angezündet hätten, worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dieß anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Herren geschehen?“ [1])

1) Karl selbst hatte nach der Schlacht von Benevent diese Stadt grausam plündern lassen, wobei Kirchen und Klöster nicht verschont blieben.

Und ſteht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter, bis auf einen, den unbedeutenden, knechtiſch geſinnten Robert von Bari, ſprachen jetzt Konradin und ſeine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König ſo wenig zur Mäßigung und Beſonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenſchaft, jeden Schein von Form und Recht ſelbſt zerſtörte und, frech jener einzelnen Knechtsſtimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangenen ausſprach.

Als Konradin dieſe Nachricht beim Schachſpiel erhielt, verlor er die Faſſung nicht, ſondern benutzte, gleich ſeinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelaſſene Zeit, um ſein Teſtament zu machen und ſich mit Gott durch Beichte und Gebet auszuſöhnen.

Unterdeſſen errichtete man in aller Stille das Blutgerüſt vor der Stadt, nahe bei dem ſpäter ſogenannten Markte und der Kirche der Karmeliter. Es ſchien, als ſei dieſer Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradin alle Herrlichkeit ſeines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier ſo ſchönen, wie friedlichen Meeres bringen nämlich bis dahin, und der dieſen herrlichſten aller Meerbuſen einſchließende Zauberkreis von Portici, Caſtellamare, Sorrento und Maſſa ſtellte ſich durch den blendenden Glanz ſüdlich reiner Lüfte verklärt dem erſtaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken ſich erhebende ſchwarze Haupt des Veſuv, und rechts begränzen den Geſichtskreis die ſchroffen zackigen Felſen der Inſel Capri, wo einſt Tiberius, ein würdiger Genoſſe Karl's von Anjou, hauſete.

Am 29. Oktober 1268 wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgeſtreiften Aermeln ſchon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenſter einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, ſprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf deſſen Befehl: „Verſammelte Männer! Dieſer Konradin, Konrad's Sohn, kam aus Deutſchland, um als ein Verführer ſeines Volkes fremde Saaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrſcher anzugreifen. Anfangs ſiegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Beſiegten, und er, welcher ſich durch kein Geſetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geiſtlichen und nach dem Rathe der Weiſen und Geſetzverſtändigen, über ihn und ſeine Mitſchuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler,

Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor Aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dieß sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, ein so schöner wie edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorn freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du, frecher, ungerechter Schurke, einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstattete, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient, hier aber werde ich ungerecht verurtheilt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde, ob Der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt. Und wenn auch ich schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche keinem Andern verpflichtet in löblicher Treue mir anhingen?" Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und er, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf Jeden machten. Da soll Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste herabgeworfen haben, damit er dem Könige Peter von Arragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Truchseß von Waldburg habe den Handschuh aufgehoben und den letzten Wunsch seines Fürsten erfüllt. [1])

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Baden, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Hände gegen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Geschöpfe, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht von mir vorübergehen soll, so befehl ich meinen Geist in Deine Hände!" Jetzt kniete er nieder, rief dann

1) Diese Erzählung von dem Handschuh, obwohl noch in neuesten Geschichtslehrbüchern Raumer nacherzählt, ist längst als Mährchen verworfen.

noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich Dir!“ — Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Baden das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er mit unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß Alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel; nach diesem mordete man noch Mehrere. Im Allgemeinen findet sich bezeuget, daß über Tausend allmählig ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres verscharrt.

29.

Welfen und Ghibellinen in Italien.

Die Gelehrten streiten über den Ursprung obiger Parteinamen. In der Schlacht bei Weinsberg (1140) soll das Heer Konrad's III. das Feldgeschrei: „Hie Gieblingen“, das Heer Welf's von Bayern den Ruf: „Hie Welf“ erhoben haben. Gieblingen aber sei der Name einer hohenstaufischen Burg gewesen. Dem sei, wie ihm wolle: viel wichtiger in der Geschichte ist der Parteienkampf, welcher sich an jene Namen, besonders in Italien anknüpfte. Hier dauerte dieser Kampf nicht nur das Zeitalter der Hohenstaufen, sondern fast das ganze Mittelalter hindurch. „Diejenigen, welche sich Welfen nannten (sagt Villani), liebten den Staat der Kirche und des Papstes, und die sich Ghibellinen nannten, liebten den Staat des Reiches, und begünstigten den Kaiser und seine Anhänger.“ Bei jenen herrschte das Verlangen vor, Rache am schwäbischen Hause zu nehmen und die Communen von jedem fremden Joche befreit zu sehen. Die Ghibellinen dagegen waren der Meinung, daß jenes Streben nach Freiheit, ohne irgend welche Abhängigkeit von einer höhern Gewalt nur zur Uneinigkeit führen könne, deren Folge wäre, daß die Italiener sich selber unter einander aufreiben würden. Die Einen wollten daher die Unabhängigkeit Italiens und der einzelnen Regierungen, die Andern vor Allem Einheit, als das einzige Mittel, Italien den Frieden im Innern und eine Achtung gebietende Stellung nach Aussen zu verschaffen, sollte auch um solchen Preis eine stürmische und schwankende Freiheit verloren gehen. Die eine wie die andere Partei war somit von großmüthigen Ideen belebt, hatte auf ihrer Seite den Anschein des guten Rechtes und selbst jetzt wäre es schwierig, zu entscheiden, ob Welfen, ob Ghibellinen Vernunft und Gerechtigkeit für sich hatten. Erinnern wir uns der Uebel, welche die Kaiser Italien zufügten, und

des Haſſes, der noch zur Stunde im Volksbewußtſein ſich an den Namen des Rothbarts anknüpft; bedenken wir, daß die hochherzigſten Städte, wie Mailand und Florenz, ſtets die Beſten der welfiſchen Partei geweſen, und dieſe die letzte Zuflucht der italieniſchen Freiheit war, während Diejenigen, die ſich zu Tyrannen einer Stadt oder Landſchaft aufwerfen wollten, ſtets das ghibelliniſche Banner entfalteten, ſo ſcheint es faſt, als wäre für Italien der Sieg der Welfen wünſchenswerther geweſen, ſowie, daß die Städte ihre republikaniſchen Verfaſſungen hätten ausbilden und befeſtigen können unter dem Schutze des Papſtes, der ſie mit ſeinen Rathſchlägen lenkte, während er die Ausländer durch ſeine geiſtlichen Waffen in Schranken hielt. Herren, welche ihre verlorenen Vorrechte wieder zu erlangen ſuchten, ſahen ein geeignetes Mittel zur Erreichung dieſes Zieles in der Anſchließung an den Kaiſer; zudem zogen ſie die Abhängigkeit von ihm der von den Bürgern vor, die ſie verachteten. Sie traten daher als Ghibellinen auf, riefen den Kaiſer nach Italien, und begünſtigten die Ketzer aus Widerſpruch gegen den Papſt. Dieſer beſaß wegen ſeiner oberherrlichen Rechte über das Königreich Sicilien einen großen Einfluß auf Unteritalien, war aber auch in den oberen Gegenden, wo das ſchwäbiſche Haus ſich viele Feinde gemacht, nicht ohne Einfluß; im Grunde erſtreckte ſich dieſer Einfluß auf die ganze Halbinſel durch die Geiſtlichkeit, und insbeſondere die Kloſterleute, als die Leiter der öffentlichen Meinung, die in den demokratiſchen Regierungen, wo Phantaſie und Gefühl über die wichtigſten Angelegenheiten entſcheiden, ſo viel vermag. Der Kaiſer vermochte über die Republiken nichts ohne Anwendung der Gewalt, wogegen der Papſt alle Mittel der Ueberredung und Ueberzeugung für ſich hatte. Aber da auch er Herrſcher war, Kriegsheere zu ſeiner Verfügung hatte und als Fürſt ſich nicht ſelten ſeinen perſönlichen Neigungen und Leidenſchaften überließ, ſo traten häufig die Welfen für eine Sache auf, nicht weil ſie gerecht und der Freiheit günſtig war, ſondern lediglich, weil der Papſt ſich für ſie erklärt hatte.

Uebrigens haben die Ghibellinen die Oberhand behalten und Italien hat dieß bitter empfunden.

Man darf jedoch jene Namen nicht für bloße Parteibezeichnungen halten, denn ſowohl Welfen als Ghibellinen hatten ihre beſtimmte Verfaſſung und gewählten Oberhäupter und waren tief verwachſen mit dem ganzen Gemeinweſen. Man wird in der einen oder der andern Partei geboren, und ſie zu verlaſſen galt als ſchmählicher Treubruch. In den Vorträgen ſogar figurirte neben den Namen der

Republik, derjenige der Partei, zu welcher sie gehörte. Erst später wurden Welf und Ghibelline zu leeren Bezeichnungen, und dann auch wechselten Städte wie Einzelne ihr Banner vom Winter auf den Sommer und nahmen dasselbe zum Vorwande für Fehden und Privatstreitigkeiten, sich gegenseitig zerfleischend, bis daß der Zeitpunkt herankam, wo die Italiener dem sinnlosen Thoren vorbehaltenen Endgeschick, der allgemeinen Knechtung, anheimfallen mußten.

Solchermaßen bestanden in gar vielen Städten zwei Parteien neben einander, zumeist hervorgegangen aus dem ehrgeizigen Wetteifer der beiden vornehmsten Familien, die eines der beiden Banner aus keinem andern Grunde entfalteten, als weil das andere das ihrer Nebenbuhler war. Diese Unterscheidung wurde dann bis in die kleinsten Dinge getrieben; die Einen trugen eine so, die Andern darum eine anders geformte Kopfbedeckung; die Häuser der Welfen hatten zwei Fenster an der Vorderseite, die der Ghibellinen hatten deren drei; die Einen hatten viereckige, die Andern spitzige Zinnen; und die Farbe, eine Blume, der Schnitt der Haare, die Weise zu grüßen, ja sogar das Brod zu schneiden und das Tischtuch zu falten, alles diente zur Unterscheidung von Welf und Ghibellin.

Im Vollgefühl der Kraft übermüthig, glühend vor Stolz und Neid, diesen fieberhaften Leidenschaften des Südens, genügte es ihnen, daß er von der entgegengesetzten Partei kam, um den einsichtigsten Rath, den weisesten Vorschlag zurückzuweisen. Unablässig spannen sich die im Finstern schleichenden Verschwörungen und Zwistigkeiten innerhalb der Familien fort, weil häufig der Vater und die Söhne oder die Brüder verschiedenen Parteien angehörten, und der geringste Anlaß führte zu blutigen Kämpfen wie zwischen Todfeinden. Erregte die Volkspartei einen Aufstand, alsbald ertönte dumpf die große Bürgerglocke, die Straßen wurden verrammelt, um der Reiterei, der Hauptwaffe des Adels, den Durchgang zu wehren, man griff die befestigten Paläste an, und erkletterte deren Thürme. Aber wehe den Siegern, wenn sie die Edelleute bis in's freie Feld verfolgten, denn da konnten diese ihre Pferde und Waffen wieder gebrauchen!

Umgestaltungen der Verfassung wurden nicht zum Besten des Gemeinwesens, sondern nur deßhalb vorgenommen, um die siegreiche Partei zu kräftigen, daß sie die erlangte Obergewalt behaupten könne. Niemals trat ein wahrhaft gesicherter friedlicher Zustand ein, denn stets war eine unzufriedene Partei vorhanden, die jedem Unruhestifter als Werkzeug zu Gebote stand. Daher in ganz Italien ein beständiger Krieg zwischen einem Gebiet und dem andern, einer Stadt und der

andern, und zwar um eben ſo nichtiger Urſachen willen, wie ſie in unſerer Zeit Zweikämpfe veranlaſſen. Jede Stadt war unter einem Spottnamen bekannt, den eine Nebenbuhlerin ihr beigelegt hatte und auch hieraus entſpannen ſich hartnäckige und blutige Kämpfe. Die Chroniken ſind voll ſolcher erbitterter und von den kläglichſten, weit ausgreifendſten Folgen begleiteter Feindſeligkeiten um der kleinlichſten Dinge willen; das hielt jedoch den Sieger nicht ab, auf die im traurigen Bürgerkriege gewonnenen Trophäen überaus ſtolz zu ſein. Zu Genua ſind noch gegenwärtig die aus dem Hafen von Piſa entführten Ketten an verſchiedenen Stellen aufgehängt. Die Perugianer brachten auf dem Bannerwagen der Beſiegten die Stadtthore von Foligno zurück; die von Lodi ließen eine Münze prägen zur Erinnerung an einen den beſiegten Mailändern angethanen Schimpf, u. dergl. m.

Mitunter wurden die unter zwei Städten ausgebrochenen Streitigkeiten anderen befreundeten und unbetheiligten Republiken zur Vermittlung übertragen. Als jedoch die Erbitterungen den höchſten Grad erreicht hatten und alle Mittel zur friedlichen Beilegung erſchöpft waren, trat die Religion als Vermittlerin auf. Mitten in die blutig lodernden Flammen der Zwietracht, zwiſchen die Reihen der Kämpfenden, ſandte ſie ihre waffenloſe Miliz, um im Namen des Herrn dem brudermörderiſchen Kriege Einhalt zu gebieten. Aus dieſer merkwürdigen Zeit hat ſich noch zu Florenz die Miſericordia-Bruderſchaft erhalten, die ſich überall da einfindet, wo einem Straßenkampfe ein Ende zu machen, irgend einer Gefahr vorzubeugen iſt. So beſaß Rom ſeine Sacconi, die ganz in ihre Kutte eingehüllt, ſo daß nur die Augen ſichtbar blieben, da, wo ein Wüthender Flüche ausſtieß und das Meſſer drohte, ſich dem Zornentbrannten, dem gehobenen Arm entgegenwarfen, ohne etwas Anderes zu thun, als ihre Hände flehend entgegenzuſtrecken; aber dieſe ſtumme Bitte, dieſe flehende Geberde genügte gemeiniglich, um der Läſterung auf den Lippen, dem Dolche in der gehobenen Hand Einhalt zu gebieten.

Insbeſondere ließen es ſich die beiden neuen Orden der Dominikaner und Franziskaner angelegen ſein, den Haß zu beſänftigen, in den täglichen Kämpfen als Vermittler aufzutreten, Verſöhnung und Eintracht zu predigen und die Worte des Friedens von einem Edlen zum andern, von Stadt zu Stadt zu tragen. Stolze Herzen, welche weder das Anſehen der Geſetze, noch die Macht der Magiſtrate hatte zu beugen vermocht, erſchloſſen ſich der milden Frömmigkeit, das Schwert ſuchte ſeine Scheide wieder, und unter ſtürzenden Thränen

ſanken Todfeinde einander in die Arme. Viele ſolche Verſöhnungen ſtifteten, wichtige Friedensſchlüſſe veranlaßten der heil. Franziskus von Aſſiſi und ſein Schüler, der heil. Antonius von Padua. Ihrem Beiſpiele folgend, ſtiftete Ugolino, Cardinal von Oſtia, Friede zwiſchen Genua und Piſa (1217), andere Gottesmänner verſöhnten Mailand mit Piacenza, Tortona mit Aleſſandria u. ſ. w. Endlich ſtiftete Bruder Bartholomäus von Vicenza den militäriſchen Orden von St. Maria der Glorreichen, um in den italieniſchen Städten die Ruhe zu erhalten. — Im Jahre 1266 verſammelte der Schneider Bariſello zu Parma unter dem Erlöſungszeichen die 500 Kreuzesbrüder, welche von Haus zu Haus gingen, um Welfen und Ghibellinen zu vermögen, ſich mit einander zu verſöhnen, und dem Papſt zu huldigen; die Bruderſchaft erzielte ſo bedeutende Erfolge, daß ſie eigene Magiſtrate und Gerichtsbarkeit erhielt und ihr eine Betheiligung an den Angelegenheiten der Commune, auf welche ſie auch ein halbes Jahrhundert einen weſentlichen Einfluß übte, eingeräumt ward. — Zu Mailand unterwarfen ſich Edle und Bürger, die mit einander haderten, dem Ausſpruch von vier Männern, die ſie zu Schiedsrichtern gewählt, und als der Zwiſt auf's Neue ausbrach, verſammelten ſich beide ſtrittige Parteien, um ſich die Bedingungen einer gütlichen Uebereinkunft vorſchreiben zu laſſen. Im Veltlin und in der Gegend von Como dämpfte mehrere öffentliche und Privatfehden Fra Venturino von Bergamo, der 10,000 Lombarden vermochte, als Pilger, von Almoſen lebend, und unausgeſetzt die Menſchen um Friede und Gott um Erbarmen anrufend, nach Rom zu wallen. Der Cardinal Nicolaus von Prato gab dem von den Weißen und Schwarzen zerriſſenen Florenz den Frieden wieder. „Am 26. April 1304, während das Volk auf dem Platze vor der neuen St. Marienkirche verſammelt war, im Beiſein der Herren, fielen viele Ausſöhnungen vor; man küßte ſich auf den Mund zum Zeichen der Vergebung und ſetzte in Betreff deſſen Verträge auf. Wider die ſich dagegen Verfehlenden wurden Strafen feſtgeſetzt. Die Gherardini und die Almieri, Oelzweige in den Händen haltend, gelobten einander Friede, und Friede ſchien überhaupt ſo ſehnlich von Allen gewünſcht zu werden, daß, als im Verlaufe des Tages ein heftiger Regen fiel, man in der Freude der Verſöhnung deſſen nicht achtete und Niemand ſich entfernte. Viele Freudenfeuer wurden angezündet, die Kirchenglocken läuteten, ein allgemeiner Jubel herrſchte."

Von keinem dieſer Friedensapoſtel werden glänzendere Erfolge gemeldet, als vom Predigermönche Johann von Schio. Vom

Papſte Gregor ausgeſandt zu den zornmüthigen kleinen Tyrannen, welche die Trevisaner Mark mit Blut überzogen, bewerkſtelligte er überall Verſöhnungen, die wahrhaft an's Wunderbare gränzten; das Volk, ihn als einen Heiligen ehrend, zog ihm aus den Ortſchaften mit wehenden Bannern entgegen, und auf ſein Wort wurden die Verbannten zurückgezogen und die Gefangenen freigelaſſen. Endlich gebot er, daß an einem beſtimmten Tage alle Bewohner der Mark ſich in der Ebene von Paquara, unweit Verona, ſammeln ſollten. Gehorſam ſeinem Rufe, zog von allen Seiten, des Herrn Lob ſingend, das Volk herbei, und 15 Biſchöfe, ſowie die Barone und Grafen der Mark, vernahmen demüthig des Mönches Predigt von der Liebe und dem Frieden; über den Text: „Ich gebe euch meinen Frieden, meinen Frieden hinterlaſſe ich euch," ſprach er mit einer gottbegeiſterten, alle Kunſt weit überflügelnden Beredtſamkeit. Die Wenigſten nur konnten mit dem Ohre ſie vernehmen, aber im Herzen fühlten Alle ſie, und dieſe wilden, ſtarkmüthigen Krieger ſchlugen zerknirſcht an ihre Bruſt und ſanken einander in die Arme, verziehen ſich gegenſeitig und gelobten ſich dauernde Freundſchaft. Und als der Gottesmann ausrief: „Geſegnet ſei, wer dieſen Frieden bewahret, verflucht aber, wer ſein Gemüth wieder dem Haſſe erſchließt!" da ſprachen hunderttauſend Stimmen dieſen Segen, dieſen Fluch nach.

Aber braucht man erſt zu ſagen, daß dieſe Verſöhnungen, von einem hochherzigen Erſchwung der Liebe und der Religion herbeigeführt, das Feuer der Zwietracht unter der Aſche fortglimmen ließen? Es brach wieder aus, ſobald der ſchöne Enthuſiasmus erkaltet war. Ja es kam nicht ſelten vor, daß im Augenblicke ſelbſt, wo man ſich Frieden gelobte, ein ſtolzer Blick, ein unbewachtes Wort, eine falſch verſtandene Geberde, alsbald die Hand an's Schwert zurückführte. Dieſe Kriege waren eine Quelle großer Trübſal für Viele. Die unabläſſig wieder auflebenden Kämpfe ſchwächten endlich das Bewußtſein der Pflichten, welche Staaten und Individuen einander ſchulden; die nie ruhende Eiferſucht, der ſtets klaffende Zwieſpalt verhinderten die Erſtarkung des nationalen Sinnes, jenes edleren Volksbewußtſeins, in dem allein eine ruhmreiche Zukunft wurzeln kann. Das Vaterland beraubte ſich ſeiner edelſten Kräfte, die es als Welfen oder als Ghibellinen ausſtieß. Man dachte nicht an Herſtellung einer guten Staatsverfaſſung und Regierung, ſondern nur an den Sieg einer Partei. Hatten indeſſen dieſe Kriege auch die traurigſten Folgen, ſo darf man doch nicht glauben, das ganze Land ſei beſtändig mit Blut überſtrömt geweſen. Einmal überſieht man dabei die zahlreichen

Pausen des Friedens, zum andern vergißt man, daß diese Kriege wenig Tage oder gar wohl nur einen Tag lang währten, und die Schlachten nichts weniger als blutige waren. Man wußte damals noch nichts von Kasernirungen und ständigen Besatzungen. Erschallte die große Glocke, dann griff jeder Mann zu den Waffen, reihte sich unter das Banner seines Kirchspiels und zog zum Kampfe aus; war er Sieger, so kehrte er noch am Abend oder doch am folgenden Tage mit den erfochtenen oder geraubten Trophäen heim, und war er verwundet, dann fand er im eigenen Hause die nöthige Pflege.

Trotz dieser häufigen Parteikämpfe erstarkte die Gesittung und breitete sich immer mehr aus; der blühende Zustand, den die italienischen Freistaaten überaus rasch erreichten, tritt als beredte Thatsache denen entgegen, welche das Elend dieser stürmischen Zeiten allzusehr beklagen. Während der auf den Constanzer Frieden folgenden Epoche ließen alle Republiken sie die Errichtung von Bauwerken zur Bequemlichkeit der Bürger, zum Schutz und zur Zierde der Städte sich angelegen sein, stellten sie ihre Mauern wieder her, regelten und pflasterten ihre Straßen, und schufen zur Erleichterung des Verkehrs Landstraßen, Brücken und Kanäle; sie erbauten Wasserleitungen und riefen die an Pracht und Dauerhaftigkeit mit einander wetteifernden Rathhäuser und Kathedralen in's Leben. Im Jahre 1157 gaben die Mailänder für Neubauten 50,000 Mark Silber (etwa 20 Millionen Franken aus). Der große schiffbare Kanal, welcher zur Befruchtung der Ebenen westlich von der Stadt das Wasser des Ticino 30 Miglien weit herführte, wurde im Jahre 1179 begonnen und nach langer Unterbrechung bald nach 1257 vollendet; es ist dieß das erste Beispiel im Großen von künstlichen Kanälen, dessen die Geschichte gedenkt. Zwischen 1276 und 1283 beendete Genua die beiden schönen Hafenbecken und die große Mauer des Molo, 1259 die prächtige Wasserleitung, welche der Stadt reichliches und gesundes Wasser zuführt. Viele Städte schlossen ihre Kathedralen in den Bering ihrer Mauern ein; alle schmückten sich hauptsächlich mit Gotteshäusern, in denen ein frommer Eifer, gepaart mit patriotischem Sinne, das edelste und würdigste Bild der Vaterstadt zu erblicken liebte.

Kein Land hätte damals an Blüthe und Wohlstand sich mit Italien messen können, würde es die an eigenen und zugeführten Produkten und Manufakturen so reiche Halbinsel verstanden haben, ihre herrliche Lage zwischen zwei Meeren zum Verkehre mit der ganzen alten Welt zu benutzen. Nicht bloß die Seestädte schickten ihre Kaufleute in den ganzen Westen, Gewerbsfleiß, Kultur und Kunst ver-

breitend und gewinnbringende Monopole erwerbend. Das Gebiet von Asti mit einer Bevölkerung von 470,000 Seelen schickte Handelsleute nach Frankreich und den Niederlanden, und hatte eine Kolonie zu Alexandria. Als der König von Frankreich alle Wechsler, die damals allgemein „Lombarden" hießen, verhaften ließ, waren darunter viele Tausende aus Asti, deren geliehene Kapitalien über 800,000 Livres (etwa 27,000 Millionen Franken) betrugen. Die langwierigen Kriege, welche Florenz führte, hätten seinen Ruin vollkommen herbeiführen müssen ohne die Hülfe seiner Kaufherren, die großen Besitz in den Lagerhäusern von Antwerpen und Venedig, auf den Märkten von Paris und London, reich befrachtete Schiffe im Mittel- und Weltmeer hatten, und sie willig verwandten zum Schutz der Freiheit ihres Vaterlandes. Die italienischen Tuchstoffe wetteiferten mit den asiatischen. Der Seidenbau verbreitete sich von Sicilien aus über ganz Italien.

Die beim Beginne der Völkerwanderung dünne Bevölkerung der italischen Halbinsel war gewachsen durch Ansiedlungen von Bulgaren, Sachsen, Franken und anderen Germanen, wurde aber dann wieder durch Seuchen, namentlich durch die Pest gelichtet. Uebrigens mußte die Zahl der Einwohner in außerordentlichem Maße zunehmen, um so vielen Kriegen zu genügen. Bologna stellte gegen Venedig 30,000 Fußsoldaten und 2000 Reiter in's Feld; Mailand zählte 200,000 Bürger, und bot Friedrich II. für seinen Kreuzzug 10,000 Kämpfer an; deren 25,000 bot es gegen Lodi, und 60,000, die Bundesgenossen einbegriffen, wider Brescia auf. Florenz hatte in der eigentlichen Stadt 90,000 und im Weichbilde 80,000 Einwohner, gegen Siena konnte es 60,000 Männer bewaffnen. Aus Cremona wurden von der siegreichen Partei 10,000 Menschen vertrieben. Im Jahre 1293 rüstete Genua eine Flotte von 200 Galeeren mit 45,000 Kämpfern bemannt; trotzdem blieb noch die vollständige Bemannung für 40 andere Galeeren übrig, und brauchten die Küsten und die Stadt von Vertheidigern nicht entblößt zu werden. Die Doria wie die Spinola konnten jede 10 bis 12,000 Bewaffnete aufbieten, Ezelin zog deren 10,000 aus Padua; Pavia stellte 2 bis 3000 Reiter und 15,000 Fußgänger in's Feld, und das Gebiet von Brescia lieferte 18,000 Waffenfähige zwischen 15 und 60 Jahren. Diese Angaben genügen, um einen Begriff zu geben von der Dichtigkeit der Bevölkerung.

Dieß waren die mit so düstern Farben geschilderten Zeiten der unaufhörlichen bürgerlichen Zwietracht und der inneren Spaltungen. Mögen die langwierigen Parteikämpfe der Welfen und Ghibellinen

immerhin beklagt werden: ihre schlimmen Folgen kommen in keinen Vergleich mit denjenigen einzelner Kriege des 16. oder späterer Jahrhunderte. Napoleons Feldzug in Rußland fraß in wenigen Monaten mehr Menschenleben, als alle Schlachten und Kämpfe der italischen Republiken im Mittelalter.

30.

Armen- und Krankenpflege im 12. und 13. Jahrhundert.

Zu keiner Zeit ist die Sorgfalt und Mildthätigkeit für Arme, Kranke, Wittwen, kurz für Hülfsbedürftige aller Art, wohl so groß gewesen, als in jenen Jahrhunderten. Es war ein allgemein ausgesprochener und meist geglaubter Grundsatz: daß Almosen hundertfältige Frucht trüge und die Sünden auslöschte, wie Wasser das Feuer. Umgekehrt belegte man die, welche das den Armen überwiesene Gut verkümmerten, mit dem schrecklichsten Fluche: „Sie sollen Genossen des Verräthers Judas sein, die Erde sie verschlingen, wie Sodom und Gomorra, es sollen sie verfluchen alle Engel, Erzengel und Heiligen des Herrn.“ Klöster, Stifter, Prälaten, Päpste, Fürsten, Könige, Städte: alle wetteiferten und überboten sich in Austheilung von Speisen und Kleidern, in Anlegung von Armenhäusern, Krankenhäusern und milden Stiftungen aller Art. Die Zahl der letzten wurde mit so großer Freigebigkeit vermehrt, und man sorgte so verständig für ihre innere Einrichtung, daß es in der That Erstaunen und Bewunderung erregt. Gewöhnlich suchte man die Aufseher und Wärter, nachdem sie eine Zeit lang zur Probe gedient hatten, durch geistliche Gelübde zu binden, und ihrem Beruf einen heiligern und höhern Charakter zu geben; bloß die Verwaltung mancher Güter blieb in den Händen kundiger Laien.

Es wäre zu weitläufig, ja es würde der Gegenstand eines umfassenden Werkes sein, auch nur die vorzüglichsten Werke und Anstalten der Liebe in jenen Zeiten zu schildern. Wir können hier nur einzelne Beispiele und Züge hervorheben.

Ein charakteristisches Denkmal der Gesinnungen jener Zeit ist uns aufbewahrt in der letzten Willensmeinung des Grafen Wilhelm von Montpellier. Er verordnete, daß sein Leichnam auf dem Kirchhof der Cistercienser-Abtei Grosbois beerdigt, den dortigen Brüdern hiefür hundert Pfund sollten gegeben werden. Vielen Kirchen und Spitälern wurden Geldsummen und silberne Kelche bestimmt. Eine Karthause soll eine Last gesalzener Fische enthalten, damit in der-

ſelben für ſeine Seele gebetet werde. Unter gleicher Bedingung vermachte er hundert armen Prieſtern neue ſchwarze Kleider, Hoſen, Schuhe und Hemden. Nach ſeinem Tod ſollen fünf Tage lang 5000 Arme geſpeist werden. Seine Erben ſollen alljährlich auf Oſtern 30, auf Weihnacht 13 Arme neu kleiden. Zum Loskauf von Gefangenen ſetzte er 100 Mark aus, eben ſo viel zur Ausſtattung armer Mädchen. Andern Kirchen, ſowie ſeinen Capellanen, ordnete er ebenfalls Wohlthaten, dann zur Fürbitte bei Gott 5000 Meſſen. Dem älteſten Sohn hinterließ er ſeine Herrſchaften, dem zweiten ein Schloß ſammt einem jährlichen Einkommen von 1000 Solidis, vier andere Söhne ſollten Geiſtliche werden, zwei in Chorherrenſtifte, zwei in Klöſter eintreten, jedes derſelben 100 Pfund zur Ausſteuer erhalten. An ſeiner Kapelle, deren Schätzen und gottesdienſtlicher Einrichtung dürfe der Sohn nichts ändern. Bis dieſer mit dem 25. Jahre die Verwaltung des Landes ſelbſt übernehmen könne, ſolle ein Biſchof und ein Propſt dieſelbe führen, an welche zugleich die Bitte geſtellt war, über den Sohn den Bann zu ſprechen, dafern er dieſe letzte Willensmeinung nicht in Allem erfüllen ſollte. Die Liebe zu Chriſtus fand in dem Armen und Hülfsbedürftigen, welche er der Obſorge der Seinigen beſonders empfohlen, einen Gegenſtand, der die Begüterten, nicht minder als der Eifer zu Verherrlichung ſeines Namens, in Bewegung ſetzte. Hungersnoth, eine damals öfter als in unſerer Zeit die Länder heimſuchende Plage, ſah man gewiſſermaßen als beſondere Aufforderung Gottes, ihm wiederzugeben, womit er den Einzelnen begnadigt. Das einzige Kloſter Clairvaux nährte einſt in ſolcher Nothzeit 2000 Menſchen, andere Arme nicht gerechnet. Fürſtliche Perſonen beſchränkten ſich nicht darauf, durch Verordnungen einzuwirken, ſondern ſo kräftig, als nur immer möglich, halfen ſie der Noth ab. In ſo allgemeiner Landestrübſal verwendete die Landgräfin Eliſabeth von Thüringen nicht allein, was ſie als Betrag verkaufter Güter in des abweſenden Gemahls Schatzkammer vorfand, ſondern öffnete alle Speicher, ließ in dem Ofen des Schloſſes Brod backen, und entließ durch eigenhändige Austheilung täglich 900 Menſchen über ihre Lebensnahrung getröſtet.

Das war vorübergehend. Unendlich mehr iſt deſſen, was bleibend, wenigſtens auf lange Zeiten hinaus, geſchah. Schon in älteren Zeiten trat die werkthätige Liebe der Chriſten gegen ihre Glaubensgenoſſen den Heiden vor Augen. Kaiſer Julian, welcher dem Heidenthum alles Edle des Chriſtenthums einpflanzen wollte, um es demſelben wirkſamer entgegenzuſtellen, rühmt ſchon deren Eifer, Todte

bestatten zu helfen, für Fremdlinge zu sorgen, Kranke zu pflegen und Häuser für dieselben zu errichten und wünscht, daß wie Anderes, auch Dieses durch die Heiden möchte nachgeahmt werden. Alle wohlthätigen Anstalten, deren jetzt noch das Menschengeschlecht sich erfreut, alle Obsorge um die Verlassenen und Dürftigen von dem ersten Augenblicke ihrer Geburt, bis zur Rückkehr der irdischen Hülle zur Erde durch alle Stadien des Lebens, unter allen vorkommenden Gestalten des Leidens, sind theils unmittelbar, theils mittelbar von der Kirche ausgegangen; sie hat zu denselben das Vorbild, den Antrieb, häufig die Hülfsmittel gegeben; daß es hieran nirgends fehlte, ist wesentlich ihrer Einwirkung auf die menschlichen Gemüther zu danken. Unglaubliches ist in dieser Zeit geschehen [1]). Es ist die Pflicht der Geschichtschreibung, hier ausdrücklich auf den Geist hinzuweisen, welcher die milden Stiftungen des Mittelalters geschaffen hat.

Dieser Geist war aber durchaus der religiöse. Nicht die Erkenntniß von Staatszwecken, sondern die christliche Liebe war es; nicht der Regent, sondern der Christ, welcher fromme Schenkungen und Stiftungen der Wohlthätigkeit machte. Dieser christlichen Liebe verdankt das Menschengeschlecht eine Fülle von Wohlthaten, welche die schönsten philosophischen Spekulationen über Moral nie würden gewährt haben. Jener Beweggrund war es, welcher Berthold von Zähringen antrieb, zu Zürich ein Spital bauen zu lassen, das er, der doch mit ansehnlicher Macht ausgestattet war, und als Fürst über weite Landesstrecken waltete, durch Uebergabe an den apostolischen Stuhl gegen jährliche Erkenntlichkeit eines Goldguldens in alle Zukunft für besser gesichert erachtete, als bloß durch den Schutz der weltlichen Gewalt. Einzig dem edlen Trieb freudiger Verwendung zeitlicher Reichthümer zum Besten der Dürftigen verdankt das Magdalenenspital auf dem Brül zu Gotha sein Bestehen, entweder durch den frommen Landgrafen Ludwig oder durch seine Gemahlin Elisabeth, die mit vollem Recht die Mutter der Armen genannt werden darf. Dem zu Linderung menschlicher Noth gestifteten Hause fehlte es an Wohlthätern auch in der Folge nicht. Selbst minder begüterte Große standen nicht zurück; wie Aimo, einer der neun Söhne des Grafen Thomas von Savoyen, dem in der Theilung bloß das Chablais und ein Landstrich von Niederwallis zugefallen war, ein Spital zu Villeneuve stiftete.

Durch ihre Stellung zur Kirche, durch ihr Amt, durch ihren

1) Frankreich allein soll 20,000 Siechenhäuser gehabt haben.

Beruf ist noch weit mehr für dergleichen Anstalten durch Bischöfe geschehen. Der Eine erfüllte die Pflicht des Christen und des hochgestellten Dieners der Kirche durch Stiftung einer neuen Anstalt; der Andere durch Anweisung wöchentlicher Einkünfte auf seine Speicher, wodurch er die Bewohner der schon bestehenden in eine bessere Lage versetzte; ein Dritter, indem er vor dem Ableben ihr einen Theil seiner Verlassenschaft zuwendete. — Den Bischöfen von Regensburg verdankte Stadtamhof ein Versorgungshaus, worin, die Bediensteten ungerechnet, hundert Arme verpflegt wurden, deren Zahl nachmals bei vermehrtem Besitz noch stieg. Bischof Konrad sicherte derselben zu: daß von diesem nie etwas solle veräußert, die Oberaufsicht von dem Bischof und dem Kapitel nie entfremdet werden. In Anbetracht, daß der Nothbedarf beklagenswerther Kranken die erste Aufmerksamkeit vor allen andern Geschäften verdiene, erweiterte Erzbischof Wilhelm von Rheims eine Versorgungsanstalt, daß ihrer Mehrere Aufnahme darin finden könnten, und befiehlt, auf Bedürfniß und Würdigkeit der Aufzunehmenden in Zukunft besser Bedacht zu nehmen. Er stattete sie aus mit Brod, Früchten und Wein, mit Holz zum Heizen und Kochen, mit Kleidung und Allem, wessen Kranke benöthigt sind, mit Besorgung ihrer Wäsche und Anstellung eines Dieners, mit aller Erforderniß, zwei Kühe halten zu können. Um nicht durch die Worte: „Gehet in das höllische Feuer!“ niedergeschmettert, sondern durch die freundliche Stimme: „Kommet her, ihr Gesegneten des Vaters!“ in himmlischer Wonne erquickt zu werden, that ein Bischof von Lisieux Aehnliches, wie sein Zeitgenosse zu Rheims, und hoffte, daß hinfort in der durch ihn erweiterten Anstalt die sieben Werke der Barmherzigkeit, welche die sieben Todsünden vertilgen können, Ausübung finden würden.

Prälaten und Klöster standen den Bischöfen nicht nach. Der Dompropst von Lüttich gründete für arme, abgelebte Leute beiderlei Geschlechtes ein Spital an der Maas. Für erkrankte Schüler, zuvörderst der Domkirche, stiftete Propst Reinhold von Hildesheim das St. Johannisspital, und ordnete einige Frauenspersonen zur Pflege.

Wie begüterte Privatpersonen in der Fürsten und Bischöfe Fußstapfen traten, davon gibt Raymund de Palmaris zu Piacenza ein helles Bild. Er wollte für arme Fremdlinge und für Kranke beiderlei Geschlechts eine Versorgungsanstalt stiften. Die Geistlichkeit der Domkirche wies ihm hiezu eine Baustelle an. Im Jahr 1178 stand das Haus. Da suchte er diejenigen auf, welche Verschämtheit oder Krankheit dem Almosen nachzugehen hinderte. Sein Beispiel

blieb nicht ohne Nachahmung; Andere sammelten Gaben oder öffneten, um Unterstützung zu spenden, ihre Häuser. Dann suchte er gefallene und reuige Weibspersonen auf, und hoffte, sie in seinem Hause unter der Aufsicht ehrbarer Frauen zur Besserung zu leiten; uneheliche oder ausgesetzte Kinder, die er fand, trug er ebenfalls dahin. Daneben nahm er sich der Wittwen, Waisen, Bedrängten an, ward der Berather Aller. Weil seine eigenen Mittel zu so großen Zwecken nicht hinreichten, forderte er die Reichen zum Mitwirken auf. Nachdem er zweiundzwanzig Jahre mit allem Eifer seiner Stiftung vorgestanden, empfahl er sterbend den Gehülfen, welche ihn unterstützt hatten, die Sorge um dieselbe, worauf sie von der Stadtobrigkeit unter ihren Schutz genommen ward.

Daß die Bürgerschaften der Städte nicht zurückblieben, ist um so natürlicher, da der Nutzen solcher Stiftungen ihnen zunächst zu gut kam. Die Bürger von Lüttich errichteten für Aussätzige, zugleich aber für Gesunde beiderlei Geschlechts, auf dem Cornelsberg eine Zufluchtsstätte, wo den Bedürftigen Wohnung, Pflege und Unterhalt gereicht ward. Tirol zählte damals viele solcher Häuser. Kaum war eine Stadt gegründet, so fand dieses Bedürfniß das Entgegenkommen wohlwollenden Sinnes, worin die Begüterten voranleuchteten. Man sieht aus mehr als einer Urkunde, daß die Aufgenommenen in Allem versorgt waren, nicht allein Wein ihnen gereicht, sondern die Leinwand gewaschen, die Kleider geflickt werden mußten u. s. w.

Allein nie genügte es weder dem Stifter, noch dem Erweiterer, noch dem Wohlthäter solcher Anstalten, bloß für leibliche Pflege der Aufgenommenen zu sorgen; auf die der Seele ward gleichmäßig Bedacht genommen. In Anerkennung, daß der Kranke des geistlichen Trostes nicht minder als der leiblichen Hülfe bedürfe, wurden die Spitäler mit Kirchen verbunden oder Stiftern übergeben, damit jeden Sonntag ein Priester sie besuche, über sie bete, sie einsegne. Sie wurden neben Klöstern erbaut und sammt dem Stiftungsgut diesen zugewiesen, wobei die bischöfliche Verordnung bestimmt erklärte, daß kein Abt, Prior, Großkellner ein solches Haus seinem Zwecke entfremde. Unter dem Schutz königlicher Majestät müsse, was dem Unterhalt der Armen gewidmet, mit dem, was zum Gottesdienst bestimmt worden, gleicher Sicherheit sich erfreuen. Gerne gab man ihnen klösterliche Einrichtung, oder setzte geradezu einen geistlichen Obern an die Spitze, wiewohl sie dann leicht durch das Uebermaß von Geistlichen, die sich zuschleichen mochten, und hiedurch die Erfüllung des ursprünglichen Zweckes erschwerten, wieder Noth litten;

oder da, wo die Spitäler demjenigen des heiligen Johannes zu Jerusalem unterworfen waren, die Oberaufsicht sich zu Stellen ausgebildet hatte, die ansehnlich genug schienen, um durch ihre Wiederbesetzung Zwistigkeiten zu veranlassen, die bis nach Rom gelangten. Daher es eine kluge Fürsorge war, wenn Vergabungsurkunden ausdrücklich verboten, zu geistlichen Pfründen zu verwenden, was für Arme ausgesetzt worden.

Besondere Häuser, zwar oft mit jenen verbunden, wurden zur Aufnahme armer Reisenden, besonders an viel begangenen Landstraßen errichtet; immerhin eine Wohlthat, wenn sie auch nichts boten, als Obdach, Feuer, Wasser und einige menschliche Beihülfe. Der Gründer setzte dabei sein Vertrauen auf fernere Wohlthaten, welche ein Mehreres wohl noch möglich machen würden. Kollegien zur Unterstützung dürftiger, aber begabter Jünglinge werden gleichfalls schon im zwölften Jahrhundert angetroffen. — Die christliche Liebe beschränkte sich nicht auf eine einzige Art der Hülfsbedürftigkeit, sondern gedachte ebensowohl solcher, die unsere Zeit nicht mehr kennt, oder deren sie nicht mehr bedarf. So hatte noch vor Entstehung jenes Ordens, welcher den Loskauf der Christen aus sarazenischer Gefangenschaft sich zum Zwecke gewählt, christliche Liebe durch Stiftungen bereits hiefür schon gesorgt. Verlassene Todte fanden mildthätige Menschen, die ihrer Bestattung sich annahmen. Ja es hinterließ der Arzt Britinoro zu Bologna sogar eine Geldsumme, um den Weg über die ämilianische Straße wieder gangbar zu machen; wozu nur Mitleid mit Denjenigen, welche diese Straße ziehen mußten, ihn hatte bewegen können. Eben dieses (denn es wurde dabei auf das Wohl der Seele hingewiesen und war von der Kirche ausgegangen) lag in Dänemark dem Gesetze zu Grund, wodurch Wege und Brücken zu bessern anempfohlen wurde.

Mit allem diesem war der Schatz christlicher Liebe noch bei Weitem nicht erschöpft. Größeres, als bloß zeitliche Güter, gaben Manche ihre eigenen Personen zu Wartung, Pflege, Dienst der Kranken und Hülfsbedürftigen. Wie in mancher Kranken- und Armenanstalt Männer und Weiber versorgt wurden, so zeigten sich auch zu deren Wartung Männer und Weiber bereit. Als hohes Vorbild Vieler mag hier die Landgräfin Elisabeth gelten.[1]) Als einundzwanzigjährige Wittwe ging sie täglich aus ihrer Wartburg in das untenstehende Spital hinab, in welchem achtundzwanzig kranke Frauenspersonen der ärmsten Volksklasse Aufnahme und Pflege fanden; selbst

1) S. die besondere Schilderung.

diejenigen, vor denen in Eckel die Wärterinnen zurückwichen, wurden durch sie mit Speise und Trank, mit Arzneien, mit Verband von Wunden oder Geschwüren eigenhändig bedient. Bisweilen traten zu ähnlichem Zwecke Mehrere zusammen und übernahmen die Besorgung eines Krankenhauses, unter Aufsicht eines Klosters. Zu so edler Bestimmung vereinigte Herr Gaston von Didier die Brüder des heiligen Antonius, nicht als geistlichen Orden, sondern als Genossenschaft von Laien, welche als einzige Verpflichtung die Pflege verlassener Kranken eingingen. Von den Spitalbrüdern, die als wirklicher Orden sich gestalteten, ist oben gesprochen worden. Eine ähnliche Verbindung waren die Kreuzträger, die der Obliegenheit sich unterzogen, Kranke zu pflegen, bei stürmischer Witterung auf die Heerstraßen hinauszugehen, um nach Verunglückten zu forschen und sie zu retten. — Daß unter allen Hülfsbedürftigen die mit dem Aussatz Behafteten Gegenstand der besondern Obsorge der Kirche, wie des Wohlwollens ihrer Glieder wurden, hing mit dem Glauben, daß durch Widerwärtigkeit und Leid Gott dem Menschen besondere Liebe erweise, zusammen. Die Obsorge für die Aussätzigen hatte ihren ersten Beweggrund keineswegs in dem Schutz für die Gesunden, sondern in der Theilnahme an den Kranken, als „geliebten Kindern" der Kirche und ihrer Obern. Die Ausscheidung derselben von den gesunden Bewohnern eines Ortes erfolgte nicht durch Befehl einer Behörde, sondern unter kirchlicher Feierlichkeit durch die Kirche. Als solche, die hinfort von der Gemeinschaft der Lebenden getrennt bleiben sollten, wurde über sie die Todtenmesse gehalten, alle Geräthe, deren sie in ihrer Abgeschiedenheit sich zu bedienen hatten, gesegnet, die vorhandene Anzahl unter Vortragung des Kreuzes von der Geistlichkeit und den Gläubigen an ihre künftige Wohnung begleitet, endlich durch den Priester auf deren Dach Rasen vom Gottesacker gelegt mit den Worten: „Sei abgestorben der Welt; lebe von Neuem Gott!" Die Anpflanzung eines hölzernen Kreuzes vor der Hütte mit einem Stock, worein der Vorübergehende das Almosen legte, vollendete die rührende Handlung, welcher die Erinnerung an Lazarus, an den Heiland und an Maria Magdalena die höhere Bedeutung gab.

31.

Schulen im 12. und 13. Jahrhundert.

Das Verdienst der Gründung und Erhaltung von Schulen im Mittelalter gebührt fast ausschließend der Geistlichkeit; später erst

entwickelt ſich ein ähnliches Beſtreben in den Bürgerſchaften; woraus wiederum folgt, daß alle Schulen vorzugsweiſe die Bildung der Geiſtlichen bezweckten und andere Richtungen minder in's Auge gefaßt wurden. Hingegen lehrte das Leben in jener bewegten Zeit mancherlei, was in geordneteren Zeiten ſelbſt demjenigen bisweilen fehlt, der beſſere Unterrichtsanſtalten beſucht hat. Die erſten Anfangsgründe wiſſenſchaftlicher Bildung, das Leſen und Schreiben, verſtehen in unſern Tagen gewiß ohne Vergleich mehr Menſchen, als im zwölften und dreizehnten Jahrhundert; und wir ſehen darin allerdings einen Gewinn, welcher ſich unbeſchadet anderer guten Eigenſchaften erwerben läßt; allein man darf deßhalb nicht wähnen, jene Anfangsgründe der Schulbildung machten allein den Menſchen zum Menſchen. Manche der größten Könige, ja die ausgezeichnetſten Dichter konnten damals nicht ſchreiben, würden alſo jenem Maßſtabe zufolge hinter jedem Schulknaben zurückſtehen [1]).

Der Schulunterricht bezog ſich faſt allgemein auf die ſogenannten ſieben freien Künſte, von denen drei (trivium), nämlich Grammatik, Rhetorik und Dialektik, die eine Hauptabtheilung; vier, nämlich Arithmetik, Geometrie, Muſik, Aſtronomie (quadrivium), die zweite Hauptabtheilung bildeten. Es iſt klar, daß ein umfaſſender Unterricht hienach nicht ertheilt werden konnte; ja eigentliche Sprach- und Sachkenntniß trat allmählich in den Hintergrund, und um der Logik und Dialektik willen ward die Grammatik und Rhetorik vernachläßigt und gering geſchätzt.

Niemand ſollte ohne des vorgeſetzten Prälaten Erlaubniß eine

1) Wenn die Geſchichtſchreibung, anſtatt hiſtoriſche Verhältniſſe zu würdigen, Zeiten und Menſchen kurzweg nach einigen allgemeinen Zauberformeln aburtheilt, dann geſchieht es oft, daß man Männern einer beſtimmten Zeit Vorwürfe der Stupidität macht, „weil ſie nicht ſo viel wußten, als man zu unſerer Zeit weiß. So kann ein Mann unſerer Zeit im Beſitz der ihm mechaniſch, ohne alle eigene Geiſtesthätigkeit, in der Schule beigebrachten Kenntniſſe den Bonifacius belächeln, weil er nicht wußte, daß es Antipoden gibt; während er vielleicht ſelbſt zur Zeit des Bonifacius mit ſeinen Talenten ſich nicht über das Eicheleſſen erhoben hätte; oder er mag ſpotten über die Gedichte des Alcuinus, während er vielleicht im 8. Jahrhundert, wie jener amerikaniſche Incas, einen Brief an das Ohr gehalten hätte, meinend, der Brief rede, weil ihm unbegreiflich war, wie man ſonſt die Gedanken eines Andern aus dem Briefe erfahren könne. Am ſchlimmſten aber iſt es, wenn man ſogar Männer, die nicht nach unſern (modernen) Anſichten und Grundſätzen handelten, eines ſchlechten Charakters beſchuldigt. Man denkt ſich dieſelben in Verhältniſſe geſetzt, wie die unſrigen. Weil ſie nun nicht nach der Weiſe unſerer Zeit wirkten, ſo müſſen ſie ſchlecht gehandelt haben.“ Möhler, Geſam. Schriften und Aufſätze I, 75.

Schule gründen, und dieſer ſeine Zuſtimmung nur nach gehöriger Prüfung und unentgeldlich ertheilen.

Hinſichtlich aller Kirchen-, Stifts- und Kloſterſchulen nahm man als Regel an: daß die Koſten des Unterrichts aus deren Vermögen beſtritten würden, und der Lehrer durch ſeine Stelle und Pfründe hinreichend entſchädigt ſei; mithin galt das Nehmen von Schulgeld, oder gar das Verpachten der Schule an andere, für ſtrafbar. Nur in einzelnen Fällen und aus beſondern Gründen erlaubten die Päpſte ein Schulgeld zu verlangen, bei unzureichend begabten Stadtſchulen mochte dieß noch öfter nothwendig erſcheinen, als bei den geiſtlichen Schulanſtalten.

Es fehlte in jener Zeit nicht an Schulbüchern, Schulmethoden und an Vorſchriften für die Lehrer. So ſagt z. B. Berthold von Konſtanz in ſeinem Buche: Bild der Welt genannt: „Nur aus Liebe zur Weisheit lehre der Lehrer. Thut er es aus Ruhmſucht, ſo wird er den Schüler bisweilen beneiden und ihm das Beſte vorenthalten; thut er es um Geldes willen, ſo wird ihm der Inhalt gleichgültig, und Poſſen gefallen dann oft mehr als Nützliches und Verſtändiges. Andererſeits widerſtrebe der Schüler nicht der Lehre und denke nicht ſtolz: es ſei ſchon etwas, wo noch nichts iſt. Er liebe ſeinen Lehrer: denn die Worte deſſen, den wir nicht lieben, mißfallen uns oft und ermangeln der verdienten Wirkung. Arbeit überwindet Alles, und erſt der Tod macht der Lernzeit ein Ende.“ — Hieher gehört vor allen des Vincenz von Beauvais Hand- und Lehrbuch für königliche Prinzen und ihre Lehrer; ein merkwürdiges, verſtändiges, mit Stellen aus den Alten und den Kirchenvätern reichlich beglaubigtes Werk.

Nach dem ſchwäbiſchen Landrechte durfte der Lehrer dem Schüler Ruthenſtreiche, in einer Folge jedoch nicht mehr als zwölf, geben. Kam auch ein Junge mit blutiger Naſe nach Hauſe, die Eltern konnten deßhalb keine Klage erheben. Ein Prieſter in Rheims, welcher von ſeinen Schülern getadelt und ausgelacht wurde, weil er Aufzüge und Tänze angeführt hatte, gerieth darüber in ſolchen Zorn, daß er Thüren und Fenſter einſchlug und jene in den Bann that. Alexander III. ließ den Hergang unterſuchen und den Prieſter beſtrafen.

Im Jahre 1246 beſchloß eine Kirchenverſammlung in Viterre: Sobald die Knaben ſieben Jahre alt ſind, ſollen ſie an Sonn- und Feſttagen zur Kirche geſandt und im katholiſchen Glauben unterrichtet werden. Man lehre ſie das Vaterunſer, den Glauben und das Ave Maria.

Die Schulordnung der Stadt Worms vom Jahre 1260 ſetzte feſt: Man ſoll Niemand wegen Armuth aus der Schule weiſen; findet ſich aber, daß viele nur herzulaufen, um ernährt zu werden, ſo mag man ihnen nur ein geringes Schulgeld abfordern. Wer acht Tage in der Schule bleibt, iſt auf ein halbes Jahr verpflichtet; wer auf ungebührliche Weiſe Schüler anlockt, verliert ſein Lehramt. Niemand ſoll, damit die Zucht nicht leide, weggejagte Schüler aufnehmen. Schlägt aber ein Lehrer Wunden, oder gar die Knochen entzwei, ſo kann der Schüler, ohne Schulgeld zu bezahlen, zu einem andern übergehen.

Die Schulordnung der Stadt Baſſano, ebenfalls von 1260, beſtimmt: Niemand darf Schule halten, der nicht vom Podeſta beſtätigt iſt. Wer den angeſtellten Lehrer acht Tage beſucht, zahlt Schulgeld für einen Monat; wer einen Monat kommt, entrichtet es für das ganze Jahr, und die Obrigkeit hält die Schüler zur Zahlung an. Wer Grammatik und den Catus hört, zahlt monatlich vierzig kleine Denare; wer den Donat hört, monatlich zwei Schillinge; wer aber in der Wohnung des Lehrers bleibt, gibt monatlich fünf Schillinge. Aehnliche, oft bis zur Univerſität hinaufführende Schulen, gab es in mehreren italieniſchen Städten, z. B. in Parma, Treviſo, Ravenna. Zu den wichtigſten Kloſter- und Stiftsſchulen in Deutſchland gehören die von Fulda, Reichenau, Corvei, Bremen, Hildesheim, Lüttich, Augsburg, Freiſingen u. a. m. Doch waren ſie zunächſt für Novizen, ſeltner ſchon für Laien und deren Kinder beſtimmt; bisweilen erlaubte man aber, wie es ſcheint, auch Fremden, welche Wiſſenſchaft ehrten, den Beſuch der Kloſterſchule. Den Bettelmönchen ſtand nach ihrer Regel frei, jedem ohne Ausnahme Unterricht zu ertheilen. Der große Eifer jener Zeit und die preiswürdigen Bemühungen der Päpſte für Verbreitung der Wiſſenſchaft reichten indeß nicht hin, Unwiſſenheit und Gleichgültigkeit überall zu verbannen. Innocenz III. z. B. verwarf den Kantor der Stiftskirche zu Hydrunt, weil er nicht leſen konnte, und Honorius III. entſetzte einen Biſchof, der den Donatus nicht geleſen hatte. St. Gallen, wo früher ſo viel für Bildung geſchah, war um's Jahr 1291 dergeſtalt ausgeartet, daß der Abt und das ganze Kapitel nicht ſchreiben konnten; da mag denn auch der Knabenlehrer kaum die erſten Anfangsgründe verſtanden und beigebracht haben

In den für das Chriſtenthum neu gewonnenen Ländern hatte man Grund, mit doppeltem Eifer für Schulen zu ſorgen, ſo z. B. in Preußen. Mit der größten Schwierigkeit überſetzte der päpſtliche Abgeordnete um's Jahr 1227 den Donatus für die Landeseinwohner.

Wenn man die gelehrte Bildung hauptsächlich den Geistlichen überließ, so erstreckte sich die Schulbildung fast nur auf Knaben. Inwiefern die Mädchen durch dieß Wegweisen aus öffentlichen Schulen verloren oder gewannen, steht hier nicht zu untersuchen; wir bemerken nur als Thatsache: daß die Prämonstratenser Nonnenklöster keine weltlichen Zöglinge weiblichen Geschlechts aufnehmen durften, und umgekehrt Honorius III. verbot: daß weibliche Novizen weltliche Anstalten besuchten, oder Gedichte statt des Lebens der Heiligen lasen. Doch finden wir mehrere Beispiele, daß Frauen aus den höhern Ständen Latein verstanden, sprachen und schrieben.

Die noch unvollkommene Bildung der neuern Sprache und der Gebrauch des Latein beim Gottesdienste und zu allen öffentlichen Urkunden, verbreitete dessen Kenntniß ganz ausnehmend, ob sie gleich nicht eine eigentlich gelehrte und philologische genannt werden kann. Wenigstens finden wir Klagen, daß es z. B. in Frankreich um's Jahr 1100 an guten Lehrern fehle, Klagen Innocenz des Dritten, daß seine Schreiben oft falsch übersetzt und ausgelegt würden; und in manchen Urkunden ist das Latein so ausgeartet, daß es fast die Mitte zwischen Italienischem und Altrömischem hält. Indeß darf man überhaupt bei den Schriftstellern dieser Zeit nicht den Maßstab der ciceronianischen Latinität anlegen, und sie im Verhältnisse zu den ältern Sprachkünstlern verdammen. Das Latein des Mittelalters muß für sich ohne weitere Beziehung betrachtet und gewürdigt werden: es ist eine eigenthümliche Sprache, die sehr viele Worte und Wendungen hat und haben muß, von denen das alte Rom nichts wußte. Wir finden in den Schriftstellern dieser Jahrhunderte Geschick und Ungeschick, Einfachheit und Schwulst, Natur und Künstelei; ja bei manchen ohne Zweifel jene Gabe der Natur, das mit einfachem, klarem Gemüth Aufgefaßte in ursprünglicher und angemessener Würdigkeit darzustellen; doch stehen in dieser Beziehung im ganzen die Philosophen allen andern nach, die Geschichtschreiber und Chronisten allen voran. Griechisch lernten nur Einzelne, und es galt für eine Auszeichnung, dieser Sprache mächtig zu sein; im untern Italien und in Sicilien ward es jedoch im dreizehnten Jahrhunderte an manchen Orten fast ausschließend gesprochen und geschrieben, und dasselbe gilt für diese Gegenden und für manche Theile Spaniens hinsichtlich des Arabischen. Schon im zwölften Jahrhunderte übersetzte man aus beiden Sprachen in's Lateinische; noch weit häufiger geschah dieß aber während des dreizehnten Jahrhunderts. Innocenz III. schrieb dem Erzbischofe von Athen: diese Stadt sei die Mutter der

Künſte und die Heimath der Wiſſenſchaften, und die neue Blüthe ſolle den alten Ruhm nicht verdrängen oder vergeſſen laſſen; ob es gleich erfreulich ſei, daß die heilige Jungfrau an die Stelle der Pallas trete, und der unbekannte Gott nun erkannt werde.

Griechiſche Schriftſteller kannte man in der Regel nur aus lateiniſchen Werken und ſpäter aus Ueberſetzungen, wogegen der größte Theil der überbliebenen römiſchen Klaſſiker genannt wird und auch wohl geleſen ward.

32.

Thomas von Aquino.

Thomas von Aquino, der größte unter den Kirchenlehrern des Mittelalters, erblickte das Licht der Welt im Jahre 1226 zu Roccaſecca, einem Schloſſe ſeiner Familie im Königreich Neapel. Sein Vater war ein Graf von Aquino, ſeine Familie eine der angeſehenſten des Adels. Fünfjährig ward der Knabe den Benediktinern auf Monte Caſſino zur Erziehung übergeben. Nach ſechsjähriger Vorbereitung ging er nach Neapel, wo Friedrich II. noch nicht lange (1226) eine blühende Univerſität geſtiftet hatte. In weiteren ſechs Jahren hatte Thomas die höheren Studien mit glänzendem Erfolge beendigt und, was mehr ſagen will, mitten in dem allgemeinen Sittenverderben die Unſchuld und Reinheit, die er von Monte Caſſino mitgebracht, unverſehrt erhalten. Der Anblick jenes traurigen großen Sittenverderbniſſes war es auch vornämlich, was in Thomas den Entſchluß zur Reife brachte, ſich aus den Gefahren des Weltlebens in die Einſamkeit eines Kloſters zurückzuziehen. Ohne daher von der Univerſität nach vollendeten Studien noch einmal nach Hauſe zurückzukehren, trat er plötzlich in der Predigerorden des heiligen Dominikus ein. Seine Familie erſchrack bei der Kunde von dieſem Vorfalle. Man wußte ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen und ihn in einem einſamen Thurme des Schloſſes Roccaſecca in förmliche Haft zu bringen. Nur ſeine Schweſtern durften ihn beſuchen, um ihn zu bereden, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Der Erfolg war aber umgekehrt. Thomas beredete die Schweſtern, den Weltfreuden zu entſagen, und ein höheres geiſtiges Leben der Liebe Gottes zu ſuchen. Was die Schweſtern nicht vermocht hatten, wollten die Brüder Landulph und Raynald auf anderem Wege erzwingen. Wutheutbrannt über die Beharrlichkeit des Jünglings, der aus adeliger Familie entſproſſen, ſich einem Bettelorden hingeben wollte, riſſen

ſie dem armen Gefangenen das Ordenskleid vom Leibe, und nahmen alsdann zu einem Bubenſtück ihre Zuflucht, das ſich bei Männern ihres Standes nur aus der großen Verwilderung erklären läßt, welcher damals ganz Italien verfallen war; ſie ließen nämlich aus Neapel eine durch körperliche Reize und Verführungskünſte bekannte Dirne kommen, und brachten ſie zu dem Jüngling in's Gemach. Damit war aber die Sache entſchieden. Kaum hatte Thomas die ſchlechten Abſichten der Unzüchtigen bemerkt, als er ein brennendes Scheit vom Kamine ergriff und die Dirne aus dem Zimmer jagte. Darauf zeichnete er mit der Kohle des Scheites ein Kreuz an die Wand, warf ſich vor demſelben im Gebete nieder und ſah dann einſchlummernd in einer Viſion, wie zwei Engel ihn umgürteten mit der Verheißung, von nun an werde ſeine Keuſchheit unverletzlich ſein. Bald nach dieſem Vorfalle gelang es Thomas unter Beihülfe ſeiner Schweſtern aus ſeiner Haft auf dem Schloſſe zu entfliehen, und nach Neapel zu gelangen, woſelbſt er ohne Verzug im Dominikanerorden die Gelübde ablegte. Auf Befehl ſeiner Obern kam er darauf nach Rom, und von hier nach Köln, um unter dem Meiſter Albert dem Großen den Studien obzuliegen (1245). Einige Jahre ſpäter betritt Thomas den Lehrſtuhl der Philoſophie, empfängt im 25. Lebensjahre die Prieſterweihe, und erhält dann ſeinen Wirkungskreis als Prediger und Lehrer an der Hochſchule zu Paris, woſelbſt er über zehn Jahre lang vor allen Lehrern jener Zeit durch die Größe ſeines Geiſtes hervorleuchtete, und bald ſo großen Rufes durch alle Lande der Chriſtenheit genoß, daß ihn Papſt Urban IV. im Jahre 1261 nach Rom berief, und ihn mit kirchlichen Ehrenſtellen, ja ſelbſt mit dem Purpur zu bekleiden gedachte. Allein Thomas ſchlug jede Würde beharrlich aus; er wollte als einfacher Bruder leben und ſterben. Als ihm Urban's Nachfolger, Clemens IV., ohne weitere Umſtände das eben erledigte Erzbisthum Neapel übertrug, fügte ſich zwar Thomas gehorſam, da die Bulle ſchon ausgefertigt war, erſchien aber ſo betrübt und niedergeſchlagen ob der neuen Würde, daß der Papſt ſich erbarmte und die Bulle zurücknahm.

Thomas athmete wieder frei auf und ergab ſich um ſo eifriger dem Lehramte und heiliger Wiſſenſchaft. Insbeſondere begann er nun das herrlichſte und größte ſeiner Werke, die Summa, worin die geſammte chriſtliche Glaubenswiſſenſchaft in einer Tiefe und Klarheit, wie ſeitdem in keinem andern Buche dargeſtellt ward. Abwechſelnd weilte Thomas von nun an in Bologna, Paris und Neapel. Ueberall wollte man den großen Lehrer beſitzen. Als er nach einer

Abwesenheit von 28 Jahren in sein Vaterland zurückkehrte, glich sein Einzug in Neapel einem Triumphe. Leider sollte seine irdische Laufbahn bald zu Ende gehen. Gegen das Ende des Jahres 1273 stellten sich krankhafte Zustände ein, welche Thomas bestimmten, alle Studien bei Seite zu legen, und sich nur mehr mit der Vorbereitung zum Tode zu beschäftigen. Dieser erfolgte bald. Papst Gregor X. hatte ein allgemeines Concil nach Lyon ausgeschrieben und auch Thomas dahin berufen. Krank und schwach, wollte er dem Rufe gehorchen, gelangte aber nur bis Fossanuova, einer Cisterzienserabtei, woselbst er die Sterbsakramente mit glühender Andacht empfing und am 7. März 1274, erst 49 Jahre alt, verschied. Seine Heiligsprechung erfolgte im Jahre 1323. Papst Pius V. befahl, daß sein Fest gefeiert werde wie das der vier großen Kirchenlehrer Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregor des Großen.

Gleich einer Sonne war dieser große Geist am Himmel der Kirche aufgegangen, erleuchtend und belebend sein Jahrhundert und die nachfolgenden Geschlechter. Sein Biograph, Wilhelm de Thoco, gibt folgende einfache Charakteristik des großen Mannes: „Er war in der Meinung von sich selbst schlechthin demüthig, an Körper und Geist vollkommen rein, fromm im Gebete, klug im Rath, überfließend von Liebe, hellen Verstandes, scharfen Geistes, sichern Urtheils, treuen Gedächtnisses, über das Sinnliche fast beständig erhoben, ein Verächter aller zeitlichen Dinge.“ Dem geistigen Charakter entsprach seine Leibesbeschaffenheit. Er war groß und schlank, vom zartesten Baue, doch kräftig in Muskeln, hatte einen großen Kopf und blasse Farbe.

Was Thomas als Licht der Kirche für alle Zeiten geworden, verdankte er indessen keineswegs nur natürlichen Gaben, vielmehr war sein Weg ein anderer, als der gewöhnliche: es war der Weg des Gebetes und des beständigen Wandels in Gottes Gegenwart.

Wie wäre es sonst begreiflich, daß dieser außerordentliche Mann im Verlaufe eines so kurzen Lebens von etwa zwanzig Jahren jene ungeheure Masse von Schriften, voll des reichsten und tiefsten Inhaltes verfaßt hätte, deren gründliches Studium von dem Geübtesten schwerlich in kürzerer Zeit, als sie geschrieben, vollendet werden möchte. Bei der Abfassung dieser Bücher war Thomas beinahe anhaltend außer sich; die um ihn waren, wußten beinahe von jedem Buche zu erzählen, welche Gesichte ihm dabei zu Theil geworden. Sie hatten dabei mehr als einmal Gelegenheit, zu erstaunen, wenn sie wahrnahmen, wie er bisweilen gleichzeitig drei Schreibern über verschiedene Gegenstände in die Feder diktirte; so daß es überall schien, als käme

ſein Wiſſen, wie aus dem Quell göttlicher Fülle in einer Strömung auf ſein Haupt herab, und er theile den Strom dann nur in verſchiedenen Adern in ſeine Bücher aus. Er beſaß aber die Gabe des Gebetes in einem ungemein hohen Grade, und richtete daſſelbe vorzüglich an's Altarsſakrament; deßwegen er auch während der Meſſe oft in Verzückung fiel. Außer der Zeit, die er kurzem Schlafe und den übrigen Lebensbedürfniſſen gönnte, hatte er alle übrige dem Gebete, dem Predigen, Nachdenken, Leſen und Arbeiten zugetheilt; und dieſe Ordnung führte ihn, beſonders zur Nachtzeit, häufig in die Kirche, wo er, vor den Altären hingeworfen, erlernte, was er nachher der Schrift anvertraute. Bruder Rainald, lange Zeit hindurch ſein unzertrennlicher Genoſſe, pflegte darüber oft unter vielen Thränen nach dem Tode des Heiligen, ſeinen Ordensgenoſſen zu erzählen: „Brüder! mir hat es mein Meiſter bei ſeinen Lebzeiten unterſagt, die Wunder, die ich an ihm geſehen, bekannt zu machen, worunter das auch geweſen, daß er ſein wunderſames Wiſſen nicht durch eigene Anſtrengung, ſondern durch Gebet erlangt, denn ſo oft er zu ſtudiren, disputiren, leſen, ſchreiben oder zu dictiren ſich vorgeſetzt, begab er ſich zuerſt in's Gebet, und vollbrachte es unter vielen Thränen, um göttlichen Beiſtand zu erlangen. Es wurde ihm gewährt, wie er gewünſcht, ſo daß, wenn er ungewiß niedergekniet, er wohl unterrichtet aufzuſtehen pflegte. Als er, fuhr Rainald fort, über Iſaias ſchrieb, und die tiefen Geheimniſſe des Propheten erklärte und deutete, kam er an eine Stelle, deren Verſtändniß ihm nicht zu ſeiner Zufriedenheit gelingen wollte. Er hatte darum mehrere Tage lang unter Faſten und Beten ſich geängſtigt. Endlich wurde ihm, was er in ſolcher Beharrlichkeit geſucht; und als er bei nächtlicher Weile zu Bette gegangen, hörte ich reden, ohne zu vernehmen, mit wem; ich vernahm nur den Laut, ohne den Gegenſtand, über den geredet wurde, zu kennen. Wie das Geſpräch aufgehört, rief Thomas: Sohn Rainald, ſtehe auf, zünde ein Licht, nimm den Bogen, worauf du zuvor über Iſaias geſchrieben, und bereite dich auf's Neue zum Schreiben. Der Bruder that, wie er ihn geheißen; und nachdem er lange an dem geſchrieben, was der Heilige mit ſolcher Leichtigkeit dictirte, als ob er es aus einem Buche abläſe, ſagte ihm Thomas nach wohl einer Stunde: Gehe nun zur Ruhe, mein Sohn! denn es bleibt noch viele Zeit dazu. Dieſer, begierig das Geheimniß des Meiſters inne zu werden, warf ſich ihm unter Thränen zu Füßen und ſagte: Ich werde von dieſer Stelle nicht aufſtehen, du habeſt mir denn zuvor geſagt, mit wem du dieſe Nacht geredet, und alſo redend beſchwor er ihn im

Namen des Herrn. Da Thomas ſich lange geweigert, ſagend: Sohn! es iſt dir nicht vonnöthen, dieß zu wiſſen, mußte er endlich ſich entſchließen, die Wahrheit zu geſtehen. In Thränen ausbrechend, ſagte er daher: „Mein Sohn! du biſt in dieſen Tagen Zeuge meiner Betrübniß geweſen, um des Zweifels willen, den ich über dieſe Stelle gehabt, deren Deutung ich mir von Gott erfleht. Dieſer hat heute meiner ſich erbarmt und die Apoſtel Petrus und Paulus mir geſendet, durch die ich ihn gebeten, und die mich nun in Allem auf's Beſte unterrichtet. Aber um Gott gebiete ich Dir, dieß bei meinem Leben Niemanden zu offenbaren.“ — Nicht lange vor ſeinem Tode hatte Thomas in Neapel in der Kapelle die Meſſe geleſen; war während dem Verlaufe derſelben auf eine wunderbare Weiſe bewegt worden, und hörte von dem Augenblicke an, in der Summa bei der Abhandlung von der Reue abbrechend, zu ſchreiben auf. Rainald und die Seinigen wurden deßwegen auf's Aeußerſte beſorgt; der erſte drang inſtändigſt in ihn, daß er den Grund ihm offenbare. Er weigerte ſich lange, endlich, nachdem er ihn zum Stillſchweigen verpflichtet, ſagte er ihm: Alles, was ich geſchrieben, erſcheint nur wie Spreu im Vergleiche mit dem, was ich heute geſehen und was mir offenbart worden.

V. Zeiten der Herstellung und des Verfalls des heil. röm. Reichs.

1.

Rudolf's I. Krönung.

Unerwartet empfing der mächtige Graf von Habsburg die Botschaft seiner zu Frankfurt geschehenen Erwählung zum deutschen König. Sein guter Ruf und Charakter hatten die Wahl herbeigeführt. Sogleich zog Rudolf nach Frankfurt, und von da geleiteten ihn die Kurfürsten und Viele aus der schwäbischen und rheinischen Ritterschaft nach Aachen. Ueber drei Meilen lang war der Zug von mehr als zwanzigtausend Bewaffneten. Viele der Bischöfe und Fürsten, der Aebte und Grafen, begleitet von den Freien, welche Hofdienste hatten nehmen wollen, oder Lehen von ihnen empfangen. Ministerialen folgten, die den königlichen Besitzungen pflichtig waren, aber sie kamen in geringerer Zahl, als es hätte sein sollen, denn zu viel war dem Reich entzogen worden Geschlechter und Bürger der Städte beschlossen den Zug, froh über die Aussicht, einen Herrn und Richter über sich, über ihre Nachbarn, über ihre Bischöfe zu haben. Vermischt unter Allen, aber nicht die Unwichtigsten, waren Lombarden (Kaufleute), auch Juden mit Packrossen, Mauleseln und Kamelen, die mit dem Köstlichsten von dem beladen waren, was Italien, Byzanz und besonders die Karavanen des Orients an die asiatischen Küsten und von dort des aufblühenden Venedig's Schiffe in diese Meeresstadt gebracht hatten. Alles zu Pferde, Alles geschmückt in den malerisch farbenreichen Trachten der Zeit, die nicht Mode, sondern die Laune eines Jeden, Vermögen und Wohlansehen bestimmte; Alles fröhlich in der schönen Herbstzeit, Alles zufrieden, denn der Wunsch eines Jeden war erreicht. Das zerrissene Vaterland fühlte sich jubelnd wieder unter einem gemeinsamen Haupte geeint; vor dem versöhnenden König verschwand aller Parteiunterschied; die des ehedem guelfischen

Anhanges drängten ſich zu ihm, aber auch die Namen, die unter den Hohenſtaufen ſo oft gehört wurden, waren in dem Gefolge zu vernehmen.

Zu Mainz übergab ihm der Erzbiſchof die noch übrigen Reichskleinodien und Inſignien, ſeit Richard's Tode dort bewahrt. Auf Dienstag den 24. Oktober war die Krönung zu Aachen beſtimmt, und der Volksandrang ſoll ſo groß geweſen ſein, daß die niedrigſte Schätzung der Anweſenden auf Zweimalhunderttauſend angenommen wird. Feierlich war die Krönung des Königs, die ſo wie jene der Königin, der Erzbiſchof von Köln mit Zuſtimmung deſſen von Mainz vollzog. Als aber nach derſelben die Fürſten huldigen ſollten und die Belehnung zu ertheilen war mit dem kaiſerlichen Scepter, da fehlte dieſes; es war in der Verwirrung der Zeiten verloren gegangen. Die Fürſten ſtutzten; manchen war Aufſchub wohl erwünſcht. Schon ward die Frage laut, ob ohne Scepter belehnt werden könne; es hieß: ein neues ſollte beſtellt, bis dahin die Belehnung aufgeſchoben werden. Da ſchritt der König zum Altar, ergriff ein Crucifix, küßte es und rief aus: „Dieſes Zeichen, in dem die ganze Welt erlöſet worden, kann wohl auch ein kaiſerliches Scepter vertreten.“ Die Fürſten ſchwiegen und küßten das Kreuz, mit dem die Belehnungen vollzogen wurden.

So ſehr hatte der Geiſt der Ordnung, die Achtung für das Anſehen des Reichs und für die, ſonſt wie Heiligthümer verwahrten, Sinnbilder der kaiſerlichen Macht und Majeſtät, alle Fürſten verlaſſen, daß kein weltlicher gefragt hatte, wo die Kleinodien und ob alle da wären, kein Geiſtlicher ſich um den Zuſtand derſelben bekümmert hatte. Daß das Scepter fehlte, überraſchte ſie, und es konnte als ein Glück angeſehen werden, daß nicht mehr abging. Es war aber ein Glück, daß ein Scepter fehlte, denn dadurch ward dem König die Veranlaſſung, das allerheiligſte Zeichen zu ergreifen, welches ihn daran erinnern mußte, er ſelbſt ſei nichts anders als der Lehenträger des Allerhöchſten. Und wie er in deſſen Namen und mit deſſen Zeichen die Belehnungen vollzog, ſo mußte er durch die Dauer ſeines Lebens, ſo oft er es wieder anblickte, an ſeine Verpflichtung, die Fürſten mußten an den großen Moment feierlich gemahnt werden. So hob dieſes Symbol die Macht des erſten Königs der Chriſtenheit zu der glanzvollſten, aber auch mildeſten Herrlichkeit. Das Vergangene verſöhnend, das Kommende von Anbeginn an heiligend, wies dieſes Zeichen einzig auf den Allerheiligſten, den Allverſöhner. Es war der ſchönſte Moment im Leben Rudolf's. Durch die demuth-

volle Ergebenheit, welche ſich dadurch ausſprach, verſöhnte und heilte er mehr und beſſer als durch alle Thaten ſeines Lebens zuſammengenommen.

2.

Reichstag zu Nürnberg.

Durch die Anweſenheit vieler deutſchen geiſtlichen Herren auf dem Concil zu Lyon konnte der König erſt im November 1274 ſeinen ſchon vor einigen Monaten nach Frankfurt angeſagten erſten Reichstag zu Nürnberg im Verein mit den meiſten der Fürſten und Stände abhalten. Sie kamen in ſeltener Vollzähligkeit. War es doch ſeit mehr als dreißig Jahren wieder die erſte Verſammlung der Stände deutſcher Nation um einen deutſchen Oberherrn, der ohne Zwieſpalt gewählt, ohne Gegenkönig, in größter Einigkeit mit der Kirche vorſaß, und mit ihnen über das Wohl des neu erſtandenen, wieder beruhigten Vaterlandes ſich berieth. König Ottokar von Böhmen und Herzog Heinrich von Bayern erſchienen nicht; erſterer, weil er wegen der Wahl als Widerpart ſich gezeigt; letzterer, weil er zu Ottokar ſich neigte, und, wie es heißt aus Groll, weil von der Konradin'ſchen Schenkung der ſeinem Bruder, dem Herzog Ludwig gehörende Theil allein beſtätigt worden war.

Der König ſaß zu Gerichte, hörte und ſchlichtete alle Klagen. Jedermann hatte Zutritt bei ihm. Es wird erzählt, daß, als die Wache einen armen Mann abwies, Rudolf geſagt haben ſoll: „Ward ich denn König, um verſchloſſen zu ſein?“ Und er konnte es nicht ſein, er und die deutſchen Könige jener Jahrhunderte konnten es weniger ſein, als ihre Zeitgenoſſen auf andern Thronen, weniger, als ihre Nachfolger. Die Herrſcher der andern Reiche kamen nach Erbefolgegeſetzen auf den Thron ihrer Vorfahren, ſie und ihre Eigenſchaften waren von früher bekannt, ſie hatten Freunde, Anhänger und Diener ſich im Voraus erwerben können, durch deren Hülfe ſie ſahen, ordneten und ſich Gehorſam verſchafften. In Deutſchland war es anders; das Wahlreich brachte einen ungeheuern Unterſchied hervor. Ueberdieß war eine große Hausmacht den Königen anderer Reiche zu eigen; der Vater mehrte ſie für den Sohn, der Oheim für den Neffen. In Deutſchland gab es noch Reichsgut, den Königen zur Nutznießung beſtimmt, welches aber durch die Begierde, den Thron zu beſteigen, durch Verheißungen im Voraus, jedesmal verringert ward. Es war durch das ganze Reich zerſtreut. Von einer Stadt, von einer Burg zur andern zogen die Könige der Deutſchen ſeit den früheſten

Zeiten herum. Sie waren ohne bleibende Stätte; doch ſie machten dieſe Züge als oberſte Richter über Alle, patriarchaliſch verehrt, Befeſtiger eines jeden Bandes, welches locker zu werden drohte, Aufrechterhalter der Ruhe und Sicherheit, allgemeine Schützer und Schirmer. Dabei muß wohl bedacht werden, daß nicht von Oben herab regiert ward, ſondern von Unten hinauf; das heißt: es ward einzig getrachtet, das Beſtehende zu erhalten und nur Abhülfe auf Bitten um Beiſtand, Abänderung auf Vorſtellung und nach genommener Ueberzeugung, daß es gut ſei abzuändern, beſchäftigte die oberſten Richter, die Könige. Solche Vorſtellungen wagte aber Niemand, es ſei denn, wenn ſie mit dem Herkommen und mit dem gegebenen, ſtets heiligen, Worte in Einklang waren. Da war Regieren nicht gleichbedeutend mit Geſetzmacherei.

So wie die Sicherheit der Straßen die erſte Sorgfalt des Königs ſein mußte, ſo war es ſeine Pflicht, für die Erleichterung des Verkehrs zu ſorgen und der Willkür der Wegelagerer ein Ziel zu ſetzen. Denn in der traurigen Zeit von Rudolf's Wahl hatten Landherren, die ſich ſcheuten und ſchämten zu rauben, auf eine anſcheinend ordnungsmäßige Weiſe getrachtet, einen Theil der Güter der Handelszüge an ſich zu bringen, indem ſie eine Unzahl neuer Zölle nach Gutdünken errichteten, und wo dieß nicht geſchah, da wurden die Sätze der alten erhöht. Erſtere ganz abzuſchaffen nahm ſich der König vor, den Beſitzern der letztern ſchrieb er: „Zu unſern Ohren dringt der Schrei der Armuth; ihr belaſtet die Reiſenden unerträglich; laßt ab vom unrechten Gut und nehmet nur das, was euch gebührt; wiſſet, daß Wir Alles aufbieten werden, um Frieden zu ſtiften und das Recht in Kraft zu erhalten.“ Wegen den häufigen Frevels gegen die öffentliche Sicherheit ließ er ausrufen, daß Friede auf den Straßen ſei und Niemand es wagen ſolle, ſich daran zu lagern und Reiſende niederzuwerfen und zu plündern.

Auch die Fürſten mußten erfahren, daß ſie nunmehr einen Herrn hätten, einen von der ſtrengſten Gerechtigkeit beſeelten. Seit dem Bannſpruch über Kaiſer Friedrich II., durch die Zeiten der Parteiwirren und der ſchwachen und abweſenden Könige, dann bei unbeſetztem Throne konnte das oberſte Gericht des Reichs nicht mit dem gebührenden Anſehen, folglich auch nicht mit dem nöthigen Erfolg verwaltet werden. Da die kaiſerliche Würde zu ſinken begann, ſo war es unmöglich geweſen, die des kaiſerlichen erſten Richters in Glanz und Macht zu erhalten. Jetzt aber bei Herſtellung der Ordnung ward die des richterlichen Anſehens eine der erſten Pflichten Rudolf's. Er ſah die Nothwendigkeit ein, die alte Würde des Pfalz-

grafen bei Rhein, des Richters über die Richter und über die Fürsten, in vollster Kraft wieder aufleben zu machen. Am glänzendsten geschah es, indem er ihr bei Klagen gewissermaßen sich selbst unterwarf. Ein solcher Beweis von Gerechtigkeitsliebe des Königs mußte die Fürsten um so mehr erfreuen, als damals Herzog Ludwig von Bayern Pfalzgraf bei Rhein war, ein durch strenge Rechtlichkeit berühmter Herr. Diese Eigenschaften waren um so unerläßlicher, als die pfalzgräfliche Macht so groß war, daß Unparteilichkeit zu denen Pflichten gehörte, die am schwersten zu erfüllen waren. Kläger und Richter konnten aber nicht in der Person des Königs vereinigt sein. Deßhalb ließ Rudolf am 19. November auf einem feierlichen Hof feststellen, daß der Pfalzgraf zu entscheiden habe in allen Rechtsfragen, die der König gegen einen Fürsten stellt. Und wie dann die erste Frage darin bestand, an sich gezogenes Reichsgut zurückzustellen, so ward auch bestimmt, daß der König alle Reichsgüter, welche Kaiser Friedrich II. vor dem Kirchenbanne besessen, und überhaupt alles zu dem Reiche Gehörende in Besitz nehmen solle. Viele Lehen waren durch die letzten Zeiten dem Reiche heimgefallen, aber von den Nachbarn derselben oder von unbefugten Verwandten in Besitz genommen worden; sie mußten zurückgestellt werden. Aber auch die rechtmäßigen Nutznießer mußten um Erneuerung der Belehnungen nachsuchen. Deßwegen ward geordnet, daß jeder Vasall, der binnen Jahr und Tag seine Lehen nicht erneuere, derselben verlustig werde, wenn er der an ihn erlassenen Vorladung nicht folge; daß also der Pfalzgraf den in diesem Falle befindlichen König von Böhmen vorladen solle.

Die Fürsten und Grafen, die Freien und Städte ließ Rudolf vor dem Aufbruche des Reichstages schwören, den Landfrieden gewissenhaft zu beobachten, denn von ihnen mußte die Ordnung ausgehen. Auch wurden alle kaiserlichen Satzungen und geschriebenen Rechte vorgelesen; denn wohl war zu vermuthen, sie seien dem Gedächtniß Vieler entfallen und Keiner sollte sich mit Unkenntniß derselben entschuldigen. Jedenfalls mußte gezeigt werden, der neue Herr sei Willens, diese Satzungen und Rechte kräftig zu handhaben. Durch die ganze Regierungszeit Rudolf's ließ er nie in dem Bestreben nach, Frieden zu verkünden, zu stiften, zu erhalten. Ein Bestreben, welches durch die nächsten zwei Jahrhunderte bei keinem König der Deutschen so glänzend hervortritt und welches auch keiner seiner Vorgänger in diesem Maße bekundete. Durch Frieden im Lande, durch Beschirmung des Lebens, des Eigenthums, des Handels und seiner Waarenzüge der Reisenden und der einzeln oder in kleinen

Communen Wohnenden, durch Einführung eines Zuſtandes der Ruhe und Ordnung, ohne welchen nichts von Gedeihen iſt, war es ihm möglich, die kaiſerliche Macht heilſam zu ſtärken. Und als er dieſe Verordnungen und Geſetze durch den ſtrengſten Ernſt, den er die Uebertreter fühlen ließ, in hohem Anſehen erließ, da erfüllte er Deutſchland mit der freudigen Hoffnung, Treue, Glauben und Recht würden neu aufblühen, durch das ſchönſte Beiſpiel des Herrſchers belebt.

Wie hätte nicht ſein Volk ſich geiſtig um ihn ſammeln und ſich beeifern ſollen, ſeine Erwartungen zu erfüllen, nennen ihn doch ſeine Zeitgenoſſen „den Spiegel und die Krone jeder Mannstugend“ und „feſter denn Diamant an männlichem Preis.“

3.

Rudolf's Sieg auf dem Marchfelde.

Schon lange Zeit war der römiſche König in Oeſterreich beſchäftigt geweſen, ſeine Streitkräfte zu mehren; kein anſehnliches Heer hatte er um ſich; aus dem Innern der neuen Lande kam zwar Hülfe, aber langſam; aus dem Reiche und ſeinen Stammländern vereinzelt, und trotz alles Antreibens wenig und ſpät.

Des Königs wichtigſter Bundesgenoſſe, der ihm am kräftigſten beiſtehen konnte und es auch wollte, war der König Ladislaus von Hungarn. Anfangs Auguſt bezog Rudolf mit dem Heere ein befeſtigtes Lager im Marchfelde. Er harrte mit Ungeduld der verheißenen Verſtärkungen. Jeden Tag ward ſeine Lage bedenklicher, denn er mußte glauben, Ottokar würde in Eilmärſchen gegen ihn anrücken. Und was dann? Dieſe Beſorgniſſe verdüſterten des Königs Sinn. Nur Hungarns Hülfe konnte dieſe Mißgeſchicke abwenden. Da ſandte er zum dritten Male an König Ladislaus von Hungarn, ihn zu beſchwören, ſo eilend als möglich, wenn auch nur mit dem leichten, jedoch ſtets mit dem größern Theil ſeines Heeres zu erſcheinen.

Kriegsvolk aus Oberöſterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain, Tirol, Salzburg und auch einiges mit dem Grafen Albrecht aus den Stammlanden und vom Rhein, fanden ſich ein. Von Schwaben und aus Franken waren ſtreitbare Mannen gekommen. Doch unter allen Namen glänzt keiner der großen Reichsfürſten. Es ſtand ihm auch erwieſen keiner bei, als der Pfalzgraf Ludwig, Herzog Albrecht von Sachſen und Landgraf Heinrich, Herr von Heſſen. Die andern waren theils feindlich geſinnt, theils in die Unmöglichkeit verſetzt zu erſcheinen, oder auch nur Hülfsmannſchaft zu ſenden. Biſchof Hein-

rich von Baſel, Rudolf's alter Freund, traf noch zu rechter Zeit ein mit hundert wohlgerüſteten Helmen und einer guten Schaar geübter Bogenſchützen.

Da kam die Nachricht, Hugo von Tauffers hätte das hungariſche Heer ſchon bei Preßburg getroffen, dort ging es über die Donau, dann gleich über die March in das Lager des Königs.

Dieß gab Troſt; Rudolf's Herz wurde wieder fröhlich, Dank dem Worthalten des jungen Königs und der Reichsverweſer Hungarns.

Und ſie erſchienen drei Tage nach Ankunft der Baſeler im Lager bei Marcheck an der Spitze eines Heeres von zwanzigtauſend Mann auserleſenen Fußvolks und einer zahlreichen Reiterei, jenes ſchon damals als ſehr tapfer berühmt, dieſe theils Hungarn, theils Kumanen, auf kleinen Pferden, ſchwer anzugreifen, raſch beiſammen, eben ſo ſchnell nach allen Seiten auseinanderſtäubend. Freitag, der liebſte Schlachtentag Rudolf's (den 26. Auguſt) früh vor ſechs Uhr zog das vereinigte Heer über die Hügel und erblickte den Feind jenſeits des Weidenbachs auf der Ebene. Zwiſchen den Heeren war das Land theilweiſe mit Rohr bewachſen und hatte den Anſchein eines Sumpfes.

König Ottokar hatte ſein Heer in ſechs Haufen und eine Nachhut getheilt. Der erſte beſtand aus dem größten Theil der Böhmen; die Mährer und Böhmen von Pilſen bildeten den zweiten, Meißner und Thüringer den dritten, Schleſier, Polen, Reußen den vierten und fünften, Ottokar ſelbſt führte den ſechsten Haufen, der über neunthalbhundert ſächſiſche und bayeriſche Helme ſtark war. Dann bildeten Böhmen die Nachhut. Ihnen ſoll Ottokar ſeine Perſon nicht mehr anvertraut haben.

Des Abends vorher und noch am frühen Morgen hatte Ottokar Gold und Gut mit größter Freigebigkeit geſpendet, vermeinend, dadurch Viele ſich anhänglicher zu machen und bei Manchen auch es erreichend. Es trat vor ihn ein thüringiſcher Ritter und Herbord von Füllenſtein; ſie verhießen, wenn ihnen Gott das Leben ſchenke, wollten ſie den römiſchen König zur Erde bringen. „Dafür ſoll euer Geſchlecht ſich ausbreiten," entgegnete Ottokar. Barfüßer und Prediger eilten in den Reihen auf und ab, von der Gerechtigkeit der Sache Ottokar's redend, und wie der römiſche König Böhmen und Mähren einnehmen wollte, ihnen zum äußerſten Schaden. König Ottokar ſelbſt ließ die Kriegsfürſten und Häupter zuſammentreten, ſtellte ſich mit ſilberner Rüſtung in ihre Mitte, eine Krone von Edelſteinen auf dem Helme, und ſprach ihnen feurig zu mit begeiſternden Worten.

Des römiſchen Königs Macht war in vier Haufen und in eine Nachhut getheilt. Dieß geſchah nach dem Rathe Hugo's von Tauffers, der in den Kriegen der Lombarden erfahren war. Die erſten beiden Haufen beſtanden aus Hungarn. In dem dritten, den Rudolf ſelbſt führte, waren die Steirer, Kärnthner, Krainer, Salzburger, Schwaben, die Mannen der Stammgüter und die vom Elſaß. Die hundert von Zürich ſollen voran geweſen ſein, denn der König ſoll geſagt haben: „Sehet auf dieſe, noch nie ſah ich einen Züricher einen Fuß hinter ſich ſetzen.“ Ihm zur Seite war ſein Sohn Albrecht mit einer Rennfahne, worauf zum Zeichen eines Gelübdes ein rothes Kreuz auf weißem Grunde glänzte. An der Spitze der Oeſterreicher, welche die vierte Abtheilung bildeten, flatterte ihr Banner, geführt von dem mehr als hundertjährigen Landrichter Otto von Haslan.

Die Nachhut, eine erleſene Schaar von dreihundert Rittern, ſtellte der König auf eine Anhöhe. Er hatte ſie zuerſt dem Grafen Heinrich von Pfannenberg übergeben wollen; dieſer lehnte es ab, „dem König ob der Zumuthung verzeihend.“ Darauf erſuchte er den langen Ulrich von Kapellen und Konrad von Sumerau. Sie übernahmen den Auftrag, jedoch ungern, als vielleicht ihrer Ehre nachtheilig und erklärten ihn den Andern von Adel, um üble Nachreden zu vermeiden.

Auf des Königs Geheiß rückten die beiden Flügel vor; das Ganze war mit nie geſehener Kunſt geordnet. Er ſelbſt war in gemeiner Tracht, unſcheinbarem Panzer und Helm. Er war vor jedem ausgezeichneten Anzug gewarnt worden wegen der vielen gegen ihn Ausgeſendeten. In Begleitung des nach ſeinem Orden als Minorit gekleideten, gewaffneten Biſchofs, Heinrich von Baſel, durchritt Rudolf nachmals die Reihen, ſprach mit Vielen, ermahnte Alle, und zeigte ihnen den Feind. „Den Eidbrüchigen ſollten und könnten ſie ſchlagen, denn Gott beſchütze mit Wohlgefallen ihre gerechte Sache. In ſeinen Willen möchten ſie ſich ergeben.“ Dieſe Worte voll Demuth und Kraft mußten die Seinen befeuern. Biſchof Heinrich hielt das feierliche Hochamt. Das ganze Heer bereitete ſich zum Tode. Chriſtus war die Loſung; „hie Rome und romiſch Reich alle Tag“ das Feldgeſchrei. Die Ritter und Edlen waren in ihrem beſten Schmuck, mit goldenen Ketten und Zierrath angethan, mit ſammetnem Aufſchlag und Vorſtoß und mit ſammetnem Wallrappen in Gold und Farben geſtickt.

Die Kumanen waren unterdeß beordert worden, den Feind auf-

zureizen; sie kamen an das Rohr, und als sie versuchten, durchzureiten, fand es sich, daß der Grund trocken war; sie meldeten es und dieß entschied den Schlachtplatz. Nun war der entscheidende Augenblick gekommen. Die Ehre und der Bestand von Habsburg, die Ruhe und Wohlfahrt des Reiches, die Gestalt von Europa hingen von dem Ausgange des Tages ab.

Jetzt gab der König dem Burggrafen Friedrich die Sturmfahne in die Hand, und als die Schlachthaufen langsam vorrückten, begann Herr Heinrich, Bischof von Basel, den Schlachtgesang:

Sant Marey, Muter und Maid,
All' unsre Not sey dir gechlaidt;

und Herr Rudolf ze Rhyne aus Basel erhob seine Stimme so übermächtig, daß beide Heere sie hörten. Die Mannen des Königs stimmten ein, feierlich langsam. Von dem feindlichen Heere erscholl Gospodino Pomeloido (Herr erbarme Dich!) Da traf es sich, daß Heinrich Schorlin aus Basel, ein Dienstmann des dortigen Bischofs, seinen gewaltigen unbändigen Streithengst nicht mehr bezwingen konnte; er ging durch, gerade in die Reihen der Feinde. Der Bischof rief seinen Leuten zu, ihn herauszuhauen; alle schrien ihm nach: „Reit zu! Reit zu!" Sie glaubten, das Zeichen zum Angriff sei gegeben, und in gewaltigem Sprengen ging es vorwärts. Nun ließ Rudolf die Posaunen und Heerpauken ertönen. Alles stürmte auf den Feind, der aber hielt festen Stand und der dritte Haufen, von dem römischen König selbst geführt, prallte ab und wich zurück. Graf Heinrich von Pfannenberg war unter den ersten Verwundeten und ward aus der Schlacht getragen. Tapfer stritten die Steirer fort, nunmehr den Burggrafen von Nürnberg an ihrer Spitze; nicht minder die Grafen von Tirol, von Heunburg und von Ortenburg und die Mannen des Erzbischofs von Salzburg. Besonders zeichnete sich der rüstige Bischof von Basel aus, dießmal Krieger allein; auch die Schwaben bewährten ihre alte Tapferkeit, und die Hungarn fochten mit glänzendem Muth in seltener Eintracht mit den Deutschen. Zu jung, um mitzustreiten, blickte ihr König von einer Anhöhe auf den Kampf.

Mehrere Stunden hatte die Schlacht gewährt. Die Kämpfenden hatten sich ausgebreitet an die Hügel und an die March bis zum Weidenbach. Die Hitze des Tages nahm zu, und dem alten Haslauer wankte das Banner Oesterreichs in der ermatteten Hand. Rasch ergriff es Heinrich von Lichtenstein, stürmte auf den Feind los, Alle ihm nach.

Trotz des einfachen Kriegskleides ward der römiſche König an ſeiner Geſtalt und an ſeiner Haltung erkannt. Ritter Herbord rannte auf ihn mit eingelegter Lanze, doch der König, in jeglicher Art des Kampfes ſehr geübt, traf ihn mit der ſeinen ſo kräftig, daß er bewußtlos zu Boden ſtürzte.

Der Ritter aus Thüringen verſuchte, dem böhmiſchen König ſein Wort zu löſen, und kam mit vier andern heran. Einige ſeiner Begleiter wurden von Rudolf's Leibſchaar zu Boden gerannt, er ſelbſt, vereint mit dem von Wolken, ſtach des Königs Roß nieder, daß es in den Bach ſtürzte. Rudolf fiel und deckte ſich mit dem Schilde vor den Hufen des Pferdes. Da ſtellte ſich Heinrich Walther von Ramſchwag, ein Schweizer, vor ſeinen Herrn, wendete den auf ihn geſetzten Pfahl ab, hob ihn auf, und hielt den Feind zurück, bis Hülfe käme; nicht vergebens; denn Ulrich von Kapellen hatte von dem Hügel Alles geſehen, und brach mit ſeinen Dreihundert mit Blitzesſchnelle herab auf das Schlachtfeld zu dem König. Im Getümmel entkam der Thüringer. Als aber der Kapellen dem König ſein Pferd anbot, erwiederte er heldenmüthig: „Sorget nicht um den Einen, dorthin eilet, dort thut es Noth.“ Schnell eilten ſie alle wieder in die Schlacht, und während die beiden Flügel in die Flanken des Feindes fielen, rannte der Kapellen mit ſeinem Haufen gerade auf die Leibſchaar König Ottokar's los. Wie er an ſie prallte, wankte ſie von Entſetzen ergriffen. Da ſchrie plötzlich der Markgraf von Hachberg überlaut: „Sie fliehen!“ Die Seinen ſchrien es ihm gräßlich nach, und die Reihen der Feinde wurden geſprengt; jetzt aber war der Augenblick gekommen, in welchem die Nachhut ihre Pflicht zu thun hatte. Wohl ließ der König von Böhmen, der die ganze Schlacht als Held gefochten, das Zeichen dazu geben; ſie erſchien nicht. Er ſendet Eilboten an den Befehlshaber Milota mit dem Befehl, alſogleich in die Feinde zu brechen. Keine Antwort hatten ſie von dem Verräther erhalten, als Hohngelächter.

Da ſah der König von Böhmen, daß der Tag verloren ſei, unwiederbringlich, und ſtürzte ſich in das Getümmel der Schlacht, auf ſeinem reichgeſchmückten Streitroß. Er kämpfte mit einem Rieſenmuthe, Wunder der Tapferkeit vollbringend; aber keine Ordnung war mehr unter den noch Streitenden. Es fielen zwei Brüder, edle Hungarn, den König Ottokar hart an; ſie waren aber nicht die Beſtimmten; er erwehrte ſich ihrer. Da kamen aber zwei andere mit einigen der Ihren, von der blutdürſtigſten Rache getrieben; ſie hatten ſeit Beginn der Schlacht dem König Ottokar zu nahen geſucht; nun

umzingelten ſie ihn und drängten ihn nebſt vier neben ihm zufällig Kämpfenden der Seinen aus dem Getümmel in's Freie. Zwei dieſer wurden getödtet, zwei flohen. Die beiden Ritter ſtürzten auf den König von Böhmen, vom Pferd riſſen ſie ihn und fielen mit Schwertern, Keulen und Dolchen über ihn her. Von dem heißen Tage ermattet, verſprach er ihnen Gold in Fülle. „Bringt mich lebend und gefangen zu euerm Herrn, es ſoll euch wohl ergehen.“ Vergebens. Sie kannten Rudolf und dachten der Rache. „Gedenke Mehrenberg's, gedenke Eichhorn's,“ war die Antwort. Siebenzehn Wunden brachten ſie ihm bei, wüthend, ohne aufzuathmen, die letzte mit einem breiten Dolch den Hals hinab. So fiel der Mächtige und Gekrönte, und die Beiden ergriff Entſetzen ob ihrer That, ſie gedachten ſeiner Macht und ſeiner Kronen, und flohen eiligſt von hinnen.

Einige vom Troß haben ihn dann ausgezogen und beraubt. Heinrich von Bertholdsdorf fand ihn entblößt, kaum kennbar durch Staub, Blut und Wunden, noch athmend; Thränen traten in die Augen des edlen Bertholdsdorf; er holte eilends Waſſer und breitete die Pferdedecke ſeines Knechtes über ihn, der ſein königlicher Herzog geweſen, kniete nieder und legte des Königs Haupt ſich auf den Schooß.

Der römiſche König hatte die Kunde erhalten, Ottokar ſei gefangen; er befahl, man ſolle ihn alsbald zu den Fahnen führen, daß er nicht gemordet werde. Doch bald folgte die Nachricht ſeines Todes. Der König ſprengte hin, wo der erſchlagene Gegner lag; er erſchrack heftig und Rührung war auf dem Antlitz des Edlen zu leſen. „Sehet die Nichtigkeit aller Größe und alles Glückes auf Erden,“ ſprach er zu den ihn begleitenden Rittern.

4.

Adolf's von Naſſau Entſetzung und Tod.

Adolf von Naſſau verkannte die ſchwankende Natur des Bodens, auf dem er ſtand, ein Wahlkönig ohne nennenswerthe Hausmacht, ohne regelmäßige Einkünfte, völlig vom guten Willen der großen und ſelbſt der kleinen Vaſallen abhängig. Der Glanz der Krone blendete ihn. Zugegeben, daß die Forderungen des Habsburgers, des Königs Wenzel, mancher Reichsſtädte und des Vetters Erzbiſchofs Gerhard von Mainz überſpannt waren, einſehen mußte er doch, daß er ſich nicht halten könne, wenn er dieſe mächtigen Reichsglieder zu Feinden habe, von den vielen, minder mächtigen nichts zu ſagen, und

daß es keine Wahl gebe, als wenigſtens die einflußreichſten zu gewinnen oder — abzudanken. Adolf war ein trefflicher Degen, aber durchaus kein Mann der Klugheit und Gewandtheit in Staatsgeſchäften, und was das Schlimmſte, er umgab ſich auch bloß mit tapfern Rittern, den Leuten von der Feder abgeneigt. Vor Mainz bezog Albrecht ein Lager Anfangs Juni 1298. In dieſer Stadt verſammelten ſich (da Frankfurt parteilos nicht öffnen wollte) um den geſchäftigen Erzbiſchof Gerhard nach langen Worten der Herzog Rudolf von Sachſen, der Markgraf Otto der Lange von Brandenburg, vielleicht auch Markgraf Otto IV. mit dem Pfeil, der Herzog Caſimir von Oppeln, als Abgeſandter des böhmiſchen Königs und ein Bevollmächtigter des Kölner Erzbiſchofes, und dieſe maßten ſich an, den römiſchen König Adolf, Grafen von Naſſau, durch dreimaliges Berufen vom Chor im Dome vorzuladen, daß er ſich wegen gräulicher Anklagen rechtfertige. Dem beſtellten Gerichte ſaß der Erzbiſchof Gerhard vor, der Herzog von Sachſen und der von Oppeln traten als Kläger auf. Bezüchtigt wurde Adolf des Meineids, der Wortbrüchigkeit, der Verletzung ſeiner eigenen Handfeſten, der Beſtechlichkeit als Richter, der Nichtaufrechthaltung des Landfriedens, der Annahme des Soldes von einem Geringern (dem König von England); auch ward von ihm aufgerechnet, was manche ſeiner wilden Söldner an Kirchen und Klöſtern gefrevelt, und überhaupt, daß er das Reich nicht gemehret, ſondern gemindert habe. Eidliche Ausſagen mußten das Alles erhärten, ſcheinbar wurde König Adolf dreimal zitirt vor das Kurfürſtengericht, obwohl der Pfalzgraf fehlte, welchem angeblich das Citationsrecht zuſtand, und nachdem man ſo obenhin einige Förmlichkeiten beobachtet, wurde der Spruch der Entſetzung gefällt. Tags darauf bei Sonnenaufgang verſammelten ſich die genannten Kurfürſten und Botſchafter und erklärten einhellig, daß Keiner im Reiche der nun erledigten königlichen Krone ſo würdig ſei als Albrecht von Habsburg, Herzog von Oeſterreich und Steier, wegen ſeiner Ehre und Kraft, ſeines Reichthums und männlichen Muthes, ſeines Geiſtes und ſeiner Tugend, deßhalb wäre er guter Schirmer und Vogt. — Bei dem Läuten aller Glocken und dem Zuſtrömen des Volkes traten ſie in St. Martin's Dom auf den Hochaltar zu und ſchworen mit gen Himmel erhobener Hand: vor ſechs Jahren ſei von ihnen, weil ſie keinen Würdigern gekannt, Graf Adolf von Naſſau zum Thron berufen worden; Anfangs habe er ſich weiſe benommen, bald aber allen guten Rath verachtet, und ſich der Krone unwürdig gezeigt; deßhalb hätten ſie den Entſchluß gefaßt, ihn abzuſetzen und

dem heiligen Vater es kundgethan. Nunmehr vollzögen ſie dieſes und wählten hiemit den Herzog Albrecht zu ihrem König. Darauf traten ſie vor das Thor und der hierzu beauftragte Erzbiſchof von Mainz rief laut zu dem Volke: „Ich berufe und benenne zu einem König des römiſchen Reiches den Herzog Albrecht von Oeſterreich und Steier.“ Dem Erwählten überbrachte Seitens des Erbmarſchalls Herzog Albrecht von Sachſen, der Erbmarſchall von Pappenheim die Reichsfahne in's Lager vor der Stadt. Zum Entſetzten aber ward ein Bote geſendet mit einem Schreiben, worin ihm, als ſei er nun wieder bloß der Graf von Naſſau, das Vergangene einfach angezeigt wurde. Bereits früher hatte er gegen das ganze Verfahren jener Fürſten als ungeſetzliche Anmaßung Einſprache erhoben (und ohne Zweifel den Papſt als oberſten Schiedsrichter angerufen.) Es ſchlug die Stunde der Entſcheidung. Adolf mußte ſein Recht mit dem Schwerte ſuchen. Bald kam es zum Zuſammenſtoß der Gegner. An der ſüdöſtlichen Abdachung des Donnersberges dehnt ſich ein weiter Thalkeſſel mit einem langen Wieſengrund aus; daran das Zellerthal, endlich die Ebene bis zu dem Rhein.

In dieſem von Bergen und Hügeln faſt umſchloſſenen Thal trafen am 1. Juli die feindlichen Heere aufeinander.

Nach kurzer Ruhe des Heeres theilte es König Adolf in drei Haufen. Es war nicht über 14,000 Mann ſtark. Die Reiſigen und Schildknechte hatten eiſerne Gugelhauben und leinene Koller mit Hanf oder Wollenlumpen geſteppt und darüber Panzerhemden aus eiſernen Ringen, durch welche kein Pfeil dringen konnte. Die Ritter waren in Harniſche, Beinſchienen und Handſchuhe, alles von Stahl, gekleidet, mit dergleichen Helmen, gläuzend mit ſchönen Zierden geſchmückt; ſie ſaßen auf hohen Streitroſſen, meiſt durch eiſerne Ringdecken geſichert. Albrecht hatte dieſelbe Eintheilung ſeines Heeres vorgenommen.

Die Geiſtlichen waren in jedem Heere eifrig beſchäftigt, die Gemüther an den Ernſt des Tages zu erinnern. Bald ſollten viele der Krieger vor dem ewigen Richter ſtehen, unvorbereitet durfte es nicht ſein. Auch von dem guten Rechte des bevorſtehenden Kampfes wurde ihnen vorgeſprochen. Jeder Feldherr ließ den Seinen beweiſen, daß ſie für die gute Sache kämpften. Bei König Adolf's Mannſchaft führte deſſen Bruder, der Erzbiſchof von Trier, das Wort, in Albrecht's Heere der Biſchof von Straßburg. Jeder rief Gott zum Zeugen an; jeder bewies den Meineid des Gegners; jeder begann den herkömmlichen Schlachtgeſang: „Sant Marey Mutter und Maid;“ jedes Heer erwiederte: „All unſre Not ſey dir gechlaid.“

Es brach der 2. Juli 1298 an. Mit dem erſten Sonnenſtrahl tönten die Trompeten; es ging zu Roß in der beſten, ſorgſamſten Rüſtung. Der Vortrab Adolf's zog ſich gegen das Thal von Dreiſen. Da kamen Kundſchafter und berichteten, der Mainzer und Albrecht hätten ſich überworfen, erſterer ſei aus Dreiſen auf dem Rückzug, ſein Lager habe er anzünden laſſen. Es war eine Liſt, um Adolf in eine unvortheilhafte Stellung zu locken. Adolf ſah die brennenden Zelte und den Rückzug der Feinde gegen Kaiſerslautern; er folgte dem Rathe der Seinen, und ließ ſogleich dem abziehenden Feinde nachjagen. Das erſte Treffen gehorchte dem Befehl, als es aber an den Fuß des Haſenbühels kam, wendete Albrecht ſein Heer plötzlich um und erwartete die Bayern und Pfälzer auf der Anhöhe. Höchſt vortheilhaft war dieſe Aufſtellung gewählt, der Angriff bergauf ſehr ſchwierig, der bergab leicht und erdrückend; überdieß ſchien die volle Sonne den Streitern Adolf's in das Geſicht. Als dieſer das Heer Albrecht's in Kurzem ſo trefflich geſchaart ſah, ſprach er zu den Seinen mit Kummer: „Wehe, unſere Freunde, oder vielmehr Feinde haben uns in die Nähe unſerer Gegner ohne Erbarmen überliefert. Fliehen wir, ſind wir Alle verloren, ſtreiten wir, ſo iſt der Ausgang höchſt ungewiß. In der That, unſre Macht iſt zu klein.“ Dann ſagte er zu ſeinem Sohn Ruppert: „Weiche von mir, denn meine Feinde laſſen mich nicht am Leben.“ Doch der Sohn rief aus: „Vater, wohin du gehſt, folge ich dir im Leben und im Tode.“ — „Nun denn, mein Sohn, es iſt beſſer ſterben, als mit Schande leben.“

Da gaben die Trompeten das Zeichen zur Schlacht. Der Pfalzgraf mit den Seinen ſprengten den Haſenbühel hinan, die Kärnthner und Steirer herab; der entſetzliche Stoß brach die Reihen der Pfälzer; Herzog Heinrich ihnen nach; er zerſprengte ſie ganz; doch zu weit durch die Hitze des Kampfes getrieben, ward er in der Ebene von Herzog Otto und ſeinen Bayern zurückgeworfen; ſie verfolgten ihn, wurden aber von den ihm zu Hülfe eilenden Oeſterreichern, in langer Ungewißheit, wem der Sieg zukomme, kämpfend aufgehalten. Als Albrecht ſah, daß der König nicht länger ruhig mit ſeiner Schaar aushalten konnte, und daß derſelbe, als die Bayern die Speere weggeworfen hatten und mit dem Schwerte fochten, trotz des Abmahnens der Seinen neuerdings das Zeichen zum Angriff gab und vorausſprengte, da rief er aus: „Der Sieg iſt unſer!“ und befahl mit den Speeren und deßhalb früher ſchon geſchliffenen Schwertern allein in die Roſſe zu ſtoßen. Adolf ſpornte ſein Streitroß in die Schlacht, er ſtieß auf einen Reiter, oder durch einen andern Zufall, ſtürzte mit

dem Roſſe zu Boden und verlor die Beſinnung; man mußte ihn gegen den Wind legen. Indeſſen kam ſeine dritte Schaar auch in den Streit; dem König Adolf ward ein anderes Roß zugeführt, und obgleich betäubt und gequetſcht, rannte er doch neuerdings in die Feinde.

Die Schlacht, die äußerſt bewegt und heftig war, hatte ſich indeß zum Vortheil Albrecht's gewendet, vorzüglich, weil durch die neue Art des Kampfes, die Pferde zu erſtechen, ſo viele wehrlos geworden waren; die Hitze bei wolkenleerem Himmel war übermäßig und faſt unerträglich. Die Anführer ſelbſt befanden ſich im größten Getümmel; zu Fuß ſtritten die meiſten; Herzog Otto erhielt mehrere Wunden; alle auf beiden Seiten fochten mit dem größten Heldenmuthe. Albrecht, gleich ſeinem Vater in der Marchfeldſchlacht, focht in einer fremden, unſcheinbaren Rüſtung; mehrere Ritter ſeines Gefolges hatten den gelben königlichen Wappenrock mit Adlern angethan, Adolf jedoch ſtritt unbekümmert und mehr ſeinem Muth als der Klugheit folgend, im königlichen Schmuck. Zwei ſolcher Ritter, die als Könige angekleidet waren, ſoll er niedergerannt und getödtet haben; überall, wo es Noth that, ward er geſehen; ſo war er der erſten Schaar zu Hülfe eilend, vorgeſprengt, noch ſchwach von dem Sturze, den Helm deßhalb nicht auf dem Haupte, ſondern an der Kette am Sattel hängend. Da brach plötzlich ein Hinterhalt hervor und von dem Kriegsberg herab. Adolf ward umzingelt, enger und immer enger; plötzlich ſtürzte er todt zur Erde. Nach Einigen fiel er durch den Raugrafen, wie Albrecht ſpäter bezeugte; nach Andern „von andern Leuten.“ Die Schlacht dauerte noch eine Weile fort. Albrecht befahl nach dem Tode Adolf's keinen Feind mehr zu tödten, ſondern bloß Gefangene zu machen. Es geſchah auch durch fortwährendes Niederſtechen der Roſſe. Gegen dreitauſend Roſſe bedeckten das Schlachtfeld, ſo ſehr war Albrecht's Befehl befolgt worden. Auch die Roſſe der Herzoge von Bayern waren erſtochen worden, ſo daß ſie geraume Zeit hatten zu Fuß gegen die Kärnthner und Hungarn kämpfen müſſen; dann nach dem Fall Adolf's noch eine Weile tapfer ſtreitend, entfernten ſich beide mit ihren Mannen aus der Schlacht nach Heidelberg, theils weil jedes weitere Kämpfen ganz fruchtlos und ohne Zweck war, theils weil ſie den Zorn Albrecht's nicht unnöthig reizen wollten. Dieſer hatte in der ſechsſtündigen Schlacht einen geringen Verluſt zu betrauern.

Mit Recht ſagte Erzbiſchof Gerhard, als er die Leiche Adolf's betrachtete: „Das tapferſte Herz iſt zu Grunde gegangen.“ Albrecht hörte dieſe Ausrufung und ſprach zu ihm: „Ihr ſollt mir nicht von

der Seite weichen, bis nicht Alles vollbracht iſt.“ Er beſorgte einen neuen Abfall des Mainzers.

Gerhard hatte die Wahrheit geſagt. Adolf war der berühmteſte Ritter ſeiner Zeit. Aber dieſelben Eigenſchaften, welche bei manchen Gelegenheiten den Glanz ſeiner Erſcheinung vermehrten, wurden die Haupturſachen ſeines Unterganges; nämlich Geringſchätzung des Rathes der Erfahrnen und Wohlmeinenden, in der Meinung, dem kecken Muthe müſſe das Glück unterthan werden und bleiben. Es war viel Klage um ihn. Nur Gerhard, ſein Verderber, entblödete ſich nicht, ein jährliches Gedächtniß auf den Tag feſtzuſetzen; er wollte den Tod ſeines edlen Vetters als ein freudiges Ereigniß feiern.

Die Nacht blieb Albrecht auf der Wahlſtatt, ein Zeichen des Sieges. Seine Mannſchaft verbrachte ſie damit, die Beute zu ſammeln.

Die Getreuen Adolf's wollten ihren unglücklichen Herrn im Tode ehren, und baten um Erlaubniß, den Leichnam nach Speier in die Gruft der Könige und Kaiſer abführen zu dürfen. Albrecht aber verweigerte ihnen dieſelbe, weil Adolf abgeſetzt verblichen ſei. Da brachten ſie ihn in die nahe gelegene Frauen-Abtei Roſenthal. Bei der Beerdigung befand ſich Albrecht, der Mainzer Erzbiſchof und viele andere Herren; ſie ward in der Kloſterkirche vollzogen.

5.

Stiftung der Eidgenoſſenſchaft.

Albrecht, der Erſtgeborne, vereinigte mit Tapferkeit ſtrenge Ordnungsliebe und mehr als Eine Privattugend; aber er war hart, unfreundlich, habſüchtig und ohne Rückhalt auf Vergrößerung ſeiner Macht bedacht. Jenes allgemeine Vertrauen und jene Anhänglichkeit, welche die Thronbeſteigung ſeines Vaters bewirkt und frühere Regierungsjahre begleitet hatten, waren in Mißtrauen und Abneigung übergegangen.

Albrecht betrieb ſein Vergrößerungsſyſtem mit Emſigkeit. Außer den von ſeinem verſtorbenen Bruder Rudolf verwalteten Grafſchaften Kyburg, Habsburg, Lenzburg, eignete er aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit ſeinem Hauſe Reichs- und Kaſtvogteien zu, und erzwang, um ſeine Herrſchaft immer mehr zu vergrößern und auszurunden, jede mögliche Abtretung. So erwarben ſeine Söhne Urſern, den Zoll am Gotthard, die Grafſchaft Lar in Rhätien, die Vogtei über Glarus. Der Abt von Einſiedeln anerkannte Oeſterreichs Kaſtvogtei über das Kloſter und die Waldſtatt Einſiedeln. Viele Freiherrn ver-

kauften ihm ihre Besitzungen. Wer sich weigerte, zog sich die Ungnade des keinen Widerspruch ertragenden Kaisers zu.

Die Schwyzer, mit welchen schon seit 30 Jahren die Einwohner von Arth und Steinen vereinigt waren, verbanden sich mit dem auch von Albrecht bedrängten Grafen von Homberg-Rappersweil. Die in Worte des Wohlwollens eingekleidete Aufforderung, sich dem Schirme Oesterreichs zu unterwerfen, lehnten die drei Waldstätte ab. Sie baten, nicht vom Reiche getrennt, d. i. nicht einem besondern Fürsten unterworfen zu werden. Als ihnen die Bestätigung ihrer Freiheiten verweigert wurde, verlangten sie nach Reichsvögten, um nicht Landvögte eines Reichsfürsten sich aufgebürdet zu sehen. Albrecht entsprach; aber er gab ihnen, um sie zu trennen, statt Eines Vogtes zwei, Männer von hartem Sinne, Hermann Geßlern von Brauneck und Beringern von Landenberg, welche in jeder Ausdehnung der ohnehin schon strengen Aufträge des Herrschers ihre Ehre, in geringschätziger und gebieterischer Behandlung der Untergebenen die Befriedigung ihres Stolzes fanden. Ohne Erfolg beklagten sich die zahlreichen, freien, an übermüthige Behandlung nicht gewöhnten Männer dieser Länder. Sie wurden nicht angehört. Aufgelegte Zölle und andere Bedrückungen waren der Erfolg ihrer Vorstellungen. Die unbiegsamen Bauern müsse man durch Strenge zum Gehorsam bringen, hieß es im Kreise der Machthaber. Frevelhafte Mißhandlungen blieben ungestraft. Einzelne Gekränkte griffen zu dem gefährlichen Mittel der Selbsthülfe. Höhnender Spott, der aus dem Munde eines Vorgesetzten jedes Standes und jedes Berufes auf Untergebene nur nachtheilige Wirkungen hervorbringt, erhöhete die Erbitterung. Die Schlösser Sarnen, wo Landenberg seinen Sitz aufschlug, und Rotzberg, wo der übermüthige Wolfenschieß als Amtmann bestellt war, sollten Unterwalden, eine neue Burg, welche Geßler zu Altdorf aufführte und Zwing-Uri nannte, die Urner im Zaume halten. Dumpfe Gährung verbreitete sich über die drei Länder.

In der That schien Alles darauf angelegt, jedes Selbstgefühl zu erdrücken oder die Mißvergnügten zu raschen Schritten zu reizen, um sie desto leichter erkennen und als Verbrecher züchtigen zu können. Diejenigen, welche den Vögten gefährlich schienen, wurden, den ältern Freiheiten des Volkes zuwider, außer Landes in österreichische oder andere Schlösser und Vesten gefangen gelegt; zu Altdorf ließ Geßler einen Hut über der Stange aufstecken und gebot, daß jeder Vorübergehende vor demselben sein Haupt entblößen und sich beugen sollte. Werner Stauffachern, einem wappengenössigen Freien

zu Steinen im Lande Schwyz, machte jener es zum Vorwurfe, daß er, ein Bauer, ohne höhere Erlaubniß ein neues Haus gebaut habe. Dieſer Mann, der des Glückes genoß, eine verſtändige, häusliche, von hohem vaterländiſchen Sinne und zärtlicher Theilnahme an den Gedanken und Schickſalen ihres Mannes erfüllte Gattin zu beſitzen, theilte nach ihrem Rathe ſich andern gleichgeſinnten Männern mit, deren Bruſt der Schmerz über die ſteigenden Bedrückungen ihres Volkes oder eigene erlittene Kränkungen nicht weniger als die ſeinige beklemmte. Den Walther Fürſt aus Uri und den hart beleidigten Unterwaldner Arnold an der Halden aus dem Melchthale wählte er zu ſeinen erſten Vertrauten. Eidlich verbanden ſie ſich, die Mißhandlungen und Erniedrigungen ihres Volkes nicht länger zu dulden, die alte Freiheit wieder herzuſtellen, ihre Rechte und einheimiſchen Gerichte zu behaupten, zu dieſem Zwecke andere, ihres Vertrauens würdige Männer an ſich zu ziehen, die tyranniſchen Vögte zu verjagen, doch ohne dem Kaiſer und dem Reiche untreu zu werden, und jedem, der nicht ſie in ihren Rechten kränke, zu leiſten, wozu ſie ihm verpflichtet ſeien. In nächtlicher Stille verſammelten ſie ſich, zuerſt nur von Wenigen begleitet, auf dem Rütli, einem Wieſenabhange unter Seelisberg am Urnerſee, um über die Rettung des Vaterlandes ſich zu berathen. An dem Mittwoche vor Martinstag wurde der entſcheidende Entſchluß genommen. Die Urner und Schwyzer wünſchten, ohne Verſchub den Plan auszuführen; aber die Unterwaldner, welche ſich nicht getrauten, die feſten Schlöſſer ſchnell zu erobern, riethen zum Aufſchube; man gab ihnen nach. Bald nachher erfolgten die Gewaltthaten Geßler's gegen Wilhelm Tell von Bürglen, der, ohne an den Befehl ſich zu kehren, bei dem aufgeſteckten Hute mit bedecktem Haupte vorübergegangen war. Auch Tell ſollte zur Strafe aus dem Lande geführt und in die eigene Burg des Vogtes nach Küßnacht gebracht werden. Ein gewaltiger Sturm, welcher die Schiffenden auf dem See überfiel, bewog den Vogt, den Gefeſſelten, einen geſchickten Steuermann, losbinden zu laſſen. Dieſer arbeitete das Fahrzeug bei der nach ihm benannten Tellenplatte an's Ufer, entſprang, indem er das Schiff in die Wogen zurückſtieß, eilte ſeinem Verfolger vor und ſchoß ihn an der hohlen Gaſſe bei Küßnacht vom Pferde.

Endlich erſchien der langerſehnte Neujahrstag 1308. Schon war das Schloß Rotzberg in Nidwalden zur Mitternachtzeit durch die Verſchworenen eingenommen worden. Ein Mädchen hatte einen mit ihm Einverſtandenen an einem Seile in's Schloß hinaufgezogen.

Dieſer half noch zwanzig Andern auf dieſelbe Weiſe in die Burg, und ſie überwältigten gleich die überraſchte Beſatzung. Am hellen Morgen gingen zwanzig Obwaldner mit Neujahrsgeſchenken auf das Schloß zu Sarnen. Landenberg, der eben zur Kirche ging, ließ ſie unbeſorgt durch das Thor gehen, weil er ſie unbewaffnet ſah. Sie ſteckten Spießeiſen, welche ſie im Buſen verborgen trugen, auf ihre Stöcke, gaben dreißig andern, welche wohl bewaffnet in den nahen Erlen harrten, mit einem Horne das verabredete Zeichen. Dieſe eilten hinzu, und beinahe ohne Widerſtand war die drohende Veſte erobert. Die Beſatzungen wurden gegen Urfehde (eidliche Verſicherung, das Geſchehene nicht zu rächen und die Verweiſung nicht zu übertreten) entlaſſen. Das frohlockende Volk zerſtörte die eingenommenen Schlöſſer. Das Nämliche thaten die Urner an der noch unvollendeten Veſte, und die Schwyzer an dem bereits nur noch als Gefängniß gebrauchten Schloſſe zu Lowerz. In Uri und Unterwalden befanden ſich jetzt Freiherren, Meyer, Edelknechte, die übrigen Freien und das ganze Volk, ebenſo in Schwyz Freie und Pflichtige zu gemeinſchaftlicher Beſchützung der geretteten Freiheit. Die Edeln ſchloſſen ſich gerne an die Dienſtpflichtigen und Leibeigenen an, weil ſie lieber mit dieſen die Freiheit theilen, als in Erwartung einiger Auszeichnung mit ihnen Knechte werden wollten, und am nächſten Sonntage verpflichteten die drei Länder ſich gegenſeitig durch Boten (Abgeordnete) auf zehn Jahre zu dem Eide, welchen die drei erſten Eidgenoſſen gleich Anfangs einander geſchworen hatten. Aber in ihrer Seele lag eben ſo wenig, als in derjenigen der meiſten Stifter großer Veränderungen, der vollendete Gedanke oder auch nur ein Plan der nachherigen folgenreichen Entwicklung.

6.

König Albrecht's Ermordung.

Herzog Johann war mit dem Begriff aufgewachſen, König Albrecht wolle ihn um das Erbtheil zu Gunſten ſeiner Söhne bringen; in Prag unter den Verwandten ſeiner Mutter erzogen, alle dem König Albrecht feindlich geſinnt, hatte er täglich dieſe Anſicht ausſprechen hören; oftmals ſoll er ſeinen Oheim um dieſes Erbtheil, oder um billige ſchiedsrichterliche Ausgleichung angegangen ſein; ſtets vergebens; Ausflüchte und Aufſchiebungen wurden ihm ſtatt ſeines guten Rechtes. Er war nun herangewachſen, achtzehn Jahre alt; er führte ein unthätiges Leben, die Quelle aller böſen Gedanken

und Thaten; er war betrübt, auf ſolche Art leben zu müſſen. Viele Fürſten ſeines Alters hatte er geſehen, die über Land und Leute gebietend, ihrem eigenen Willen nachlebten. Er hingegen ſtellte immerfort den unmündigen Vetter, die vornehmſte Puppenfigur am Hofe ſeines Oheims vor. Dieß Alles mußte den Jüngling aufregen, hätte auch andere zu unüberlegten Schritten verleitet, doch zu einem Verbrechen nur einen ganz verdorbenen, oder einen ganz charakterloſen. Dieß letztere war ſein Fall.

Wie aber bejahrte Männer, erfahrene Fürſten, ein Geiſtlicher (Erzbiſchof Peter von Mainz) ihn zur Rache an dem Oheim aufregen und bis zum Verbrechen antreiben konnten — ob ſie dieſes auch wirklich gethan, oder die Zeitgenoſſen aus ihrem Charakter und ihrer feindſeligen Sinnesart ſolches bloß folgerten, iſt, nachdem mehr als ein halbes Jahrtauſend ſeitdem dahingeſchwunden, nicht mehr zu entſcheiden.

Daß König Albrecht wirklich die Abſicht gehabt habe, den jungen Herzog mit einem zu erobernden Fürſtenthum zu belehnen, iſt höchſt wahrſcheinlich. Schmerzlich kam es ihm an, das ſo ſchön und reich vermehrte urangeſtammte Habsburger Erbe in Oberſchwaben, Elſaß und Burgund durch eine Theilung zu ſchwächen. Es ſchien auch gefährlich. Gleichwie die zweite Linie des Hauſes bei jedem Anlaß der erſten hochſtehenden entgegen handelte, ſo war ein Aehnliches von dem ihm abgeneigten, bei ſeinen Widerſachern erzogenen Neffen zu erwarten. Jedoch hätten dieſe Rückſichten der Berechnung, der Erfüllung ſeiner Pflichten weichen ſollen, die ganz klar und unzweifelhaft in der Uebergabe derjenigen Güter und Summen beſtand, welche die Schiedsrichter als das Erbe Herzog Johanns ermittelt haben würden.

Drei aus reichsfreiem Adel, der von Palm, der von Eſchenbach, und der von der Wart drängten ſich an den jungen Herzog, und ließen ihn mittelſt ihrer unausgeſetzten, dem Könige todtfeindlichen Rathſchläge nicht zu der wenigen Beſinnung kommen, die ein achtzehnjähriger, leidenſchaftlicher Jüngling manchmal erlangen kann. Es iſt nicht bekannt, ob dieſe drei Privathaß gegen Albrecht nährten und Grund dazu hatten. Sie kamen überein, ihn aus der Welt zu ſchaffen; ein Freitag war dazu auserſehen; es waren aber noch mehr Mitwiſſer; einer derſelben bekam Gewiſſensbiſſe, beichtete und erhielt die Buße, alles dem Könige ſogleich zu offenbaren. Am Oſtertag (14. April) trat er vor denſelben, warnte ihn vor Herzog Johann und bat, er möge ihm ſelbſt vergeben, daß er im Rath, in welchem

dieſes Verbrechen verabredet worden, geſeſſen habe. Albrecht aber erwiederte, er wolle ſeinem Neffen wohl, werde deſſen Sache baldigſt beendigen, halte aber dieſe Nachricht für einen Plan, ihm Schrecken einzujagen. Darauf ſchieden ſie von einander.

Eingeladen vom Könige, kamen die drei geiſtlichen Kurfürſten, Herzog Ludwig von Bayern, die Biſchöfe von Straßburg, Speier und Konſtanz nach Schloß Habsburg; ſein Sohn Leopold war ebenfalls bei ihm.

Am erſten Mai erſuchte Herzog Johann den Erzbiſchof von Mainz und den Biſchof von Konſtanz, mit dem Könige wegen ſeiner Angelegenheit zu reden. Sie thaten ſeiner Bitte gemäß, als er aus der Kirche kam. Nachdem er ſie hatte ganz ausreden laſſen, rief er den Herzog und ſprach: „Vetter Johann, mein lieber Sohn, ſei gewiß, daß ich in Kürze dir das gebe, was ich inne habe und dir von deinem Vater, meinem Bruder, mit Recht zukömmt.“ Darauf bat er den Erzbiſchof, er möge ihm beiſtehen, den Herzog guten Muthes zu erhalten; ſobald er von der Reiſe (dem böhmiſchen Feldzug) wieder käme, wolle er dieſe Sache nach Rath der Fürſten zu Ende bringen. Dann fügte er hinzu, gegen den Herzog ſich wendend: „Nicht nur das ſollſt du erhalten, was dir von dem Erbe gebührt, ſondern auch deinen Theil an allem, was ich kaufte, daß du mir immer größere Ehre zu danken habeſt, denn ich will einen Mann aus dir machen, allen großen Fürſten gleich.“ Herzog Johanns Herz war aber ſo voll Bitterkeit, daß er nichts ſagte. Da ſprach der König: „Ihr Herren von Mainz und von Konſtanz, ich rufe euch zu Zeugen auf von Allem, was ich jetzt geſagt; ich gelobe es nochmals.“ Murmelnd ging der Herzog vom Könige; dieſer rief ihm aber noch zu: „Vetter, ſende einen deiner Ritter Morgen früh zu mir, ich will ihm das Nöthige geben, um hundert Reiſige zu Pferd für dich auszurüſten.“ Der Jüngling entfernte ſich mürriſch und ſoll geſagt haben: „Sein Unheil walte, weil ich mein Erbtheil nicht erhalten kann.“ Es war Eſſenszeit; der König nahm den Mainzer an ſeine Seite; und als er Waſſer nahm, trat ein Junker ein mit vielen Kränzen von Salbei und Rauten. Der König ſetzte einen auf, nahm die übrigen, erhob ſich, ging den Tiſch hinab und drückte den ſchönſten auf das Haupt ſeines Vetters. Der König aß fröhlich und ward noch heiterer, als er die Nachricht erhielt, die Königin käme und wäre nur mehr zwei Meilen entfernt. Auch ſie ſoll wegen des Herzogs gewarnt worden ſein, und deßhalb ſo ſehr zu Albrecht geeilt haben. Da nahm der König ſchnell von dem Wildpret und den Fiſchen das Schönſte und

Beſte, und ſandte es ſeinem Neffen; der aber wollte nichts zu ſich nehmen.

Nach aufgehobener Tafel beſprach ſich Herzog Johann mit ſeinen Vertrauten; es war kund geworden, daß der König mit geringem Gefolge der Königin entgegen wollte; dieſe Gelegenheit ſchien günſtig, das Vorhaben auszuführen. Augenblicklich entſchloſſen ſie ſich dazu. Sie ritten voraus an die Fähre der Reuß, aus welcher Herzog Johann alle ſich entfernen hieß, die er für hinderlich erachtete, oder die dem König zu Hülfe kommen konnten. Ein königlicher Amtmann, der ſeinem Herrn ſehr ergeben war, wollte nicht weichen, ſagend: der König habe ihm befohlen zu bleiben; dieß reizte Johanns Zorn und Beſorgniß, und er vergaß ſich ſo ſehr, daß er ihm vier Wunden beibrachte und ihn wegtrieb. Der König begegnete darauf dieſem Manne, frug ihn, weßhalb er blutig ſei, und als er es erfuhr, tröſtete er ihn: Sein Neffe habe das im großen Unmuth gethan. An die Fähre gekommen, drängten die Verſchwornen ſeine Leute von dem Schiffe weg, ohne daß er es gewahr ward. Als die Ueberfahrt beendet war und er wieder zu Pferd ſaß, blieb Eſchenbach dicht an ſeiner rechten Seite, an der andern ritt der von der Wart, hinter ihm der von Palm, zuletzt kam Herzog Johann. Sie gelangten auf den Weg nach Windiſch an einen Buſch; da rief Johann den andern zu: „Nun wartet nicht mehr, thut nach euerem Muthe.“ Eſchenbach griff dem König in den Zügel, der es für Scherz nahm, aber jener enttäuſchte ihn bald. Als nun der König ſich gegen Eſchenbach zur Wehre ſetzen wollte, hieb ihm Palm eine tiefe Wunde über die Stirn, von der Wart verſetzte ihm eine andere über Naſe und Ohr. Da ſchrie der König: „Lieber Vetter, hilf mir,“ worauf dieſer: „So bezeige ich dir meine Hülfe,“ und er rannte ſein Schwert ihm in den Rücken, daß es durch die Bruſt herausging. Von der Wart hieb ihm darauf den Hals zur Hälfte ab; nun erſt fiel er zur Erde. Sie ließen ihn liegen, Johann ſetzte ſich auf des Königs Pferd, und alle ritten mit ihren Knechten in größter Eile davon.

Eilends kamen auch die Herren und das Geſinde des Königs, durch die Fähre nun übergeſetzt, herbeigeſprengt; ſie fanden ihren Herrn mit dem Tode ringend; er hatte nur noch Kraft, die Hände gen Himmel zu erheben. Ein gräßlich ſchaudervoller Anblick! Der Biſchof von Straßburg und Herr Dietegen von Caſtell waren bis zum Tode erſchreckt und betrübt. Dieſer eilte ſogleich den Mördern nach. Er fing aber nur drei Knechte. Der Biſchof warf ſich im Uebermaß des Grams über den Leichnam her und küßte ihn. Es

war der Leichnam seines besten Freundes und Wohlthäters. Der Körper ward nach Bruck gebracht, dann im Kloster Wettingen beigesetzt. Jammernd und klagend strömtey die Bewohner Brucks entgegen; vor dem Gedräng war kaum durchzukommen. Die Königin war indessen angelangt.

Dieß war das Ende Albrecht's, seine Mörder gewannen nichts durch ihr Verbrechen, und starben von Henkershand oder im Elend.

7.

Die Vernichtung des Templerordens.

Im Jahre 1118 traten neun französische Ritter, alte Waffengefährten Gottfried's von Bouillon, in Jerusalem zusammen, beschlossen, „zur Ehre der süßen Mutter Gottes" Mönchthum und Ritterthum zu verbinden, und legten außer dem Gelübde der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams, noch den Eid ab, im Kampf für das heilige Land ihr Leben einzusetzen, die Pilger durch die Nachstellungen der Sarazenen und Straßenräuber hindurch sicher nach den heiligen Stätten zu geleiten. König Baldwin II. überließ ihnen einen Theil seines an den Tempel Salomo's stoßenden Palastes, daher der Name Templer, „Brüder der Ritterschaft vom Tempel." Arm hatte der Orden begonnen; die zwei ersten Ritter hatten nur ein Pferd zusammen, daher das Ordenssiegel: Zwei Ritter auf einem Roß, zugleich das Bild ihrer Einigkeit.

Ihre heldenmäßige Tapferkeit konnte nicht lange verborgen und unbelohnt bleiben. Das Ideal christlicher Ritter ward an ihnen offenbar. In Eisen vom Haupt bis zur Fußzehe gepanzert, den kurzen Waffenrock über der stählernen Rüstung, am Wehrgehäng das schwere blanke Schwert, den wuchtigen Speer in der Hand, sah man die Tempelritter überall, wo die Gefahr am größten, der Kampf am heißesten, des Feindes Gedränge am dichtesten war. Denn nie sollten sie fragen, wie Viele der Feinde, nur wo dieselben wären. Voran wallte ihnen, wenn sie in voller Schaar hinauszogen zur Wahlstätte, das weiß und schwarz getheilte Banner, Beausant genannt, mit der Aufschrift: „Nicht uns, o Herr! nicht uns! Deinem Namen gib die Ehre!" Schweigend oder betend brachen sie wohlgeordnet, mit Vorsicht nicht minder, als mit Muth gewaffnet, voran gegen die Ungläubigen, furchtlos, vertrauend auf den Beistand des Herrn der Heerschaaren. Ihrer eine kleine Zahl hat oftmals eine zehnfache der Feinde den Rücken kehren gesehen. Selbst Spötter mußten ihre

Tapferkeit anerkennen, wie ihre Gewiſſenhaftigkeit in allen Anforderungen der Kirche. So große Bedeutung ſie für das Königreich Jeruſalem gewonnen durch Kriegsmuth, ſo einflußreich wurden ſie durch ihren Rath; ſelten ward Wichtiges unternommen, ohne daß ihre Großmeiſter dabei wären befragt worden. Manches Gefilde, manches Gebirgsthal, manche belagerte Stadt des Morgenlandes waren Zeugen des ruhmvollen Sieges oder der chriſtgläubigen Todesverachtung dieſer Waffenbrüder. Es mochte ſelbſt Saladin ſtaunen ob ihrem kühnen Muth, da ihr Großmeiſter, demjenigen der Hoſpitalier verbunden, es gewagt, mit bloß 130 Rittern und 400 Waffenbrüdern am Flüßchen Kiſhon ſeiner ganzen Macht entgegenzuſtehen. An dieſem verhängnißvollem Tage wüthete, ein Wunder heldenmüthiger Tapferkeit und Todesverachtung, als ringsum beinahe alle Waffengefährten bereits dahingeſtreckt waren, ihr Marſchall, Jakob von Mailly, mit einem Hoſpitalier, allein noch, darniederſtreckend, wer ihnen ſich näherte, ſo jede Aufforderung, ſich zu ergeben, erwiedernd, bis endlich ihn, dem Keiner ſich zu nahen wagte, ein Hagel von Pfeilen, Steinen, Lanzen, weniger bewältigte, als erdrückte; worauf die Sarazenen ſeines weißen Pferdes und des Glanzes ſeiner Rüſtung wegen frohlockend verkündeten: nun ſei der heilige Georg der Franken gefallen. Doch ehrten ſie den kühnen Degen, daß ſie Staub auf ſeinen Leichnam warfen und dieſen, als ginge dadurch ſeine Tapferkeit in ſie über, auf den eigenen Nacken legten. So hatten die Tempelritter bald darauf bei Hittin die Laſt des Kampfes beinahe einzig ertragen, und, von dem Grafen von Tripolis verlaſſen, im dichteſten Feindesgedränge das Leben oder die Freiheit den Glaubensgegnern um theuern Preis in ſolcher Zahl verkauft, daß für dieſe Landſtriche wenigſtens der Orden beinahe aufgerieben ſchien. Wie ſie dann vor Accon ſammt einigen Tapfern, die unter das hehre Sieges- und Todeszeichen ihres Banners ſich ſchaarten, zu Rettung des Chriſtenheeres, dem Anſtürmen von Saladins geſammter Waffenmacht ſich entgegenwarfen, und ihr Großmeiſter mit Andern ſeiner Gefährten den Lorbeern vieler Kämpfe die Palme des Todes für den Glauben beigeſellte, und ebendort ſein Nachfolger Walther hierin ihm folgte, ſo ſchlugen ſie ſpäter vor Damiette den Verderben drohenden Angriff der Ungläubigen zuſammt dem Ausfall ihrer Beſatzung vor Allen zurück und bildeten wie überall, wo die Gefahr am grimmigſten drohte, zum Angriff die Vorhut, bei dem Abzug die Nachhut, eben ſo ſehr den Feinden zum Schrecken, als den Ihrigen zum Schirm.

Der Strom christlicher Krieger, welcher auch außer den Zeiten der eigentlichen Kreuzfahrten länger als ein Jahrhundert zwischen dem Abend- und Morgenland unablässig hin und her fluthete, trug das helle Lob dieser Ritter nach allen Reichen, unter alle Völker, und wer so Preiswürdiges auch nicht gesehen, ward dennoch von Bewunderung und dankbarem Sinn gegen die Genossenschaft erfüllt.

Es war daher in der That nur der Ausdruck der damaligen öffentlichen Meinung, wenn der angesehenste Mann seiner Zeit, der heil. Bernhard von Clairvaux in begeistertes Lob dieser Ritter ausbricht, „die als Zeichen lautern Herzens den weißen Mantel, als Zeichen der Treue für den Glauben bis zum Tod das blutrothe Kreuz trugen; die als Streiter Christi nur vom Heiland, nicht von eigener Mannesstärke den Sieg erwarteten, die nie nach der Zahl des Feindes fragten, sondern nur, wo er zu suchen sei; die im Krieg Löwen glichen, Lämmern im Frieden, Klosterbrüdern im Gotteshause; die keine Herrschaft über sich erkannten, als die des heil. Stuhles; die bei allen Zwistigkeiten Roms mit weltlichen Machthabern stets auf Seiten des erstern standen.“ In seinem liber de laude novae militiae heißt es: „Wie man im leiblichen Kampf mit Anfechtung und Sünde den Sieg erringen könne, zeigen die Bewohner zahlreicher Klöster. Wenn aber der Mann für diesen Doppelkampf sich mit dem Schwert umgürtet, da blickt bewundernd unser Auge auf ihn, der innen gewappnet mit dem Glauben, außen mit dem Eisen den Feind des Kreuzes mit dem Spruch sich entgegenwirft: Lebend und sterbend bin ich des Herrn! Freue dich kühner Streiter, wenn du siegst und lebst im Herrn; freue dich mehr noch, wenn du fällst und eingehest zum Herrn.“

Kein Wunder, wenn allgemeine Zuneigung den Templern ward, wenn man sich beeiferte, ihnen allerwärts Häuser zu gründen, Liegenschaften, Burgen, Einkünfte zu schenken. Kaum 50 Jahre lang gestiftet, besaß der Orden königliche Reichthümer. In allen Landen der Christenheit war er begütert, am bedeutendsten in Frankreich, wo seit dem Verluste des Tempels zu Jerusalem (1187) „der Tempel zu Paris“ Mittelpunkt des Ordens wurde. Man hat die Einkünfte des ganzen Ordens in beiläufig 1000 Commenden mit 30,000 Rittern, kurz vor der Zeit der Aufhebung, auf mehr als 100 Millionen Franken geschätzt.

Mit solchem Reichthum und Glanz blieben aber nicht immer die Einfalt der Sitten und des Wandels vereint, die die Regel foderte, und die der heil. Bernhard mit Recht an den ersten Templern rühmte.

Entbehren, Noth und Kampf stählen und heben himmelan das Herz, aber Fülle des Glücks wirft es zur Erde nieder. Ob auch die Templer in allen Schlachten, die im heil. Land gegen die Ungläubigen zu bestehen waren, mit Wundern des Muthes und der Todesverachtung ohne Gleichen für die Sache der Christenheit fochten, es waren Fälle vorgekommen, wo wenigstens einzelne von ihnen nicht von schnöder Habsucht, ja nicht von Verrath frei geblieben waren. An Feinden fehlte es ihnen ohnehin nicht; ihre großen Besitzungen, der Glanz, den sie entfalteten, erregte den Neid selbst von Fürsten und Königen; und die ihnen von den Päpsten verliehenen weitreichenden Privilegien mochten Mitgliedern anderer geistlicher Orden und selbst Bischöfen unerträglich scheinen.

Der Mittelpunkt aller Macht der Templer war, wie schon gesagt, Frankreich. Hier herrschte damals König Philipp der Schöne, einer von den gewaltthätigsten, verwegensten und herrschsüchtigsten Regenten, deren Andenken uns aufbewahrt ist. Im Jahre 1306 hatte er die Juden, deren Gold ihn reizte, in seinem ganzen Reich zum Vortheil des Fiskus ausplündern, viele von ihnen hinrichten, den größten Theil aus dem Lande jagen lassen, das Jahr darauf erhob sich der Sturm gegen die Templer.

Hätte es Thatsachen und Rechtsgründe gegeben, stark genug, um die Aufhebung des Ordens fordern zu können, der König würde schwerlich seine Zuflucht zu so schlechten Mitteln genommen haben, als bei seinem Prozesse gegen die Templer in Anwendung kamen. Alle Geschichtschreiber mittlerer und neuerer Zeit sind darin einig, daß Philipp's Verfahren gegen die Templer kein rechtliches, ehrliches und menschliches, sondern ein willkührliches und tyrannisches gewesen. Zuerst wurden Gerüchte von schauderhaften Verbrechen und Lastern der Ritter in Umlauf gesetzt, um die öffentliche Meinung gegen die Templer, für ihren Unterdrücker zu stimmen. Darauf wurden an einem Tage alle Templer in ganz Frankreich verhaftet. Anfänglich protestirte Papst Clemens V., der in Avignon seinen Sitz hatte, der Urheber jenes traurigen „babylonischen Exils" der Päpste, gab jedoch ein Jahr später seine Einwilligung zur Einleitung eines Prozesses gegen den Orden.

Die Untersuchung begann. Folgende sind die wesentlichsten Anklagen, die gegen die Templer erhoben wurden: 1) Daß sie das Sakrament der Eucharistie läugneten; 2) daß sie nicht an die Auferstehung und ein ewiges Leben glaubten; 3) daß sie widernatürlicher Wollust sich schuldig gemacht; 4) daß sie bei der Aufnahme in den Orden

den Gekreuzigten verläugneten und ihm in's Angesicht spien; 5) daß sie ein Götzenbild, Baſomet genannt, anbeteten; 6) daß sie sich mit den Sarazenen wider die Christen verbündet hätten.

Bei der Untersuchung selbst diente die Folter zur Erpressung von Geständnissen. Man weiß aus der Geschichte der Hexenprozesse, was jenes furchtbare Instrument für Wirkungen hervorbrachte. Alles, was man nur wollte, bekannten die Unglücklichen unter den entsetzlichen Schmerzen dieser teuflischen Quälerei. Selbst die Stärksten unterlagen und sagten dann im Zustande der Betäubung Dinge aus, die sie nach wiedererlangter Besinnung als erzwungene und unwahre Aussagen widerriefen. So geschah es auch im Prozesse der Templer. Viele der Standhaftesten starben unter den Händen der Henker. Ein Ritter wurde dreimal gefoltert und dabei sechs Wochen lang in einem feuchten Kerkerloch bei Wasser und Brod eingesperrt, ein anderer wurde an den Geschlechtstheilen aufgehängt, einem dritten ließ man die Fußsohlen im Feuer braten! Waren solche Qualen vorüber und fühlten die Unglücklichen, daß selbst der Tod einem mit Lüge erkauften Leben vorzuziehen sei, dann widerriefen die meisten ihre Geständnisse. Solche ließ aber der König wuthentbrannt als „rückfällige Ketzer" zum Feuertod verurtheilen.

Es war am 12. Mai 1310, daß 54 Ritter zur Richtstätte vor dem Thore St. Antoine von Paris geführt wurden, die meisten aus adeligen Häusern entsprossen, starke Männer in der Blüthe des Lebens. Als sie, nachdem man ihnen die Ordenstracht abgerissen, einzeln an die Brandpfähle geschnürt wurden, ringsum das aufgerichtete, schon in Brand gesetzte Holz, Scharfrichter des Befehles harrend, ihnen zur Seite, als der Herold noch einmal jedem Leben und Freiheit verhieß, der sich schuldig bekenne, als Freunde und Verwandte weinend die Verurtheilten baten, sich dem Willen des Königs nicht länger zu widersetzen; da war keiner unter den Männern, der durch eine Lüge sein Leben hätte erkaufen mögen. Alle betheuerten die Unschuld des Ordens und daß sie Zeit ihres Lebens rechtgläubige Christen gewesen. Da schoben die Henker langsam von der einen, dann von der andern Seite, den glühenden Holzstoß näher und näher, langsam leckte die Flamme an den Gliedmassen der Gefesselten, schlang sich mit Gier höher und höher hinauf, bis über ihnen die Lohe zusammenschlug. Aus dem Gepraſſel des Feuers tönten die Versicherungen der Sterbenden von der Reinheit des Ordens, man hörte sie Christum anrufen, die heil. Jungfrau, die Heiligen alle. Vierundfünfzig Zeugen der Wahrheit hatten geendet; um ihre Asche spielte erlöschend die Flamme.

Das gleiche Schicksal erfuhren noch viele Tempelritter in allen Theilen Frankreichs. Endlich kam (16. Oktober 1311) das vom Papste nach Vienne berufene allgemeine Concil zu Stande, wo namentlich die Sache der Templer verhandelt werden sollte.

Hier wurden denn alle die vielen Protokolle und Akten, welche bisher in der Templerangelegenheit aufgenommen und abgefaßt worden waren, verlesen, und der Papst verlangte von einem jeden Prälaten seine Ansicht darüber, ob man den Templern eine förmliche Vertheidigung vor der Synode gestatten solle. Mit „Ja" antworteten alle Prälaten von Deutschland, Spanien, Dänemark, England, Schottland und Irland, auch alle italienischen, mit Ausnahme eines Einzigen, und sämmtliche französische, mit Ausnahme der drei Erzbischöfe von Rheims, Sens und Rouen. Leider wurde die wirkliche Vernehmung der Templer durch die Ränke Philipp's hintertrieben. Vergebens foderten König und Papst die Versammlung zu wiederholten Malen auf, die Tempelherren auf Grund der bisherigen Untersuchung zu verdammen; ihr Antrag wurde durch alle (140) bis auf vier Stimmen zurückgewiesen. Nachdem sechs Monate nutzlos verflossen waren, trafen Philipp und Clemens das Uebereinkommen, daß der Papst die Angelegenheit für sich allein zu Ende bringe. Und so ward denn in der letzten Sitzung des Concils (16. Mai 1312) die Aufhebungsbulle öffentlich verlesen. „Nicht ohne Schmerz und bittern Herzenskummer," heißt es darin, „vernichten wir Namen und Leben des Ordens, wegen dessen in Folge der überall angestellten Prozesse eingestandener Ketzereien; jedoch nicht auf dem Rechtsweg und durch Urtheil, sondern aus Vorsorge und durch apostolische Anordnung."

Die Güter des Ordens sollten nach der Aufhebungsbulle dem Johanniterorden zufallen. Hierin wurde aber der schwache Papst von dem schlauen Könige auf's Aergste betrogen. Der baaren Schätze bemächtigte sich Philipp sogleich, die liegenden Güter brachte er nach und nach in seinen Besitz. Die Templer selbst wurden nach geschehener Aufhebung theilweise freigelassen, die höchsten Würdner aber wurden zu ewigem Kerker verurtheilt. Der letzte Großmeister, Jakob du Molay, der seit 1307 im Kerker saß, widerrief bei der öffentlichen Verlesung seiner Verurtheilung zu ewiger Haft alle seine Geständnisse als erpreßt, und protestirte gegen das ganze widerrechtliche Verfahren; Philipp ließ ihn dafür am folgenden Tage zum Scheiterhaufen führen. Angesichts des versammelten Volks richtete sich der Großmeister in seinen Ketten auf und rief mit lauter Stimme aus,

daß der Orden vom Tempel heilig, gerecht und rechtgläubig sei, daß er selber aber den Tod verdiene und ihn gern leiden wolle, weil er aus Angst, durch Schmeicheleien verleitet, Unwahres gegen den Orden ausgesagt habe. In derselben Weise sprach nach ihm der Großpräceptor der Normandie. Darnach starben beide den Feuertod mit Heldenmuth. Das Volk sagte, der Großmeister habe aus den Flammen rufend den König und Papst binnen Jahresfrist vor Gottes Gericht geladen. Geschichtlich ist es, daß beide, König und Papst, binnen Jahresfrist aus dieser Welt schieden.

Die Frage, ob der Templerorden schuldig oder unschuldig verurtheilt worden, ist bis auf den heutigen Tag unentschieden geblieben. Da der von Philipp veranstaltete Prozeß gegen die Tempelherren auf eine solche Art geführt wurde, daß man den erpreßten Geständnissen der Angeklagten und den mit Lügen und Uebertreibungen angefüllten Aktenstücken nicht unbedingt Glauben schenken kann, so ist es unmöglich zu bestimmen, was von den dem Orden gemachten Vorwürfen der Irreligiosität und Unsittlichkeit wahr oder falsch ist.

Gegen die Templer sprechen nur Gerüchte, an deren geflissentlicher Verbreitung Philipp den größten Antheil nahm. Für die Templer sprechen folgende Umstände: 1) Gerüchte, welche im Volke Glauben finden, verdienen desto weniger Glauben, da wir zu allen Zeiten Verbindungen begegnen, die sich den Haß der Menge nur darum zugezogen haben, weil sie ihr verhüllt und verschlossen waren. 2) Aussagen, welche durch qualvolle Martern erpreßt, oft im Angesichte des Todes wieder zurückgenommen wurden, müssen eher für Zeugnisse der Unschuld als der Schuld angesehen werden. Wer einige Kenntniß der alten Folterkammern hat, der gibt zu, daß ein menschliches Wesen von Fleisch und Bein selten stark genug war, jene Höllenqualen auszuhalten. Gewöhnlich schwand den Gefolterten die Besinnung, sie ließen mit sich machen, was man wollte, stammelten ein „Ja" oder schienen es zu stammeln. Kaum wieder etwas zu sich selbst gekommen, erkannten sie mit Schrecken, was geschehen war, und widerriefen dann oft, um von Neuem gemartert zu werden. 3) Eben so wenig können die von Florian und Noffodin gemachten Aussagen als Beweise gelten. Es waren dieß zwei wegen schwerer Verbrechen (lang vor dem Templerprozesse) eingekerkerte Templer, welche, um ihre Freiheit wieder zu erlangen, eine dem König höchst willkommene Anklage gegen den Templerorden vorbrachten. Wenn 54 Tempelritter in den Flammen des Scheiterhaufens für die Unschuld des Ordens sprechen, was bedeuten dann

die Ausſagen zweier Schurken gegen dieſelbe? 4) Alle, welche ſich ſchuldig bekannten, wurden geſchont, hingegen Diejenigen, welche man zu keinem Bekenntniſſe zwingen konnte, verurtheilt. Dieß beweiſt klar, daß die Unterſuchung nicht auf die Unſchuld, ſondern die Schuld des Ordens ausging. — Als Endreſultat dieſer, wie der im Verlauf der Erzählung erwähnten Thatſachen, lautet das Urtheil: Es iſt wahrſcheinlich, daß einzelne Ritter ſchuldig waren; aber nichts iſt gegen den Orden rechtskräftig erwieſen. Er fiel durch Juſtizmord, als Opfer eines habſüchtigen und gewaltſamen Königs.

8.

Die Gegenkönige Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne.

Nach Heinrich's des Luxemburgers Tod bewarb ſich Friedrich der Schöne von Oeſterreich um die Nachfolge als römiſcher König, während die Mehrzahl der Kurfürſten ſich für den Herzog Ludwig von Bayern entſchied. Die Minderzahl beharrte jedoch dabei, Friedrich zu wählen, ſo daß die Wahl zweiſpaltig wurde. Deutſchland, das heilige römiſche Reich, hatte nun wieder Gegenkönige, und dieſe, zwei Enkel des Königs Rudolf, waren Jugendfreunde; denn Ludwig, von ſeiner Mutter Mathilde als zehn- bis zwölfjähriger Knabe nach Wien an den Hof ihres Bruders gebracht, war dort mit den Vettern Friedrich und Leupold erzogen worden. Wer hätte das gedacht, daß durch dieſe befreundeten und gut gearteten Prinzen das Vaterland ſich traurig ſpalten, ſich ſelbſt in langwierigen innern Kriegen zerfleiſchen würde, daß es ohne Kraft und Anſehen, bald völlig in Schmach und Ohnmacht verſank und der Glanz erloſch, welchen die erſte Krone der Welt bisher darauf wiederſtrahlte! Wer hätte dieſes erwartet von Prinzen, wie Friedrich und Ludwig, die beide Eigenſchaften und Tugenden beſaßen, dergleichen ſelten einen Thronihaber zieren. Jener befand ſich eben in der Blüthe ſeines Alters, ein verſtändiger, großherziger, außerordentlich thätiger und lebhafter junger Mann, kühn zu jedem großartigen Unternehmen, dürſtend nach Thaten ritterlichen Sinnes, und doch kein wilder Kriegsmann, ſondern ein wohlgeſinnter, höflicher und liebreicher Herr, welcher überdieß in damaligen Zeiten faſt das Nöthigſte und Empfehlendſte, ſo viel äußere Vorzüge beſaß, daß man ihn nur mit Vergnügen und Bewunderung anblickte, und die Volksſtimme ihn den hübſchen oder ſchönen Fritz zu nennen pflegte. Er fühlte, daß er für einen Thron geboren ſei. Weit we-

niger schmeichelhaft wird zwar von Zeitgenossen das Aeußere Ludwig's des Bayern geschildert; aber ritterlich war er doch auch und hatte nichts Abstoßendes, sondern manches Einnehmende. Liebenswürdiger machten ihn die geistigen Eigenschaften, die ihm viele Herzen zuwendeten. Hat er seine Altersgenossen bei den jugendlichen Ritterübungen an Kühnheit und Gewandtheit übertroffen und den größten Theil seines Lebens auf dem Streithengst und unter Waffengeklirre zubringen müssen, so blieb doch sein Wesen milde, gütig, fromm, so zu sagen hausväterlich. Nicht anders als gezwungen griff er zum siegreichen Schwerte, und gebrauchte weit lieber das überredende Wort, welches diesem Fürsten, wie Wenigen zu Gebote gestanden haben muß, obwohl er im Schulunterrichte keine sonderlichen Fortschritte gemacht hatte. Etwas verstand er Latein; aber die Muttersprache liebte er, und hat ausnehmend beigetragen, daß sie geübt und gebildet, daß sie Hof- und Gerichts- und Schriftsprache wurde. Tief wurzelte seine Religiosität, so daß sie selbst durch die überaus bittern Streitigkeiten mit den Päpsten nicht erschüttert wurde. Auf diese religiöse Gesinnung nahm Erzbischof Peter bei Ludwig besonders Bedacht und empfahl ihn deßhalb zur Krone, aber auch wegen der sonstigen männlich edlen Beschaffenheit seines Charakters und wegen seiner Verständigkeit und Thatkraft. Man darf für sehr wahrscheinlich die Erzählung gelten lassen, daß Ludwig, als die Machtboten der Kurfürsten ihn zu München angingen, über ihren Vortrag nicht erfreut, sondern bestürzt sich zeigte, und anfänglich Verschiedenes gegen den Ruf zur Krone einwendete. Den Ausschlag gab die erregte Besorgniß, von Oesterreich bald völlig umklammert und erdrückt zu werden, wie denn einer der Machtboten dem geringe Lust Aeußernden rund herausgesagt haben soll: es bleibe ihm nur eines von Beiden zur Wahl, entweder über das ganze Reich zu herrschen, oder auch das, was er habe, an die Habsburger zu verlieren. Zu beklagen ist es allerdings, daß er sich wählen ließ, zu beklagen nicht bloß wegen des erfolgten Widerstandes der Habsburger, sondern noch mehr wegen seines für ihn und Deutschland so traurigen Zwistes mit dem Kirchenoberhaupt. Ihm dürfte jedoch weniger als dem Gegenkönig zur Last zu legen sein, was da Uebles entstand. Auf den Kölner Erzbischof aber fällt eigentlich die ganze Schwere der Schuld, denn er stand an der Spitze der Gegenpartei, er hat sie gebildet, er hat sie erhalten, und er trieb es bis dahin, daß, als nach der zwistigen Wahl ein Wort von ihm hingereicht hätte, vom Vaterlande das Unglück des Bürgerkrieges abzuwenden, sein Eigensinn ohne Rücksicht auf Gesetz und

Herkommen, gleichſam für ſich allein, den Gegenkönig zu Bonn ſtatt zu Aachen krönte. Bis jetzt unerhört in deutſchen Landen! Habsburg-Oeſterreich hatte Gründe mancherlei Art, die Wiedererlangung der Reichskrone ſehnlichſt zu wünſchen; aber auch der Bayer konnte für ſich und ſein Haus große Vortheile und zuvörderſt Abwendung gleich großer Gefahren hoffen, ward er als Reichsoberhaupt anerkannt, und er verdient um ſo weniger Tadel, weil ihm dieſe Ehre ungeſucht von den einflußreichſten Wahlfürſten angetragen worden. Verlangen, er hätte freiwillig zurücktreten ſollen, als ſich die Gegenpartei zur Erreichung ihrer Abſicht die ungeſetzlichſten Schritte erlaubte, nachdem ihn doch fünf der Wähler gekoren, hieße verlangen, daß er ſich ſelbſt als einen Schwachkopf oder Feigling brandmarkte. Ludwig ſpürte die Kraft in ſich, das ſchwere Steuer des heiligen römiſchen Reiches zu führen und ging muthig an's Werk. Die unentwirrbaren Verwicklungen mit der Curie zu Avignon ſah weder er, noch ſonſt Jemand voraus.

9.

Schlacht der Gegenkönige bei Mühldorf.

Um den 24. September langte Friedrich's Heer bei Mühldorf am Inn an. Es war gering, wenn die Schwärme König Karl's von Ungarn abgerechnet werden; denn das Gold für den Sold war nicht häufig. 2200 Geharniſchte werden angegeben. Aber auf die 4 bis 5000 Mann hungariſcher Hülfsvölker ward mit Recht gezählt, dann auch auf die entferntere Macht Herzog Leupold's. Zwiſchen Mühldorf und Oetting ward an dem Inn ein Lager aufgeſchlagen. Am 24. September erſchien König Ludwig mit einem großen Heere von 15 bis 1800 Helmen und wohl gegen 30,000 Mann zu Fuß auf dem Dornberg am Inn. Die Zeit vom 20. bis 27. war verloren, weil König Friedrich auf Nachrichten von ſeinem Bruder harrte und Ludwig ſich indeſſen verſtärkte. Es entſtand die Frage, ob noch länger gewartet oder geſchlagen werden ſolle. Der Marſchall Dietrich von Pilichdorf, die Brüder Ulrich und Heinrich von Walſee und andere gaben den Rath, ohne den Herzog Leupold nicht zu ſtreiten, aber König Friedrich ſprach ſich entſchieden dagegen aus und rief: „Ich habe ſchon für dieſe Sache ſo viele Wittwen und Waiſen gemacht, und ſo viel Unbilliges an Chriſten begangen, daß ich den Streit nicht aufſchieben will, gehe es wie es möge.“ Früh Morgens am 28. September brach König Friedrich's Heer in vier Abtheilungen auf.

Langsam setzten sich die Gegner in Bewegung, das spähende Auge entdeckte nicht, wo der sich befinde, dessen Krone es galt; denn König Ludwig trat klüglich in den Schatten, belehrt, daß es Viele verwegenen Entschlusses auf sein Leben angelegt; er hielt hinter der Mitte auf einem guten Renner, von elf gleich gekleideten Getreuen umringt, an seinem blauen Rocke mit weißen Kreuzen, in seiner ganzen Wappnung nichts, was ihn von jenen auszeichnete, und es verbreitete sich jenseits das Gerücht, er habe sich furchtsam nach Wasserburg entfernt. Die Ehre des Tages haben jene, die sonst am Ersten darauf Anspruch zu machen berechtigt waren, ohne Eifersucht dem kriegserfahrenen Schweppermann als bayerischem Feldherrn zuerkannt. Zweckmäßige Vertheilung der Reiter, so daß die dichtgeschaarten Haufen zu Fuß während des mehrstündigen Streites nicht überflügelt werden konnten, verborgene Aufstellung einer starken Nachhut unter Burggraf Friedrich für den entscheidenden Augenblick, und endlich eine kluge rasche Seitenbewegung in günstig sich darbietender Gelegenheit, dieß waren die Künste, durch welche Schweppermann Ludwig's Heere den glorreichen Sieg zuwandte, freilich nur von Erfolg wegen der zähen Ausdauer der Bayern im heißen Schlachtgewühl. Sie, namentlich die unter Kurt von Bayerbrunn, hatten dem ersten wüthenden Anfall zu stehen. Es war um die Mittagszeit, die Sonne blendend am klaren Herbsthimmel wollte sich neigen. Da nimmt Schweppermann seinen linken Flügel, wo ohnehin die geworfenen Böhmen sich erst sammeln mußten, etwas zurück, und läßt den rechten durch eine Schaar Geharnischter aus dem Gedränge retten. Dieß ist der Zeitpunkt, um die tapfere Nachhut in Bewegung zu setzen. Burggraf Friedrich sprengt mit seinen Geharnischten über das Flüßchen Isen heran, wo er im Hinterhalte gelegen und läßt ein habsburgisches Fähnlein flattern. Das täuschet. Lustig jauchzt es bei den Feinden: des Herzogs Leupold Fähnlein! Sein Vortrab nahet! aber eines andern belehren die scharfen Streiche bald, welche in Seite und Rücken fallen; denn hier war man eben im Verfolgen der Böhmen ziemlich weit vorwärts gekommen und ohne Ordnung. Es reißt heillose Verwirrung ein, welche auch die gefangenen Böhmen zu benutzen wissen, um sich in Freiheit zu setzen. Ungarn und Kumanen wenden sich zerstreut zur Flucht. — Solchergestalt faßt den König Friedrich nebst dem Rest seiner Tapfern das Bayernheer links und rechts. Er wehrte sich auf das Mannhafteste und soll eigenhändig bei 50 Mann niedergestreckt haben, doch es stürzt sein Pferd, von einem Dienstmann durchbohrt. Am Boden liegend fragt Friedrich einen der Männer, die forderten,

daß er ſich ergebe, wer er ſei, und auf die Antwort, er ſtehe unter dem Burggrafen, reichte der Ueberwundene ſein Schwert dar als Gefangener des Burggrafen. Nach einer andern Angabe rief er: „Vor dieſem Kuhmaul habe ich mich heute nimmermehr erwehren können," damit auf den Schild des Rindsmaul, Pflegers von Neuſtadt ſchlagend, und entſchied ſo den Streit mehrerer Kampfhelden, wer ihn zum Gefangenen gemacht. Rindsmaul war bayeriſcher Miniſteriale oder Dienſtmann. Doch mag richtig ſein, daß der Burggraf gleich herbeikam und den erlauchten Gefangenen vor den König führte. Ludwig grüßte mit gewohnter Artigkeit, ohne allen Hochmuth die Hand bietend: „Vetter! gerne ſehen wir Euch!" — Friedrich war zu niedergeſchlagen, um etwas zu erwiedern. Offenbar wurden die tapfern (öſterreichiſchen) Geharniſchten in Stich gelaſſen. Fußvolk und Troß, voraus die ungariſchen und kumaniſchen Reiter, retteten ſich über den Inn nur zu eilig; Viele ſollen, da die einzige Brücke brach, im Waſſer umgekommen ſein. Die Sieger verfolgten für heute nicht weiter, zufrieden, mit ſolchem Gewinne das Wahlfeld zu behaupten. Beute an Geräth gab es genug, aber wenig Lebensmittel in der ausgeplünderten Gegend. Heiter beim kärglichen Nachtmahl, ſprach König Ludwig, da die Diener entſchuldigten, daß man nur eine kleine Anzahl Eier aufzutreiben vermocht, das nie vergeſſene Wort: „Jedem Mann ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei!"

10.

Der Kurverein zu Renſe.

Der Gründung dieſes berühmten Kurvereins ging ein Reichstag zu Frankfurt voraus. Leider fehlen die Akten, auch die geretteten Diplome ſind nicht zahlreich, ſehr wichtige Dinge aber wurden hier verhandelt. Gleich zu Anfang des Reichstags ſcheint ſich der Unmuth der Verſammelten, zumal der Laien, auf eine Art Luft gemacht zu haben, daß es ſchien, wenn der Kaiſer nur winke, ſo brechen rachgierig Hunderttauſende auf nach Paris und Avignon. Bei der feierlichen Eröffnung des Reichstages hielt der Kaiſer vom Throne herab eine Rede voll Feuer, deren Inhalt die Gemüther tief ergriffen haben ſoll. In Ausdrücken eines bitter gekränkten und von Wehmuth erfüllten Herzens berührte er die verſchiedenen, ſchon mit Johann XXII. und dann mit Benedikt XII. gepflogenen Unterhandlungen, die Ungerechtigkeit klar anſchaulich zu machen, daß noch immer auf ſeiner Perſon der Bann und faſt auf ganz Deutſchland das Interdict laſte.

Er und ſeine Väter ſeien, lautete die feierliche Betheuerung, zu allen Zeiten eifrige Anhänger der katholiſchen Religion und Kirche geweſen und doch behandle man ihn wie einen verſtockten Ketzer. Nie ſei ihm eingefallen, dem apoſtoliſchen Glaubensbekenntniß zuwiderlaufende Lehren und Meinungen zu hegen, oder gar in Umlauf zu ſetzen; getauft und erzogen nach Vorſchrift des römiſch-katholiſchen Glaubens, ſei es ſein einziges Verlangen, auch in demſelben zu ſterben, trotzdem ſchließe ihn der, welcher Chriſti Statthalter auf Erden heiße, von dem Reiche Gottes aus, ja, welche Härte! ihn wolle man als Urſache der ewigen Verdammniß von vielen Tauſenden, von Millionen und Millionen Chriſtenſeelen bezeichnen; und noch das Allerhärteſte! dem inſtändigſt um Losſprechung Bittenden werde ſie verweigert, außer er thue, was die eigene Ehre und das Wohl Deutſchlands verbiete, er entſage der höchſten Würde nach Begehren einer fremden, eiferſüchtigen Macht, die ſchon lange dahin arbeite, das Reich von den Deutſchen zu bringen. Er frage hier alle verſammelten Stände des Reichs, ob er auf eine ſolche Forderung eingehen dürfe, ob Einer von ihnen um ſolch ſchmählichen Preis die Losſprechung vom Banne erkaufen würde. In der Art redete bewegt und bewegend der vielgeprüfte Kaiſer, öfter durch feurigen Zuruf unterbrochen, der ihm Recht gab und faſt in wilde Verwünſchungen ſeiner Feinde ausſchlug. Als darauf Ludwig rundweg erklärte, er habe fruchtlos gethan, was in ſeinen Kräften ſtand und zu thun erlaubt war, die Getreuen des Reichs müßten jetzt Rath ſchaffen, weil weder er noch ſie wollen könnten, daß ein ſo betrübter Zuſtand fortdauere, oder daß man die höchſte Krone dem feindſeligen und habgierigen Nachbarn zu Füßen lege; die Stände müßten ſich ausſprechen, die Prälaten und die Kurfürſten vornämlich, welche Kraft hätten, Bann und Interdict unter dergleichen Umſtänden für ihn und Deutſchland aufzuheben; da machte ſich der in den Gemüthern kochende Aerger Luft, und wie mit einer Stimme ſchrie die zahlreiche Verſammlung: Weg mit Bann und Interdict! Unerträgliche Tyrannei hat Kaiſer und Reich damit beſchwert! Wo noch Suſpenſion, wo noch Hemmung des öffentlichen Gottesdienſtes beſteht, iſt das durch Geſetz zu beendigen! Welcher Geiſtliche, hoch oder niedrig, noch länger widerſtrebet, den treffe die Reichsacht! Der Kaiſer vertagte die Reichsverſammlung, nachdem er eine überaus wichtige Sache wenigſtens in Anregung gebracht, über die man ſich längſt hätte verſtändigen ſollen. Der ganze Zwiſt mit dem Papſte entſprang eigentlich daraus, daß dieſer behauptete, wer ein römiſcher König und noch mehr ein Kaiſer heißen, und ſich

der Regierung des Reiches unterfangen wolle, müsse erst von ihm geprüft und anerkannt werden. Jedoch nur so weit das den Kaisertitel betraf, war es begründet. Es verständigten sich daher die Kurfürsten gemeinsam, ohne sich durch irgend eine Rücksicht abhalten zu lassen, die angegriffenen Ehren, Rechte, Gewohnheiten des Reichs, und ihre eigenen Ehren und Rechte aufrecht zu erhalten (am 15. Juli). Am folgenden Tage zogen sie nach Rense, wo seit den ältesten Zeiten die Wahlfürsten in hochwichtigen Reichsangelegenheiten zusammen zu kommen pflegen, und faßten feierlich den Schluß rücksichtlich der vom Kaiser zu Frankfurt vorgelegten Frage und thaten den Ausspruch: Das sei von Recht und alter Gewohnheit des Reichs, daß wenn Einer durch die Kurfürsten, sei es durch alle, oder durch die Mehrzahl zu einem römischen König erwählt worden, er keineswegs einer Bestätigung des römischen Stuhles bedürfe, um die Verwaltung der Güter und Rechte des Reichs zu handhaben und den Titel eines Königs zu führen. Dem seien auch auf die von den Kurfürsten an sie gerichtete Frage die anwesenden Getreuen und Vasallen des Reichs alle einmüthig beigetreten. Der Kaiser war, damit Niemand sagen könne, er habe die Freiheit der Berathung beeinträchtigt, zu Frankfurt geblieben; dahin übersandten die Kurfürsten das Instrument, und nachdem jeder noch eine besondere, seinen Beitritt bezeugende Urkunde ausgestellt, begab sich Ludwig allem Anscheine nach selbst nach Rense zum feierlichen Schlusse der Verhandlung am 23. Juli; denn von diesem Tage ist die allgemeine Urkunde dieses ersten weltberühmten Kurvereines datirt. Den Entscheid hatte vernünftige, nüchterne, wenn auch etwas verspätete Ueberlegung gefällt, keineswegs Leidenschaft und Parteisucht. Da sich Deutschland vor Jahrhunderten ein Oberhaupt, einen König wählte, z. B. Arnulf, Konrad I., Heinrich I., so hat dieser alsogleich die Verwaltung des Reichs angetreten, den Huldigenden die Lehen ertheilt, Säumige citirt und andere Regierungshandlungen vorgenommen. Das geschah fortan, geschah ohne mindeste Einsprache, auch von Denjenigen, welche dem Königstitel das „römisch" beizusetzen anfingen, seit den Ottonen bis herab auf Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII., geschah sogar von den in Zwiespalt gekommenen Königen, Wilhelm, Richard und Alphons; ganz einhellig fiel die Wahl ohnehin nie aus. Kein Papst hat diese Uebung für widerrechtlich vorgreifend erklärt. Der Beisatz „römisch" wollte auch nichts weiter sagen, als daß der deutsche König auf das kaiserliche Diadem adspirirte, und nur um dieses zu erhalten und damit die Würde eines obersten Schirmvogtes der römisch-katho-

liſchen Kirche bei der deutſchen Nation bliebe, wendete ſich der König Deutſchlands an den Papſt. Sehr umſichtig hatten die Kurfürſten ihre Ausdrücke abgewogen: „Der von den meiſten Kurfürſten, ob auch einige nicht zuſtimmen, gewählte Römiſche König, bedarf nicht erſt der Ernennung, Approbation, Confirmation, Zuſtimmung oder Autoriſation von Seite des apoſtoliſchen Stuhles, um die Adminiſtration der Güter und Rechte des Reiches an ſich zu nehmen oder den Königstitel zu führen.“ Vom Kaiſertitel redeten ſie nicht. Ludwig dem Bayer konnte alſo nicht im Mindeſten eine Schuld zuwachſen, daß er namentlich auch von den geiſtlichen deutſchen Reichsvaſallen den Lehenseid forderte und jenen, die erwählt oder durch den Papſt ernannt, den Eid weigerten, die Lehen vorenthielt; auch konnte ihm nicht zum Vorwurf gemacht werden, daß er ſich endlich ſelbſt der bedrängten lombardiſchen Ghibellinen anzunehmen ſuchte, da dieß eben in ſeiner Verpflichtung lag und die Reichsgetreuen es ungeſtüm forderten; ahndete es ja Johann XXII. nicht, daß Friedrich von Oeſterreich ſich deſſen in Lombardien unterfing, der doch ganz augenfällig die Stimmenmehrheit der Kurfürſten nicht für ſich gehabt! Nur Eines laſtete auf Ludwig, daß er nämlich, als Jahrelang fortgeſetzte, gütliche Verſuche zu Avignon nichts erzielten, voll Unmuth, gegen den Willen des Papſtes, ja trotz ſeiner Cenſuren nach Rom zog, ſich dort zum Kaiſer krönen und ſogar einen Gegenpapſt aufſtellen ließ. Aber dieſen ſo unklugen als frevelhaften Schritt, zu dem ihn die wälſchen Ghibellinen fortgeriſſen, wollte er ſühnen, er hatte ſeine Schuld reuig bekannt und um Auflegung der Kirchenbuße unterwürfigſt nachgeſucht, hatte ſich erboten, den Kaiſertitel abzulegen, nur den königlichen vorbehaltend, und erſt nach erhaltener Abſolution und nach verrichteter Buße, beſtünde ſie auch in mehrjährigem Kampfe gegen die Ungläubigen, erſt dann wollte er in der rechtmäßigen althergebrachten Weiſe um die Kaiſerkrönung nachſuchen, bereit, alles zu beſchwören und zu beſiegeln, was ſeine Vorfahren am Reich dem heiligen Stuhle zugeſagt. Wäre Benedikt XII. zu Rom ſtatt zu Avignon geſeſſen, wäre er nicht vom Pariſer Hofe unterm Joche gehalten und ſelbſt gehindert worden, Legaten nach Deutſchland zu ſenden, unmöglich hätte es ſchwer fallen können, auf beſagter Grundlage den Frieden zwiſchen sacerdotium und imperium herzuſtellen. Leider fehlte es gar ſehr an Biſchöfen von apoſtoliſcher Geſinnung und Geiſteskraft; nichts ſonſt als dieſes hinderte, daß, wie der Kaiſer, wie all ſein Volk längſt gewünſcht, die deutſchen Prälaten zu einem Concil ſich verſammelten, und von der

traurigen Lage der Kirche und den heraudringenden Uebeln mit ſolchem Nachdrucke zum Papſte redeten, um Gehör zu finden und die Entſcheidung herbeizuführen. Statt deſſen fertigten bloß die ſechs Kurfürſten eine dem Papſte vorzulegende Denk- oder Beſchwerdeſchrift ab, dort ſehr ungünſtig aufgenommen. Zugleich ſchickte der Kaiſer ein ehrerbietig Schreiben dahin, in welchem die früheren Verſicherungen wiederholt waren, Verſuche, von denen Niemand nach den gemachten Erfahrungen Bedeutendes hoffen konnte. Ludwig lag nur daran, den Vorwurf von ſich abzuwälzen, als wolle er nicht Alles thun, den Papſt zu befriedigen, und den kirchlichen Zwieſpalt zu heben.

11.

Das Elend der Zeiten in Mitte des 14. Jahrhunderts.

Der Streit Günther's von Schwarzburg mit Karl von Luxemburg um die Reichskrone wurde von dem Volke in Deutſchland wenig beachtet, weil gerade um dieſe Zeit ein Unheil durch die Welt ging, welches Jedermann mehr an ſich ſelbſt und an die Seinen als an die Großen der Erde zu denken nöthigte. Es ſchien nämlich, als wenn die weltregierende Macht durch die zunehmende Verkehrtheit und Ausartung des menſchlichen Geſchlechts bewogen worden wäre, ihrer Langmuth ein Ziel zu ſetzen, und die Erde zum zweitenmal um der Frevel ihrer Bewohner willen zur Einöde zu machen. Schon zehn Jahre vorher hatte ſich eine der Plagen des alten Aegyptens erneuert. Im Spätſommer 1338 ergoſſen ſich von Oſten her in meilenlangen Wolken Schaaren von Heuſchrecken, die in Ungarn, Polen, Oeſterreich, Böhmen, Schleſien und den benachbarten Ländern Alles, was ſich auf den Feldern, Wieſen und in Gärten an Früchten vorfand, rein aufzehrten. Wie ſie den Gewittern ähnlich die Sonne verfinſterten, ſo verkündigten ſie ſich auch aus weiter Ferne durch ein dumpfes Getöſe, bis dann plötzlich der Erdboden von den nagenden und ſtinkenden Ungeheuern bedeckt lag [1]). Dieſe immer nur ſtrichweiſe Landplage wurde bald durch eine Reihe von Mißjahren in Vergeſſenheit gebracht, die als Folge mehrerer naſſer

1) König Karl ſah dieß Schauſpiel bei Pulkau in Unteröſterreich auf einer Reiſe, und erzählt ſelbſt davon: „Bei Aufgang der Sonne weckte uns einer meiner Soldaten aus dem Schlafe mit den Worten: Herr, ſteht auf! der jüngſte Tag iſt da! Wir ſtiegen ſogleich zu Pferde und ritten, weil wir das Ende des Heuſchreckenzugs ſehen wollten, bis nach Pulkau, ſieben Meilen lang, wo das Ende war. Aber die Breite konnten wir nicht abſchätzen.“

und kalter Sommer eintraten, und die sonst fruchtbarsten Länder in die Aengste der Hungersnoth stürzten. Im Jahre 1338 aßen die Menschen in Schlesien das Gras auf dem Felde, und die Kirche sah sich genöthigt, das Fleischverbot in der Fastenzeit um des Brodmangels willen aufzuheben. Aber noch größer und allgemeiner war die Mißernte des Jahres 1346. Vierundneunzig tausend Personen empfingen täglich zu Florenz das Almosen von zwei Broden, welche die Signoria backen und vertheilen ließ. Zu derselben Zeit hörte man von Erdbeben, die in mehreren Gegenden Europa's Verheerungen angerichtet hatten. Es sanken im Jahre 1346 durch Erdstöße die Mauern vom Großmünsterplatze zu Basel. Aber das Größeste stand noch bevor. Nachdem sich am 17. Januar 1348 die Sonne verfinstert hatte, geschah am 25. Januar, am Tage Pauli Bekehrung, ein großes und allgemeines Erdbeben durch ganz Europa. Ganze Städte, unter andern Villach in Kärnthen, mit vielen Burgen und Dörfern umher, wurden in Schutthaufen verwandelt, die Einwohner, damit nirgends Trost und Zuflucht bliebe, unter den Trümmern ihrer Kirchen begraben, in denen sie versammelt gewesen. Die Erdstöße wiederholten sich in diesem und dem folgenden Jahre zu mehreren Malen. Unter diesen Schreckniſſen begann im Frühling des Jahres 1349 die große Pest, die weder vorher noch nachher ihres Gleichen im Abendlande gehabt hat. Sie war auf genuesischen Schiffen aus dem Morgenlande herübergebracht worden, und wüthete zuerst in den italienischen und französischen Seestädten, von wo sie sich bei dem Mangel der erst später erdachten Abwehrungsanstalten über alle Länder Europa's verbreitete. Das vorausgegangene Elend mag die Menschen zu größerer Empfänglichkeit für die Krankheit gestimmt haben. Zu Marseille starb die Hälfte der Einwohner, unter ihnen der Bischof mit dem ganzen Domkapitel, deßgleichen alle Predigermönche und Minoriten; zu Venedig, zu Florenz, zu Rom wurde die Zahl der Gestorbenen nach Hunderttausenden angegeben. Demohngeachtet reisten die meisten Kaufleute mit ihren Waaren noch immer von dorther nach Deutschland und trugen so die Ansteckung weiter. Wenn dann in einer also verpesteten Stadt oder Provinz die Ursache des öffentlichen Unglücks gewahrt ward, und durch schleunige Fortschaffung der Fremden gehoben werden sollte, so diente dieß nur dazu, andere noch gesunde Gegenden, wohin die Vertriebenen ihre Zuflucht nahmen, mit dem Unglück zu beschenken, ohne selbst dessen erledigt oder erleichtert zu werden. Noch größere Gelegenheit zur Verbreitung der Krankheit gab die Abhaltung des päpstlichen Jubeljahrs, zu welchem von Weih-

nachten 1349 bis Oſtern 1350 über eine Million Menſchen nach Rom zogen, deren (nach dem Bericht des Augenzeugen Rebdorf) auf dem Rückwege eine große Anzahl durch die Peſt hinweggerafft wurden. Die Krankheit zeigte ſich durch Beulen von der Größe eines Eies erſt an den heimlichen Theilen und unter den Achſeln, dann am ganzen Körper, endlich durch gelbe oder ſchwarze Flecke, die bei Einigen groß aber ſparſam, bei Andern klein aber zahlreich waren, und die Benennung der „ſchwarze Tod" veranlaßten; die Leidenden verſchieden meiſt am dritten Tage, ſobald die Flecken von den Armen oder Schenkeln, wo ſie zuerſt erſchienen, über den übrigen Leib ſich verbreiteten. Anfangs hatten die Aerzte ihre Kunſt verſucht, bald aber verkündigte ſich die Peſt als eben ſo unheilbar, wie reißend, und alle Sorge für die Rettung Anderer verlor ſich in der um das eigene Leben: denn nicht etwa bloß Annäherung an die Kranken, ſondern ſchon Berührung deſſen, was ihnen gehört hatte, pflanzte das Gift fort, und oft ſah man alle Bewohner eines Hauſes, bis auf die Hausthiere, hinter dem zuerſt Angeſteckten dahinſterben. Da wurden Viele von großer Todesangſt ergriffen und Nachbarn, Freunde, Verwandte vermieden und flohen einander, ja ſelbſt Eltern verließen ihre ſterbenden Kinder. Andere, die entweder einen heitern, fröhlichen Sinn für das beſte Verwahrungsmittel, oder das Schickſal für unvermeidlich hielten und den kurzen Augenblick des Daſeins auf Zinſen legen wollten, gaben ſich ungeſcheut allem möglichen Sinnengenuß hin. Todtengebräuche und Feierlichkeiten hörten auf; die meiſten ſtarben ohne Sakramente dahin; die Leichen aber wurden auf Karren fortgeführt und zu Hunderten in große Gruben geworfen. An manchen Orten, wo die Träger und Todtengräber geſtorben waren, mußte auch dieß unterbleiben, und die Luft das Amt der Erde verwalten. Zwei fahrende Schüler, die von Bologna nach Böhmen gingen, kamen durch einige Städte und Flecken, in denen gar keine Menſchen mehr angetroffen wurden; die Kranken lagen in den Häuſern verlaſſen und ſtarben ohne Hülfe In Wien ſollen an Einem Tage neunhundert und ſechzig, nach einem andern Zeugen ſogar zwölfhundert Perſonen geſtorben ſein. An einigen Orten rechnete man auf hundert Einwohner nur zehn, an andern gar nur fünf Ueberlebende. Ueberhaupt ſollen zwei Fünftheile der Bevölkerung Europa's von dieſer Seuche dahingerafft worden ſein. Mehrere Zeitbücher deuten durch ihr plötzliches Aufhören in dieſen Jahren auf den Tod ihrer Verfaſſer. Auch der italieniſche Geſchichtſchreiber Johann Villani wurde eines dieſer Opfer. Nur von Königen, Fürſten

und Stadthäuptern ſtarb keiner, ſondern dieſe ſannen vielmehr auf Kriege und Eroberungen. Papſt Clemens zu Avignon ſaß in ſeinem Zimmer bei immerwährendem Kaminfeuer und ließ Niemanden vor ſich: denn die Aerzte waren uneinig, ob die Peſt aus einem unregelmäßigen Lauf der Geſtirne, oder aus Verderbniß der Luft entſtanden ſei. Andere aber ſchrieben Alles dem Willen Gottes zu. Da nun bei Menſchen keine Hülfe war, wandte ſich das verzweifelnde Volk an den Himmel. Wahrſcheinlich auf Veranlaſſung kirchlicher Bußzüge erwachte die ſchon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts entſtandene und wieder verſchwundene Schwärmerei der Geißler oder Flagellanten wieder.

12.

Die grosse Geisslerfahrt von 1349.

Jakob von Königshofen beſchreibt in ſeiner Chronik die große Geißlerfahrt alſo:

Da man zählte 1349 Jahre, vierzehn Nächte nach Pfingſten, da kamen gen Straßburg wohl 200 Geißler, die hatten Leben und Weiſe an ſich, wie ich hier ſagen will. Zum erſten hatten ſie gar koſtbare Fahnen von Sammettüchern und Geweben von Gold und Seide, auf zehn oder acht Fahnen, und alſo manche gewundene Kerzen, die trug man ihnen vor, wo ſie in Städte oder Dörfer gingen, und läutete alle Glocken vor ihnen. Und die Geißler gingen den Fahnen nach, je zwei und zwei mit einander, und hatten alle Mäntel an und Hüte auf mit rothen Kreuzen. Zwei ſangen vor, und denen die andern alle nach. Und ihr Geſang war alſo:

Nun iſt die Betfahrt alſo hehr.
Chriſtus ritt ſelber gen Jeruſalem;
Er führte ein Kreuz in ſeiner Hand.
Nun helfe uns der Heiland!

Nun iſt die Betfahrt alſo gut.
Hilf uns, Herr, durch Dein heiliges Blut,
Das Du an dem Kreuz vergoſſen haſt
Und uns in dem Elend gelaſſen haſt.

Nun iſt die Straße alſo bereit,
Die uns zu unſrer Frauen bringt,
In unſrer lieben Frauen Land.
Nun helfe uns der Heiland!

Wir ſollen die Buße an uns nehmen,
Daß wir Gott deſto beſſer ziemen
Alldort in ſeines Vaters Reich.

Deß bitten wir Dich alle gleich.
So bitten wir den heiligen Chriſt,
Der aller Welt gewaltig iſt.

Wenn ſie dann in die Kirchen kamen, ſo knieten ſie nieder und ſangen:

Jeſus, der ward geladt mit Galle:
Deß ſollen wir alle an (ein) Kreuz fallen.

Und da fielen ſie Alle kreuzweis auf die Erde, daß es klapperte. Und wenn ſie eine Weile alſo gelegen, ſo hob ihr Vorſänger an und ſang:

Nun hebet auf eure Hände,
Daß Gott dieß große Sterben wende.
Nun hebet auf eure Arme,
Daß ſich Gott über uns erbarme.

Und dann ſtanden ſie auf und thaten ſo dreimal. Und dann luden ſie die Leute heim zum Eſſen, und eins lud zwanzig, eins zehn, und jegliches nach ſeinen Umſtänden, und boten's ihnen wohl. Und dieß war ihre Regel: „Wer in die Bruderſchaft wollte und an die Buße treten, der mußte 34 Tage darin ſein und bleiben, und mußte alſo viele Pfenninge haben, daß ihm alle Tage vier Pfenninge zukamen, das waren eilf Schillinge Pfenninge und vier Pfenninge. Und darum durften ſie Niemanden heiſchen, ſie durften auch keine Herberge heiſchen, noch in ein Haus kommen, man lüde ſie denn darein, und führte ſie denn ohne Heiſchen darein. Sie durften auch zu keiner Frau reden. Welcher aber das brach, der kniete vor ſeinen Meiſter und beichtete es ihm, ſo ſetzte ihm der Meiſter Buße und ſchlug ihn mit der Geißel auf ſeinen Rücken und ſprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehr,
Und hüte dich vor der Sünden mehr.

Sie hatten auch ein Geſetz, daß ſie Pfaffen unter ſich hatten, aber ihrer keiner ſollte Meiſter unter ihnen ſein, noch in ihren heimlichen Rath gehen.

Wenn ſie nun wollten büßen (alſo nannten ſie das Geißeln, das war zum Tage zweimal, früh und ſpät), ſo zogen ſie auf's Feld aus: da läutete man die Glocken, und ſie gingen je zwei und zwei und ſangen ihren Leich, wie vorhin geſagt iſt. Und wenn ſie kamen an die Geißelſtatt, ſo zogen ſie ſich aus nackt und barfuß bis auf die Hoſen und thaten Kittel oder weiße Linnen an, und die gingen ihnen von dem Nabel bis auf die Füße, und legten ſich wieder in einem weiten Kreis. Und wie Jeglicher geſündigt hatte, darnach legte er ſich. War er ein meineidiger Böſewicht, ſo legte er ſich auf

eine Seite und reckte seine drei Finger auf. War er ein Ehebrecher, so legte er sich auf den Bauch. So legten sie sich in mancherlei Weise nach mancherlei Sünde. Dabei erkannte man wohl, was für Sünde Jeglicher gethan hatte. Wenn sie sich also hatten gelegt, so fing ihr Meister an wo er wollte und schritt über einen und rührte ihn mit seiner Geißel und sprach:

Steh auf durch der reinen Marter Ehr,
Und hüte dich vor der Sünden mehr.

So schritt er über sie alle, und über welchen er schritt, der stand auf und schritt dem Meister nach über die vor ihm lagen, bis sie alle aufgestanden. Und sangen dann und geißelten sich mit Riemen, sie hatten vorn Knöpfe und Nadeln daringesteckt, und sangen mancherlei Lieder. Und wenn sie sich also gegeißelt und gesungen, so las einer unter ihnen einen Brief, und sie sprachen, der Engel hätte ihn vom Himmel herabgebracht. Und in dem Brief stand, wie daß Gott erzürnt wäre über der Welt Sünde und wollte sie haben untergehen lassen, da ward er gebeten von seiner Mutter und von seinen Engeln, daß er sich sollte erbarmen über die Welt. Und viele andere Dinge standen in demselben Brief geschrieben. Und wenn der Brief gelesen war, so zogen sie wieder in die Stadt, singend, je zwei, und gingen ihren Fahnen und Kerzen nach. Auch wenn sie sich geißelten, so war gar groß Zulaufen, und das Volk weinte und hatte große Andacht, denn das Volk wähnte und glaubte, daß der Brief von dem Himmel herab wäre gekommen, und alles was sie sagten, daß es alles wahr wäre. Und wenn die Pfaffen fragten, woran man erkennen sollte, daß die Geißelfahrt gerecht wäre, und wer den Brief besiegelt hätte, da antworteten sie und sprachen, wer das Evangelium besiegelt hätte? So brachten sie die Leute dazu, daß man den Geißlern mehr glaubte als den Priestern. Und wo sie in die Städte kamen, da kam gar viel Volk in ihre Bruderschaft, die auch Geißler wurden.

Zu Straßburg kamen mehr als tausend Mann in ihre Gesellschaft und sie theilten sich zu Straßburg: ein Theil der Geißler ging das Land hinab, der andere Theil das Land hinauf. Und es kam so viel Volk in ihre Bruderschaft, daß es verdroß den Papst und den Kaiser und die Geistlichkeit. Und der Kaiser schrieb dem Papst, daß er etwas hiezu dächte, sonst verkehrten die Geißler all die Welt. Denn sie nahmen sich großer Heiligkeit an, und sprachen, daß große Zeichen durch sie geschähen. Und man trug zu Straßburg ein todtes Kind in ihren Kreis, da sie sich geißelten, und sie wollten es lebendig machen, aber es geschah nicht. Die Geißelfahrt währte länger als

ein halb Jahr, daß alle Woche etwa manche Schaar kam mit Geißlern. Darnach machten ſich auch Frauen auf und gingen auch durch das Land und geißelten ſich. Darnach fuhren junge Knaben und Kinder auch durch das Land in der Geißelfahrt [1]). Darnach wollten die von Straßburg nicht mehr vor ihnen läuten, und man ward ihrer alſo müde, daß man ſie nicht mehr nach Hauſe lud, wie vorher. Und man fing an zu ſagen von der Falſchheit und dem Trug, womit ſie umgingen, und daß der Brief ein Lügner wäre, den ſie predigten. Und zuletzt verbot der Papſt ihre Fahrt und gebot allen Biſchöfen, daß ſie in ihren Biſthümern ſollten die Geißler abſchaffen und verbieten. Und zu Straßburg gebot man auch, daß kein Geißler durfte mehr dahin kommen; und wer ſich geißeln wollte, der ſollte ſich heimlich in ſeinem Hauſe geißeln, wie viel er wollte. So nahm die Geißelfahrt in einem halben Jahr ein Ende, die ſollte nach ihrer Sage gewähret haben 36 Jahre.

13.

Judenverfolgungen im 14. Jahrhundert.

Noch ehe die Wuth der Geißler durch das Anſehen des päpſtlichen Verbots erſtickt, oder durch die Ermüdung des Volks von ſelber erloſchen war, erhob ſich eine andere, weit ſchrecklichere Bewegung. Die in Deutſchland zahlreich anſäſſigen Juden waren von jeher dem Volke verhaßt durch die Ueberlegenheit, die ſie über dasſelbe vermittelſt ihrer Reichthümer und der damit erkauften Fürſtengunſt erlangt hatten. Juden waren die Geldmäkler, Zollpächter und Finanzbedienten der Fürſten. Juden zahlten für den Schutz, den ſie genoſſen, unmittelbar anſehnliche Summen in die fürſtlichen Kammern, und wurden daher als einträgliche Unterthanen mit großer Vorliebe gehegt und gepflegt. Das Recht Juden zu halten und zu ſchützen, und die eigentlich dem Kaiſer und Reich zuſtehenden Judengefälle ſelbſt zu erheben, war ein wichtiges Vorrecht, um deſſen Erwerbung und Ausübung die größten geiſtlichen und weltlichen Fürſten eifrig bemüht waren. Eben daher aber auch die allgemeine, durch das ganze Mittelalter fortgehende Erbitterung des Volks gegen die begünſtigten Fremdlinge, die im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts ſchon mehreremal in helle Flammen aufrühreriſcher Selbſthülfe ausgebrochen war. Die Geiſtlichkeit, welche durch die Vermehrung der Juden in ihren Einkünften verkürzt ward, und auf den Synoden

1) Alſo die gleiche Erſcheinung wie bei den Kreuzzügen.

vergebliche Beschlüsse zu ihrer Beschränkung machte, ja sogar die fürstlichen Beschützer mit dem Interdikte bedrohte oder belegte, war wenig aufgelegt, das gereizte Volk durch ihr Ansehen zu zügeln. Daher die blutigen Judenverfolgungen zur Zeit König Albrecht's im Jahre 1306, und in den Jahren 1336 und 1337 zur Zeit Kaiser Ludwig's von Bayern, der in seinen vielfachen Geldbedürfnissen den Juden so große Gunst geschenkt hatte, daß seine Feinde sich in seinen letzten Jahren vorzüglich dieses Umstandes bedienten, das Volk gegen ihn aufzuhetzen. Auf die (schon öfter vorgekommene) Angabe, daß die Juden eine geweihete Hostie gestohlen und geschändet hätten, verbreitete sich ein allgemeiner Judentodtschlag über Oesterreich, Kärnthen, Franken und das Rheinland. In den Städten Wien und Neustadt wurden die Juden durch den Herzog Albrecht und die Großen geschützt, auf dem Lande aber und an kleinern Orten das Opfer eines grausamen Todes durch Flammen oder das Mordmesser. Mit Mühe wurde der Sturm durch die Vermittelung des Papstes Benedikt, der den Bischof von Passau mit Untersuchung dieser Sache beauftragte, beruhigt. Jetzt aber erneuerte er sich mit verdoppelter Wuth. Es entstand nämlich unter dem Volk das Gerücht und verbreitete sich mit reißender Schnelle, daß die Juden Urheber der Pest wären, indem sie in ihrem Hasse gegen das Christenthum die Brunnen und Flüsse vergiftet, oder gar die Luft mit Zaubersprüchen und ausgeworfenen Samen verpestet hätten. Die Bande der bürgerlichen Ordnung waren ohnehin durch das allgemeine Elend gelockert, und das Volk griff daher aller Orten zu den wohlbekannten Waffen des Judenhasses. In Bern, in der Grafschaft Freiburg und an andern Orten wurden zuerst einige Juden gefoltert, und auf ihr Bekenntniß, nachdem auch zu Zofingen Gift vorgefunden war, getödtet, und darüber an die Obrigkeiten in Basel, Freiburg und Straßburg geschrieben. Als diese aber die Juden in Schutz nahmen, und zu Basel sogar einige bedeutende Personen, die sich an den Juden vergriffen hatten, aus der Stadt verbannt wurden, erschien eines Tags das Volk mit den Stadtfahnen vor dem Rathhause, und verlangte die Rückberufung der Verbannten und die Austreibung der Juden. Der erschrockene Rath mußte einwilligen und einen Vertrag beschwören, daß binnen zweihundert Jahren keine Juden daselbst wohnen sollten. Umsonst beschickten sich die Vornehmen dieser drei Städte durch gegenseitige Botschaften zur Erhaltung der Juden; sie mußten dem Geschrei des Volks nachgeben, und alle in diesen Gegenden wohnhaften Juden verhaften lassen. Darauf wurde zu Beunefeld im Elsaß zwischen den

Landherren und den Abgeordneten der Straßburger über das Schickſal der Juden gerathſchlagt. Die Straßburger verſuchten es, ſie zu vertheidigen, wurden aber gefragt, was wohl die Töpfe bedeuten möchten, die man aus den Brunnen gezogen habe? Auf dieſen Fund gründete ſich das Volksgeſchrei über Vergiftung. Der Ausgang war, daß der Biſchof von Straßburg, die Landherren im Elſaß und die Reichsſtädte einen Beſchluß faßten, ferner keine Juden zu halten, und die Gefangenen erſt an einem, dann an den andern Orten verbrennen ließen. Anderwärts wurden ſie bloß vertrieben; die aber, welche dem Volke in die Hände fielen, theils verbrannt, theils in Sümpfen erſtickt. So wurden zu Baſel alle daſigen Juden auf einer Rheininſel in ein neugebautes Haus geſperrt, und mit demſelben dem Feuer übergeben; daſſelbe geſchah zu Freiburg, und nur die zwölf reichſten ließ man leben, um ihre Schuldner beſſer zwacken zu können. Als die Juden zu Speier, zu Worms, zu Oppenheim und zu Mainz dieſes erfuhren, vergruben viele ihre Schätze und verbrannten ſich ſelbſt in ihren Häuſern. Die andern wurden vom Volke erſchlagen, alſo daß man die Leichen, die auf den Straßen lagen, zuletzt um des Geſtankes willen in Weinfäſſer ſtecken und in den Rhein werfen mußte. Auch verbot der Rath in den Häuſern der Juden Nachſuchung nach den Schätzen anzuſtellen, und ließ dieſelben, wie erzählt ward, für ſich ſelbſt aufſpüren und einziehen. Unter den Martern hatten einige der Unglücklichen wirklich bekannt, daß von ihren Glaubensgenoſſen in Spanien über die Vergiftung der Chriſtenheit ein großer Rath gehalten worden ſei; deßgleichen hatten ſie Ermordung vieler Knaben, Verfälſchung von Urkunden, von Münzen, Diebſtähle und andere Verbrechen geſtanden, deren ſie von der allgemeinen Stimme, mit oder ohne Grund, bezüchtigt wurden. Darum mußte der Magiſtrat von Straßburg, um das Geſchrei des Volkes zu ſtillen, einige derſelben rädern laſſen; weil er ſie aber aus Menſchlichkeit alsbald tödten und nicht lebendig auf's Rad legen ließ, ſo hieß es, dieß ſei darum geſchehen, damit ſie nicht von der Mitwiſſenſchaft der hohen Obrigkeit zeugen könnten. Einige der Verhafteten waren nach einem Hauſe gebracht worden, als ob ſie heimlich hinweggeführt werden ſollten. Statt deſſen führte man ſie auf ihren Kirchhof in ein dazu eingerichtetes Haus und verbrannte ſie in demſelben. Diejenigen, die aus Furcht ſich taufen ließen, deßgleichen viele ſchöne Jüdinnen und junge Knaben, die von gutherzigen Menſchen faſt wider ihren Willen zur Taufe gezogen wurden, retteten ihr Leben, während andere, die den Flammen entſprangen, gewöhnlich

vom Pöbel erſchlagen wurden. Dieſe Täuflinge aber hatten nachher meiſt ein trauriges Loos. Es wurden Leute ergriffen, welche auf der Folter ausſagten, ſie ſeien von getauften Juden zur Vergiftung der Brunnen gedungen, und durch gewiſſe über ſie geſprochene Zauberworte in eine Art blutgierigen Wahnſinn verſetzt worden, ſo daß ſie lieber gleich alle Chriſten um's Leben gebracht hätten. Dieſe Geſtändniſſe brachten vielen der neuen Täuflinge den Tod, die Erbitterung ging ſo weit, daß die elſaſſiſchen Städte allen denen, die auf ihren Gebieten die Juden beſchützten, feind wurden, und der öſterreichiſche Landvogt in Enſisheim kaum Erlaubniß erhielt, wegen der in dieſer Stadt verhafteten Juden einen Boten an ſeinen Landesherrn ſchicken zu dürfen. Auch gegen den Pfalzgrafen Ruprecht, der die aus Speier und Worms Entflohenen in Heidelberg aufnahm und ſchützte, deßgleichen gegen einen Ritter Engelhardt von Hirtzenborn erhob ſich gewaltiges Murren, daß ſie um des Geldes willen die Frevler an der Chriſtenheit der gerechten Strafe entzögen. Zu Frankfurt, wo gleich nach König Karl's Abreiſe das Ungewitter gegen die Juden zum Ausbruche kam, entſtand bei Plünderung ihrer Häuſer eine Feuersbrunſt, welche den größten Theil der Stadt verzehrte. Zu Mainz gab bei Anweſenheit eines großen Flagellantenhaufens die Abſchneidung eines Geldbeutels Veranlaſſung zu einem Auflauf, der ſich alsbald gegen die Juden richtete. Sie vertheidigten ſich anfangs und tödteten mehrere Chriſten; zuletzt aber, da ſie ſich übermannt ſahen, flüchteten ſie in ihre Häuſer und verbrannten ſich darin mit all ihrer Habe. Die ungereimteſten Gerüchte entſtanden und wurden gefliſſentlich ausgebreitet, um die Gemüther des Pöbels noch mehr zu erhitzen. So hieß es, die Juden hätten bei Lebzeiten Kaiſer Ludwig's den Plan gemacht, wenn ſie zu einer gewiſſen Menge angewachſen ſein würden, unter Anführung dieſes ihres Beſchützers über die Chriſten herzufallen, und ſie ſammt und ſonders auszurotten. Als die ſtädtiſchen Obrigkeiten ſahen, daß ſie die Juden nicht retten konnten, fanden ſie ſich darein, aus ihrem Unglück Vortheil zu ziehen. Die Häuſer und Güter der Erſchlagenen wurden eingezogen und zum Aufbau oder zur Ausbeſſerung der Stadtmauern verwendet; mit den Steinen der zerſtörten Judenkirchhöfe an einigen Orten die Straßen gepflaſtert. Daher kamen an vielen Orten die Obrigkeiten ſelbſt in Verdacht, nicht alle Kräfte angewendet zu haben, die Juden vor der Grauſamkeit des Volks zu beſchützen. Deſto übler empfanden die Könige und Fürſten die an ihren Kammerknechten verübten Gräuel. König Karl befahl im Jahre 1350 den Rathmannen zu Breslau,

alle diejenigen, welche Juden ermordet hätten, einzuziehen und ihnen ihr Recht zu thun. Herzog Albrecht von Oeſterreich ſandte nach Krems, wo ebenfalls die Juden theils erſchlagen, theils zur verzweifelten Selbſtverbrennung genöthigt worden waren, zahlreiches Kriegsvolk, und ließ viele Schuldige fangen und in finſtere Kerker werfen. Bei dieſer Gelegenheit wurden viele Dörfer von den rohen Söldnern geplündert; die Bürger von Mautern mußten ſechshundert, die von Krems und Stein vierhundert Pfund Strafgeld bezahlen. Drei der Plünderer büßten ihr böſes Thun am Galgen, mehrere andere ſtarben im Kerker, die übrigen mußten ſich alle mit ſchweren Geldſummen loskaufen. Gegen den Herzog aber erhob ſich bitterer Unwille, daß er um der Juden willen chriſtliche Leute geſtraft habe, und noch jetzt iſt in den Zeitbüchern dieſe Volksſtimme vernehmbar.

Noch eifriger als die weltlichen Obrigkeiten nahm der Papſt der verfolgten Juden ſich an. Schon im Juli 1348 hatte er eine Verordnung erlaſſen, welche auf das ſtrengſte verbot, die Juden gewaltſamer Weiſe zum Chriſtenthum zu bekehren. Darauf, als das Volksgerücht den Juden die Erregung der Peſtſeuche zuſchrieb, ſuchte er die Ungereimtheit deſſelben anſchaulich zu machen. „Das öffentliche Gerücht," heißt es in der deßhalb erlaſſenen Verordnung, „oder vielmehr die öffentliche Schmach hat neulich vor unſere Ohren gebracht, daß einige Chriſten die Peſtſeuche, womit Gott die Chriſtenheit um ihrer Sünden willen heimſucht, auf Anreiz des Teufels fälſchlich den Giftmiſchereien der Juden zuſchreiben, und ſo in dieſer Leichtgläubigkeit mehrere Juden, ohne Rückſicht auf Alter und Geſchlecht, getödtet haben; daß ferner dieſe Raſerei nicht aufhört, obwohl die Juden bereit ſind, ſich wegen dieſer Anklage vor den gehörigen Richtern zu ſtellen, ſondern immermehr zunimmt, wodurch denn der Irrthum, dem nicht widerſtanden wird, gebilligt zu werden ſcheint. Wie ſtreng wir nun auch die Juden in dem Falle, daß ſie des gedachten Verbrechens wirklich ſchuldig oder mitwiſſend befunden werden ſollten, mit der gebührenden Strafe zerſchmettern würden, ſo iſt doch bei dem Umſtande, daß dieſe Peſt unter allen Himmelsſtrichen die Juden ſelbſt ſowohl als die Völker, bei denen gar keine Juden wohnen, hinweggerafft, keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden, daß die letztern dieſes Verbrechen wirklich begangen haben ſollten." Demnach werden die Erzbiſchöfe, Biſchöfe und alle geiſtlichen Obrigkeiten aufgefordert, dem Volke in den Kirchen die päpſtlichen Befehle zu verkündigen und die Ungehorſamen mit der Strafe des päpſtlichen Bannes zu belegen. Leider war die Wirkung dieſer Maßregeln nur gering,

vielmehr folgte man den Eingebungen des Wahnglaubens und des Volkshasses. Der letztere insbesonders war zu mächtig und ging zu natürlich aus dem Mißverhältniß hervor, in welchem die christlichen Einwohner gegen die durch die Bande des Volksthums, der Religion und des gemeinsamen Erwerbs verknüpfte Genossenschaft der Juden standen, als daß die päpstlichen Ermahnungen ihn hätten erschüttern können. Um ihres Vortheils, ja um ihrer Selbsterhaltung willen, suchten die Christen ihrer durch die Macht des Geldes schon überlegenen Nebenbuhler sich zu entledigen, so lange sie selbst noch an Zahl die stärkeren waren. Der sicherste Beweis aber, welch große Mittel die Juden in Händen hatten, liegt in dem Umstande vor Augen, daß sie trotz des furchtbaren über sie ergangenen Unglücks nach wenigen Jahren an den meisten Orten eben so zahlreich wie zuvor waren, und in ihren Reichthümern neuen Stoff für abermalige Ausbrüche der Volkswuth bereiteten.

Es ist hier der Ort, noch Einiges über das Verhalten der Kirche gegen die Juden im Mittelalter vorzubringen, da man so gern die Verfolgung der Juden von der Intoleranz der Kirche herleitet, während die Juden in der That an der Kirche ihre Beschützerin gegenüber der Volkswuth gefunden haben. Insbesondere war es Grundsatz der Päpste, wie schon Gregor der Große ihnen das Beispiel gegeben, die Juden in den ihnen eingeräumten Rechten zu schützen. Wenn die vertriebenen Päpste des zwölften Jahrhunderts wieder nach Rom zurückkehrten, zogen ihnen mit den Uebrigen auch die Juden in ihren festlichen Kleidern entgegen, indem sie die Thora vor sich her trugen, und Innocenz II. betete bei solcher Gelegenheit für sie, daß Gott die Hülle von ihren Herzen nehmen möge. Der Papst Innocenz III. erließ im Jahre 1199 eine Verordnung, durch welche er die Juden gegen Bedrückungen in Schutz nahm. „So sehr auch der Unglaube der Juden zu tadeln sei," — schrieb er — „so müßten sie doch, weil der christliche Glaube durch sie wahrhaft bestätigt werde, von den Gläubigen keine schweren Bedrückungen erleiden." Er beruft sich hier auf das Beispiel seiner Vorgänger, welchen er nachfolge: „Keiner solle sie mit Gewalt nöthigen, sich taufen zu lassen, nur wenn Einer zu erkennen gebe, daß er aus freiem Willen Christ werde, solle man ihn durch nichts hindern dürfen, die Taufe zu empfangen; denn wer gezwungen zur christlichen Taufe komme, der könne kein wahrhaft Gläubiger werden. Keiner solle sie im Besitze ihrer Güter, in der Ausübung ihrer Gewohnheiten beeinträchtigen. In der Feier ihrer Feste sollten sie nicht auf tumultua-

riſche Weiſe geſtört werden.“ Dieſer Papſt ließ es ſich angelegen ſein, für den Lebensunterhalt der zum Chriſtenthum übergetretenen Juden, welche dadurch ihre bisherigen Erwerbsmittel verloren, zu ſorgen.

Da im Jahre 1236 die Juden in Frankreich ſich der Wuth der Kreuzfahrer preisgegeben ſahen, ſuchten auch ſie Hülfe bei dem Papſte, damals Gregor IX. Dieſer erließ ein Schreiben, worin er ſeinen Unwillen über jene Grauſamkeit auf das Nachdrücklichſte ausſprach. Der Papſt Innocenz IV., an den ſich die Juden aus Deutſchland mit Klagen über die Bedrückungen und Verfolgungen, welche ſie von weltlichen und geiſtlichen Fürſten erleiden müßten, gewandt hatten, ſchrieb zu ihrem Schutze im Jahre 1248 einen Brief nach Deutſchland. Er erklärte hierin das Mährchen von der Ermordung eines chriſtlichen Knaben zur Feier des jüdiſchen Paſſahfeſtes für eine grundloſe Erdichtung, welche man nur zur Beſchönigung der Habſucht und Grauſamkeit gebrauche, um die Juden ohne Unterſuchung in der Form des Rechts verurtheilen zu können.

14.
Cola Rienzi.

Dieſer Mann von geringer Geburt, aber großen Anlagen und einer guten auf die Schriften der Alten gegründeten Erziehung, war von der größten Begeiſterung für die alten Zeiten durchdrungen, lebte im Geiſte nur in der altrömiſchen Republik, und ſuchte bei ſeinen Landsleuten eine gleiche Geſinnung hervorzurufen. Er war einer der dreizehn Abgeordneten, durch welche die Stadt Rom dem Papſt Clemens (1342) in Avignon zu ſeiner Wahl Glück wünſchen und ihn bitten ließ, wieder ſeinen Sitz in ihren Mauern zu nehmen. Das hervorſtechende Talent des Mannes bewog den Papſt, ihn für ſeinen Dienſt zu gewinnen, und ihm die Stelle eines apoſtoliſchen Notars zu ertheilen, wodurch er einen täglichen Gehalt von fünf Goldgulden bezog, und aus ſeiner vorher bedrängten Lage herausgeriſſen wurde. Nun noch mehr ſo geſtellt, daß er gewiſſermaßen ein Recht hatte, an den Ereigniſſen des Staats Theil zu nehmen, verglich er die Verwirrung und Rechtsloſigkeit der Gegenwart mit ſeinen Träumen, ſuchte durch Worte und Sinnbilder die Römer mit ſeinen Gedanken vertraut zu machen, belehrte ſie in eigenen Vorleſungen über die frühere Größe der Stadt, und durfte ſelbſt im Palaſte der mächtigen Colonna's die Geſellſchaft gleichſam zum Scherz mit ſeinen Vorträgen beluſtigen. Aber er hatte den Gedanken an

die Herſtellung eines ſogenannten guten Zuſtandes ſo feſt erfaßt, daß er in ihm nicht eine bloße Chimäre ſah, ſondern darauf dachte, ihn zu verwirklichen. So berief er denn, nachdem er durch eine nächtliche Verſammlung auf dem Aventin ſich eines begeiſterten Anhangs verſichert hatte, gerade als Stephan Colonna und die meiſten Adeligen ſich außerhalb der Stadt befanden, durch Trompetenſchall eine allgemeine Volksverſammlung auf den andern Tag (19. Mai 1347) vor die St. Angelokirche, um den guten Zuſtand einzuführen. Am Morgen ließ er dreißig Meſſen leſen, ging dann in voller Rüſtung, aber mit bloßem Haupt, der päpſtliche Vikar, Raimund, Biſchof von Orvieto, ihm zur Seite, begleitet von hundert Anhängern, vor ſich her drei große, mit Sinnbildern verzierte Fahnen, aus der Kirche hervor und in feierlicher Prozeſſion auf das Capitol. Hier hielt er an das Volk eine Anrede, und trug demſelben ſeine Vorſchläge vor, durch welche hauptſächlich die Macht und Gewaltthat des Adels gebrochen werden ſollte. Die Zuſtimmung zu Maßregeln, die nur zweckmäßig waren, war allgemein, die wenigen in der Stadt anweſenden Edlen wußten nicht, was ſie thun ſollten; ſo wurde ihm denn alle Gewalt zur Ausführung ſeiner Beſchlüſſe übertragen. Stephan Colonna kam eilends zurück, zerriß die von Rienzi ihm überſchickte Weiſung, ſich aus der Stadt zu entfernen, ward aber von der Volksmenge, die durch die Sturmglocke zuſammengerufen wurde, genöthigt, ſein Heil in eiliger Flucht zu ſuchen; ihm folgten die übrigen Adeligen. Rienzi ſelbſt und der Biſchof Raimund wurden zu Tribunen ernannt, mit welchem Titel er die Vertheidigung des Volks, aber auch die höchſte Gewalt verbunden glaubte. Die großen Barone, die Colonna, Urſini, Savelli, Frangipani, wurden für die Sicherheit der Landſtraßen verantwortlich gemacht; für den Schutz der öffentlichen Ordnung wurde in den dreizehn Quartieren der Stadt eine ſtehende Armee gebildet, die Getreidezufuhr durch regelmäßige Hafenſchiffe geſichert, und die Einkünfte der päpſtlichen Kammer zur Erhaltung dieſer Einrichtungen verwendet. Mit wirklich bewundernswürdigem Glück hatte Rienzi gleichſam in einem Nu eine Räuberhöhle in eine geordnete Stadt verwandelt. Der geringſte Frevel, er mochte begangen ſein, von wem er wollte, ward unerbittlich geſtraft, die beſondern Freiheiten einzelner Häuſer aufgehoben, und ſogar ein Urſini wegen Räubereien gehängt. Dieſes glückliche Fortſchreiten auf ſeinem Wege, dem ſich kein Kaiſer, kein Papſt widerſetzte, ſteigerte Rienzi's Phantaſie noch weiter zu der Idee, Rom, wie es vor Alters geweſen ſei, zur Hauptſtadt eines großen Staats zu

machen, und Boten wurden daher von ihm an alle Städte und Fürſten ausgeſendet, die ganze Welt zur Anerkennung des guten Zuſtandes zu bewegen. Auch empfing er wirklich von Venedig, Florenz, Siena, Perugia und andern kleinern Staaten völlige Anerkennung, ja ſelbſt Ludwig von Ungarn brachte den Mord ſeines Bruders durch die Königin Johanna von Neapel vor ſeinen Richterſtuhl. In Avignon war Alles in Verwunderung und Erſtaunen, und Petrarca ſchmeichelte ſich alles Ernſtes, daß durch Rienzi das alte Rom in ſeiner Würde möchte wieder hergeſtellt und das abendländiſche Babel vernichtet werden. Aber der Tribun, von ſeinem Glücke betäubt, verlor die Beſonnenheit und Nüchternheit, die ihm ohnedieß nur in geringem Grade eigen war. Er legte ſich die Titel eines Vertheidigers von Rom, Befreiers von Italien, Freundes der Menſchheit, der Freiheit, des Friedens, der Gerechtigkeit, des Tribunus Auguſtus bei, nahm äußeren Prunk an, ließ ſich zum Ritter ſchlagen, lud den Papſt und die beiden Könige Ludwig und Karl vor ſich, nebſt allen Kurfürſten, erklärte alle Städte Italiens für frei und gab ihnen Antheil an der nächſtens zu haltenden Kaiſerwahl. Sich ſelbſt ließ er, um die ſieben Gaben des heiligen Geiſtes vorzuſtellen, mit ſieben Kronen von verſchiedenem Metall krönen, und ſein früher einfaches Privatleben nahm nun alle Ueppigkeit eines fürſtlichen an, ſowie er auch ſeine Familie aus ihrem Dunkel und ihrer Bedeutungsloſigkeit herauszog und mit fürſtlicher Huld überhäufte.

Aber zu empörend war den edlen Römern der Gedanke, daß ein Mann, deſſen Träumereien ihnen vorher zur Beluſtigung und zum Spott gedient hatten, eine Herrſchaft erlangt hatte, der ſie ſelbſt ſich unterwerfen mußten, und rachebrütend verbanden ſich die feindlichen Geſchlechter Orſini und Colonna zum Sturz des Tribuns. Meuchelmord ward zuerſt verſucht, aber der Mörder ward ergriffen, auf der Folter zum Geſtändniß gezwungen und den Großen nun eine neue Demüthigung bereitet. Rienzi ließ fünf von den Orſini und drei Colonna unter verſchiedenen Vorwänden auf das Capitol laden, hier aber ſofort verhaften, das Volk durch die große Glocke berufen und nun über die Verhafteten einen Hochverrathsprozeß eröffnen. Keine Hand, keine Stimme erhob ſich zu ihrer Vertheidigung; ſie wurden in einſame Kerker, daſelbſt die Nacht zuzubringen, abgeführt, und der hochgefeierte Freund Petrarca's, Stephan Colonna, bat dringend ſeine Wächter, ihn durch den Tod von dieſer ſchmählichen Knechtſchaft zu befreien. Am nächſten Tage ſchien ihr Ende beſchloſſen; ein Geiſtlicher nahm ihnen das Bekenntniß ihrer Sünden ab, und auf dem Capitol

war Alles zu ihrer Hinrichtung bereit. Da aber trat Rienzi ſelbſt als ihr Anwalt auf, und in einer künſtlichen Rede bat er das ſouveräne Volk, ihnen zu verzeihen und verbürgte ſich ſelbſt für ihr künftiges gutes Benehmen. Die Gefangenen mußten verſprechen, mit allen ihren Kräften den guten Zuſtand fördern zu wollen, mußten einen Eid der Lehenstreue ſchwören, hierauf mit Rienzi das Abendmahl nehmen, und wurden zuletzt nicht nur in alle ihre Rechte und Würden wieder eingeſetzt, ſondern mit noch neuen Ehrentiteln beſonders begnadigt. Allein der Grimm der Geſchlechter ward dadurch nur geſteigert. Nach einigen Wochen entwichen die Orſini und Colonna aus Rom, und jene begannen nun aus Marino offenen Krieg gegen die Stadt. Schon waren auch die von Rienzi gegen ſie geführten Schaaren von Marino zurückgeſchlagen worden, und Rienzi's Ungeſchicklichkeit als Feldherr lag am Tage, als die Colonna einen Angriff auf Rom ſelbſt verſuchten, in der Hoffnung, mittelſt geheimen Einverſtändniſſes ſich der Stadt zu bemächtigen, aber in einem heftigen Kampfe von der Maſſe des römiſchen Volks beſiegt, und Viele von den Edlen erſchlagen wurden. Das feige und rachſüchtige Benehmen Rienzi's, der die gefallenen Edlen mit verächtlichem Hohn behandelte, empörte ſelbſt die Römer, und ſein Untergang würde jetzt auch ohne die Bemühung des Adels nicht mehr ferne geweſen ſein. In der Stadt ſelbſt bildete ſich eine Oppoſition gegen ihn, ſeine Kriegs- und Salzſteuer erbitterte das Volk, und nun trat auch die geiſtliche Macht gegen ihn auf. Clemens hatte einen Legaten, Bertrand de Deur, nach Italien geſchickt, der Anfangs mit Rienzi unterhandelt hatte, nun aber den Bann gegen ihn ausſprach, ihn ſeines Tribunenamtes entſetzte, und als Rebellen, Kirchenräuber und Häretiker erklärte. Der neapolitaniſche Graf Giovanni Pepino da Minorbini warf ſich mit hundertundfünfzig Reitern nach Rom, verbarrikadirte das Quartier der Colonna, und Rienzi, nicht im Stande das Volk zu ſeiner Vertheidigung zu bewaffnen, ſah ein, ſeine Macht ſei zu Ende, legte weinend über die Undankbarkeit der Menſchen ſeine Würden nieder, verließ den Palaſt, zog ſich in die Engelsburg zurück, und entfloh von hier, als Pilger verkleidet, der Rache ſeiner Feinde. Die Lage Rom's, das nun von dem Legaten, nebſt einem Colonna und Orſini als Senatoren verwaltet wurde, war zunächſt nur verſchlimmert, die alten Parteikämpfe der edlen Geſchlechter brachen auf's Neue aus, und die Römer ſehnten ſich nach dem guten Zuſtand des Tribunen zurück, der nun in abenteuerlicher Irrfahrt, geächtet und doch gefürchtet, einen Zufluchtsort ſuchte. Nachdem er ſich zuerſt einige Zeit

lang in Italien umhergetrieben, wandte er sich an Kaiser Karl IV., um in dessen Auftrag und Schutz nach Rom zurückzukehren. Allein der praktische, nüchterne Karl lieferte den phantastischen Tribunen dem Papste nach Avignon aus. Dort wußte aber Rienzi schlau und beredt nicht nur die wider ihn erhobenen Klagen zu entkräften, sondern sogar das Vertrauen des Papstes Innocenz VI. wieder zu gewinnen. In Rom war so eben der Parteikampf der Großen wieder mit aller Wuth ausgebrochen, und wieder war es ein päpstlicher Notar und ein Mann aus dem Volke, Namens Franzesco Baroncelli, dem es gelang, Cola's Stelle als Tribun zu spielen. In Avignon sah man staatsklug ein, daß Baroncelli nur durch den edlern und geistigeren Rienzi zu überwinden sei, und so sandte man letzteren mit dem Kardinal Albornoz nach Rom zur Unterwerfung der Stadt und Italiens. Rienzi erschien als Senator, von Albornoz vorausgeschickt. Mit Jubel empfing ihn das wankelmüthige Volk am 1. August 1354 und Baroncelli war verloren. Abermals mißbrauchte aber Cola sein Glück und seine Macht, legte unkluge Steuern auf, konnte seine Leibwache nicht bezahlen, und dachte nicht an den Groll des Hauses Colonna. Zudem war sein und seines Regiments Charakter ein ganz anderer geworden und ein Schwanken seines Benehmens und seiner Maßregeln trat zu Tage. Es entstand ein Volksaufruhr, dem das Haus Colonna wohl nicht fremd war; man legte Feuer an seine Wohnung; der Senator wollte entfliehen, ward erkannt, und der noch eben angebetete Mann des Volkes wurde von den Römern (am 4. October 1354) erschlagen.

15.

Karl's IV. Politik und Charakter.

Als deutscher Kaiser befolgte Karl IV. eine eigennützige kleinliche Politik. Er erweiterte sein böhmisches Erbreich auf Unkosten der Deutschen, opferte seiner Hausmacht zu Gefallen einen großen Theil der kaiserlichen Gewalt, und gab die Nation, statt sie in ihren Rechten gegen die Räuber und Despoten zu schützen, der Habgier und Herrschsucht derselben preis. Ihm war das deutsche Kaiserthum nur Mittel, nicht Zweck, und daher verdiente Karl in Rücksicht auf Italien wohl die Vorwürfe, mit welchen der Dichter Dante Rudolf von Habsburg und seinen Sohn Albrecht unverdienter Weise überhäuft hat. Er gewann auf seinem letzten Römerzug keine andere Ehre, als die von einer leeren Ceremonie, die Krönung seiner Gemahlin. In Deutsch-

land vermehrte er durch Verpfändung kaiserlicher oder freier Städte und die rastlose Thätigkeit, mit welcher seine Kanzlei Diplome austheilte, die Anarchie und die unaufhörlichen Raubfehden der Ritter und Fürsten.

Um ohne allgemeine Schilderungen und ohne Prunk der Worte die im ganzen Reiche waltende Verwirrung anschaulich zu machen, brauchen wir nur einen Blick auf den Zustand der Mark Brandenburg und auf die Lage der Dinge in Schwaben, in Franken und am Rhein zu werfen.

Die Ritter, oder vielmehr die ritterlichen Räuber, die man Stellmeisen nannte, machten in der Mark und Mecklenburg alle Straßen unsicher, nahmen die Waaren weg und beraubten die Nachbarn, und der Markgraf Otto vermochte so wenig in seinem Lande, daß endlich die Herzöge von Mecklenburg und die Stadt Lübeck die Handhabung der Polizei und der Kriminaljustiz statt seiner übernehmen mußten; diese zerstörten nämlich in einer Gegend der Mark die Raubschlösser, und verfuhren mit den Rittern wie mit gemeinen Straßenräubern. Dadurch wurden freilich die raubenden Herren in andern Gegenden nicht abgehalten, mit regelmäßigen Heeren Plünderung und Zerstörung zu üben, während ihre Nachbarn, die niedersächsischen Ritter, Otto's Ohnmacht zu Raubzügen in sein Land benutzten, und zu gleicher Zeit von den andern Seiten her nicht nur rohe Polen in Brandenburg einfielen, sondern auch die Pommer'schen Herzöge bis zum Jahre 1372 einen verheerenden Fehdekrieg mit Otto führten. Ganz ähnlich war der Zustand anderer Theile des Reiches. Die herrschende Unordnung und die zunehmende Verwickelung der Verhältnisse wurde insbesondere noch durch den Umstand befördert, daß neben den geistlichen und weltlichen Fürsten auch die Städte eine große Bedeutung erhalten hatten. Die sogenannten Reichsstädte hatten Reichthum und Ansehen erlangt und waren ganz selbstständig geworden, weil sie sich durch eigene Kraft zu schützen wußten, und ihre bewaffnete Bürgermacht das, was ihr an Uebung in ritterlichen Waffen abging, durch den Gebrauch großer Büchsen ersetzte. Die Meisten von ihnen befanden sich jedoch, wenigstens in Oberdeutschland, in einer eigenthümlichen Lage, weil in ihnen ein Patriciat bestand, welches zum Theil der Ritterschaft angehörte, und wie in Italien liegende Güter und Herrschaften besaß, zum Theil der Stadt einverleibt und durch diese mächtig war. Außerdem bildeten in den meisten Städten gewisse Quartiere oder einzelne Personen und Häuser, welche unter der Gerichtsbarkeit eines bestimmten Bischofs standen, sowie die innerhalb

der Mauern liegenden selbstständigen Stifter und Klöster einen förmlichen Staat im Staate, und die Gränze zwischen republikanischer und Municipalfreiheit war nicht genau bestimmt. Das Letztere war besonders zur Sprache gekommen, als Karl IV. sein kaiserliches Recht über die Städte, welches sie willig anerkannten, sehr oft finanziell benutzte und gerade den Landherren, denen diese kaiserlichen Städte, wie sie selbst sich gern nannten, entgehen wollten, die Vogtei über sie ertheilte oder auch die Städte selbst zu Pfand gab. Nicht weniger verwickelt war das Verhältniß der reichsunmittelbaren und der mittelbaren Ritterschaft, welche mit den Landherren durch Verwandtschaft und Verbindung zusammenhing, weil Beide den meisten Fürsten, die nur erst nach und nach aus ihnen hervorgetreten waren, an Adel ganz gleich standen. Die Ritterschaft nahm mit eben dem Rechte, wie die Fürsten, den Vorzug in Anspruch, ihre Streitigkeiten mit Schwert und Lanze zu entscheiden, und war den Fürsten, welche keine andere Kriegsmacht als diese Ritterschaft selbst hatten, durch enge Verbindung unter sich im Felde gewachsen und oft überlegen. Die Ritter befolgten das Beispiel der Städte und Fürsten, welche das, was durch Reichsgerichte und durch den Kaiser nicht zu erlangen war, d. h. eine rechtliche Ordnung und die Ausführung der gesprochenen Urtheile, durch Bündnisse zu erlangen suchten; sie setzten diesen Bündnissen ähnliche Verbindungen entgegen, um durch vereinigte Kraft das Faustrecht zu behaupten.

Diese Bündnisse der Ritter knüpften theils Familien, theils Gaue zusammen, theils umfaßten sie ganz entlegene Gegenden. Es bestanden solche unter den verschiedensten Benennungen, in Mecklenburg, in Sachsen, in Brandenburg, in Westphalen, in Thüringen, in Hessen, am Rhein, besonders aber in Schwaben, wo es keinen bedeutenden Fürsten gab, bis sich die Grafen von Würtemberg durch Raub und Mord übermächtig machten. Es bestand z. B. in Hessen ein Sternenbund, welcher dreihundert fünf und fünfzig Inhaber von Schlössern oder im Ganzen mehr als zweitausend Herren aus Hessen, Westphalen, Franken und der Wetterau umfaßte, und einen aus dem Wappen des Bundes-Hauptmannes, des Grafen von Ziegenhain, entlehnten Stern als Abzeichen hatte. In Westphalen bestand, wie in Schwaben, ein Bund der Schlägler, welcher eine kleine Keule zum Bundeszeichen hatte; im Breisgau, am Rhein und zum Theil auch in der Wetterau waren die Ritter vom Löwen, in Schwaben die von St. Wilhelms- und vom St. Georgenschild u. s. w. Alle diese Verbindungen betrachteten den Raub ebenso wie die Jagd als ein Vor-

recht edler Ritter und waren besonders gegen die zur Erhaltung ihrer Bürgerfreiheit und ihres Gewerbes und Handels mit einander verbundenen Städte gerichtet. Sie brachten das Reich fast in denselben Zustand, in welchem heut zu Tage Kurdistan, Arabien und ähnliche Länder sich befinden.

Karl IV. folgte in Bezug auf diese Verhältnisse, wie in allen andern Dingen, der damals in Italien herrschenden Politik, oder mit andern Worten, er huldigte dem allgemein anerkannten Princip der neueren Zeit, seine Grundsätze und Maßregeln den augenblicklichen Umständen anzupassen. Bald war er Freund der Städte, begünstigte ihre Bündnisse und befreite sie von Vogtei und Verpfändung, bald wies er wieder bei Geldanlehen seine Gläubiger auf die sparsamen und fleißigen Bürgerschaften an, oder verlieh solchen Landherren, welche diesen am meisten feindlich waren, das Schutz- und Gerichtsrecht über sie. Hauptgegner der Städte war damals Eberhard der Greiner von Würtemberg, sowie nach Karl's Tode Leopold II. von Oesterreich. Karl hatte den Grafen Eberhard zuerst gegen die Städte gebraucht und zum Reichsvogt in Schwaben ernannt, dann aber um der Städte willen bekriegt. Gleich nachher war Eberhard in so gutem Einverständniß mit ihm, daß er von ihm zuerst unter den deutschen Fürsten geschlossene Landeshoheit erlangte, aber von allen Gerichten, außer den höchsten Reichsgerichten, ausgenommen wurde. Auch erhielt er die ihm zuvor abgenommene Vogtei wieder. An Frieden war seitdem in Schwaben nicht zu denken. Bald nach seiner Aussöhnung mit dem Kaiser gerieth Eberhard mit dem Ritterbunde der Schlägler, der ihn damals durch einen nächtlichen Ueberfall im Städtchen Wildbad beinahe gefangen nahm, in Krieg, und zog, mit den Städten verbündet, gegen denselben zu Felde. Unmittelbar nachher bekriegte er wieder die Letzteren, als sich einunddreißig derselben zu einem Bunde gegen die Ritterschaft vereinigten. Er erpreßte bei dieser Gelegenheit beträchtliche Summen, und da er vom Kaiser beauftragt war, des Reiches Steuern von den Städten einzutreiben, so konnte er ganz sicher sein, daß Karl sein Verfahren billigen werde. Die Städte geriethen daher auch in große Bewegung, als Karl 1376 die Erwählung seines Sohnes Wenzel zu seinem Nachfolger von den Fürsten mit Geld und von der Ritterschaft mit glänzenden Festen erkaufte, und dieser Ausgaben wegen die schwäbischen Städte Weil, Eßlingen und Gmünd, sowie einige Dörfer von Rottweil für vierzigtausend Gulden an Eberhard verpfändete. Achtzehn Städte vereinigten sich zum Widerstand gegen diese Ungerechtigkeit,

und der Kaiser zog, um sie zu demüthigen, mit einer Kriegsmacht gegen sie. Er scheiterte aber dießmal vor Ulm fast auf dieselbe Weise, wie er einst vor Zürich gescheitert war, und mußte um seiner kaiserlichen Ehre willen froh sein, als die Herzöge von Bayern die Vermittelung übernahmen. Er entbot damals die Städte nach Nürnberg, vorgeblich um die Sache auf dem Wege Rechtens abzumachen, in der That aber um Alles beim Alten zu lassen. Die Städte verharrten daher bei ihrem Widerstande, und Fehden und Verwüstungen wurden so allgemein, daß Karl seinen Sohn Wenzel nach Deutschland schicken mußte, um in seinem Namen Gericht und Recht zugleich gegen Herrn und Städte geltend zu machen. Glänzend war der Erfolg dieser ersten und einzigen Erscheinung Wenzel's im Reiche, welche bloß innere deutsche Angelegenheiten zum Zweck hatte, durchaus nicht, obgleich Wenzel auf kurze Zeit seinen Sitz in Rothenburg an der Tauber nahm, und für Franken, Bayern, Südschwaben und den Mittelrhein einen sogenannten Landfrieden zu Stande brachte; denn der Krieg wüthete in Nordschwaben fort, und gerade der kaiserliche Vogt Eberhard zeigte sich dabei als den wildesten unter den ritterlichen Räubern. Ein besonders glücklicher Zufall schaffte indessen damals den Städtern Ruhe: Eberhard's Sohn, Ulrich, erlitt nämlich bei einem Angriffe auf Reutlingen eine solche Niederlage, daß die Ritterschaft vor der Hand ihren Kampf einstellen mußte, um sich zu erholen. Dieß bewog auch den Kaiser zu einem Schritte, welcher den Städten endlich Ruhe und Sicherheit zu verschaffen schien. Weil diese sich nämlich als die Mächtigern erwiesen hatten, so suchte Karl vor seinem Ende seinem Sohne die Freundschaft derselben zu verschaffen. Er nahm daher (1378) Eberhard dem Greiner die Vogtei wieder ab, übertrug sie dem Freunde und Bundesgenossen der Städte, dem Herzog Friedrich von Bayern, welcher schon die Landvogtei Elsaß hatte, befreite die größeren schwäbischen Städte von der Verpfändung an Eberhard, und ließ ihm nur die kleineren Orte als Unterpfand seiner Schuld.

Wir haben hiemit an einigen Beispielen den Geist der Regierung und Politik Karl's IV. deutlich gemacht. Wir wollen seine Charakteristik durch das Bild seiner Persönlichkeit vervollständigen.

Karl war nach der Schilderung eines Zeitgenossen, des Florentiners Matthäus Villani, von mittelmäßiger Größe und etwas ausgewachsen, so daß Kopf und Hals sich meist vorwärts drückten. Das Gesicht war breit, die Augen groß, die Backen dick, Bart und Haare schwarz, das Vorderhaupt kahl. Seine Kleidung war von

gutem Tuche, ein stets zugeknöpfter, bis an die Knie reichender Rock ohne Stickerei oder Besatz. Seine Gesundheit wurde nur einmal in seinem Leben durch eine kurze Krankheit unterbrochen. Im sechsundfünfzigsten Jahre verlor er den ersten Zahn, der ihm alsbald nachwuchs. Bei Reden und Vorträgen, die an ihn gehalten wurden, hatte er die Gewohnheit, kleine Weidenstäbe in Stücke zu schneiden, und seine Augen von einem der Anwesenden zum andern zu werfen, nur nicht auf den Redenden, von dessen Worten ihm jedoch keines entging. Von diesem Vergnügen Karl's an Schnitzwerk zeugen noch einige von ihm gefertigte Arbeiten, Betstühle, Marienbilder und Kreuze, die auf seiner Burg Karlstein in Böhmen vorgewiesen werden. In seinem Glauben war Karl ein strenger Anhänger aller Kirchensatzungen, und ein demüthiger Verehrer des päpstlichen Stuhls. Er hatte eine besondere Liebhaberei an Gebeinen der Heiligen und Märtyrer, deren er auf seinen vielen Reisen eine große Menge erworben hatte, und die er kostbar verziert in Prag einmal des Jahres dem Volke vorzeigen ließ; doch mag man auch die prächtigen Bauten erwägen, die aus dieser Neigung zum Aeußern kirchlicher Dinge hervorgingen. Wenn er auf seiner Burg Karlstein war, ließ er sich zuweilen mehrere Tage lang in einer Kapelle einsperren, und Speise und Trank durch eine enge Oeffnung sich reichen. Auf Reisen beobachtete er die sinnvolle Gewohnheit, in jeder Stadt, in die er kam, an der Hauptkirche abzusteigen, und erst nach verrichtetem Gebet in sein Quartier zu ziehen. In der Bibel war er wie ein Gottesgelehrter belesen, und setzte darüber mehrere Auslegungen auf.

Aber auch in weltlichen Wissenschaften war Karl wohl unterrichtet. Er redete fünf Sprachen, schrieb, wie eine unvollendete, von ihm selbst aufgesetzte Lebensgeschichte und viele noch vorhandene Briefe bezeugen, das damals übliche Latein mit großer Fertigkeit und fand Geschmack am Umgange mit Gelehrten, mit deren berühmtesten, Petrarca und dem Rechtsgelehrten Bartolus, er in persönliche Verhältnisse trat. Wenn er sich in Prag von Staatsgeschäften erholen wollte, pflegte er das von ihm gestiftete Collegium Carolinum selbst zu besuchen und an den gelehrten Streitigkeiten der Lehrer und Lernenden Theil zu nehmen. Besonders lag ihm die Geschichte seines Vaterlandes Böhmen am Herzen Um die Chronik des Cosmas von Prag vom Untergange zu retten, ließ er sie aus einer alten von Motten durchfressenen Handschrift dreimal auf's Neue abschreiben. Vier angesehene Männer wurden von ihm mit der Geschichtschreibung beauftragt. Auch an der Naturgeschichte und Naturlehre fand Karl

Gefallen, aber die Vermuthung ist nicht ohne Grund, daß er dabei vornehmlich dem Geheimniß Gold zu machen, oder den Stein der Weisen zu finden, nachgestrebt habe.

Ohngeachtet seiner vielen Feldzüge wird Niemand Karl'n für einen kriegerischen Fürsten halten. Listige Zusagen, berückende Hoffnungen, zweideutige Verträge, vortheilhafte Käufe, Erbverbrüderungen und Heirathen waren die Waffen, die er lieber und geschickter als Schwert und Lanze zu führen pflegte. Solches Thun hat nie die Bewunderung oder Theilnahme in Anspruch genommen. Doch scheint dem Kaiser nicht sowohl persönlicher Muth, von dem er in früheren Jahren mehrere Beweise gegeben, als die Lust, sein Glück auf den Ausgang der Schlacht zu stellen, gefehlt zu haben.

Darin glich der vierte Karl dem ersten und größten Kaiser seines Namens, daß er ein großer Freund des Ackerbaues und der Haushaltungskunst war. Wenn er in Böhmen reiste, mußte ihn immer der Herr des Guts, durch dessen Gebiet er zog, begleiten, um von seiner Landwirthschaft Rechenschaft zu geben, oder des Kaisers Rathschläge über Anlagen von Teichen, Schäfereien, Hopfengärten und Weinbergen zu hören. Die von ihm bei Melnek, Prag und am Karlsteine gepflanzten Weinberge sind noch vorhanden.

In seinem persönlichen Wesen war Karl leutselig und herablassend. Wenn er vor dem Throne seines Palastes zu Gericht saß, hatte ohnehin Jedermann freien Zutritt; aber auch außerdem besprach er sich gern mit Geringern. Als er die Neustadt Prag baute, maß er die Gassen mit eigener Hand aus, und besprach sich stundenweise mit den Baumeistern und Maurern. Nach dem Beispiel Rudolf's von Habsburg besuchte er zuweilen die Bürger in ihren Häusern, und ließ sich ihre Bewirthung gefallen. Einst setzte ihm ein reicher Prager eine Schuldverschreibung, welche Karl ihm ausgestellt hatte, vor, um sie als bezahlt zu vernichten. Ein andermal ließ er in einem Garten, wo er speiste, arme Leute, die ihm zusahen, an einem gedeckten Tisch neben sich sitzen, und trank mit ihnen, zum großen Verdruß seiner Hofleute, aus einerlei Becher. Sowohl an einzelne Privatpersonen als an Stadtgemeinden erließ Karl oft freundliche Schreiben; die Freibriefe, die er der Stadt Breslau ausgestellt hat, enthalten viele Versicherungen seines Wohlwollens und seiner Dankbarkeit für die ihm geleisteten Dienste.

Vornehmlich aber war es das Königreich Böhmen, das sich der guten Eigenschaften Karl's zu erfreuen hatte und nicht mit Unrecht haben schon Aeltere, unter ihnen Kaiser Maximilian, bemerkt, daß er

für dieſes Land ein Vater, für das heilige Römiſche Reich aber ein Stiefvater geweſen. Seine Vorliebe für dieß ſein eigentliches Vaterland erſtreckte ſich ſo weit, daß er mit gebornen Böhmen die kaiſerliche Hofkanzlei und die vornehmſten Reichsämter beſetzte, ihnen deutſche Bisthümer und Erzbisthümer gab, und es ſogar in der goldnen Bulle den Söhnen des Kurfürſten zur Pflicht machte, die böhmiſche Sprache, die er in einigen Urkunden die liebe und ſüße nennt, zu erlernen. So ſcheint er die Abſicht, wenigſtens den Wunſch gehabt zu haben, die Böhmen zur herrſchenden Nation in Deutſchland zu erheben und das ganze Reich ihnen unterthänig zu machen. In der That ſcheint Böhmen zur Zeit Karl's des Vierten einer der blühendſten Staaten Europa's geweſen zu ſein; nicht umſonſt rühmte ſich Karl, er könne die Prager Thürme mit Gold decken laſſen. Der kaiſerliche Hof und die Anweſenheit vieler Fürſten und Grafen machten Prag zu einer glänzenden Stadt. Ein bedeutender, von wenigen Laſten und keinem Zwange beſchwerter Handel, ein geſegneter Ackerbau und ſehr ertragreiche Goldbergwerke ſchufen den Wohlſtand und die innere Volkskraft, welche ſelbſt den Sturm des Huſſitenkrieges zu überſtehen vermochten.

16.

Die goldene Bulle.

Karl's des Vierten eigenthümliche aber unermüdliche Thätigkeit beſchränkte ſich auf Schreiben und Unterhandeln, und man würde kein Ende finden, wenn man alle Tauſch- und Kaufverträge, Erbverbrüderungen und andere Urkunden, die er ſowohl in Böhmen als in Deutſchland ſchreiben und unterſiegeln ließ, aufzählen wollte. Es galt ihm dabei bloß um die Bereicherung ſeiner eigenen Familie; am Ende aber machte doch Gott alle dieſe egoiſtiſche Klugheit an ſeinen Söhnen zu Schanden. Nur eine einzige von ſeinen vielen, mit goldenen Bullen oder Kapſeln verſehenen Verordnungen bleibt ſtets ein vor allen anderen kaiſerlichen Decreten merkwürdiges hiſtoriſches Document. Dieß iſt das im Jahre 1356 erlaſſene und unter dem Namen der goldenen Bulle berühmt gewordene Grundgeſetz der unſeligen deutſchen Vielherrſchaft. Auch dieſes Geſetz ging, wie Alles, was Karl that, zunächſt aus Privatrückſichten hervor; doch hatte er dabei unſtreitig die rühmliche Hauptabſicht, den Papſt mit aller möglichen Schonung inskünftige zu hindern, ſich die Ernennung der deutſchen Kaiſer anzumaßen. Die goldene Bulle iſt nämlich haupt-

sächlich ein Gesetz über die Erwählung und Krönung des Kaisers und über das Verhältniß der Kurfürsten zu ihm und zu dem Reich und Karl hatte dabei die doppelte Nebenabsicht, seinem slavischen Erbreich den ersten Platz unter den germanischen, zur Wahl eines Kaisers berechtigten Staaten zu geben und diejenigen deutschen Herren, die es mit ihm gehalten hatten, unter die Kurfürsten einzuschieben; diejenigen aber, deren Familie ihm entgegen gewesen war, für immer von jener Wahl auszuschließen.

Das neue Gesetz bestand eigentlich aus zwei Theilen, von welchen der eine im Januar 1356 auf dem Reichstag zu Nürnberg, der andere im Dezember desselben Jahres auf einer zweiten Versammlung zu Metz von den Fürsten angenommen und dann bekannt gemacht wurde. Die vielen in demselben enthaltenen, äußerst genauen und sorgfältigen Verfügungen über das Ceremoniel, die Kleidung, die Feierlichkeiten, die Rangverhältnisse u. dgl., sind unstreitig ein Werk des Kaisers selbst; denn prunkende Repräsentation war sein Hauptstudium und im Ornat, in Gold und Purpur zu figuriren, sein liebstes Vergnügen. Alles Uebrige sollen Johann von Neumark und Rudolf von Friedberg ausgearbeitet haben. Die Probe der neu eingeführten byzantinisch-slavischen Auszeichnung des Kaisers, der Kaiserin und der Kurfürsten ward gleich in Metz gemacht. Ueber diese undeutschen Ceremonien und Alles Andere, was mit denselben zusammenhängt, Näheres hier anzugeben, wäre zweckwidrige Verschwendung des Raumes; wohl aber ist der eine Umstand hervorzuheben, daß der theologische Kaiser Karl in Betreff der Zahl der Kurfürsten die heilige Zahl Sieben wählte, und zwar, wie er der Lehre seines mystischen Freundes Petrarca gemäß, in dem Gesetz ausdrücklich bemerkt, wegen des wichtigen Zusammenhangs zwischen den deutschen Wahlherrn und den sieben Leuchtern der Offenbarung Johannis. Solche in der Offenbarung Johannis vorbedeutete Fürsten mußten natürlich auch große Vorzüge haben. Von diesen handeln daher zwölf ganze Artikel der goldenen Bulle. Das Wichtigste davon ist, daß die Kurfürsten als Kollegium ebenso mit dem Kaiser zu Einer Person gemacht werden, wie das Kardinals-Kollegium Eine Person mit dem Papste bildet, und daß deßhalb auch die Vergehen gegen einzelne Kurfürsten mit denselben Strafen belegt sind, wie die gegen den Kaiser selbst.

Uebrigens enthält die goldene Bulle, wie dieß mit deutschen Verordnungen zu sein pflegt, recht viele vortreffliche und weise Bestimmungen; allein es hatte damit auch dieselbe Bewandtniß, die es

immer mit den Reichsbeschlüssen hatte. Wenn nämlich auch eine allgemeine Behörde gewesen wäre, welche das Verordnete hätte zur Ausführung bringen können oder wollen, so würde dieselbe doch nirgends eine Militärgewalt gefunden haben, deren sie sich im Nothfalle hätte bedienen können. Dieß gilt nicht von den erwähnten Artikeln über Ceremonien, Formalitäten und Rangverhältnisse, weil solche Dinge in Deutschland stets pünktlich erfüllt werden, sondern von den Bestimmungen, welche zu Gunsten des armen, geduldig leidenden Volkes in der goldenen Bulle gemacht waren. Zu diesen wohlthätigen Bestimmungen, welche erst Jahrhunderte später durch den Fortschritt der Zeit zur Erfüllung gebracht wurden, rechnen wir die Artikel über die Verbindungen der Städte und der Ritterschaft und über die Aufnahme der auf ihren Gütern und Burgen wohnenden Ritterschaften in das Bürgerrecht der Städte oder über die sogenannten Pfahlbürger. Wir rechnen zu diesen weisen, aber nicht vollzogenen Verordnungen des neuen Reichsgesetzes das Verbot jeder Befehdung und Beraubung ohne vorhergegangene Aufkündigung des Lehens, um den Lehensherrn straflos bekriegen zu können. Wir rechnen dahin die Verordnung über den Landfrieden, eine Verordnung, welche seit Friedrich II. immer erneut und noch zwei Jahrhunderte nach Karl IV. vielfach übertreten wurde, sowie die Verordnungen über den Mißbrauch des Münzrechtes und über die eigenmächtige Errichtung neuer Zollstätten. Wie wenig im deutschen Reich an einen durch dieses Gesetz zu begründenden Landfrieden zu denken war, sieht man daraus, daß in der goldenen Bulle zwischen erlaubten und unerlaubten Verbindungen der Städte und der Ritter unterschieden ward, und daß die Fehden erlaubt blieben, wenn sie drei Tage vor ihrem Beginn angesagt worden. So wenig Aussicht übrigens auch war, daß die neuen Verordnungen ausgeführt werden könnten, so äußerten doch überall die Städte, der Landadel und die Fürsten schon über den bloßen Versuch, Ordnung zu stiften, ihre Unzufriedenheit. Für das Volk hatte die goldene Bulle noch einen anderen bleibenden Nachtheil. Pedantische Juristen wußten aus dem Wahlgesetze derselben ein neues verwickeltes und schwieriges deutsches Staatsrecht herzuleiten, dieses war mit der Befestigung des römischen Rechtes in deutschen Landen enge verbunden, und in der Folge kam es endlich dahin, daß der gute deutsche Bürger und Bauer weder von seinen einfachsten staatsbürgerlichen Rechten und Pflichten, noch vom Civilrecht irgend etwas wußte oder begriff. Er mußte das, was ihm die Juristen in barbarischer Sprache offenbarten, als Recht gelten

lassen und konnte weder verstehen, was sein Rechtsbeistand im Gericht zu seinen Gunsten vorbrachte, noch was sein Richter gegen ihn aussprach.

17.

Ein Reichshoftag zu Metz.

Je mehr dem neuen Reichsgrundgesetz (der goldenen Bulle) und seinen zahlreichen Gesetztiteln an Inhaltsschwere und Zweckmäßigkeit abging, desto größer war die Feierlichkeit der Bekanntmachung. Kaiser Karl war ein Freund alles Gepränges, und fand in dessen Mühen Erholung und Lust. Also beschloß er seine Weisheit in Einrichtung des Hofdienstes durch die That selbst zu erproben, und veranstaltete in dieser Absicht zuerst seinen feierlichen Einzug in die Stadt Metz, in welcher er sich schon mehrere Wochen aufgehalten hatte. Zu dem Ende zog er mit allen anwesenden Fürsten und Herren drei Meilen weit hinaus, und kam dann im ganzen Pomp eines gekrönten Kaisers zurück, von seiner Gemahlin, und zu beiden Seiten von den Kurfürsten ganz nach vorgeschriebener Ordnung begleitet, hinter ihm der Delphin von Frankreich, der Cardinal Talleyrand, die französischen Erzbischöfe von Rouen und Sens, die deutschen Bischöfe und Aebte, die Herzöge von Bretagne, Brabant, Schweidnitz, Falkenberg, Teschen und Oppeln, die Markgrafen von Meißen und Jülich und viele Grafen und Ritter. Der Bischof, die Geistlichkeit und die Bürgerschaft von Metz empfingen ihn außer der Stadt, übergaben ihm die Schlüssel und führten ihn in die Hauptkirche. In derselben Nacht wohnte er den Christmetten bei, und sang, im kaiserlichen Schmuck, das Reichsschwert in der Hand, das Evangelium ab, wie ein Gebot ausgegangen vom Kaiser Augustus, die ganze Welt zu schatzen. Aber der Hauptakt war für den ersten Weihnachtstag selber bereitet. Im glänzenden Zuge der Fürsten ritt Karl mit seiner Gemahlin, beide ihre Krone auf dem Haupt, um welches das Haar flatterte, und mit weißen Wassenkleidern angethan, nach dem Dom, wo der päpstliche Legat die erste Messe las, und dem Kaiser und der Kaiserin das Abendmahl reichte, der Erzbischof von Köln aber das Hochamt hielt. Darauf ging der Zug in der ersten Ordnung nach dem Markt. Hier war ein großes Gerüst erbaut, und auf demselben ein Thron für den Kaiser, daneben Gezelte verschiedener Farben mit Tafeln für jede Ordnung der anwesenden Stände. Karl bestieg den Thron, ließ die sieben Titel des Reichsgesetzes verlesen, und ertheilte dann mehreren der Fürsten ihr Lehen. Hierauf setzte er sich an die ihm bereitete

Tafel, und die Kurfürsten verrichteten ihre Hofdienste nach der eben verlesenen Vorschrift. Zuerst traten die drei geistlichen Kurfürsten mit den übrigen Prälaten heran, jeder mit einem eisernen Stabe, an welchem das Siegel seines Erzkanzleramts hing, in der Hand. Der Erzbischof von Trier, weil Metz in seinem Sprengel lag, sprach das Tischgebet, und legte dann mit den übrigen sein Siegel auf den Tisch, aber der Kaiser gab es ihnen allen zurück, und Trier, als Erzkanzler von Gallien, hing es sich um den Hals. Darauf ritt der Herzog Rudolf von Sachsen als Erzmarschall auf einem großen Hengste in einen vor dem Gerüste aufgeschütteten Haber, füllte sein silbernes Maß für die kaiserlichen Pferde, und steckte den silbernen Strichstab in den übrigen Haufen, den sein Untermarschall unter das Volk vertheilte, während er selbst den übrigen Gästen die Plätze anwies. Es erschien weiter als Erzkämmerer der Markgraf von Brandenburg, Ludwig der Römer, ebenfalls zu Roß mit einem silbernen Becken, und gab dem Kaiser Waschwasser und Handtuch. Nach ihm setzte der Pfalzgraf am Rhein, Ruprecht der Aeltere als Erztruchseß, die vier ersten Speisen auf den kaiserlichen Tisch und kostete vor, und endlich brachte Herzog Wenzel von Luxemburg, des Kaisers Bruder, der den König von Böhmen vorstellte, als Erzschenk den ersten, ebenfalls vorher gekosteten Trunk. Nach den Kurfürsten kamen der Markgraf von Meißen, als Erzjägermeister, und der Graf von Schwarzburg als Unterjägermeister zu Pferde mit ihren Edelleuten und Jagdhunden, und legten unter Jagdruf und Hüfthorngetön einen prächtigen Hirsch und einen großen Eber vor die Tafel des Kaisers. Dieser saß allein an seinem Tisch; an einem andern, einige Stufen unter ihm, die Kaiserin mit dem Delphin von Frankreich und dem Cardinallegaten, noch tiefer unten die Kurfürsten an ihren Tischen. Es war ein großes Mahl, sagt ein Augenzeuge, dessen gleichen niemals gedacht wird. Der Kaiser wechselte an diesem Tage dreimal die Kronen, also daß er zuerst die deutsche, dann die italienische, endlich die kaiserliche trug. Während des Mahls machten Schauspieler und Possenreißer ihre Künste. Zuletzt theilte Karl unter die Kurfürsten kostbare Geschenke aus, und gab einem jeden eine Abschrift des Gesetzbuches mit angehängter goldner Bulle, von welcher dasselbe vorzugsweise vor andern mit ähnlichem Siegel gezierten Urkunden den Namen bekommen. Unläugbar mag das Schauspiel, welches Kaiser und Reich hier unter freiem Himmel vor den Augen des Volkes von Metz und Lothringen aufführten, einen großen Eindruck gewährt haben: verfehlten doch selbst die Reichshöfe, die bei den

Kaiserkrönungen des 18. Jahrhunderts gehalten wurden, diesen Eindruck nicht ganz, ohngeachtet aller dabei entfaltete Glanz nur als Trugbild der Vergangenheit, höchstens als Bruchstück einer längst verschwundenen Wirklichkeit erschien, und kein weltlicher Kurfürst mehr anwesend war, dem Oberhaupte des Reichs als Hofdiener aufzuwarten [1]). Damals hingegen war dieser Hofdienst dergestalt im Geschmacke der Fürsten, daß auch dießmal über das Recht, denselben zu leisten, ein heftiger Streit entstand. Herzog Wenzel von Luxemburg behauptete nämlich, ihm, der kurz vorher durch einen kaiserlichen Spruch als Herzog von Brabant anerkannt worden war, gebühre als dem Erzmarschall des lothringischen Reichs, auf einem in Lothringen gehaltenen Reichshofe die Vortragung des Reichsschwerts und der ganze Marschallsdienst, und hielt dadurch den schon in Bewegung gesetzten Zug auf, bis der Kaiser und die Fürsten zu Gunsten des Herzogs Rudolf von Sachsen entschieden, doch wurden ihm durch feierliche Urkunden seine Rechte für künftige Fälle bewahrt. Das Wesen jener Zeiten zu veranschaulichen, scheinen gerade diese Dinge am meisten geeignet.

18.

Die deutschen Städte im 14. Jahrhundert.

Kein reicheres, lebensvolleres Bild hat die Geschichte, als das deutsche Städtewesen dieses Zeitalters. Nur wenige Züge sind uns vergönnt, aus dem Reichthum geschichtlichen Lebens herauszuheben. Als charakteristische Hauptmomente erscheinen der Kampf der Geschlechter und der Zünfte und der deutsche Handel und Gewerbfleiß im 14. Jahrhundert.

Die „Geschlechter," welche im 13. Jahrhundert in den Besitz der obrigkeitlichen Aemter gelangten, gehörten nur kleinsten Theils den Nachkommen der alten kaiserlichen oder bischöflichen Beamten an. Sie hatten sich vielmehr aus den durch Handel und Wandel in die Höhe gekommenen Bürgern gebildet. Diese „altbürgerlichen," rathsfähigen, schöffenbaren Geschlechter bildeten jedoch nach dem allgemeinen Charakter der Zeit bald wieder einen geschlossenen Stand, ein städtisches Patriciat, und betrachteten ihr Amt als einen Familienbesitz. Doch standen sie durch ihre bürgerlichen Geschäfte mitten im Volksleben und ergänzten sich fortwährend, namentlich durch Hei-

1) Man vergleiche Göthe's Schilderung der Krönung Josephs II. (1764) im I. Theile von „Wahrheit und Dichtung."

rathen, aus den angeſeheneren und reicheren Zünften. Dieſe Geſchlechter waren es, welche die bürgerliche Freiheit erkämpften, für Kaiſer und Reich hinaus in die Schlacht zogen, den Landfrieden ſchirmten, die Städtebünde ſtifteten. Vornehmlich auf dieſer Grundlage hatte König Rudolf das Reich wieder aufgerichtet; in ihnen pflanzte ſich die Liebe zum Hauſe Habsburg noch lange fort. Damals erlangten ſie viele adelige Vorrechte, Lehensfähigkeit, Ritterwürde, Reichsminiſterialität u. ſ. w., womit Rudolf gegen ſeine Freunde nicht geizte. Wie Burgen erhoben ſich ihre ſteinernen Häuſer, ihre Hallen und Trinkſtuben in den blühenden gewerbſamen Städten. Zeichen, Schilder und Wappen gaben dem ſteinernen Hauſe und dem ganzen hochgemutheten Geſchlecht, das darin wohnte, den Namen. Da waren in Mainz die Häuſer derer „zum Froſch," „zum Rebſtock," „zum Blasofen," „zum Gensfleiſch," „zum Gutenberge" und viele andere. Auch ihre Trinkſtuben und Berathungsſäle führten ſolche Namen, wonach dann die ganze Geſellſchaft hieß, wie zu Mainz „die Alten im Paradieſe," und die „vom Haus Limburg" in Frankfurt. Während die Zünfte zu Fuß kämpften mit Hellebarde und Armbruſt, auch ſchon mit Handbüchſen, in denen ſich Ulms und Braunſchweigs Schützengeſellſchaften zuerſt einübten, und ihre Mauern und Thürme nach Quartieren bewachten, zogen die Herren mit Harniſch und Roß als Ritter in's Treffen; und während ihre Schreiber und Knechte den Reichthum des Hauſes geſchäftig mehrten, lagen die Herren der ritterlichen Uebung ob. Nun konnte es nicht ausbleiben, daß die vornehmere Stellung und der Beſitz der Regierung oftmals in Uebermuth und Bedrückung ausartete. Konnten ſie auch keine eigentliche Tyrannei ausüben — denn gegen eine ſolche ſchützte ſchon dieß, daß Jedermann in der Stadt die Waffen führte und eiferſüchtig über ſeine Rechte wachte — ſo fehlte es doch nicht an ſonſtigem Druck und Unfug. Sie ſchalteten namentlich mit dem ſtädtiſchen Vermögen oft ſehr willkürlich, erfanden neue drückende Gemeindeſteuern u. dgl.; ſo z. B. ſtatteten die Breslauer Rathsherren ihre Töchter mit einer Mitgift aus der Staatskaſſe aus; ſie hielten ſchwelgeriſche Gelage und koſtſpielige Ritterfeſte auf Gemeindeunkoſten; rohere Junker benahmen ſich gegen den geringen Mann oft ungezogen und aufreizend. Die Straßburger Herren z. B. traten nach dem armen Schneider, wenn er zur Bezahlung ſeiner Rechnung ermahnte; weßhalb ſich dort mancher Schneider in die Clientel eines anderen Junkers begab, der ihm dann half. Arg trieben es die Junker in Erfurt. Sie bauten Verließe in ihren Häuſern und begannen Menſchenraub in der Stadt;

sie verwickelten die Gemeinde in zahllose Fehden und ließen sich bei jedem Todesfall von den Bürgern einen Trauermantel steuern. Je mehr nun aber die übrige, aus Handwerkern bestehende, in Zünfte und Waffenverbrüderungen gegliederte Bürgerschaft an Wohlstand und Bildung und zumal an Wehrkraft zunahm, desto weniger war sie geneigt, sich beeinträchtigen und von der Leitung der allgemeinen Angelegenheiten noch länger ausschließen zu lassen. Daher begannen schon im 13. Jahrhundert die Kämpfe der Zünfte mit den Geschlechtern um die Regierung, das 14. Jahrhundert brachte sie zur Reife. Die Geschichte dieser Kämpfe ist in jeder Stadt eine andere. Im Allgemeinen hing jedoch der Fortschritt und Sieg der Zünfte mit dem Umschwung im Waffenwerke zusammen, wornach das Fußvolk die Ritterwehr allmählig wieder verdrängte. Wo die Geschlechter besonders zahlreich und streitbar und durch die Hülfe mächtiger Nachbarn, wie der Habsburger, stark waren, also z. B. in Augsburg, Basel, Straßburg, oder wo der Handel überwog und die Macht der Kaufherren große Verbindungen und Hülfsmittel hatte, wie es in den eben genannten Städten, in Regensburg und Nürnberg, in Köln und Lübeck und überhaupt in den Handelsstädten der Fall war, da hielten die Geschlechter Stand; wo hingegen, wie in vielen anderen Städten das Gewerke überwog, da erlangten die Zünfte am frühesten den Obsieg. Auf die Städtegeschichte Süddeutschlands und am Rhein wirkte theils die Nachbarschaft der italienischen und flandrischen Demokratie, theils das entzündlichere Naturell des Volkes ein; wohingegen in Norddeutschland, in den Städten der großen Hanse, sich für gewöhnlich Alles in den festen Geleisen hergebrachter Ordnung und allmählicher Entwicklung bewegte, wie es die Natur des mehr verständigen als leidenschaftlichen Volksstammes mit sich brachte.

Ueberhaupt wirkten tausendfache individuelle Verhältnisse, besonders auch die Verhältnisse zum Reiche, zum Fürsten, die Parteiungen der Geschlechter unter sich u. s. w. verschieden ein. Bald kamen die Parteien einander mit billigem Sinn entgegen, bald bekämpften sie sich mit blutigem Hasse, — wobei jedoch die Unterdrückung der Besiegten durch die Sieger selten so weit getrieben wurde, als in Italien.

Nur bei einigen dieser zahllosen Verfassungskämpfe mag es gestattet sein, noch einen Augenblick zu verweilen. Wir werden daraus ein ungefähres Bild auch der übrigen gewinnen. Am wenigsten davon ist aus den östlichen Reichslanden zu berichten. In Wien z. B. regierten die Herzöge väterlich über Stadt und Zunft, auch in den Ordensländern ist noch wenig von Zunftbewegungen zu spüren.

Das gerade Gegentheil stellten z. B. die schwäbischen Reichsstädte dar. Je kleiner die Stadt, desto radikaler, desto lebhafter das Streiten. Gänzliche Austreibung der Geschlechter, Rückkehr derselben in hellen Haufen mit allerlei ritterlichen Gesellen, Wiedervertreibung derselben, Revolution und Gegenrevolution wechseln hier munter ab. Doch in der klugen Hauptstadt Ulm hatten zwar die Zünfte nach langem blutigen Kampfe das Uebergewicht im Rathe und die Besetzung der höchsten Behörde erlangt; dennoch ließen sie den Geschlechtern manches Ehrenrecht, auch den Titel der „Ehrbaren," und wählten nur „Ehrbare" zu Bürgermeistern. In solcher Eintracht und billiger Rücksichtnahme wuchs und gedieh die Stadt noch lange Zeit und blieb ein Hauptsitz des Reichthums und der Bildung. Im oberen Lande hielten die Herzöge von Oesterreich an der Sache der Junkerschaft allzu lange fest, und entfremdeten sich damit nicht bloß die dortigen Reichsstädte, sondern sogar auch die eigenen Landstädte, von denen zuerst die durch Kauf vom Kloster Murbach an Habsburg gekommene Stadt Luzern, freilich zunächst noch mit Vorbehalt der Rechte der Landesherrschaft, 1331 sich dem Bunde der Waldstädte anschloß, und hiermit gleichzeitig die innere Verfassung zünftig umgestaltete. Die „Mordnacht von Luzern" (im Juni 1333) wehrte einen tückischen Ueberfall ab und besiegelte die Freiheit. In der Reichsstadt Zürich vollendete sich der Umschwung durch einen vornehmen Demagogen. Der Ritter Rudolf Brun ruhte nicht, bis er selbst die aristokratische Minderheit des Rathes entfernt hatte. Darauf ward er lebenslängliches Oberhaupt. Dagegen in dem alten streitbaren Bern blieb die Verfassung aristokratisch; die ritterlichen Geschlechter, von Alters her mit den Habsburgern in Fehde, standen jetzt an der Spitze der Freiheitskämpfe — Herr Rudolf Erlach hatte die Eidgenossen bei Laupen zum Siege geführt — sie waren weit und breit gefeiert als die Helden des Volkes und mochten daheim um so fester sitzen.

In den bayerischen Landstädten konnte es schwerlich einen gebildeten Mittelstand geben, sondern nur Adel, und das erst seit Kurzem dort emancipirte geringere Stadtvolk. Auf dieses stützte sich daher Ludwig gegen den Adel, der ihn so oft verrieth. In der großen Reichsstadt Regensburg bemächtigte sich vermittelst des Bürgerzwistes ein vornehmer Demagoge, Herr Friedrich der Auer, der Gewalt. Er hielt sich eine Leibgarde und Spione, und stiftete eine Schreckensherrschaft. Vom stets geldbedürftigen Kaiser Ludwig kaufte er sich die Anerkennung. Wenn er zur Kirche schritt, so gingen

vierzig Mundmänner vor ihm her. Endlich jagten ihn die Bürger fort und es ward bestimmt, daß binnen zehn Jahren kein Einheimischer wieder die höchste Würde bekleiden sollte. Man bestellte so lange einen frommen Ritter von auswärts zum Bürgermeister. Uebrigens sehen wir hier, sowie in Nürnberg und überhaupt in den großen Reichsstädten, namentlich am Rhein, wie die Reichshändel und die größeren Verhältnisse auf den innern Umschwung zurückwirken. Die Geschlechter in Mainz, die in der Reichsgeschichte eine ehrenvolle Rolle spielen, von dem schwachen Kaiser Ludwig Preis gegeben, mit Acht und Bann bedrängt wurden, kamen, um ihre Widerstandskraft zu stärken und ihre Verantwortung zu mindern, den Zünften mit dem Zugeständniß entgegen, den Rath mit ihnen zu theilen; sie nahmen erst 12, dann 22 zünftige Abgeordnete zu den 24 patrizischen auf. Dennoch entstand bittere Zwietracht; auch sonst kamen trübe Tage; man entdeckte eine geheime Verbindung patricischer Jünglinge, die sich die „Ritter der gemeinen Wohlfahrt" nannten und geschworen hatten, mit Gut und Blut der Vaterstadt aufzuhelfen; darauf entstanden heftige Bewegungen, die mit dem Sturze der Geschlechterherrschaft endeten. Doch ließ man den Geschlechtern immer noch einen gleichen Antheil bei Besetzung des Rathes und sonstiger Stellen. Das Verlangen, in die Zunft einzutreten, wiesen die „Alten vom Thiergarten" stolz von sich. Das heilige Köln hat nach der lehrreichen, schmerzlichen Erfahrung, die es unter Konrad von Hochstraten und dessen Nachfolger machte, seine alten Geschlechter am längsten geehrt. In andern Städten ward der durch die Thronkriege geschürte Kampf der Geschlechter unter sich ein Hebel der Umwälzung; so in Kolmar der Schwarzen und der Rothen, in Straßburg der Zorne und Mülnheine. Hier waren die Bürger endlich des ritterlichen Geschelles müde, setzten den Rath ab, brachen die adeligen Zechstuben nieder und jagten beide Parteien zur Stadt hinaus. Besonders heiße Kämpfe hatte Speier zu bestehen. Hier hatten schon 1304 die Zünfte das Uebergewicht im Rathe, sie hatten 13 Abgeordnete gegen 11 patricische erlangt; darauf suchten die Geschlechter den Rath durch ein aristokratisches Sechzehner-Regiment zu umgehen. Jedoch die Zünfte verbanden sich mit Bundeseiden und setzten einen neuen Rath ein, 16 von den Zünften, 15 von den Geschlechtern. Die Sechzehner unterwarfen sich scheinbar, gewannen aber den Kaiser Ludwig und bereiteten insgeheim mit dem umliegenden Adel den Staatsstreich und nächtlichen Ueberfall in der Nacht des 28. Oktober 1330. Doch der Anschlag ward verrathen und fand

die Zünfte auf Mauern und Thürmen mächtig gerüstet. Dreihundert Jahre lang ward der Tag gefeiert. Am Vorabende des Festes ging der Rathsdiener durch die Stadt und rief: „Heut ist der Abend und morgen ist der Tag, da die Stadt Speier verrathen ward.“ Die Geschlechter wurden nun genöthigt, sich als fünfzehnte Zunft der Gemeine anzureihen.

Wir sehen aus Allem, selbst da, wo die entschiedenste Volksherrschaft zum Durchbruch gekommen, hatte sie keineswegs jenen Charakter als Herrschaft der absoluten Kopfzahl, den man wohl heutigen Tages mit dem Begriffe der Demokratie verbinden möchte. Die Zünfte bestanden aus geprüften Meistern ihres Gewerkes, waren unter sich streng und mannigfach gegliedert; sie hielten in ihrem eignen Kreise und folglich auch in der Stadt auf strenge Zucht und Ordnung. Einzelne Zünfte blieben immer, nicht wegen größerer Kopfzahl, sondern wegen größeren Gehaltes und Werthes für die Gesammtheit einflußreicher und bevorrechteter als andere. Auch bildeten die Zünfte in ihrer Gesammtheit selbst wieder eine Art von Aristokratie im Gegensatz zu der städtischen Volksmenge schlechthin, welche letztere öfters sowohl den Geschlechtern als den Zünften entgegengesetzt wird, und nicht immer an den öffentlichen Rechten einen, wenn auch noch so bescheidenen Antheil erhielt. Auch nahmen die Zünfte da, wo die ganze Verfassung zünftig umgestaltet wurde, die vornehmen Familien in sich auf; indem auch diejenigen Bürger, welche kein Gewerbe trieben, in irgend eine Zunft eintreten mußten, wodurch dann die Zunft ihren Charakter als gewerbliche Gilde veränderte und zu einer politischen Corporation wurde. Diese politische Kraft und Bedeutung, die öffentliche Stellung der Zünfte, wirkte dann auch auf ihre gewerbliche Standesehre zurück und war ein Hebel der Industrie. Erst als derselbe aufhörte, versumpften die Zünfte und wurden die Pflegestätten der Mittelmäßigkeit und Faulheit. Der politische Verfall zog auch hier den gewerblichen nach sich.

Der Sieg der Demokratie in den deutschen Städten hatte im Wesentlichen dieselben Folgen, dieselben Licht- und Schattenseiten, wie einst der Sieg der Demokratien des Alterthums. Enthusiastisch und tapfer, von glühender Liebe zur Vaterstadt erfüllt, zu jedem Opfer der Hingebung bereit, bezeichnete auch die deutsche Demokratie ihren Weg durch glorreiche Thaten, und es ist wohl keine Stadt, die nicht in den heroischen Kämpfen des Jahrhunderts ihren Arnold von Winkelried aufzuweisen hätte. Denn der Gemeingeist und der Patriotismus erhielten in der Theilnahme an den öffentlichen Dingen eine

wunderbare Schwungkraft. Was die Schattenseiten betrifft, so wollen wir auf die Verdrängung feiner höfischer Sitte und Bildung durch eine gewisse, derbe Rohheit des Lebens kein großes Gewicht legen. Schlimmer war der Mangel an staatsmännischer Bildung und Umsicht, welche mit der Herrschaft der welterfahrnen, reichskundigen Geschlechter aus vielen Städten entwich, und sich bei den verwickelten Verhältnissen des Reiches bitter rächte. Ueberhaupt unheilvoll war es, daß die Städte das Element fast ganz von sich ausscheiden sahen, auf welchem nach außen hin die Hauptmacht beruhte, welches bisher die Führung hatte, alle Schwächen und Angriffspunkte kannte, und nun als Halt und Mittelpunkt für den zerfahrenen niederen Adel und Raubadel, der den Städten grollte, deren furchtbarster Feind und ein Bundesgenosse der fürstlichen Gewalt wurde.

Und hiermit hängt auch die allmählige Abnahme der Wehrfähigkeit zusammen. Die Handwerker hatten wenig Zeit, das Waffenwerk zum Vergnügen oder aus Beruf zu üben. Sobald sie daher gesiegt hatten, erlahmte ihre Wehrkraft. Sie wurden bequem, scheuten die weiten Märsche, ließen sich erst in die Schlacht fahren, übertrugen endlich den Waffendienst ganz auf gemiethete Ritter und Stadtsoldaten, und wurden endlich ein Spottbild früherer Kraft. Mit der Kraft ging auch die Freiheit zu Grunde.

Das glänzendste Zeugniß für die Tüchtigkeit der deutschen Bürger war der in jener Periode mächtig aufblühende deutsche *Handel* und *Gewerbfleiß*. Trotz ihrer elenden Reichsverhältnisse vermochten unsere Bürger auf der Grundlage ihrer eng umschränkten Freiheit durch Fleiß und Geschick und kühnen Unternehmungsgeist alle Nationen der Welt zu überflügeln. In den Ländern und Meeren des südlichen Europa von Genuesern und Venetianern eifersüchtig und angstvoll überwacht, waren sie im ganzen nördlichen Europa, von Nowgorod und Grönland bis nach Ungarn die Herren der Meere und der Straßen. Wie die steinernen Häuser ihrer Patricier, gaben ihre hohen Schiffe mit thurmartigen Kastellen, mit Geschützen und Streitern zu Fuß und zu Roß, zu Schutz und Trutz gerüstet, Kunde von einem stolzen, thatkräftigen Geschlecht. Der lebhafte Binnenverkehr ward auf den alten Wasserstraßen der Donau, des Rheines und des Maines, der Schelde, Weser, Elbe, Oder, Weichsel, Düna, Newa u. s. w., sowie auf künstlich angelegten Kanälen (Stecknitzkanal) und Landstraßen vermittelt. Dem Schutz, der Erhaltung, der Anlage dieser Culturmittel, deren sich sonst Niemand annahm, galten die zahlreichen Städtebünde. Hauptemporien des Handels im innern Deutschland

waren Augsburg, Regensburg, Nürnberg, Speier, Mainz, Frankfurt, Würzburg, Erfurt; in Norddeutschland Magdeburg und Braunschweig; am Niederrhein Köln; im Osten Wien, Prag, Breslau, Frankfurt a/O.; an der Ostsee vor Allen Lübeck, Riga, Reval.

Aber noch weit hinaus über die Gebiete des Reiches hatte der deutsche Bürger Herrschersitze aufgerichtet. Zwar die Factoreien in Konstantinopel und Venedig können diesen Namen nicht ansprechen; desto mehr können es die deutschen Handelsgesellschaften im Norden, in London, Bergen, Stockholm, Wisby, Nowgorod, ja selbst in dem bürgerstolzen Flandern. Diese Gesellschaften, deren Ursprung sich im Dunkel verliert, bestanden aus kaufmännischen Landsmannschaften, und hatten im fremden Lande eine selbstständige republikanische Existenz errungen. In London herrschten die Rheinländer, namentlich die Kölner, in Wisby die Westfalen, in Brügge die Braunschweiger vor. Diese Gesellschaften hatten eigene Stadtviertel inne, — die vornehmsten und stattlichsten der Stadt, mit den außerordentlichsten Ehrenrechten. So lag die Gildehalle, oder wie sie später allgemein hieß, der Stahlhof zu London zunächst an der Themse, und zählte den wichtigsten Thurm, den Schlüssel der Stadt, zu ihren weitläufigen Gebäuden. In Bergen bildete die „Brücke," so hieß das Quartier von mehreren tausend Deutschen, welches wieder in zweiundzwanzig Höfe zerfiel, das vornehmste Stadtviertel, und beherrschte den Hafen. Diese Factoreien hatten einen doppelten Charakter. Es waren theils selbstständige Gemeinwesen mit eigenen Interessen und eigener Politik, theils bloße Commanditen deutscher Kaufherren; immer aber Mittelpunkte, um welche sich die Landsleute schaarten. Daher bestanden die Insassen theils aus fest angesiedelten Familien, wie in Bergen, theils aus vorübergehend residirenden Commis. Sie regierten sich selbst nach strengen und sonderbaren Statuten, welche den Charakter mönchischer Abgeschlossenheit und Sittenstrenge, handelspolitischer Klugheit und biderben Humors wundersam vereinigen. Die fromme Brüderschaft, das kaufmännische Contor und die fröhliche Zechcumpanei waren hier in einander geflossen. Diese Gesellschaften gaben dann dem großen System des deutschen Hansebundes durch ihren Beitritt seine weitreichende Kraft. Sie übten in den Ländern des Nordens eine wahre Herrschaft aus; sie waren im Besitz der wichtigsten Vorrechte, sie duldeten nicht, daß Jemand außer ihnen im Lande Handel treiben durfte u. s. w. Und so lange die nordischen Völker noch wesentlich von Ackerbau, Jagd und Viehzucht lebten, war ihnen diese Herrschaft des deutschen Handels mehr wohl-

thätig als drückend; denn sie verschaffte ihren Erzeugnissen reichlichen Absatz, und führte eine Menge fremder Produkte in's Land. Auch leisteten ihnen die Deutschen manche guten Dienste, waren hülfreich und gefällig gegen Hohe und Geringe, namentlich den Königen und Fürsten halfen sie oft aus der Noth, und hielten streng auf gute Sitte und Rechtschaffenheit im Verkehr. Ihre Herrschaft mag heute hart und selbstsüchtig erscheinen, aber sie war human und liberal, wenn man sie mit dem Verfahren anderer Seemächte vergleicht, z. B. mit der despotischen Herrschaft der Genueser und der Venetianer in den Ländern des Südens.

Die Hauptartikel, womit der deutsche Handel damals uns selbst und viele andere Nationen versorgte, waren aus dem Norden, wie vor Alters und wie heute noch, Pelze und Felle, Talg, Thran, Wachs, Bauholz, Eiderdunen u. dgl. Auf der Rhein- und Donaustraße kamen die Produkte des Südens, vornehmlich Pfeffer, Spezereien, Reis und Südfrüchte, Zucker, Seide, Baumwolle. Als Münzen bediente man sich goldener Münzen (Gulden, Floräuen, Dukaten), und noch häufiger kleiner Silbermünzen, deren von vielen Herren und Städten geschlagen wurden, und deren Vielartigkeit dem chaotischen Zustande des Reiches nur zu sehr entsprach. Am häufigsten finden wir die Heller und die Regensburger Pfenninge aufgeführt, sowie die Prager Groschen. Man wog sich diese Münzen gewöhnlich nach Pfunden zu. Der Münzfuß bei Rechnungen war überwiegend der kölnische, für den Nordosten der lübische.

Betrachten wir, um auch auf diesem Felde die Fortschritte unserer Bürger zu würdigen, einige Hauptgegenstände ihres Gewerbfleißes. In der wichtigsten und ältesten deutschen Industrie, in der Bereitung der wollenen Kleiderstoffe, nahmen zwar die Niederländer noch immer die erste Stelle ein — in Brügge allein nährten sich 50,000 Menschen mit Tuchbereitung; — doch konnten die Weber und Färber in Augsburg, Köln, Soest, Wien, Passau, Regensburg, Speier, Frankfurt, Limburg, Magdeburg, Quedlinburg, Salzwedel, Stendal wohl mit ihnen wetteifern. Es war das wichtigste und größte Gewerke; denn wollene Kleider brauchte Jeder, und man konnte das Zeug nicht selbst bereiten wie die Leinwand. Im Bewußtsein dieses Verhältnisses und wegen ihrer großen Zahl waren die Wollenweber allenthalben die übermüthigste Zunft. Die feinere Wolle bezog man aus Ungarn, noch mehr aus England. Antwerpen war der Wollenmarkt der Welt. Am schwierigsten und theuersten war die Rothfärberei. Nur reiche und vornehme Leute konnten rothe

Röcke tragen. Das gemeine Volk begnügte sich mit schlichtem Grau und Schwarz. Die beste Leinwand wurde nächst den Niederlanden in Westfalen und Hessen, im Fuldaischen, in Thüringen, Böhmen und Schlesien gefertigt. Die Leineweber waren meist Landleute, die für einen Händler in der Stadt arbeiteten. Durch feine Spinnereien und Webereien war Augsburg berühmt. Eine Lieblingsbekleidung der vornehmen Welt, besonders der Frauen, war das Pelzwerk. Die Hanse führte das Rauchwerk aus Schweden und Norwegen, sowie aus Rußland ein, um es dann bei jenen Völkern, nachdem es in Deutschland verarbeitet war, wieder einzuführen. Den weiland berühmten Leder- und Corduan-Fabriken der Araber thaten es jetzt die Niederländer, Züricher, Frankfurter, besonders die Nürnberger, gleich. Der gestiegene Luxus brauchte viel glänzendes Metallgeräth, zumal seitdem schwedisches Kupfer, englisches Zinn, spanisches Eisen und überhaupt die schon ergiebiger lohnenden Berg- und Hüttenwerke das Material in Fülle boten. Auch hier konnten es die Nürnberger mit den altberühmten niederländischen, namentlich den Lütticher, Metallarbeitern aufnehmen. Eine Zunft der Goldschmiede findet sich fast in jedem halbwegs gebildeten Städtchen. In der Verarbeitung von Glas und Zinn konnten sich nur die Augsburger mit den Nürnbergern messen. Zwei der wichtigsten und größten Gewerke wollen wir hier zuletzt aufführen: es sind die Waffenschmiede und die Bierbrauer. Die Anfertigung der zahllosen Kriegs- und Jagdgeräthe, der Bogen und Pfeile und Armbrüste, der Lanzen, der Messer, Schwerter, Degen, Streitärte, Beile, Hellebarden, vor Allem der kunstreich gefügten Panzer und Schienen, der Eisenkappen und Helme und Schilde, dann bald auch der Büchsen und Handbüchsen, ernährte eine Menge höchst ehrbarer Gewerbe. Straßburg und Magdeburg thaten es darin den altberühmten Niederländern gleich. Ihre Arbeiten wurden bis in's fernste Indien begehrt. Daran schloß sich ein ungeheuerer Verbrauch von Lederwerk zu Sattel und Zeug, doch auch als Schutzwaffen für's Fußvolk. Unter vielen anderen Städten war Zürich wegen seiner Gerber bekannt und gefürchtet. Endlich die Bereitung des Bieres, des uralten germanischen Getränkes, dessen sich in früherer Zeit die Mönche emsig angenommen, war jetzt, besonders in den Gegenden, wo der Wein fehlte, im Norden, in den Niederlanden, in Bayern, Böhmen und Schlesien, die Beschäftigung großer und mächtiger Zünfte, die an Stolz und Freiheitsliebe selbst hinter den Webern nicht zurückstanden. Das kräftige und gesunde Getränk war gleichsam der Lebensstoff der bürgerlichen Freiheit, beide

ſchützten das deutſche Volk noch lange vor dem fremden Gifte des Abſolutismus und des Schnapſes.

19.

Bertrand du Guesclin.

Das Ideal eines Ritters aus den Zeiten der Kreuzzüge trat uns in Gottfried von Bouillon vor Augen. Ein Bild der ſpäteren Ritterſchaft ſtellt ſich in Bertrand dar. Er war auf dem Schloſſe Motto Broon bei Rennes in der Bretagne geboren; ſein Vater hatte Ehre und Kriegsruhm der angeſehenen Familie, welcher er angehörte, durch manche wackere That erhalten und vermehrt. Erſt eine Prophezeiung von der künftigen Größe des Knaben lenkte die Aufmerkſamkeit und Liebe der Eltern auf ihn, da ſie ihm ſeiner großen Häßlichkeit und Raufſucht wegen ſehr abgeneigt geweſen. Er ſelbſt war früh entſchloſſen, die Frauen, denen er vermöge ſeiner Häßlichkeit niemals würde gefallen können, durch ſeinen Muth zu gewinnen. Auf einem Turnier zu Rennes legte er die erſten Proben ſeiner Tapferkeit ab. Ohne Wiſſen ſeines Vaters, der ihn nicht mitnehmen wollte, hatte er ſich auf einem ſchlechten, vom Wagen genommenen Gaule dahin begeben. Von einem Vetter lieh er indeß ein beſſeres Pferd und den nöthigen Waffenſchmuck, und ritt ſo gerüſtet in die Schranken. Gleich den erſten Kämpfer ritt er nieder mit ſo kräftigem Stoß, daß das Roß auf der Stelle todt blieb und der Ritter ſeinem Ende nahe war. Hierauf rannte ſein Vater, der zu der Partei des Beſiegten gehörte, und ihn nicht kannte, auf ihn zu, um eine Lanze mit ihm zu brechen; aber der Jüngling ſenkte die ſeinige, als er Wappen und Zeichen ſeiner Familie erblickte. Alle glaubten, er thue dieß aus Scheu vor der Tapferkeit ſeines Gegners; als er aber gleich darauf fünfzehn Ritter hinter einander niederwarf, erſtaunte Jedermann und wurde neugierig zu wiſſen, wer der Unbekannte ſei. Endlich gelang es einem Normanniſchen Ritter, ihm den Helm vom Haupte zu ſtoßen und ſein Geſicht zu entblößen, worauf die Anweſenden ſich glückwünſchend zu ihm drängten, und ſein Vater ihm voll Freude Pferd und Geld verſprach, damit er ſich Ruhm und Ehre erkämpfen könne.

Gelegenheit dazu konnte in jenen unruhigen Zeiten nicht fehlen, und der Streit zwiſchen Johann von Montfort und Karl von Blois über die Nachfolge in Bretagne gewährte ſie ihm bald. Er nahm die franzöſiſche Partei. Nach der Kriegsweiſe jener Zeit kam es vor-

züglich darauf an, sich in den Besitz der zahlreichen festen Schlösser und Städte zu setzen. Hier zeigte Bertrand bald seine große Geschicklichkeit, fast gab es keinen festen Platz, vor dem er erschien, den er nicht mit List oder Gewalt eingenommen hätte. In Fougerai schlich er sich als Holzhauer, in eine andere Feste als Winzer verkleidet ein. Im Jahre 1356 belagerte der Herzog von Lancaster für die Montfort'sche Partei Rennes. Schon waren die Belagerten auf's Aeußerste gebracht und entschlossen, die Stadt zu übergeben; sie wollten nur vorher noch wissen, ob Karl von Blois, der sich damals zu Nantes aufhielt, ihnen Hülfe senden könne. Ein Bürger übernahm das Wagstück, diese Nachricht zu verschaffen. Bei einem Ausfall ließ er sich gefangen nehmen, erzählte, daß man aus Mangel an Lebensmitteln ihm schon seine Kinder getödtet habe, und versicherte, daß die Stadt nothwendig fallen müsse, wenn ihr die Hülfe, die in Anmarsch sei, abgeschnitten werde. Die getäuschten Engländer brachen sogleich auf, um dieser entgegen zu gehen, und der Gefangene machte sich aus dem Staube. Er traf du Guesclin, der sich mit tapfern Gefährten in der Nähe hielt, um die Feinde fortwährend zu beunruhigen. Als dieser erfuhr, was geschehen sei, stürzte er sich auf das schlecht vertheidigte englische Lager, nahm mehr als hundert mit Lebensmitteln beladene Wagen weg und zog mit denselben nach Rennes. Der Herzog von Lancaster war nicht wenig verwundert, als er nach vergeblichem Harren zurückkehrte, und sah, was unterdeß geschehen war. Er ward begierig, seinen kühnen Gegner kennen zu lernen, und sandte einen Herold mit einem Brief in die Stadt, um ihn auf Ritterwort zu sich in's Lager zu entbieten. Als du Guesclin den Inhalt des Briefes gehört hatte, — denn lesen konnte er nicht — sagte er es zu, und ritt am folgenden Tag hinaus. Er beugte ein Knie vor Lancaster, der ihn sogleich aufhob und ihn freundlich umarmte. Alle Engländer drängten sich herzu, den berühmten du Guesclin zu sehen, waren aber seiner großen Häßlichkeit wegen betroffen. Doch sein Biedersinn und seine Offenheit entzückten den Herzog; er bat ihn, bei ihm zu bleiben, und machte ihm die glänzendsten Versprechungen. Aber Bertrand lehnte das Anerbieten mit großer Freimüthigkeit ab. Als er sich am Abend beurlauben wollte, ersuchte ihn Wilhelm Bembrough, der den Ruhm eines der trefflichsten Ritter im englischen Heere hatte, drei Lanzen mit ihm zu brechen. Lieber sechse, Capitain, erwiederte du Guesclin freundlich. Der folgende Tag wurde zum Zweikampf bestimmt. Ehe das Rennen begann, ließ sich Bertrand Brod bringen, brach drei Stückchen davon, tauchte sie in ein Glas

voll Wein und aß sie zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Nachdem er darauf das Pferd, das ihm der Herzog von Lancaster den Tag vorher geschenkt hatte, bestiegen, rannte er so heftig gegen seinen Widersacher an, daß derselbe gleich beim ersten Stoß in den Sand fiel, und die übrigen nicht weiter begehrte. Darauf verneigte der Sieger sich ehrerbietig gegen die englischen Herren, wandte sein Roß und ritt nach der Stadt zurück. Rennes that danach so tapfern Widerstand, daß der Herzog von Lancaster gern abgezogen wäre, wenn er nicht geschworen hätte, nicht eher von der Stadt zu weichen, als bis sein Banner auf der Mauer wehe. Bertrand fand einen Ausweg. Man kam überein, daß der Herzog mit neun Begleitern in die Stadt kommen sollte, um seine Fahne auf die Zinnen zu pflanzen. Aber kaum hatte er es gethan, und die Stadt der Abrede nach wieder verlassen, als die Einwohner vor seinen Augen das feindliche Zeichen höhnend in den Graben warfen.

Als der Krieg zwischen Karl V. und dem König von Navarra ausbrach, trat Bertrand in die Dienste des Ersteren und gewann durch einen verstellten Rückzug und andere geschickte Anordnungen den Sieg bei Cocherel. Darauf führte er Karl von Blois tausend französische Kriegsleute zu Hülfe, und in der Bretagne sammelten sich auf seinen Ruf noch fünfzehnhundert Lanzen unter seiner Fahne. Viertausend Mann stark traf er mit dem Herzog Karl am 29. September 1364 bei Auray auf Johann V. von Montfort und Chandos, der dessen englische Hülfstruppen commandirte, die wohl um die Hälfte schwächer waren. Sie hatten einen Hügel besetzt. Dichtgedrängt rückten die Franzosen an, jeder hielt seine Lanze vor sich und hatte eine starke Streitaxt mit kurzem Stiele an der Seite; die Edelleute in der Mitte ihrer Dienstmannen, ihre Banner voran. Aber alle Anstrengungen, die Höhe zu gewinnen, blieben vergeblich; endlich wurden sie in die Flucht getrieben, du Guesclin ward selbst gefangen, Karl getödtet und die Verfolgung vier Meilen weit fortgesetzt, so daß Wenige entkamen. Als Montfort den Leichnam seines Gegners erblickte, traten ihm Thränen in die Augen: „Ha, guter Vetter," rief er aus, „eure Hartnäckigkeit hat viel Unglück über die Bretagne gebracht. Aber Gott helfe mir, ich sähe euch gern anders, als so!" Chandos entgegnete: „Herr, danket Gott für den Sieg, ihr könnt euren Vetter und das Herzogthum nicht zusammen haben."

Im folgenden Jahre löste der König von Frankreich Bertrand für hunderttausend Franken aus der Gefangenschaft und beauftragte ihn, die Compagnien nach Spanien zu führen, nachdem man ihnen

vergeblich einen Zug nach Ungarn gegen die Türken vorgeschlagen hatte. Dieser sandte nun zuvor einen Herold an sie ab, und bat sich frei Geleit aus. Nachdem er's erhalten, begab er sich in die Ebenen bei Chalons, wo sie an dreißigtausend Mann stark lagerten. Er zeigte ihnen die Gelegenheit, sich in Spanien zu bereichern und versprach ihnen außerdem große Summen, die der König von Frankreich auszahlen würde, wenn sie sein Land verließen. Dieß lockte sie; die Meisten gingen den Vorschlag ein und zogen, Bertrand an der Spitze, auf Avignon zu. Papst Urban V. erbot sich zur Aufhebung des Bannes, welcher über die Compagnie ausgesprochen war, aber Bertrand erwiederte: „Es sind Viele unter uns, die nicht nach Absolution fragen, Geld ist den meisten lieber;" und so mußte ihre Entfernung denn mit zweimalhunderttausend Franken erkauft werden. In Castilien leistete du Guesclin dem Prinzen Heinrich höchst ersprießliche Dienste. Allein trotz der angestrengtesten Tapferkeit konnte er doch nicht verhindern, daß der schwarze Prinz, der Peter's Sache vertheidigte, bei Navarette am 3. April 1367 den dritten Sieg in seinen Lorbeerkranz flocht. Als er den Verlust der Schlacht fast entschieden sah, sprengte Bertrand auf Heinrich zu, der seine fliehenden Truppen schon dreimal zum Stehen gebracht hatte, und noch immer mitten in dem schwersten Getümmel focht, nahm dessen Pferd beim Zügel, und führte ihn trotz seines Widerstrebens aus der Schlacht. Er selbst stürzte sich dann wieder in's Gefecht; als er sich aber endlich umringt sah und Eduard erblickte, rief er: „Diesem ergebe ich mich, denn er ist der Tapferste." Der Prinz dachte auch edel und ritterlich genug, um ihn dem Könige Peter, der gern Rache an diesem Gegner geübt hätte, trotz aller Anerbietungen nicht auszuliefern, sondern nahm ihn mit sich nach Bordeaux, wohin er bald darauf zurückging. Ein Zufall beschleunigte Bertrand's Befreiung. Man unterhielt sich eines Tages bei dem Prinzen von Wales von seinen Siegen und den Gefangenen, die er dabei gemacht. „Prinz," sagte der Herr von Albret, „man spricht, Ihr hättet Jemanden in Eurem Gewahrsam, den Ihr nicht loszulassen wagt, nämlich Bertrand du Guesclin." Eduard fühlte durch dieses Gerücht seine Ehre gekränkt, und befahl, den Ritter sogleich herbeizuführen. „Wie geht's, Bertrand?" fragte der Prinz. „Traun," erwiederte dieser, „es langweilt mich, nur immer die Mäuse von Bordeaux zu hören, die Vögel meines Vaterlandes wären mir lieber." „Es wird bloß von Euch abhängen," entgegnete Eduard; „schwört nur, nicht gegen uns und nicht für Heinrich von Castilien zu kämpfen, so entlasse ich Euch ohne Lösegeld." — „Was hälfe mir

da meine Befreiung, dann gäbe ich mich ja erſt recht in die Gefangenſchaft." — „Nun," ſagte der Prinz, „dann ſollt Ihr wenigſtens nicht ohne Geld wegkommen." „Ich will gern zahlen," entgegnete Bertrand, „nur erinnert Euch, daß ich ein armer Ritter bin, der nichts beſitzt, als was er durch die Waffen erwirbt." Der Prinz überließ es ihm, den Preis ſelbſt zu beſtimmen, und Jener bot hunderttauſend Goldgulden, um ſich nicht zu niedrig zu ſchätzen. Verwundert fragte ihn Eduard, woher er ſo viel Geld nehmen wolle. „Der König von Frankreich," erwiederte dieſer, „und Heinrich von Caſtilien, der nun als König ſterben wird, werden es aufbringen." Doch ſchon in Bordeaux fand er unter den Engländern Freunde, die ihm anſehnliche Geſchenke machten, und die Gemahlin Eduard's ſelbſt gab ihm eine bedeutende Summe. Dann verließ er dieſe Stadt, um ſich das Uebrige zu verſchaffen. Aber freigebig und großmüthig wie er war, unterſtützte er noch andere gefangene Ritter, die er auf dem Wege traf, daß ſie ihr Löſegeld bezahlen, und ſich von Neuem ausrüſten konnten. Er begab ſich hierauf zum Herzog von Anjou, dem Bruder König Karl's, der für Heinrich von Caſtilien Truppen werben ließ; von dieſem erhielt er das Fehlende, und ſtellte ſich wieder an die Spitze von ſechshundert Lanzen, um dem vertriebenen Prinzen zum zweiten Mal in ſein Reich zurückzuführen (1368). Seine Tapferkeit trug weſentlich zum Gewinn der Schlacht bei Montiel bei, mit welcher Peter des Grauſamen Herrſchaft ihr Ende erreichte.

Der Krieg war den kühnen Helden dieſer Zeit oft ein bloßes Spiel ihrer Kräfte, und ſchien nur ein fortgeſetzter Zweikampf. In dieſem Sinne ſandte einſt der Befehlshaber einer Stadt in Spanien einen Herold an Bertrand, mit der Bitte, ihn auf ſeinem Zuge nicht zu verachten, ſondern ihm einige Stunden zu ſchenken und ihn mit einem Sturme zu beehren. Vorher war Bertrand noch zweifelhaft geweſen, ob man dieſe Stadt angreifen ſollte oder nicht. Aber nun bedachte er ſich nicht länger. „Geht," ſprach er zum Herolde, „und ſagt eurem Herrn, daß wir ſeine Neugierde befriedigen wollen, aber er wird Leute an uns finden, welche weder die Tiefe der Gräben, noch die Größe der Stadt achten." Er ließ ſofort anrücken, und die Mauern wurden erſtiegen.

Nach zwei Jahren kehrte Guesclin nach Frankreich zurück zu neuen Thaten. Karl V. trug ihm nach dem Verluſte von Limoges die Würde des Connetable von Frankreich an. Er ſchwankte eine Zeit lang, eine ſo hohe Stelle anzunehmen; endlich leiſtete er am 20. Oktober 1370 den Eid mit der Bitte, daß der König keinem An-

kläger oder Angeber, außer in seiner Gegenwart, Gehör geben wolle. Haufenweise strömten ihm die Soldaten zu. Für tausendfünfhundert Gensd'arme (geharnischte Reiter) hatte er vom Könige Geld bekommen; als sich aber nochmal so viel bei ihm einfanden, bezahlte er die Uebrigen von dem Golde, welches er aus Spanien mitgebracht hatte. Dann eilte er dem englischen Feldherrn Robert Knowles nach, der im vergangenen Sommer mit sechstausend Mann zu Calais gelandet war, die Picardie und die Champagne verheert hatte, und jetzt, nachdem auch die Umgegend von Paris von ihm ausgebeutet war, seine Richtung gegen die Bretagne nahm. Als Bertrand sich näherte, ließ Knowles ihn zu einer Schlacht auffordern. „Ich habe nicht minder Lust, Euch zu sehen," gab dieser zur Antwort, und schwur, daß er nicht eher essen und trinken wolle, als bis er die Engländer besiegt habe. Obgleich es schon Nacht war, saß er mit fünfhundert Mann auf und ritt so schnell, daß zwei Pferde unter ihm stürzten. Als er in die Gegend von Pont Valin kam, wo eine zweite Abtheilung des feindlichen Heeres lagerte, ließ er seine Leute sich mit Wein und Brod erfrischen, einander ihre Sünden beichten und zu Gott beten. Still, die blinkenden Helme mit Tüchern bedeckt, rückten sie sodann gegen die Feinde, welche die Ankunft der Franzosen auf keine Weise erwarteten, da ihr Bote noch nicht zurückgekehrt war. So geriethen sie in Verwirrung, wurden geschlagen und verloren viele Leute. Nach diesem Unfall wagte Knowles keine Schlacht weiter, sondern zog sich tiefer in die Bretagne, wo er sein Heer entließ.

Guesclin starb im sechsundsechzigsten Jahre. Es war, als ob der Tod sich scheute, ihm auf dem Schlachtfelde zu begegnen; denn eine Krankheit endete sein Leben, aber doch mitten unter kriegerischen Thaten. Er befand sich in Languedoc und belagerte den festen Platz Chatelneuf de Rondon, dessen sich ein Haufe von Söldnern bemächtigt hatte, um von hier aus die nächsten Landschaften ungestraft verwüsten zu können. Noch auf dem Sterbebette ermahnte er die Seinen zur Tapferkeit und Gerechtigkeit, küßte sein Schwert, gab es mit Wehmuth zurück, und erwartete den letzten Athemzug unter frommen Gebeten (13. Julius 1380). Ganz Frankreich trauerte um ihn und in der Gruft zu St. Denis, neben den Gebeinen der Könige, wurde auf Befehl Karl's V. sein Leichnam beigesetzt. Selbst die Belagerten erwiesen ihm ihre Ehrfurcht. Sie waren schon früher übereingekommen, sich ihm zu ergeben, wenn binnen einer gewissen Zeit keine Unterstützung käme. Es erschien Niemand, aber du Guesclin war zu den Todten gegangen. Dennoch glaubten sie es ihrer Ehre schuldig zu

sein, Wort zu halten. Der Befehlshaber begab sich daher in du Guesclin's Zelt, kniete am Sarge nieder, und legte den Schlüssel zu den Füßen des Verstorbenen.

20.

Vinzenz Ferrer, der Predigerbruder.

Dieser wunderbare Prediger seiner Zeit ward geboren zu Valencia in Spanien im Jahre 1346, trat achtzehnjährig in den Dominikanerorden, erhielt die Doktorwürde der Theologie, und kam im J. 1394 nach Avignon an den Hof Benedikt's XIII., der ihn zu seinem Beichtvater und magister sacri palatii machte. In dieser Stellung blieb er jedoch nur einige Jahre, bis er, von einer schweren Krankheit heimgesucht, mittelst einer Erscheinung der Heiligen Dominicus und Franziscus den Ruf erhielt, als Apostel des letzten Gerichts unter die Völker zu ziehen und zu predigen. Vergebens trug ihm Benedikt XIII. den Cardinalshut an. Ferrer folgte der Stimme Gottes und wurde dann auch vom Papste zum apostolischen Missionär mit außerordentlichen Vollmachten ernannt. Wohl war bei der großen Verwirrung und den Aergernissen, welche damals durch das Schisma den Gläubigen gegeben wurden, ein Himmelsbote mit außerordentlichen Gaben nöthig und als solcher erwies sich Vinzenz Ferrer von seinem ersten Auftreten bis zu seinem Tode.

Von 1398 bis 1419 hat dieser unermüdete Mann nicht bloß nahezu alle Provinzen seines Vaterlandes Spanien durchwandert, sondern auch, den andern Ländern sich nicht versagend, zuerst Südfrankreich, das Gebiet der Languedoc durchzogen; und dann über Savoyen und Burgund gegen Flandern, die Picardie, Normandie, Poitou und die Bretagne sich gewendet. Darauf ist er durch die Lombardei gegen Genua gezogen, und gegen Toscana herunter, bis er von seinem Könige abberufen, neuerdings über die Balearen nach Spanien umkehren mußte. Dann, als ihn Heinrich IV. nach England hinüber erbeten, besuchte er auch diese Insel, und ging bis Schottland hinauf und nach Irland hinüber. Wohin er sich wendete, zogen ihm Fürsten, Bischöfe, Prälaten und der ganze Klerus unter Gesängen entgegen, und er ritt dann in aller Demuth in Mitte des Prachtzuges daher. Kam er dann in eine Stadt, dann mochte in den Stunden, wo er predigte, kein Handwerker bei seiner Arbeit zurückbleiben; die öffentlichen Lehrer unterbrachen ihre Vorträge; und so groß war das Verlangen, ihn zu hören, daß kaum die Kranken

zu Hause gehalten werden konnten. Er selber war in seinem Hause rastlos bemüht, nur fünf Stunden pflegte er dem Schlafe zu gestatten, dann las er Messe, und ging sofort an's Tagewerk. Er war immer und überall von großen Volksmassen begleitet, oft an 80,000, die gekommen, um ihn zu hören, oder unter seiner Leitung Uebungen anzustellen. Für die Bedürfnisse aller dieser Leute hatte er dann vorgesorgt durch die Priester, die er aus verschiedenen Orden dazu erwählt, und die Beicht saßen, den Gottesdienst abhielten, die Bußzüge anordneten und die Almosen unter die Bedürftigen austheilten, während Notare im Zuge sich befanden, um bei Aussöhnungen, die er herbeigeführt, sogleich die nöthigen Documente auszufertigen. Und so eindringend war sein Wort, daß man die Zahl der Lasterhaften, die er bekehrte, im Allgemeinen auf 100,000 berechnete; von denen Manche zuvor in ihrer Zerknirschung vor allem Volke ein Bekenntniß ihrer Sünden abgelegt. In Spanien allein brachte er mehr als 25,000 Juden zum christlichen Glauben, und weihte viele Synagogen in Kirchen um; wie er auch 8000 Sarazenen dort bekehrt. Viele Klöster, Kirchen, Hospitäler, Brücken wurden an vielen Orten auf sein Zureden gebaut. Alle Städte, die er durchwanderte, gaben Zeugniß von der Macht seines Wortes, um die Gemüther zu versöhnen. Nicht zu zählen waren die Fälle, in denen er den Lauf alter Blutrache unterbrochen, und der blutigen Folge von Wechselmorden Gränzen gesetzt. Die Zahl der Buhlerinnen, Kuppler, Mörder, Seeräuber, Wucherer, Gotteslästerer, die er zur Erkenntniß ihrer Verbrechen gebracht, wird allein auf 40,000 angeschlagen. Und es war kein Wunder, daß er solche Wirkung hervorbrachte; denn mit der Heiligkeit des Lebens verband er jene gewaltige Beredsamkeit, die ebenso durch den Ernst des Inhalts, wie durch den Glanz des Vortrags ausgezeichnet war: so daß Alle, durch seine Feuerreden angeregt, nicht einen Menschen, sondern einen Engel des Himmels zu hören glaubten; wie denn auch Manche die Engel während der Rede um ihn geschäftig erblickten. Alles, was er vorbrachte, war auf die hl. Schrift und das Zeugniß heiliger Männer begründet, und da er alle diese Zeugnisse immer gegenwärtig im Gedächtniß hatte, überraschte sein Vortrag die Hörer durch seinen Reichthum, während er sie durch die einwohnende Kraft erschütterte. Sein Organ war dabei also beschaffen, daß es ihm ganz nach Willen gehorchte; und nach dem Bedürfniß des Augenblicks scharfe, ernste, weiche, immer ergreifende Töne ihm zu Gebote standen: so daß er kaum sprach, ohne seinen Zuhörern Thränen zu entlocken; dann aber, wenn er vom jüngsten

Gerichte, von den Leiden des Herrn oder den Höllenstrafen redete, alles Volk in ein solches Schluchzen und Weinen ausbrach, daß er oft lange Zeit inne halten mußte. Vielen erschien das dabei an ihm wunderbar, daß, da die Zahl der Hörer meist so groß war, daß viele sehr weit von ihm stehen mußten, doch diese nicht weniger deutlich, als die näheren ihn verstanden. Auch ein Anderes war ein Wunder an ihm, daß er den alten Aposteln gleich, die Gabe der Sprachen hatte, da er nämlich, wie wir gesehen, so viele Länder durchzog, und immer in seiner Muttersprache, dem Dialekte von Valencia redete, verstanden ihn doch Alle; Junge wie Alte und beiden Geschlechtern Angehörige, Wort vor Wort, als sei er in eines Jeden Vaterland geboren, und rede in seiner Sprache. In Genua hörten ihn Griechen, Deutsche, Sarden, Ungarn und Andere, die nichts als ihre Muttersprache kannten, und doch am Ende der Predigt laut Zeugniß gaben, wie sie jedes Wort verstanden, als hätte er in ihrer Sprache geredet. In der Bretagne befinden sich Viele, die man bretonisirende Bretonen nennt, deren einige zwar wohl französisch reden, die aber in Masse, außer der eigenen nur ihnen bekannten Sprache, keine andere kennen; auch diese verstanden seine valencische Rede vollkommen und sie wirkten vielfältige Frucht bei ihnen: eine Wirkung, die hier, wie überall sich dadurch noch verstärkte, daß er seine Lehre durch viele und ausgezeichnete Wunder bekräftigen konnte. Viele Einsichtige unter seinen Zeitgenossen, wenn sie seine Gaben und die Löblichkeit und Frömmigkeit seines ganzen Lebens erwogen; wenn sie die um ihn sich drängenden Massen des Volkes betrachteten, das sich glücklich schätzte, ihn nur zu sehen, und überglücklich Jeden pries, dem es gegönnt war, ihm die Hand zu küssen, wenn sie die Werke in's Auge faßten, die er wirkte; die ungemeine Macht über die Gemüther, die ihm gegeben war, die er besonders damals bewiesen, als er furchtlos in der Dauphine in ein Thal, nur von Räubern, Mördern und losen Gesellen bewohnt, die schon viele Prediger ermordet, so man ihnen gesendet, gegangen und nach wenigen Tagen sie also umgewandelt, daß man das Thal, das zuvor Unfallthal geheißen, Reinthal nannte — wenn sie die Wunderzeichen, die von ihm ausgingen, überlegt, urtheilten daher: nach den Aposteln der früheſten Zeit des Christenthums sei Keiner gewesen, der ihm gleich gekommen, viel weniger aber Einer, der ihn übertroffen. Sie hatten wohl nicht Unrecht. Keiner hatte wohl in solchem Umfange von dem Versprechen Gebrauch gemacht, das dort Jedem gegeben worden: so er den gleichen Glauben mitbringe, werde er Gleiches, ja noch Größeres zu üben vermögen.

So hatte der Herr in der Erscheinung dieses wunderbaren Mannes den Völkern mitten unter den Aergernissen des Schisma ein lebendiges und großes Zeugniß seines Waltens gegeben. Ferrer aber hatte seine Mission erfüllt am 5. April des Jahres 1419, wo er zu Vannes in der Bretagne verschied. Papst Calixt III. hat ihn im J. 1455 heilig gesprochen.

21.

Wiclef und Johann Huss.

Zu den vielen Gründen der Abneigung der Laien gegen die Geistlichen wirkte vielleicht keiner tiefer als der, welcher aus der Ungleichheit des Besitzes entstand. Wohl in allen Staaten ohne Ausnahme war der große Grundbesitz in den Händen der Kirche, und dann von dieser theils als Lehen an Laien vergeben, theils zum Unterhalte der Geistlichen, Kirchen, Stiftungen, Schulen und Armen verwendet worden. So rechnete man in England neben 46,882 Pfarrkirchen 53,215 Lehen, von denen 28,000 der Kirche gehörten. Was der Benediktinerorden mit seinen zahlreichen Nebenzweigen besaß, soll nahe den dritten Theil des Besitzthums der christlichen Staaten gebildet haben (?) Ganz abgesehen von der Art, wie dieser Reichthum angewandt wurde, erzeugte sein bloßes Vorhandensein den Neid der Minderbegüterten, wie des Adels und der Fürsten; unter den strenger gesinnten Mönchen aber mußte sich nothwendig die Frage erheben, ob derselbe mit den Vorschriften des Evangeliums verträglich sei oder nicht. In dem Zeitalter Ludwig des Bayern war diese Frage von einem Theile der Franziskaner der Fatrizellen nicht nur aufgeworfen, sondern auch mit der theologischen Streitigkeiten eigenthümlichen Heftigkeit bis zum Extreme erörtert und dabei behauptet worden: der wahre Christ dürfe gar keinen Besitzthum haben; daran knüpfte sich die weitere Behauptung, daß der weltlichen Macht die Verfügung über das Kirchengut zustehe. Diese Grundsätze, welche eine wahre Revolution aller Verhältnisse in sich schlossen, fanden Anhänger, auch nachdem ihre Urheber, Michael von Cesena, Wilhelm Occam und Andere sie bereits wieder abgeschworen hatten, und namentlich mußte dieses in England der Fall sein, wo die Entwicklung der Volksrechte gleichsam im fortschreitenden Verhältnisse zu der Höhe der Volkslasten stand, die der englisch-französische Krieg herbeiführte.

Unter solchen Zuständen und da die Masse des Volkes allmählig für unkirchliche Lehren empfänglicher wurde, begann in England John Wicleff (1324—1385), erst Rektor eines Kollegiums zu

Canterbury, dann Pfarrer von Lutterworth, Lehren auszubreiten, welche, obwohl ſie ihrer Natur nach eine allgemeine Revolution hervorzubringen im Stande waren, dennoch theils von dem Adel, theils von dem Könige ſelbſt, vorzüglich aber von dem niederen Volke mit Begierde aufgegriffen wurden. Denn da er den weltlichen Großen das Recht zuerkannte, über Kirchengüter zu ſchalten, hatte er den König und den Adel, durch ſeine Predigten in engliſcher Sprache und die Bibelüberſetzung das Volk und die Gemeinen im Parlamente gewonnen. Die Bemühungen der Päpſte wie der Biſchöfe, ihn zur Ordnung zu bringen, ſcheiterten daher an der Gunſt König Richard's des Zweiten, des Adels und des Volkes. Die erſten Angriffe hatte er gegen den mit Pfründen verſehenen Klerus gerichtet, den er zu berauben gebot, auf daß die Geiſtlichen von ihren Sünden und dem Verrathe gegen Gott gerettet würden. Von dem Angriffe auf die Beſitzungen der Kirche ging er bald weiter und lehrte, dem Klerus ſei nur zu glauben, wenn ſeine Lehre auf die Schrift gegründet ſei. Da er aber dieſe theils in ſeiner, theils in ſchon früher verfaßter Ueberſetzung dem Volk in die Hände gab, machte er nothwendig das Volk ſelbſt, den Einzelnen, wie den großen Haufen, zum Richter über die Auslegung der geſammten Kirche. Je älter er wurde, deſto weiter ging er.

Drei Jahre vor ſeinem Tode griff er den Mittelpunkt alles geiſtigen Lebens im Chriſtenthume, das Altarsſakrament an. Als die geiſtlichen Obern ſeine Irrlehren verurtheilten, und der König ihn auf das Urtheil einer Synode vom Jahre 1382 ſeines Lehrſtuhles beraubte, wandte er ſich an das Parlament und verlangte von dieſem, es ſollte alle Auflagen vom Volke wegnehmen und dafür die Kirche beſteuern. Wandernde Prediger hatten ſeit Langem England durchzogen und das Volk aufgeregt; es war daher natürlich, daß der furchtbare Bauernaufſtand (1381), welcher zunächſt aus der Häufung der Abgaben entſtanden war, ſich bei dem geſchäftigen Treiben der Wicleffiten, beſonders gegen den Klerus richtete. Einer der Anführer, Johannes Ball, war ein Schüler Wicleff's geweſen und hatte, wie viele herumziehende Prediger, dem Volke die Lehren ſeines Meiſters mundgerecht gemacht.[1]) Erſt als der Auf-

1) Er wählte zum Text ſeiner Predigt die Worte:
„Als Adam grub und Eva ſpann,
Wer war damals der Edelmann?"
(Lingard, Geſch. v. England IV, 205.)

ſtand im Blute der Empörer erſtickt worden, als Abſchaffung der Sklaverei, Minderung der Steuern, freies Recht der Anſiedelung und Amneſtie gewährt worden, verlor ſich die Hauptmaſſe. Aber noch mordeten die Haufen Tyler's und Straw's den Erzbiſchof von Canterbury und des Königs Miniſter und erſt als Tyler im Angeſichte ſeiner zwanzigtauſend Angehörigen fiel, und der König ſein Anſehen wieder gewonnen hatte, legte ſich der Aufruhr, deſſen Theilnehmer nun der gerichtlichen Unterſuchung übergeben wurden.

Nichts deſto weniger entwickelte Wicleff unter dem Schutze des Herzogs von Lancaſter (eines Sohnes König Eduard's des Dritten) mit immer größerer Kühnheit ſeine Lehren, deren unausbleibliche Folgen er nicht beachtete, die er gleich ſeinem früheren Meinungsgenoſſen, Arnold von Brescia, rückſichtslos zu verwirklichen ſuchte. Da aber für den Beſtand der Kirche wie des Staates das Aergſte zu befürchten war, muß er weit mehr als Arnold von Brescia, als Apoſtel der Revolution bezeichnet werden. Durch den Satz, wer im Stande der Todſünde ſei, könne keine weltliche Herrſchaft behaupten, ward aller Gehorſam der Unterthanen erſchüttert, und das Recht der Empörung ausgeſprochen. Als er erklärte, ſeit Urban dem Sechſten brauche man keinen Papſt, war der Anarchie in geiſtlichen Dingen Thür und Thor geöffnet. So wurde er wahrhaft der Apoſtel einer Revolution, welche ſich zunächſt gegen die Kirche richtete, dann aber nothwendig auch alle Staatsverhältniſſe erfaſſen mußte. Von dem Herzoge von Lancaſter gewarnt, zog er ſich zuletzt in ſeine Pfarrei Lutterworth zurück, wo eines Tages, gerade als er predigen wollte, ein Schlagfluß ſeine Zunge lähmte. Er ſtarb am 1. Januar 1385.

Seine Lehren ſchienen in England unter Richard dem Zweiten zu triumphiren; man meinte, wenn zwei Perſonen ſich auf der Straße finden, müßte einer Wicleffit ſein. Richard's des Zweiten Entthronung 1399, ſetzte jedoch ihrem Fortſchreiten ein Ziel. Heinrich der Vierte ſtützte ſich vorzüglich auf den engliſchen Klerus und bald erfolgten die ſtrengſten Geſetze gegen die Lollarden, Männer und Frauen, welche als Prediger des wicleffiſchen Evangeliums herumzogen. Aller kirchlichen Bemühungen und der Verbote Heinrich's ungeachtet, hörte aber die Aufreizung des Volkes zur Plünderung der Kirche nicht auf, bis zuletzt alle Beſitzenden beſorgt wurden, es möchten dieſe kommuniſtiſchen Lehren zu einer allgemeinen Plünderung führen. Auf Andringen des Hauſes der Lords wurde deßhalb 1407 der Feuertod auf die Verbreitung derartiger Lehren geſetzt. Dieſes, ſowie die Kämpfe des neuen Zweiges der Dynaſtie Plantagenet, ſich auf dem

engliſchen Throne zu erhalten, drängten dann dieſe Bewegung wieder in den Hintergrund; als aber die Gefahr für England und Europa bereits beſeitigt zu ſein ſchien, kamen ſie auf einmal mit noch ſtärkerer Gewalt in einem Lande zum Vorſchein, wo die Erbärmlichkeit des Fürſten, die Verderbtheit des Klerus, der zügelloſe Geiſt des Adels, die Unwiſſenheit und der nationale Hochmuth des Volkes den günſtigſten Boden bereitet hatten — in Böhmen.

Doch war hier nicht Johannes Huß, wie man lange glaubte, der erſte Irrlehrer; ſchon vor demſelben und unter Karl IV. waren dem Volke Grundſätze gepredigt worden, die mit denen der Kirche im Widerſpruche ſtanden. Allein während dieſe doch mehr in allgemeinen Klagen gegen die Kirche beſtanden zu haben ſcheinen, wurden ſeit der Vermählung Anna's von Böhmen (1382) mit Richard dem Zweiten die Schriften Wicleff's, beſonders durch Hieronymus Faulfiſch und den nachher ſo berühmt gewordenen Johann von Huſſinetz (Huß) bekannt. Zugleich begann von Seiten der eigentlichen Böhmen, an deren Spitze Huß ſtand, ein Streit mit den Deutſchen, deren Einfluß die böhmiſche Partei zu brechen ſuchte. Auf Betrieb Huſſen's wurde der deutſchen Nation an der Univerſität zu Prag die ihr ſtiftungsgemäß zukommende Stimmenmehrheit entzogen und den Böhmen beigelegt. Auf dieſes wanderten faſt alle deutſche Profeſſoren und Studenten, mindeſtens 5000 an der Zahl, von Prag aus, gründeten die Univerſität Leipzig, und vergrößerten Ingolſtadt, Roſtock und Krakau; Huß aber, welcher ſich zum Vertreter des Tſchechenthums gemacht hatte, erlangte großen Einfluß und Anſehen in Prag, predigte mit dem größten Ungeſtüm gegen die Sittenloſigkeit des Klerus, wie gegen die Einrichtungen der Kirche, und wurde deßhalb vor den römiſchen Stuhl zitirt; dieß vermehrte aber nur ſeine Kühnheit wie ſeinen Anhang. Huß ſchilderte wirkliche oder vermeinte Mißbräuche mit ſolcher Uebertreibung, daß ihm einſt ein Zuhörer zurief: „Magiſter, ich bin zu Rom geweſen, und habe den Papſt und die Cardinäle geſehen, aber ſo arg, als ihr es macht, iſt es nicht.“ Huß erwiederte: „Wenn dir der Papſt ſo gut gefällt, ſo gehe wieder nach Rom und bleibe dort,“ worauf jener: „Ich bin ſchon zu alt, gehe du hin, der du jünger biſt, und du wirſt es nicht ſo arg finden, als du es uns vormachſt.“

Bald gab der Ablaß, den Papſt Johann XXIII. zum Behufe eines Kreuzzuges gegen König Ladislaus von Neapel verkünden ließ, dem Hieronymus und Huß Anlaß zu gemeinſamen Angriffen gegen die Kirchenlehre. In Folge derſelben wurden Kirchen und Klöſter

geplündert und ihrer Bilder beraubt und zugleich Grundsätze verbreitet, welche an Wildheit diejenigen Wieleff's übertrafen. Auch wurde jetzt schon die Lehre von den Sakramenten angegriffen; Kirchen und Kirchengeräthe als unnöthig, die Verehrung der Heiligen als nichtig dargestellt, das Fegfeuer geläugnet, die Gebete für die Verstorbenen verworfen. Ein neuer Funke fiel in den aufgehäuften Zündstoff, als Jakob von Misa (um 1413) den Gebrauch des Kelches im Abendmahle für die Laien begehrte. Bald wurde dieser, (die communio sub utraque, Communion unter beiderlei Gestalten) das allgemeine Verlangen. Huß aber, von der Konsequenz des Irrthums weiter geführt, verwarf zuerst den Papst, dann das ganze Priesterthum, endlich die gesammte Kirche; — es blieb, nachdem er alle Tradition geläugnet, nur ein Schritt noch übrig, auch alle und jede Offenbarung zu verwerfen. Ob Huß so weit kam, ist nicht erwiesen, gewiß aber, daß seine Schüler vor keinem Angriffe zurückbebten, durch den die Moral, wie der Glaube geschändet wurden.

Unter solchen Verhältnissen ward unter einem Zulaufe von achtzehntausend Geistlichen das Konzil von Konstanz eröffnet (1414). Was das Abendland von Talenten, Gelehrsamkeit, kirchlicher und weltlicher Würde Ausgezeichnetes besaß, vereinigte sich hier, um nach Nationen (Deutschen, Franzosen, Engländern, Italienern, später auch Spaniern) die Kirche an Haupt und Gliedern zu reformiren. Papst Johann XXIII., König Sigismund von Deutschland, der berühmte Peter d'Ailly und dessen Schüler, der Kanzler Gerson, die Legaten der zwei abwesenden Päpste, drei Patriarchen, zweiundzwanzig Kardinäle, über hundert Bischöfe und Erzbischöfe, an achtzehntausend Geistliche, die Abgeordneten der Universitäten, viele Fürsten, wohl an 150,000 Fremde, versammelten sich hier, so daß sich weder früher noch später eine erlauchtere und größere Versammlung von Geistlichen und Weltlichen, zu einem wichtigeren Zwecke vereinigte.

Die Kirche war damals von einem noch schlimmeren Uebel, als die Irrlehre des Huß, heimgesucht. Ein furchtbares Schisma verwirrte die Christenheit, denn von drei Päpsten behauptete jeder, der rechte zu sein. Hatten die Kardinäle anderer Nationen das Schisma herbeigeführt, so zeichneten sich jetzt die Deutschen dadurch aus, daß sie der Kirche den Frieden wieder zu geben suchten. Es war Johann XXIII. als rechtmäßiger Papst anerkannt worden; als er aber durch das Konzil zu dem Versprechen des Verzichtes bewogen wurde, suchte er sich der Ausführung desselben durch heimliche Flucht zu entziehen. Diese hatte aber für ihn nur Gefangenschaft und Absetzung, und für

seinen Beschützer, Herzog Friedrich von Oesterreich, den Verlust der Habsburgischen Stammgüter in der Schweiz zur Folge.

Allein dadurch hatte das Konzil sich selbst den Schein der Gesetzlichkeit geraubt. Fast tumultarisch ward der Grundsatz, das Konzil sei über dem Papste, festgesetzt und der, welcher es berufen, und den es selbst als Papst anerkannt hatte, nun abgesetzt worden. Zum Glücke für das Konzil berief Gregor XII., welcher am meisten Recht für sich hatte, durch einen eigenen Kardinallegaten das Konzil. Die Bischöfe selbst bekräftigten seine Berufung, obwohl diese faktisch die bisherigen Beschlüsse rechtlos machte, und nun erst dankte Gregor XII. freiwillig ab. Peter de Luna, Benedikt XIII., den der heilige Vinzenz Ferrer öffentlich für einen Meineidigen erklärte, wurde abgesetzt (1415), und somit die Kirche der drei Päpste entlediget. Nachdem hierauf Bestimmungen getroffen worden, eine Reformation in Bezug auf die Sitten der Geistlichen, einer Beschränkung der Uebergriffe der Curie und die Einberufung eines neuen Konzils durchzusetzen, wurde von sämmtlichen Kardinälen der Römer Otto Colonna zum Papste gewählt als Martin V. Dieser bestätigte von den früheren Beschlüssen nur die Decrete gegen die Wicleffische und Hussitische Irrlehre, erklärte aber, daß es Niemanden frei stehe, von einem Ausspruche des Papstes an ein allgemeines Konzil zu appelliren. Dann legte er seinen Reformationsentwurf vor und nun konnte die deutsche Nation den Triumph feiern, daß, weil ihre Anforderungen die billigsten waren, sich die Vorschläge des Papstes vorzüglich auf diese gründeten. Konkordate, mit Frankreich, Deutschland und England abgeschlossen, enthielten hierüber die näheren Bestimmungen. Der willkürlichen Verfügung des römischen Stuhles über Pfründen, Stiftungen, Güter und Einkünfte des Klerus wurde ein Ende gemacht, dessen Absolutismus beschränkt. Entsprach auch diese Reformation nicht ganz den Erwartungen der christlichen Völker, so war doch die Tilgung des Schisma's erreicht; die eigentliche Besserung der Zustände hing freilich von dem künftigen Benehmen des römischen Stuhles, wie der Glieder der Kirche ab, die es jetzt traf, sich selbst zu reformiren.

Unterdessen hatte König Wenzel unthätig der Ausbreitung der Unruhen in Böhmen zugesehen, die seinen Thron erschüttern mußten; das energische Einschreiten des Prager Magistrats gegen die Tumultuanten führte gerade zum Entgegengesetzten und so berief endlich die Kirchenversammlung von Konstanz auf Andringen König Sigismund's, Huß und später auch Hieronymus zur Verantwortung nach Konstanz. Huß erschien mit einem Geleitsbriefe des deutschen Königs, weil er

ſich mit Grund vor den beleidigten Deutſchen fürchten mochte. Dieſer Geleitsbrief verſprach nichts mehr und nichts weniger als Schutz und Sicherheit vor jedem ungerechten Angriffe auf der Hin- und Herreiſe.

Zu Konſtanz waren die gelehrteſten Männer aller Nationen beiſammen, Männer, die durch die Abſetzung der drei Päpſte ſelbſt hinlänglich bewieſen hatten, daß ſie Menſchenfurcht nicht kannten, und was von menſchlichen Gebrechen in die Kirche eingedrungen, zu entfernen bemüht waren. Huß gegenüber hatte ſich Sigismund verbindlich gemacht, dafür zu ſorgen, daß er nicht, ohne öffentlich gehört worden zu ſein, widerrechtlich von dem Konzil verurtheilt, und ihm bis dahin perſönliche Freiheit gelaſſen werde. Der erſte Punkt wurde vom Konzil bewilliget; die Erlangung des zweiten verhinderte Huß ſelbſt. Es war ihm als noch im Banne Befindlichen verboten, Meſſe zu leſen. Huß las aber dennoch in ſeiner Wohnung nicht nur Meſſe, ſondern predigte auch daſelbſt und verbreitete alſo die Irrlehre ſogar unter den Augen des Konzils. Alſo gab er ſelbſt rechtmäßigen Anlaß zu ſeiner Verhaftung. Doch war dieſe Haft ſo anſtändig, wie man ſie einem Prieſter zu geben gewohnt war. Er konnte in ſeinem Zimmer Freunde empfangen und Briefe ſchreiben. Dieß erzählen Hußens eigene Freunde. Erfunden iſt, was von einer Art Hundeloch gefabelt wird, worin er gefangen gehalten worden. Die Theile dieſer Spelunke, die noch in Konſtanz den Fremden gezeigt werden, ſind ſo wenig ächt, als andere Antiquitäten, die man im ſogenannten Konziliumsſaal zu Konſtanz den Fremden vorweiſt. Die Unterſuchung gegen Huß war weder eine übereilte noch eine leidenſchaftliche. Er wurde zu verſchiedenen Malen vom Konzil vernommen. Das Verfahren gegen ihn war das in der Kirche herkömmliche. Die Kirche fragt einfach, ob eine verdächtige Doctrin mit der katholiſchen Glaubenslehre übereinſtimme oder nicht, und fordert von dem Irrlehrer nur die Erklärung, ob er widerrufe oder nicht. Huß aber verlangte, wie die meiſten Irrlehrer, die Kirchenverſammlung ſolle ihn *widerlegen*, ja er wollte über jeden einzelnen Satz diſputirt haben. Die Synode hingegen forderte die Erklärung, ob er die von ihm aufgeſtellten irrigen Sätze verwerfe oder nicht. Dieſe Sätze waren aus den Schriften des Huß gezogen. Gegen mehrere derſelben proteſtirte er als unächt. Man ſtrich dieſelben und legte ihm nur die unbeanſtandeten (dreißig) vor. Unter dieſen waren ſolche, welche offenbar die geſammte bürgerliche und kirchliche Ordnung bedrohten. Im Mittelalter hatte man nur behauptet, daß ein excommunicirter Fürſt

in einem chriſtlichen Staate keinen Gehorſam fordern könne. Huß behauptete: Wer in einer Todſünde ſei, könne weder geiſtlicher, noch weltlicher Oberer ſein.[1]) Wohin mußte ferner der Satz führen, daß der Klerus kein Eigenthum beſitzen dürfe? Die Kirchenverſammlung verwarf denn auch die Lehre Hußen's als Irrlehre und übergab den nicht widerrufenden, im Irrthum beharrenden Huß nach Entſetzung von ſeiner prieſterlichen Würde dem weltlichen Gericht. Während der Verleſung des Urtheils rief Huß: „Wie könnt ihr meine Schriften verdammen, da ihr keine Irrthümer nachgewieſen, und zumal die böhmiſchen, die ihr gar nicht habt leſen können?“ Dieſe hingeworfene Aeußerung haben neuere Geſchichtſchreiber als Beweis der ungerechten Verurtheilung Hußen's angeführt; allein die Grundloſigkeit jener Bemerkung iſt leicht einzuſehen, denn nicht nur befanden ſich zu Konſtanz Mitglieder des Konzils aus Böhmen (z. B. der Biſchof von Leitomyſl, Palec, Michael de Cauſis und Andere), ſondern gewiß verſtanden auch Viele von den Deutſchen, welche in Prag ſtudirt hatten, das Böhmiſche, ferner waren die Hauptwerke Hußen's lateiniſch geſchrieben; endlich ſagt Huß ſelbſt in einem Briefe: „Er freue ſich, daß ſeine Feinde ſeine Bücher geleſen hätten.“

Nach Hußen's Uebergabe an das weltliche Gericht ward mit der Strafe nicht lange gezögert. Bekanntlich war das Strafrecht des Mittelalters härter und blutiger, als das unſrige, und ſelbſt die aufgeklärteſten Kaiſer, wie Friedrich II., ſprachen die Todesſtrafe gegen Ketzer aus. Insbeſondere aber verurtheilten der Sachſen- und Schwabenſpiegel notoriſche Ketzer, welche dem weltlichen Arm überliefert worden, zum Scheiterhaufen. Vergebens ward dem Huß noch einmal, ſchon als er an den Pfahl gebunden war, Verzeihung angeboten. Er beharrte auf ſeiner Lehre. Da ward der Holzſtoß angezündet, Huß aber betete und ſang, wie ſeine Freunde berichten, bis die Flamme ihn erſtickte, was ſehr bald geſchah, ſo daß ſein Todeskampf kurz war. Daß er, auf Luther hindeutend, prophetiſch gerufen habe: „Heute verbrennt ihr eine Gans (böhmiſch hus), aber aus der Aſche wird ein Schwan entſteigen, welchen ihr nicht verbrennen könnt“ — iſt eine den Zeitgenoſſen unbekannte, erſt ſpäter entſtandene Sage.

1) Nullus est dominus civilis, nullus est praelatus, nullus est episcopus, dum est in mortali peccato. Die auffallendſten ſeiner übrigen Sätze waren: Das Haupt der Kirche ſei Chriſtus allein; eines ſichtbaren bedürfe es nicht. Das Papſtthum verdanke nur kaiſerlicher Gunſt oder Gewalt ſeinen Urſprung. Der kirchliche Gehorſam ſei eine Erfindung der Prieſter.

Huß ſtarb wohl aus Ueberzeugung, denn ein Betrüger ſtirbt nicht wie Huß; aber eben ſo wahr bleibt es, daß ſeine Lehre alle kirchliche und ſtaatliche Ordnung umzuſtürzen drohte, und Kaiſer Sigismund Recht hatte, wenn er ſagte, es habe nie einen gefährlicheren Ketzer gegeben.

Ein Jahr nach Huß ſtarb gleichfalls den Tod in den Flammen ſein Freund Hieronymus von Prag (30. Mai 1416), gleichwie in England in demſelben Jahre der Ritter John Oldcaſtle und 1413 Lord Cobham, welche die Grundſätze Wicleff's in Ausführung zu bringen, den Klerus zu ſäculariſiren, das Königthum abzuſchaffen, eine Republik aufzubringen hofften. Der Anhang Oldcaſtle's zerſtreute ſich jedoch, als ſeine Prophezeiung, er würde am dritten Tage wieder auferſtehen, ſich nicht erfüllte; den beiden Böhmen aber wäre längeres Leben ſchon deßhalb zu wünſchen geweſen, um den Gräuel der Verwüſtung zu ſehen, welcher aus ihren Lehren hervorging. Die blutigſten Kriege, die ſchrecklichſten Ausſchweifungen, Deutſchland's Verheerung, Böhmens Zerrüttung, die Vernichtung der Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt, des Wohlſtandes und der Geſittung des Landes, waren die Folgen der von Beiden gepredigten Umwälzung.

22.

Die Jungfrau von Orleans.

Johanna d'Arc, geboren im Jahre 1409 (oder 1410) im Dorfe Domremy zwiſchen Vaucouleurs und Neufchateau in der Champagne, nahe der Gränze von Lothringen, war die Tochter unbeſcholtener Landleute, welche ſich nothdürftig von dem Ertrage nährten, welchen ihnen etwas Landbau und einiges Vieh gewährte. Sie wurde in Frömmigkeit und guter Sitte erzogen, ihren religiöſen Glauben verdankte ſie ihrer Mutter, welche ihr das Vaterunſer, den Glauben und das Ave Maria lehrte; als Kind half ſie ihrem Vater und ihren Brüdern bei der Feldarbeit, ſie trieb das Vieh ihres Vaters und, wenn die Reihe ſie traf, die Heerde des Dorfes auf die Weide, oder ſie ging ihrer Mutter bei der Beſorgung häuslicher Geſchäfte an die Hand und beſchäftigte ſich mit Spinnen. Als ſie heranwuchs, nahm ſie nicht mehr an den Arbeiten auf dem Felde Theil. Ihre Güte und Beſcheidenheit, ihre Arbeitſamkeit und Gottesfurcht und ihre Wohlthätigkeit und Bereitwilligkeit, Kranke zu pflegen, verſchafften ihr die Liebe aller Dorfbewohner. Ihre Frömmigkeit zog ihr bisweilen den Spott ihrer Altersgenoſſen zu, für deren Vergnügungen, ſowie für

Tanz und Geſang, ſie keinen Sinn hatte; oft beſuchte ſie die Kirche und beichtete, bisweilen fand man ſie auch allein in derſelben kniend und mit gefaltenen Händen vor dem Bilde des Erlöſers und der Jungfrau Maria, und jeden Sonnabend beſuchte ſie, gewöhnlich von ihrer Schweſter begleitet, zuweilen auch in zahlreicher Geſellſchaft, eine nahe Capelle der heiligen Jungfrau, zündete ihr Lichter zum Opfer an und richtete inbrünſtige Gebete an ſie. Das Unglück ihres Vaterlandes und die Parteiung, durch welche es geſpalten war, mußten ſie ſchon in den Kinderjahren beſchäftigen, denn die Bewohner ihres Dorfes hingen der armagnaciſchen Partei an, während die des nahen Dorfes Marey der burgundiſchen zugethan waren, und oft kam es ſogar zwiſchen den Knaben beider Dörfer wegen dieſer Verſchiedenheit zu blutigen Kämpfen. Eine Prophezeiung aus früherer Zeit, daß Frankreich durch eine Frau dem Elende werde überliefert und durch eine Jungfrau, und zwar von der lothringiſchen Gränze, gerettet werden, war ihr nicht unbekannt. In ihrem dreizehnten Lebensjahre, ſo erklärte ſie auf die beſtimmteſte und beharrlichſte Weiſe vor ihren Richtern bei dem Verdammungsprozeſſe, an einem Faſttage, während des Sommers, vernahm ſie in dem Garten ihres Vaters eine Stimme, welche ſie lehrte, wie ſie ſich betragen, und ihr ſagte, daß ſie die Kirche oft beſuchen ſolle; ſie erſchrack zuerſt, allein als ſie dieſelbe dreimal gehört, erkannte ſie die Stimme eines Engels und erblickte den Engel Michael, welcher das Ausſehen eines guten und würdigen Menſchen hatte, von andern Engeln begleitet war und ihr auch verkündigte, daß die heilige Katharina und die heilige Margaretha zu ihr kommen würden; ſie ſolle ihnen glauben und nach ihrem Rathe thun, denn der Herr habe ihnen befohlen, ſie zu leiten und ihr zu rathen in dem, was ſie zu thun haben würde. Dieſe Verkündigung wurde erfüllt und häufig wiederholten ſich die Erſcheinungen und die Stimmen. Dieſe ſagten ihr auch, daß der König, trotz ſeiner Feinde, wieder in ſein Reich eingeſetzt werden würde, und geboten ihr, nach Frankreich zu gehen und Orleans zu entſetzen. Niemanden ſprach ſie von dieſen Dingen, weil ſie beſorgte, die burgundiſch Geſinnten und mehr noch ihr Vater würden ſie zurückhalten. Endlich in der feſten Ueberzeugung, daß Gott ſie zu ſeinem Werkzeuge auserwählt habe, theilte ſie die von ihr vernommenen Stimmen einem Bruder ihrer Mutter, Durant Larart, mit, welcher in einem nahen Orte wohnte; ſie erklärte ihm zugleich, daß ſie zu dem Befehlshaber von Vaucouleurs, Robert von Baudricourt, gehen wolle, weil ſie ſich nach Frankreich zum Dauphin begeben müſſe, um ſeine Krönung zu be-

wirken. Laxart machte sich jetzt allein auf den Weg nach Vaucouleurs, und theilte Baudricourt Johanna's Wunsch und Verkündigungen mit, allein dieser rieth ihm nur, sie zu ihren Eltern zurückzubringen. Vergeblich begab sie sich selbst, von Laxart begleitet, zu ihm; erst als sie dessen ungeachtet zum zweiten Male kam, entschloß er sich, sie an den Hof zu senden. In Mannskleidern, um vor der Rohheit des Kriegsvolks gesichert zu sein, in Begleitung zweier Edelleute, ihres dritten Bruders Peter und zweier anderer Personen, verließ sie am 13. Februar 1429 Vaucouleurs, und wiewohl ihre Reise meist durch Gegenden führte, welche in der Gewalt der Engländer und Burgunder waren, kam sie ohne Unfall, am 24. Februar, nach Chinon, wo Karl damals sich aufhielt. Erst nach einigem Zögern und vorläufiger Befragung durch einige Prälaten, welchen sie erklärte, daß Gott ihr zwei Dinge auszuführen befohlen habe, nämlich Orleans von der Belagerung zu befreien und Karl'n nach Rheims zu führen, um ihn daselbst salben und krönen zu lassen, ließ der König sie vor sich. Sie erkannte ihn, obwohl er seine Stelle durch einen Andern hatte einnehmen lassen; die Zuversicht, mit welcher sie es im Namen des Herrn aussprach, daß er der wahre Erbe Frankreichs sei, und ihr ganzes Wesen mußten lebhaften Eindruck auf ihn machen. Er ließ indeß zuvörderst ihre Rechtgläubigkeit durch einige Geistliche zu Chinon und dann durch mehrere Professoren der Theologie zu Poitiers prüfen. Diese erfanden sie als eine wahrhaft katholische Christin, und ihre klugen und begeisterten Antworten, ihre Einfachheit und ihr tadelloser Lebenswandel bestimmten sie, dem Könige zu rathen, daß er ihre Dienste annehme und sie der Stadt Orleans zu Hülfe sende. Er entschloß sich dazu, versah sie mit einer vollständigen Rüstung, und gab ihr einige Begleiter zur Beschützung und Bedienung. Nach dem Geheiß ihrer Stimmen ließ sie sich eine Fahne von weißer Leinwand machen, auf welcher der Erlöser dargestellt war, auf dem Richterstuhle in den Wolken des Himmels sitzend, ihm zur Rechten und zur Linken knieten zwei anbetende Engel, von denen der eine in der Hand eine Lilie hielt, und auf der andern Seite standen die Worte: Jesus, Maria. Das Schwert, mit welchem sie sich waffnete, war hinter dem Altar der Kirche der heiligen Katharina zu Fierbois gefunden worden. Meist trug sie indeß nicht dieses, sondern ihre Fahne, nur in der äußersten Noth bediente sie sich desselben, und auch selbst wenn sie in den Kampf hineingerissen wurde, begnügte sie sich, die Feinde von sich abzuwehren; nie hat sie Jemanden getödtet.

Zu dem Rathe des Königs wurde beſchloſſen, daß ſie eine für Orleans beſtimmte Sendung von Lebensmitteln und Kriegsbedürfniſſen begleiten ſolle. Sie befahl die Entfernung aller unzüchtigen Frauen und ermahnte das Kriegsvolk zu beichten und auf Gott zu vertrauen. Singende Prieſter gingen voran; in einiger Entfernung von der Stadt kam der Baſtard von Orleans dem Zuge, welcher den Weg auf dem linken Loireufer eingeſchlagen hatte, entgegen; ohne daß die Engländer es zu verhindern wagten, wurden die Vorräthe eingeſchifft, und Johanna zog am Abend des 28. Aprils in die Stadt ein, deren Bewohner ſie mit Freude begrüßten. Eben ſo wenig verſuchten es die Engländer, das Kriegsvolk anzugreifen, welches am 4. Mai auf dem rechten Ufer nach Orleans geſchickt wurde. Noch an demſelben Tage griffen einige franzöſiſche Herren auf dieſem eines der feſteſten Bollwerke der Belagerer, ohne Wiſſen Johanna's, an; ſie wurden zurückgeſchlagen, allein der Anblick der Jungfrau ermuthigte ſie wieder; und nach dreiſtündigem hartnäckigen Kampfe wurde das Bollwerk eingenommen und zerſtört. Am 6. Mai gingen der Baſtard, La Hire und Johanna mit 4000 Mann nach dem jenſeitigen Ufer hinüber, um hier die Bollwerke der Engländer anzugreifen. Eines derſelben wurde von ihnen bei der Annäherung der Franzoſen geräumt und verbrannt, ein anderes wurde endlich, nachdem Johanna die ſchon zurückgeſchlagenen und fliehenden Franzoſen zur Erneuerung des Angriffs ermuthigt hatte, erſtürmt. Am folgenden Tage wurden die Brückenthürme und die vor denſelben befindliche Verſchanzung angegriffen; überall zeigte ſich Johanna; ſie gab nützlichen Rath, ſie ermahnte die Kämpfenden Stand zu halten, führte die Weichenden wieder vor und ſprach ihnen Muth und Gottvertrauen ein. Als dennoch die Angreifenden ermatteten, ſprang ſie ſelbſt in den Graben und legte eine Leiter an den Wall, um ihn zu erſteigen; zwar wurde ſie zwiſchen Hals und Schulter durch einen Pfeil verwundet, und mußte vom Kampfplatz fortgebracht werden, aber bald erſchien ſie wieder, und als der Baſtard ſchon den Rückzug befohlen hatte, verhinderte ſie denſelben, indem ſie einen glücklichen Ausgang verhieß, und ſelbſt die Franzoſen wieder zum Angriff führte. Zu gleicher Zeit wurden von Orleans aus die Brückenthürme angegriffen, und bald wurde dieſe Verſchanzung erſtürmt, da die engliſchen Feldherren ihr auf dem rechten Ufer ſtehendes Kriegsvolk nicht zur Unterſtützung der Angegriffenen zu bewegen vermochten. Das engliſche Heer war nicht allein durch einen großen Verluſt von Todten und Gefangenen geſchwächt, ſondern eben ſo ſehr durch die Furcht, welche

die wunderbare Erscheinung einer Jungfrau an der Spitze der Feinde erregte, und durch die Meinung, daß den übernatürlichen Kräften und Zauberkünsten derselben keine menschliche Macht und Einsicht gewachsen sei. Die englischen Feldherren beschlossen deßhalb, die Belagerung aufzuheben; sie brachen schon am folgenden Tage auf, indem sie in ihren Schanzen viele Gefangene und Kranke, viele Lebensmittel, Kriegsbedürfnisse und andere Habe zurückließen, und sie vertheilten ihr Heer in naheliegende Plätze. Johanna wurde mit großer Ehre am französischen Hofe empfangen; ihre feste Entschlossenheit und ihr unerschütterlicher Muth, ihre Einsicht in der Anordnung und Leitung des Kampfes, und die Bereitwilligkeit und Ausdauer, womit sie alle Gefahren und Beschwerden des Krieges theilte, hatten die Bewunderung auch der erfahrensten Anführer erregt; ihre Fürsorge für kranke und verwundete Kriegsleute hatte die Ergebenheit gegen sie noch vermehrt, und die Reinheit und Strenge ihrer Sitten einem Jeden Achtung eingeflößt. Sie blieb aber stets das bescheidene, fromme und demüthige Landmädchen, sie wies die Ehre zurück, welche man ihr erweisen wollte, und bekannte, daß man nur Gott danken müsse für das, was sie gethan habe. Sie foderte den König auf, daß er sogleich zur Krönung nach Rheims aufbreche, und Karl säumte nicht, den Muth und die Zuversicht, welche sie den Franzosen wiedergegeben hatte, zu benutzen, und zunächst den Engländern die von ihnen noch besetzten Plätze an der Loire zu entreißen. Seinem Aufgebot wurde bereitwilliger als früher Folge geleistet, und binnen kurzem war unter dem Befehl des Herzogs von Alençon in Orleans ein zahlreiches Heer versammelt, bei welchem sich auch Johanna und die ausgezeichnetsten französischen Kriegsanführer befanden. Während des Juni wurde Jargeau erstürmt und der Graf von Suffolk daselbst gefangen genommen, Beaugency und Mehun wurden von den Engländern geräumt, und diese auf dem Rückzuge nach Paris eingeholt und in einem Treffen geschlagen, in welchem ein anderer englischer Feldherr, Talbot, in die Hände der Sieger fiel. Jetzt entschloß sich Karl, der wiederholten Aufforderung der Jungfrau nachzugeben, welche es ihm mit der größten Zuversicht als den Willen Gottes verkündigte, daß er in Rheims gesalbt und gekrönt werde, und den Zug dahin anzutreten, obwohl derselbe durch ein Land führte, dessen Städte und Vesten von den Engländern und Burgundern besetzt waren.

Am Ende des Juni brach er mit einem Heere von 12,000 ausgewählten und muthigen Kriegern von Gien an der Loire auf. Die Bürger von Auxerre, einer burgundischen Stadt, öffneten zwar nicht

die Thore, lieferten aber Lebensmittel und wandten nur dadurch einen Angriff ab, daß ſie den Günſtling des Königs, La Tremouille, beſtachen. Die Einwohner von Troyes, geſchreckt durch die Vorkehrungen zur Belagerung und den Ruf der Thaten Johanna's und auch durch den Biſchof der Stadt beſtimmt, unterwarfen ſich am 9. Juli dem Könige, welcher ihnen völlige Verzeihung ſowie andere Vergünſtigungen, und der engliſch-burgundiſchen Beſatzung freien Abzug bewilligte. Chalons öffnete die Thore; und die feindliche Beſatzung zu Rheims verließ freiwillig die Stadt; ſo hielt Karl am 16. Juli ſeinen Einzug, und am folgenden Tage, einem Sonntage, empfing er von dem Herzoge von Alençon die Ritterwürde, und wurde darauf von dem Erzbiſchofe von Rheims geſalbt und gekrönt, indem Johanna, ihre Fahne in der Hand, in der Nähe ſtand. Darauf brach er nach Isle de France auf, um das Mißvergnügen über die engliſche Herrſchaft, welches auch hier laut zu werden begann, und welches ſeinen Marſch durch die Champagne begünſtigt hatte, zu benutzen. Laon, Soiſſons, Chateau-Thierry, Compiegne, Beauvais und andere Orte öffneten ihm die Thore. Der Herzog von Bedford ſammelte zu Paris ein Heer von ungefähr gleicher Stärke wie das franzöſiſche, allein er wagte, der Stimmung deſſelben mißtrauend, keine Schlacht, und wählte ſtets ſo feſte Stellungen, daß die Franzoſen trotz ihrer Kampfluſt keinen Angriff unternehmen konnten. Als er nach der Normandie aufbrach, weil die Bewegungen ſeiner Gegner dieſe zu bedrohen ſchienen, ſo wandte ſich Karl raſch gegen Paris, in der Hoffnung, daß ſeine Erſcheinung einen Aufſtand bewirken werde. Dieß wurde indeß durch die engliſch-burgundiſche Beſatzung verhindert, und ein Angriff war ohne Erfolg, da die mit Waſſer angefüllten Gräben nicht durch die hineingeworfenen Reisbündel ausgefüllt werden konnten, und die Stadt auch durch eine zahlreiche Artillerie vertheidigt wurde. Wenige Tage darauf trat das franzöſiſche Heer den Rückmarſch nach der Loire an, weil es an Geld zur längern Beſoldung fehlte, die Verödung des Landes den Unterhalt erſchwerte, und die Jahreszeit kriegeriſchen Unternehmungen nicht mehr günſtig war.

Johanna hatte ſchon nach der Krönung des Königs erklärt, daß ſie erfüllt habe, was Gott ihr befohlen, ſie begehrte die Waffen niederzulegen, zu ihren Eltern zurückzukehren und ihnen zu dienen; allein der König und ſeine Feldherren ſahen ein, daß man das bisherige Kriegsglück nur ihr, nur dem Muthe und der Zuverſicht, welche ſie den Franzoſen eingeflößt hatte, verdanke, und die Jungfrau ließ ſich bewegen, auch ferner die Gefahren des Krieges zu

theilen. Sie begleitete das Kriegsvolk, welches ſich im Mai 1430 in das von den Engländern und Burgundern belagerte Compiegne hineinwarf. Am 23. Mai unternahm die Beſatzung einen Ausfall, trieb Anfangs die Feinde zurück, aber die ſchnell ſich mehrende Zahl derſelben nöthigte ſie bald zum Rückzuge; Johanna ſelbſt war unter den letzten Kämpfenden. Der Befehlshaber der Stadt, welcher befürchtete, die Feinde möchten mit den Freunden in dieſelbe eindringen, ließ die Brücke abnehmen und das Thor ſchließen, und ſo blieb die Jungfrau draußen mit wenigen der Ihrigen. Da warfen ſich die Feinde auf ſie und riefen ihr zu: „Ergebt euch und ſchwöret Treue!“ Sie erwiederte: „Ich habe einem Andern Treue geſchworen und werde ihm meinen Schwur halten!“ So fiel ſie in die Hände der Burgunder, die ſie vier Monate lang zu Beaulieu in Vermandois gefangen hielten, und ſie dann für eine bedeutende Geldſumme den Engländern überließen. Als ſie erfuhr, daß ſie dieſen ausgeliefert werden ſollte, ſprang ſie von dem Thurme, in welchem ſie gefangen ſaß, hinunter, um zu entfliehen, verletzte ſich aber, wurde ergriffen und in die Burg von Rouen abgeführt. Der Herzog von Bedford beſchloß nun, ihr den Prozeß zu machen, um ſie aus der Welt zu ſchaffen, denn ſo lange ſie lebte, glaubten ſich die Engländer in Frankreich nicht ſicher, und beauftragte damit den ihm gänzlich ergebenen Biſchof von Beauvais, Peter Cauchon, weil ſie in deſſen Diöceſe gefangen worden war. Am 9. Januar 1431 begann dieſer Prozeß. Man klagte ſie der Zauberei an, ſchon unter jener alten Buche zu Domremy ſollte ſie mit den Mächten der Unterwelt in Verbindung getreten ſein, für deren Gaukelei man auch die Stimmen erklärte, die ſie von den oben genannten Heiligen oft gehört zu haben vorgab; ebenfalls ſpielte der Umſtand eine bedeutende Rolle, daß ſie ſich männlicher Kleider bedient hatte. Man ermüdete ſie durch drei- bis vierſtündige Verhöre, legte ihr, die weder leſen noch ſchreiben konnte, Fragen vor, die ein gewandter Theologe kaum beantwortet hätte, ohne ſich zu verwickeln, ließ ſie ohne allen rechtlichen Beiſtand; ja man entblödete ſich nicht, ſie durch rohe Menſchen in einem gewöhnlichen Kerker bewachen zu laſſen, während ſie in ein geiſtliches Gefängniß gehörte, da ſie vor einem geiſtlichen Gericht ſtand. Kurz, man quälte ſie ſo lange, bis ſie endlich eine Abſchwörungsformel unterſchrieb, von deren Inhalt ſie wahrſcheinlich nichts verſtand, dann verurtheilte man ſie zu ewigem Gefängniß. Allein dieß war den Engländern nicht genug. Als ſie daher die weibliche Kleidung, mit der man ſie bekleidet hatte, ablegte, um ſich ſchlafen zu legen, entwendete man ihr dieſelben, ſo daß ſie

am folgenden Tage genöthigt war, ihr früheres männliches Gewand wieder anzunehmen. Dieß wurde als Rückfall bezeichnet, und als ſie nun auch behauptete, was ſie während ihres Prozeſſes ausgeſagt habe, ſei wahr geweſen, wurde ſie als rückfällige und hartnäckig im Irrthum Beharrende auf dem alten Markt in Rouen auf einen Scheiterhaufen geführt und verbrannt. Sie gab unter Ausrufung des heiligen Namens Jeſu ihren Geiſt auf am 30. Mai 1431, neunzehn Jahre alt. Ihre Aſche wurde in die Seine geworfen. Karl VII., der ihr ſeine Krone verdankte, that nichts, um ſie ihrem unverdienten Schickſale zu entreißen. Später jedoch, nachdem ſchon der König unter dem 15. Februar 1451 eine vorgängige Unterſuchung angeordnet hatte, erlangte deren Mutter Iſabella (der Vater war vor Kummer geſtorben) und ihre beide Söhne Johann und Peter vom Papſt Calixtus III., daß er im Jahre 1455 ein Breve erließ, worin eine Reviſion jenes Prozeſſes angeordnet wurde. Nachdem man nun eine große Anzahl von Perſonen, die irgendwie mit der Jungfrau in Berührung gekommen, verhört hatte, und das ganze gegen ſie beobachtete Verfahren einer genauen Kritik unterworfen hatte, erklärte man ihre Verdammung für nichtig und verordnete, daß dieſes Urtheil in der Stadt Rouen, wo die Jungfrau verbrannt worden war, bekannt gemacht werden ſollte.

So ward die Ehre der Heldin, obwohl erſt nach ihrem Tode, glänzend gerettet. Auf der Stelle, wo ſie ſtarb, erhebt ſich ein Kreuz zu ihrem Andenken.

23.

Karl der Kühne von Burgund.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund, zu Dijon am 10. November 1433 geboren, war von mittlerer Größe, ſehr ſtarkem Bau, brauner Geſichtsfarbe, mit ſchwarzen Haaren und Augen, Habichtsnaſe, etwas länglichtem Geſicht, breiter Stirn und etwas hervorſtehendem Kinn, in allen Zügen voll kriegeriſchen Ernſt's. Er hatte viel von der Gemüthsart Johann des Furchtloſen, ſeines Großvaters, der Frankreich vorzüglich verwirrte. Sein unaufhörlich arbeitender Geiſt (wie er denn Morgens um 6 Uhr immer ſeine Geſchäfte anfing) hatte ſeine Luſt an jenen Wundern des Alterthums, dem glücklichen Sohn des macedoniſchen Philipp's, dem Cannenſiſchen Sieger, dem einzigen Cäſar, und entwarf mit größter Kühnheit weitausſehende Pläne, die er nicht ſowohl ſich deutlich dachte, als mit Feuer ergriff.

Beharrlich die Schwierigkeiten zu überwinden, verwickelte er ſich immer mehr. Nachdem er in früher Jugend gegen Jacque de Lalain, den herrlichſten Ritter im Waffenſpiel, und an der Seite ſeines Vaters geſtritten, alsdann den Frieden von Conflans erkämpft, Dinant vertilgt und den Stolz von Gent gebrochen, hielt er nichts für unmöglich, folgte nur ſich, gab ſeinen Willen zum Geſetz und hielt einen allezeit kriegeriſchen Stand. Mit ſeinem Muth war verbunden, daß er meiſt mit Offenheit handelte; ſeine Art war ſo, daß Niemand Hinterliſt von ihm argwohnte, doch hat aus Vergrößerungsabſichten auch er in Traktaten ſich dieſelbe erlaubt, und einen Mann aufgeopfert, welcher ſich auf ihn verlaſſen hatte. Einige ſind überwieſen worden, daß ſie auf ſeinen Antrieb den König Ludwig (XI.) und den Dauphin haben vergiften wollen. Voll der größten Projekte, für deren ſyſtematiſche Behandlung ſeine Faſſungskraft nicht groß genug war, wußte er bei Aufwallung ſeiner Leidenſchaften ſich öfters nicht zu helfen; dann warf er ſich in das Geſchäft, welches er hätte führen ſollen; dazu gab langes Glück ihm den Muth. In Friedenszeiten war er in Andachtsübungen Morgens und Abends ziemlich genau; doch ſein feuriger Geiſt war hierin ſich nicht gleich. Die Faſten (Uebungen der Enthaltſamkeit, eines Mannes wohl würdig) hielt er genau. Hingegen iſt getadelt worden, daß er Alles ſeiner Einſicht zuſchrieb, ohne zu erkennen, wie entſcheidend die von der erſten Urſache geführte Zuſammenordnung der Umſtände iſt. Almoſen betrachtete er wie König Ludwig XI. von Frankreich als durch die Kirche vorgeſchriebene Pflicht, worin den Regungen des Herzens zu folgen ſei: ſonſt war er in Freigebigkeiten ohne Zurückhaltung bedächtlich. Er ehrte ſich zu ſehr, um ſich mit Speiſen oder Wein zu überfüllen. So wenig er auf Tanz und weiblichen Umgang hielt, ſo gut wußte er, wo es ſein mußte, mitzuhalten; einem Fürſten, der die Gemüther gewinnen ſoll, darf Nichts fremd, und was er thut, nie ungeſchickt ſein. Daher, da er eine muſikaliſche Stimme nicht geben konnte, bedeckte er den Mangel durch Theorie der Kunſt, und ſeine Hofmuſik blieb eine der erſten. Uebrigens war ſeine Luſt an Wildſchweinsjagd, Reigerbeize und mannigfacher Waffenübung, worin er wie in allem unermüdet war. Auch übertraf er die Meiſten ſeiner Zeit im Schachſpiel, das er nach dem Geiſt ſeiner Erfindung mehr wie Verſtandesübung als wie Spiel anſah.

An den Alten liebte er Alles außerordentlich, und verſtand nicht nur nebſt fünf andern auch die lateiniſche Sprache wohl, ſondern von ſeiner Jugendlectüre, den Rittergeſchichten unverdorben, ließ er

täglich zwei Stunden die Historien von Rom sich vorlesen. Alexander's erhabenes Bild hatte er unaufhörlich vor Augen. Denn es war sein hoher Plan, wie dieser an den Persern die Griechen und ihre Götter gerochen, so, wenn einst (was nicht allzu schwer schien) er eine Herrschaft von der Nordsee an das Mittelmeer verbreitet, an der Spitze der abendländischen Christenheit mit aller Macht von Burgund eine größere Unternehmung, die Befreiung des östlichen Europa von den Türken, auszuführen.

Er hielt prächtigen Hof, strenges Recht, vortreffliche Miliz und Ordnung der Finanzen. Meist sah man den Herrn glänzend mit großem Gefolge von Fürsten, Grafen, Herren und Rittern, so daß an Zahl, Herrlichkeit und Ordnung des Hofs kein Fürst ihm gleich kam. Bei Feierlichkeiten trug er ein Kleid, welches an Gold und Edelsteinen über hunderttausend Goldgulden geschätzt wurde. Die Säle und Kapellen wurden mit den ausgesuchtesten Tapeten und nie gesehenem Ueberflusse silberner und goldener Geschirre geziert. Auf achthundert Gulden war der tägliche Aufwand der Tafel berechnet, wovon er selbst nicht viel genoß; aber er hielt für fürstlich, Vergnügen und Ueberfluß um sich zu verbreiten. Nach dem Essen und nach den Geschäften ließ er sich durch die Kammerjunker mit Singen und Lesen u. dgl. belustigen, wie er auch im Felde manchmal den gespannten Geist durch die Einfälle des Jünglings, der die Standarte trug, sich erheitern ließ. Wenn er, umgeben von allen Großen, Montags und Freitags auf dem Stuhl der Gerechtigkeit saß, empfing er die Bitten und Beschwerden seiner Diener und Unterthanen auf das freundlichste; er gab auch Jedem Zutritt und (was man bei Fürsten sucht) schnelle Hülfe oft in dem Maaße, daß der Kanzler während der Audienz zu rescribiren hatte; daher, wenn man ausnimmt, was wegen besonderer Verhältnisse in Oberelsaß unbestraft blieb, so lang und weit Karl geherrscht, alle Familienfehden und Eigengewalt Vornehmer über gemeine Leute aufgehört haben und an den Beamten mißbrauchte Macht ohne Gnade gerochen worden. Lang gedachte das Land an der Mosel bei dem Nußbaum zu S. Maximin, wie er den geringsten Diebstahl unerbittlich schnell bestraft

Ueberzeugt von dem Nutzen seiner von Natur und Alters her tapfern belgischen und burgundischen Miliz durch einen in Handgriffen und Wendungen geübten Kriegsfuß Haltung und Muster zu geben, selbst aber gegen fremde List und innern Aufstand gefaßt zu sein, errichtete er eine Ordonnanz. Acht, nachmals zwölfhundert reisige Kriegsmannen (hommes d'armes), von ihrer vornehmsten Waffe

auch Lanzen genannt, jeder mit einem Schildknappen und Waffenträger, viertausend Schützen, deren drei Viertheile zu Pferd, zweitausend Pikeniers, bei den Büchsen sechshundert und eben so viele bei den Feldschlangen, war der erste Fuß und Kern, dem nach den Umständen größere oder geringere Abtheilungen der Landmiliz oder englischer und italienischer Hülfsvölker angeschlossen wurden. Befehligt wurden sie von den Großen des Landes; häufig schimmerte auf der Hauptleute Brust das goldene Vließ, welcher Orden, wie nicht viele andere aus so alter Zeit, den Glanz noch erhält. Es trugen die Kriegsmannen ihren vollen Küraß, die gewaltige Lanze, das breite, kurze Schwert, einen Streitkolben, den schönprangenden Helm und andere, nur Ungewöhnten schwere, übrigens probhaltige Bedeckungswaffen. Zuerst war das Corps in Rotten getheilt, jede in Decurien. Hierauf kam eine jede aus hundert Lanzen bestehende Compagnie, der die Pikeniers und Schützen zugeordnet waren, unter einem Hauptmann, die Untertheilung in vier Schwadronen, deren jede vier Kammern hatte. Der Artilleriepark war zu dreihundert Stücken berechnet; es folgten zweitausend Wagen mit Pulver, Armbrusten, Bogen, Pfeilen und Piken; tausend große, ebenso viele gemeine Zelte. Vieles bei Belagerungen wurde nach alter Art an Ort und Stelle gebaut. Die mauerfest stehenden Pikeniers wußten mit gesenkter Pike schnell niederzufallen, um die von ihnen bedeckten Schützen wie über eine Mauer schießen zu lassen. Auf beiden oder von allen Seiten Fronte zu machen, das Viereck, den Keil, die Rundung, hatte man von den Alten. Für die Abhärtung, für die Bereithaltung auf jeden Augenblick war gesorgt, und im Ganzen nebst verständiger Mischung der Waffen, löblicher Zweck, den Schaaren Selbstgefühl und Gemeingeist zu geben; Vergehungen wurden mit empfindlichem Verlust, nicht leicht auf entehrende Weise gestraft. Vollkommene Unparteilichkeit war vorgeschrieben, auf daß das Gefühl der Kameradschaft gleich feurig für den Fürsten, der sie sein Haus nannte, gegen alle seine (ihre eigene Feinde) zu höchster Anstrengung entflammte. Das Fluchen war verboten: der Soldat muß den Gott ehren, bei dem er schwur. Ebenso das Würfelspiel; denn es macht habsüchtig, bringt Zorn, macht immer Einen mißmuthig. Sonst gestattete er, wenn kein Feind nahe war, wie Cäsar, viel. Er liebte seine Leute; waren sie krank oder verwundet, so sorgte er für sie wie ein Vater. Mit so viel größerem Recht war er gegen Treulosigkeit streng, und forderte im Krieg um so ernsthafter von Jedem die Pflicht, da täglich er der Erste auf war, die wichtigern Posten selbst

in Augenschein nahm, der Letzte und unausgekleidet sich dem Schlaf überließ. Da die Ordonnanz eine halbe Million Thaler und jeder Feldzug zwei Millionen Franken Aufwand erforderte, und seine Länder nicht aus Ohnmacht, aber weil sie es nicht gewohnt waren, murrten, bemühte er sich, die neue Last nützlich und möglichst leicht zu machen. (So hart er jeden Aufruhr niederschlug, so nachgebend hörte er Vorstellungen.) Also hielt er in seinem ganzen Land Ordnung, Gerechtigkeit und Ruhe von innen und, wenn er nicht selbst sie sich zuzog, auswärtigen Feinden. Was der Kriegsmann im Quartier zu fordern habe, die Nahrungspreise, die unausbleibliche Schuldenzahlung, Alles hatte so genau seine Bestimmung, daß, wenn Gardeoffiziers Unordnung übten oder zuließen, sie als die Schänder ihrer eigenen Ehre und Mörder der fürstlichen, als unwürdig unter Ehrenleuten zu erscheinen und über tapfere Männer zu kommandiren, kassirt wurden. Selbstaufopferung für Pflicht und Ruhm und für Festhaltung öffentlicher Ordnung, das ist militärische Ehre.

Karl war einer der reichsten und mächtigsten Fürsten seiner Zeit. Denn außer seinem Herzogthume besaß er noch die Freigrafschaft Burgund (Franche Comté) und den größten Theil der heutigen Niederlande. Allein die großen und reichen Besitzungen genügten noch nicht dem stolzen und hochfahrenden Sinne des Herzogs, der nach dem Besitze aller Länder von dem Ausflusse des Rheines bis zu seinen Quellen strebte. Im Besitze einer königlichen Macht, wollte er auch den königlichen Titel und wandte sich an Kaiser Friedrich, daß dieser, als erster weltlicher Fürst, ihm diese Würde ertheilte. Friedrich fand sich durch diesen Antrag nicht wenig geschmeichelt. Auch hoffte er bei dieser Gelegenheit eine Verbindung zwischen seinem Sohne Maximilian und Maria, des Herzogs einzigen Tochter, zu Stande zu bringen, und so die Hausmacht Oesterreichs durch die reichen burgundischen Erbstaaten um ein Bedeutendes zu vermehren. Er begab sich deßhalb selbst mit seinem Sohne nach Trier und beschied auch den Herzog dahin. Karl erschien mit Pracht, welche die kaiserliche weit übertraf. Sein Kriegsmantel blitzte von Perlen und kostbaren Steinen, und wurde allein auf 100,000 Thaler geschätzt. Sein Gefolge bestand aus verschiedenen Fürsten, Grafen und Herren, und einer auserlesenen prachtvollen Mannschaft von 8000 Reitern und 6000 Fußgängern. Er hielt sich der königlichen Würde so gewiß, daß er bereits die Kleinodien zu seiner Krönung mit sich gebracht, selbst schon die Krönungsfeierlichkeit im Dome zu Trier veranstaltet hatte. Friedrich aber verlangte bei der Krönung die Verlobung

und Vermählung seines Sohnes, und da Karl zauderte, wurde er in seinem Mißtrauen bestärkt, welches Karl's größter Feind, der eifersüchtige König von Frankreich, Ludwig XI., ihm eingeflößt hatte, als strebe der ehrsüchtige Herzog selbst nach der Kaiserkrone. Sogleich brach er die Unterhandlungen mit dem Herzoge ab, dessen Stolz und unmäßige Pracht ihn auch wohl beleidigt haben mochte, und reis'te, ohne einmal von ihm Abschied zu nehmen, plötzlich von Trier nach Köln. Tief gekränkt verließ auch Karl die Stadt, mit dem Vorsatze, seine Tochter nicht dem Sohne des Kaisers zu geben, so lieb er auch den blühenden Jüngling gewonnen hatte, der in allen ritterlichen Uebungen ein Meister war. Nach der Rückkehr entwarf er seiner Tochter das schönste Bild von dem Kaisersſohne, so daß sie eine stille Neigung zu ihm hegte und sich ihm nachher in einem Briefe verlobte.

Der ehrsüchtige Herzog, dem thatenlose Ruhe unerträglich war, griff bald darauf, im Jahre 1476, seinen Gränznachbar, den Herzog Renatus von Lothringen und die mit demselben verbündeten Schweizer an, um ihr Land zu dem seinigen zu schlagen. Er eroberte die Hauptstadt Nancy und verjagte den Herzog. Dann drang er mit großer Heeresmacht weiter, um die Schweizer in ihrem eigenen Land aufzusuchen. Diese schickten eiligst Gesandte an ihn und baten um Frieden. Sie stellten ihm vor, ihr Land sei nur arm; Alles, was er bei ihnen gewinnen könne, sei nicht so viel werth, als die Sporen seiner Ritter. Allein diese demüthige Vorstellung beugte des Stolzen Sinn nicht. Mit 60,000 Mann drang er in das Gebirgsland, und als er vor Granson erschien, widerstand die schwache Besatzung seinem Grimm unerschrocken und zitterte nicht, obwohl die Burg Tag und Nacht von ihm beschossen ward. Unwillig, daß er vor dieser elenden Veste zehn Tage lang fruchtlos gelegen, befahl er allgemeinen Sturm, drohte, wenn die Schweizer darin widerständen, wolle er sie nach Einnahme des Schlosses alle hängen lassen. Da entsank Vielen der Muth und dem feigen Hauptmanne Hans Wyler zuerst. Nun kam zu ihnen ein burgundischer Edelmann aus dem feindlichen Lager, der redete deutsch, belobte ihren Heldenmuth, sagte, der Herzog ehre denselben, und verhieß ihnen im Namen des Fürsten freien Abzug, wenn sie von ihrer unnützen Tollheit abständen. Sie ließen sich auch bereden, und nachdem sie dem Burgunder als ihrem Vermittler dankbar hundert Gulden Geschenk gegeben, zogen sie getrost aus der Burg. Der Herzog aber ließ sie ergreifen und ganz entkleidet an den Bäumen aufhängen, mehrere Hundert Andere aber grausam an Seilen im Wasser herumzerren, bis sie ertranken.

Da eilten die Eidgenossen, zwanzigtausend an der Zahl, gegen Granson, ohne Zagen vor des Herzogs dreimal so großer Stärke. In der Frühe des dritten März (1476) zeigten sich schon die Luzerner, Schwyzer und Berner Oberländer als Vortrab in den Rebbergen zwischen dem Ufer des Neuenburger See's und den Bergen des Jura. Nach vollendetem Gebet geschah ihr Angriff. Festen Schrittes zogen Freiburg und Bern, angeführt vom kriegserfahrenen Hans von Hallwyl und dem Berner Schultheißen Niklaus von Scharnachthal. Schon war von diesem Vortrab auf dem Blutfelde der schwere Kampf Stunden lang gestritten, da erst zeigte sich im Glanze der Nachmittagssonne die Hauptmacht der nachrückenden Eidgenossen auf den Höhen. Es tönte herab der Schall des Unterwaldner Landhorns, das dumpfe Schlachtgebrüll des Stiers von Uri. Heran wehten die Banner von Zürich und Schaffhausen. „Was ist das für ein Volk?" schrie der Herzog. „Das sind nun die Männer, vor denen schon Oesterreich floh!" antwortete der Herr von Stein. „Weh!" rief der Herzog: „Es haben uns schon die Wenigen den ganzen Tag ermüdet; was soll jetzt bei ihrer Menge aus uns werden?" Und Schrecken überfiel sein Kriegsvolk, als der blutige Tanz von Neuem begann. Umsonst stemmte sich der Fürst seinen fliehenden Leuten entgegen. Er hielt sie nicht, sie rissen ihn mit sich fort. Bis in die dunkle Nacht folgte ihnen der Eidgenossen Wuth nach. Als die Männer von Bern und Freiburg aber vor Granson die Erhängten an den Bäumen sahen, stürmten sie ergrimmt hinauf in's Schloß. Zitternd ergaben sich drinnen die burgundischen Krieger. Doch schier alle wurden ohne Barmherzigkeit an die Stelle der abgenommenen Freundesleichname aufgehängt.

Tausend Menschen hatte der kühne Karl verloren, und sein ganzes Heerlager dazu, voll Pracht und Kostbarkeit, über eine Million Gulden an Werth. Sein herzoglicher Schmuck selbst, bedeckt mit Diamanten, Rubinen und andern Edelsteinen und Perlen fiel in der Eidgenossen Hand.

Karl inzwischen kehrte unerwartet bald mit erneuter Macht über Lausanne zurück in's Schweizerland. Bei Lausanne musterte er sein gewaltiges Heer schon im April, dann zog er den Ufern des Neuenburger See's zu, und von da gegen Murten. Hier leistete Hadrian von Bubenberg mit sechshundert Tapfern und den Männern der Stadt bessern Widerstand, als einst Granson. Während der Herzog hier verzögert ward, brachten die Eidgenossen und deren Freunde ihre Schlachthaufen zusammen. Schon war Murten in großer Gefahr,

ſchon ringsum Mauer und Thurm durchlöchert. Der Wall wankte, doch nicht der Muth Hadrians von Bubenberg und ſeiner Schweizer. Er hielt, bis die Eidgenoſſen von allen Seiten ankamen, wie auch ihre Bundesverwandten aus Biel, den Städten des Elſaſſes, von Baſel, St. Gallen und Schaffhauſen. Die rückten vor. Ihnen nach auf böſem Wege, bei böſem Wetter, in großer Eile Züricher, Thurgauer, Aargauer, Sarganſer. Hans Waldmann, der Kriegshauptmann der Züricher, ließ Abends vor der Schlacht die müden Leute in der Stadt Bern nur wenige Stunden ruhen, dann Nachts um zehn Uhr wieder zum Aufbruch blaſen. Die ganze Stadt ward hell erleuchtet; vor allen Häuſern ſtanden Tiſche mit Speiſen für die Krieger. In finſterer Nacht, bei Sturm und Regen zog Alles zum Heer gen Murten.

Der Morgen des Schlachttages graute, der Himmel war bewölkt. Der Regen fiel in Strömen. Da entfalteten ſich der Burgunder ungeheure Schlachtreihen vor den Augen der Eidgenoſſen. Die Eidgenoſſen aber waren kaum dreiundvierzigtauſend Mann ſtark. Hans von Hallwyl, ehe er das Zeichen des Angriffs gab, fiel mit ſeinem Heere betend auf die Kniee. Und wie ſie beteten, brach die Sonne fröhlich aus den Gewölken hervor. Alsbald ſchwenkte Hans von Hallwyl ſein Schwert und rief: „Auf, auf, Eidgenoſſen, ſehet, Gott will zum Siege leuchten!“ So rief er. Es war der 22. Brachmonat. Nun donnerte das Geſchütz; nun Stoß und Schlacht vom See bis auf die Höhen. Links focht Hallwyl; rechts, dem See zu, der Kern der Schweizermacht unter Hans Waldmann; unter den Bäumen am Ufer Bubenberg. Hallwyl hatte ſchweren Streit; doch er beſtand ihn ſo lange, bis Kaspar von Hertenſtein, der greiſe Kriegshauptmann von Luzern, hinter den Feinden auf den Anhöhen erſchien. Dahin hatte ihn Hallwyl auf Umwegen geſandt. Nun würgte der Tod den Burgundern vorn und im Rücken. Tauſende fochten, Tauſende fielen, Tauſende flohen. Der Herzog ſah Alles verloren, und ſprengte davon auf ſchnellem Roſſe, ſtumm und bleich, kaum von dreißig Reitern begleitet, zum Genfer See. Fünfzehntauſend der Seinen lagen erſchlagen vom Murtner See bis Wiflisburg; Viele gingen in dem Waſſer und in den Sümpfen des Ufers unter, die ſich da retten wollten. Die Uebrigen wurden verſprengt, alle feindliche Gezelte, Koſtbarkeiten und Vorräthe erbeutet. Die Leichname warf man nachher in Gruben ungelöſchten Kalks und bedeckte ſie mit Erde. Einige Jahre darauf wurde von den Murtnern ein Beinhaus errichtet, mit den Knochen und Schädeln der Burgunder gefüllt, dem Fremdlinge

ein Warnungsmal, die Eidgenossen zu fürchten, wenn sie einträchtig stehen.

Das wiederholte Unglück der Burgunder feuerte auch den Herzog von Lothringen zur Wiedereroberung seines Landes an. Gegen ihn wandte sich Karl mit dem Reste seines Heeres, um ihm die Stadt Nancy, die er schon einmal eingenommen hatte, zu entreißen. Jetzt aber mußte er sogar sehen, daß einer seiner vertrautesten Feldherren, der italische Graf Campobassa, mit dem besten Theile der Reiterei treulos zu dem Feinde überging. Dennoch nahm Karl gegen den ungleich stärkeren Feind den Kampf an. Als er sich auf sein Schlachtroß schwang, fiel plötzlich der goldene Löwe, der Schmuck seines Helmes, vor ihm zur Erde. „Das ist ein Zeichen von Gott," rief Karl betroffen, und sprengte nicht ohne düstere Ahnung vorwärts. Seine Ahnung traf ein, er wurde gänzlich geschlagen. Drei Büchsenschüsse von der Stadt Nancy ist unter einer kleinen Höhe ein fruchtbarer, damals sumpfiger Grund, den ein Bach durchschnitt. Als Karl auf seiner Flucht über den Graben setzen wollte, fehlte dem Pferde und ihm die Kraft. Er stürzte, das Eis brach, er kämpfte empor. Hierüber fand ihn der Feind, ohne ihn zu erkennen, verwundete ihn, schlug das Pferd, welches ihn fallen ließ, und floh. Viel burgundischer Adel fand hier den Tod. Niemand war bei ihm in der letzten Noth. Er rief einen tauben Ritter, der ihn verwundet, um Rettung: „Rette den Herzog von Burgund!" welches dieser übel verstanden: „Es lebe der Herzog von Burgund!" Er hieb ihm mit der Hellebarde durch den Kopf. Fallen sah ihn der Edelknaben einer. Als die Schlacht sich entfernt, wurde Karl von Unbekannten unerkannt ausgezogen. Als an den Thoren von Metz René von dem Feinde abließ, fragte er nach ihm. Den ganzen folgenden Tag wurde vergebens nach ihm gesucht, bis Campobassa durch jenen Edelknaben die Gegend erfuhr. Eben suchte ein Weib, Karl's Wäscherin, wo einer der Leichname etwa den Ring noch anhabe. Sie wandte auch seinen Körper; „Gott! der Fürst!" rief sie mit großem Geschrei. Großentheils eingefroren, mit geronnenem Blute überdeckt, im Gesicht angeschwollen, war er Wenigen kenntlich, bis nachdem er mit Wein und warmem Wasser gewaschen worden, die gefangenen edlen Burgunder und seine Kammerdiener gebracht wurden. „Er ist's!" riefen sie, und weinten laut. Auch Feinde ergriff Rührung mit Grauen.

Die Burgunderkriege hatten für die Schweiz üble Folgen. Niemand freute sich über Karl's Tod mehr, als Ludwig XI. von Frankreich; er schickte den Eidgenossen 24,000 Gulden nebst höflichem

Dank. Durch Geschenke und Pensionen ließ man sich an Frankreichs Interesse fesseln, Ludwig warb die erste Schweizer-Garde, und es kam von jetzt an die Sitte auf, bei fremden Fürsten als Miethstruppen zu dienen. Feilheit und Sittenverderbniß waren die unseligen Früchte jener Siege. Dem Gelde, welches von Frankreich kam, wurde Alles geopfert. Der Bauer verließ seinen Pflug, der Handwerker seine Werkstätte, um im Ausland Geld und Beute zu erfechten. Die Eidgenossen traten sogar in ein Bündniß mit Frankreich.

Im Innern der Schweiz entstanden heftige Parteiungen, erzeugt durch die Eifersucht der Länder gegen die Städte. Weil diese auf einen größern Antheil an der burgundischen Beute Anspruch machten, widersetzten sich die Länder gegen die Aufnahme der Städte Freiburg und Solothurn in den Bund; denn sie fürchteten das Uebergewicht der Städte. Darüber entstand großer Streit, der indeß auf der Tagsatzung zu Stanz durch das Ansehen des Nikolaus von der Flüe beigelegt wurde.

24.

Die Eroberung Constantinopels durch Mahomed II.

Ein berühmter Schriftsteller hat gesagt, die Türken sind heutzutage noch eben das, was sie 1453 waren — ein auf europäischem Boden errichtetes Tatarenlager. Dieses Lager, welches seit vier Jahrhunderten nicht aufgehoben worden ist, wurde von Mahomed II. mit seinen dreimalhunderttausend Mann, seinen Belagerungsmaschinen und seiner Artillerie — denn er hatte die seit kurzem in dem abendländischen Heere eingeführte Anwendung des Schießpulvers auch in dem seinen angenommen — am 6. April 1453 vor den Mauern von Constantinopel aufgeschlagen.

Zu Anfang der Belagerung griff Mahomed II. die Stadt von der Landseite an. Seine Truppen waren über einen Raum von ungefähr zwei Stunden Länge ausgebreitet. Sämmtliche Geschichtschreiber haben von der ungeheuern Belagerungskanone Mahomed's II., der größten, welcher die Geschichte erwähnt, gesprochen. Sie war in Adrianopel von einem ungarischen Stückgießer Namens Orban gegossen, und von dieser Stadt auf dreißig miteinander verbundenen und von fünfzig Joch Ochsen gezogenen Wagen mühsam nach Constantinopel gebracht worden. Dieser ungeheure Feuerschlund, welcher eine sechshundert Pfund schwere Kugel mehrere Stunden (?) weit warf, richtete mehr Lärm als Schaden an; er sprang während der Belagerung und zerschmetterte seinen Verfertiger. Mahomed beschoß

die Stadt mit vierzehn Batterien von geringerem Kaliber als die Kanone Orban's. „Das von dieſen Werkzeugen mit den ehernen Leibern ausgeſpieene Feuer," ſagt Kadſcha Effendi in ſeiner orientaliſchen Redeweiſe, „verbreitete unter den Giauren Verwirrung und Schmerz; der Dampf, welcher aus ihnen hervordrang, machte den Tag zur finſtern Nacht, und das Antlitz der Welt wurde dunkel, wie das ſchwarze Schickſal der Ungläubigen. Zu gleicher Zeit kündigten die dem Bogen als Todesboten entfliegenden Pfeile den Feinden das Urtheil des Geſchicks an, und die Balliſten ſendeten den Hütern der Thürme und Mauern die Gebote des Koran zu." Die Belagerten begegneten den wiederholten Angriffen der Türken mit einem Hagel von Pfeilen und Wurfſpießen, und ihre Musketen, von denen jede zehn Kugeln von der Größe einer Wallnuß entſendete, trugen den Tod unter die osmaniſchen Schaaren. Wenn die Türken ihre Sturmleitern am Fuße der Wälle aufrichteten, goſſen die Griechen eine Fluth von griechiſchem Feuer und von ſiedendem Oel über ihre Köpfe aus, und mit Donnergekrach von den Mauern herabrollende, ungeheure Steine zermalmten die Angreifenden, welche ſich mit Hinterlaſſung von Hunderten Todter und Verwundeter in die Gräben zurückziehen mußten. Die Griechen beſaßen grobes Geſchütz, bedienten ſich aber deſſelben mit geringerem Erfolg, als die Moslemin. Der unerſchrockene und wachſame Kaiſer Conſtantin Paläologus feuerte ſeine Soldaten durch Wort und Beiſpiel an, er war überall zu finden, wo ſich Gefahr zeigte. Der Kaiſer genoß keine Ruhe mehr: nachdem er den Tag im Kampfe zugebracht, verwendete er die Nächte zum Ertheilen ſeiner Befehle und zur Beaufſichtigung der Ausbeſſerungen, welche an den Mauern vorgenommen wurden. Er ließ die Gräben, welche die Türken durch Hineinwerfen von Steinen, Baumſtämmen, Fäſſern mit Erde, und ſelbſt mit ihren Wagen auszufüllen geſucht hatten, wieder räumen, und der Sultan ſah allmorgenlich mit halber Verzweiflung, wie die Wälle wieder hergeſtellt und die Belagerungsarbeiten durch den Muth und die Klugheit der Chriſten vereitelt waren. „Bei allen Propheten!" rief er eines Tages; „ich hätte nie geglaubt, daß die Griechen im Stande ſeien, in einer einzigen Nacht ſo große Dinge zu thun." Indeſſen verminderten die ſteten Kämpfe das kleine Häuflein von Griechen und Genueſen (8000), welches die Stadt vertheidigte, mit jedem Tage; aber die Ueberlebenden verloren nichts von ihrer Energie und ſchworen, ihr Blut bis auf den letzten Tropfen für die heilige Sache, welche ihren Arm bewaffnet hatte, zu verſpritzen.

Nachdem die Belagerung bereits einen Monat gedauert, ohne daß die Türken einen Zoll breit Terrain gewonnen hatten, sah man aus der Ferne fünf Kriegsschiffe herannahen, von denen eins dem Kaiser Constantin Paläologus und die übrigen den Genuesen gehörten. Sie kamen als Befreier und wurden von den Constantinopolitanern mit Jubelruf begrüßt. Mit einem geschickten kühnen Manöver begannen die fünf Schiffe zu gleicher Zeit ihre Geschütze auf dreihundert türkische Fahrzeuge spielen zu lassen, welche in Form eines Halbmondes vor dem Hafen von Byzanz, dessen Eingang ihnen durch zwei eiserne Ketten versperrt war, aufgestellt waren. In diesem Kampfe kamen 12,000 Osmanen um, und diejenigen ihrer Schiffe, welche den Kugeln der Franken entrannen, segelten auf die Höhe des Bosporus hinaus. Die befreundete Flotte fuhr unter dem Beifallsgeschrei der Belagerten in das goldene Horn ein. „Die Christen," sagt Kadscha Effendi in dem Bericht über diesen Sieg der Franken, „die Christen zeigten gleich Schildkröten, welche aus ihrer Schale hervorkommen, ihre Köpfe über die Mauern und spieen Drohungen über die Gläubigen aus." Diese waren so entmuthigt, daß man vom Frieden sprach; aber die Scheiks und Ulemas brachten den Sultan zu dem Entschlusse, den Krieg fortzusetzen. Mahomed, der nach dieser Niederlage der Moslemin vor Wuth fast außer sich war, befahl den Kapudan Pascha (Admiral), Balta Ogli, als der Feigheit überwiesen, hinzurichten. Auf Bitten der Janitscharen begnadigte er ihn, ließ sich ihn jedoch in Ketten vorführen. Er mußte sich vor ihm zur Erde werfen und der Sultan trat ihn mit Füßen, ertheilte ihm eigenhändig hundert Streiche mit seiner schweren Keule, belegte darauf seine Güter mit Beschlag und schickte ihn in Verbannung. Die Niederlage der türkischen Flotte ließ die unter den Osmanen noch herrschende Ansicht entstehen, daß Gott ihnen die Herrschaft über die Erde bestimmt, und die über das Meer den Christen vorbehalten habe.

Mahomed II. verzweifelte daran, sich Constantinopels zu bemächtigen, wenn er es nicht von der Hafenseite her, wo die Befestigungen weit schwächer waren, als auf allen andern Punkten, angriff. Aber der Eingang des goldenen Horns war immer noch durch die beiden Ketten gesperrt und die fünf Schiffe, welche Byzanz zu Hülfe gekommen waren, hatten ihre Kanonen nach der Seite von Kadi-Kwi gerichtet. Der nördliche Theil des Hafens enthielt jedoch nicht Wasser genug für die großen Schiffe der Griechen und Genuesen, während die leichteren Fahrzeuge der Osmanen darin vor Anker gehen konnten. Der Sultan kam auf die Idee, dieselben zu Lande

nach dieſem Punkte bringen zu laſſen Dieſes kühne Unternehmen, welches in einer einzigen Nacht ausgeführt wurde, war nichts Neues. Es war nicht nur von Hannibal, der auf dieſe Weiſe eine große Anzahl von Schiffen in den Meerbuſen von Tarent gebracht und von Octavianus Auguſtus, welcher daſſelbe Mittel anwendete, und ſeine Schiffe über die Landenge von Nikopolis in den Meerbuſen von Ambrucia transportirte, angewendet worden, ſondern auch ſpäter, wo der Patricier Niketas im zehnten Jahrhundert ſeine Galeeren auf dieſe Weiſe in den Hafen von Korinth bringen ließ und die Venetianer im Jahre 1435 ihre Flotte aus der Etſch auf den Gardaſee führten. Die Schiffe Mahomed's II., deren Zahl ſich auf achtzig belief, wurden durch Menſchen und Winden auf ſtarke, mit Talg und Fett überzogene Bretter gezogen und in den Hafen hinabgelaſſen. Nachdem dieſe Operation erfolgt war, ließ der Sultan in kurzer Zeit ein Schiff erbauen, auf welches er Batterien brachte, die den genueſiſchen Schiffen antworten und die Stadt in Trümmer ſchießen ſollten. „Als die Griechen dieſe Wunder erblickten," ſagt ein türkiſcher Geſchichtſchreiber, „begriffen ſie, daß ihr Verderben nahe war; das Wort erſtarb ihnen auf den Lippen und in ihrem Herzen entzündete ſich das Feuer der Verzweiflung." Eine unter den Conſtantinopolitanern verbreitete Prophezeiung hatte geweiſſagt, daß ihre Stadt fallen würde, ſobald man Flotten über die Erde ſegeln ſähe. Die Unglück verkündende Prophezeiung erfüllte ſich jetzt vor ihren Augen. Deſſenungeachtet ſchlichen ſich in einer finſtern Nacht drei leichte Barken, von denen jede mit zehn griechiſchen Jünglingen bemannt war, zwiſchen den osmaniſchen Fahrzeugen ein, und verſuchten, ſie anzuzünden. Aber die Türken wachten. Sie waren durch die in Galata wohnenden Genueſer, welche während der Belagerung wechſelweiſe die Türken und die Griechen verriethen, um ſich die Gunſt des Siegers, wer er auch ſein möge, zu ſichern, von dem Unternehmen benachrichtigt worden. Die jungen Griechen wurden bemerkt, gefangen genommen und getödtet; am folgenden Morgen bei Sonnenaufgang zeigten die Osmanen den Belagerten die blutigen Häupter ihrer Landsleute. Die Vergeltung erfolgte ſchnell. Conſtantin hatte moslemitiſche Gefangene, und er ließ dieſelben ebenfalls enthaupten und ihre Köpfe auf die Mauern ſtecken, daß ſie die Belagerer erblicken mußten. Der Kampf wurde mit jedem Tage hitziger. Deſſenungeachtet machte Mahomed, von einem uns unbekannt gebliebenen Gefühle getrieben, dem griechiſchen Kaiſer Friedensanträge und bot ihm unter der Bedingung, daß er ihm Conſtantinopel übergebe, ein Fürſtenthum in Morea an. Der

Kaiser antwortete ihm, daß Morea ihm gehöre, daß er es dem Sultan geben würde, wenn er den Frieden wünsche, daß er jedoch Constantinopel und sein Volk nie verlassen werde. Der durch die Weigerung Constantin's gereizte Sultan rief: „Constantinopel wird in wenigen Tagen meine Hauptstadt oder mein Grab sein!" Er kündigte seinem Heere auf den 29. Mai einen Hauptsturm an, und entflammte den Kampfeseifer seiner Soldaten dadurch, daß er ihnen zur Belohnung ihres Muthes die schönen griechischen Weiber, die Gefangenen und die Erlaubniß zur Plünderung Constantinopels versprach, während er sich selbst nur die Stadt und ihre Gebäude vorbehielt. Er verhieß sogar demjenigen seiner Soldaten, welcher zuerst die Mauern der griechischen Kaiserstadt ersteigen würde, die Statthalterschaft der reichsten Provinz seiner Länder. Er ritt unter sein Heer und schwur, einen goldenen Streitkolben in der Hand haltend, bei dem Propheten von Mekka, bei der Seele seines Vaters, bei seinen Kindern und seinem Schwerte, daß der Koran in Constantinopel triumphiren werde. Seine Anrede wurde durch allgemeines Jubelgeschrei beantwortet. Die Derwische durcheilten die Glieder der Soldaten unter dem Rufe: „Glücklich sind diejenigen, welche die Märtyrerpalme erringen werden! Wehe den Feigen, welche an die Flucht denken!" Am Abend des 28. Mai wurde plötzlich das türkische Lager festlich beleuchtet. Die Soldaten vergnügten sich mit Tänzen und ließen die Luft von ihren Jubelliedern wiederhallen. Die Moslemin feierten ihren Sieg im Voraus. Das Innere von Constantinopel bot jedoch ein anderes Schauspiel dar. Die Einwohner jeden Alters, Geschlechts und Standes irrten auf den Straßen umher und eilten unter Verzweiflungsgeschrei in die Kirche. Kyrie eleison! Kyrie eleison! sprachen sie, am Fuße der geweihten Altäre auf die Knie sinkend. Herr wende Deinen gerechten Zorn von uns ab, und erlöse uns von unsern Feinden!

Constantin Paläologus vergab während dieser Vorgänge seinem herrlichen Charakter nichts. In der Angstnacht vom 28. bis zum 29. Mai begab sich der heroische Kaiser in die Sophienkirche, beichtete, nahm das Abendmahl, bat Diejenigen, welche er während seines Lebens etwa beleidigt habe, um Verzeihung, kehrte sodann in seinen Palast, welchen er nicht wieder sehen sollte, zurück, nahm seine Waffen, stieg zu Pferde, versammelte seine Handvoll Tapferer auf dem Hippodrom und sprach mit fester Stimme zu ihnen: „Kameraden, unser letzter Triumph oder unsere letzte Stunde naht heran! Möge unser Muth alle Gefahr überwinden. Laßt nur noch einen Tag den Muth nicht sinken, meine Freunde, dann ist Alles gerettet. Wir vertheidigen

unsere Religion, unser Vaterland, unsere Freiheit! Der Ruhm erwartet uns, — das Vaterland ruft uns! Die Schatten unserer Helden blicken auf uns nieder! — kommt, ich werde alle Gefahren des Kampfes ebenso gut, wie alle Früchte des Sieges mit Euch theilen. Wenn aber Constantinopel fallen, wenn meine Kameraden umkommen sollten, so werde ich sie nicht überleben!" „Ja, wir werden mit dir siegen oder sterben! Sieg und langes Leben dem Constantin Augustus!" riefen die Krieger. Sie umarmten sich unter Thränen und gingen, sich dem Tode weihend, nach den ihnen zugewiesenen Posten. Der Kaiser stellte sich mit dreihundert ausgewählten Leuten an dem St. Romanosthore auf.

Der vom Sultan angekündigte Hauptsturm begann am 29. Mai mit dem ersten Morgengrauen. Die ganze türkische Artillerie beschoß die Stadt zu gleicher Zeit von dem Hafen und von der Landseite. In Kurzem sind die Sturmleitern der Belagerer am Fuße der Wälle aufgerichtet und die Moslemin ersteigen die Bresche. Der über dem St. Romanosthore postirte Kaiser schlägt sich wie ein Löwe; an seiner Seite befindet sich sein Vetter, Theodor Paläologus, Demetrius Kantakuzenos und Giustiniani, ein durch seine Tapferkeit und militärischen Talente berühmter genuesischer Edelmann. Es ist acht Uhr und noch immer werden die Türken zurückgeschlagen. Jetzt aber erhält Giustiniani eine Kugel in die Hand, und bittet den Kaiser um Erlaubniß, sich zurückzuziehen. „Deine Verwundung ist unbedeutend," sagt Paläologus zu ihm. „Bleibe hier, verlaß uns nicht! Auf welchem Wege wolltest du auch die Stadt verlassen? Wir sind auf allen Seiten eingeschlossen." — „Ich werde den Weg einschlagen, welchen Gott den Moslemin geöffnet hat," antwortete Giustiniani, der mit diesen Worten seinen Ehrenposten verläßt, und mit dieser Feigheit seinem ruhmvollen Leben einen Makel aufdrückt. Der Rückzug des genuesischen Generals versetzt die Belagerten in Bestürzung. Um zehn Uhr Morgens sind die Türken Herren der Stadt, dringen in das Innere derselben und metzeln Alles, was sich ihren Streichen darbietet, nieder. Der Pulverdampf der Kanonen umhüllt die Stadt und vermischt sich mit dem Staube der zusammenstürzenden Mauern. Die Verwundeten und Sterbenden erfüllen die Luft mit ihren Klagen. Das entsetzte Volk eilt massenhaft in die Sophienkirche und bittet Gott, den Todesengel zu senden, welcher, der Prophezeiung nach, Constantinopel im letzten Augenblicke retten sollte. Aber die Mahomedaner dringen in die Sophienkirche ein, nachdem sie die Thore mit Beilen eingeschlagen haben; sie schänden die Frauen, ja selbst die

Nonnen am Fuße der Altäre, ermorden die Männer und Kinder, und rauben die Schätze des Heiligthums.

In weniger als zwei Stunden sind fünfzigtausend Constantinopolitaner in die Sclaverei gerathen, um über das ganze asiatische Reich Mahomed's II. zerstreut zu werden, während andere Griechen sich mit größerem Glücke auf die im goldenen Horn und im Bosporus ankernden christlichen Galeeren flüchten und nach Italien segeln, wohin sie den Schmerz über das verlorne Vaterland, aber auch kostbare Manuscripte der Schriftsteller des griechischen Alterthums und der Kirchenväter bringen, die sie aus den Flammen gerettet haben und welche dereinst als glänzende Denkmäler des menschlichen Geistes die Bibliotheken von Florenz schmückten, worin sie sich noch jetzt befinden. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß sich der Schiffbruch der Bildung von Byzanz, als dieses die Beute des moslemitischen Barbaren wurde, gerade in dem Augenblicke zutrug, wo die Kunst Gutenberg's in einer deutschen Stadt erfunden wurde. Und die Medici, die begeisterten Freunde der Erzeugnisse des Geistes, nahmen die Schätze der griechischen Literatur bei sich auf, sendeten sie in die Druckereien, und die Wiedergeburt der Literatur und Kunst erfolgte im Abendlande.

Unterdessen verlassen Paläologus und einige seiner unerschrockenen Gefährten das St. Romanosthor und eilen nach der Porta Kaligaria, durch welche die Türken in die Stadt strömen. Vor diesem Thore wüthet ein furchtbares Blutbad. Die Christen und Moslemin erwürgen einander mit den Händen. Das Schwert des Kaisers streckt mehr als einen Ungläubigen nieder. Seine Krieger unterliegen jedoch der Uebermacht. Als Paläologus ihre Leichen um sich liegen sieht und nicht mehr hoffen kann, die Stadt zu retten, sagt er seufzend: „Meine treuen Gefährten sind todt, mein Reich ist verloren und ich lebe noch! Soll ich lebend in die Hände der Türken fallen? Ist kein Christ so mitleidig, mich zu tödten?“ Er wird zu gleicher Zeit von zwei Janitscharen mit ihren Scimitars durchstochen und der kaiserliche Leichnam sinkt unbeachtet unter den übrigen Opfern des Kampfes nieder. Er zählte neunundvierzig Jahre, war Wittwer und hinterließ keine Nachkommenschaft. Er schien nur deßhalb den Thron bestiegen zu haben, um sich zum Sühnopfer für die von einer so großen Zahl seiner Vorgänger verübten Verbrechen darzubringen; aber sein schöner Tod ist, wie Gibbon sagt, ruhmvoller, als das lange, glänzende Leben der Cäsaren von Byzanz.

Mahomed II. ließ nach seinem Einzuge in Constantinopel die

Leiche des chriſtlichen Kaiſers ſuchen, welche ſich unter einem Haufen von Erſchlagenen vorfand. Man erkannte ſie an ihrer Fußbekleidung von mit goldenen Adlern durchwirktem Purpurſtoff. Ein Türke ſchnitt dem von hundert Wunden zerfleiſchten Körper den Kopf ab und überbrachte ihn dem Sultan, welcher, nachdem er ihn mit grimmiger Freude betrachtet hatte, ihn auf den Gipfel einer Erzſäule auf dem Auguſtenplatz zu ſtecken befahl. Später ſendete er denſelben den moslemitiſchen Statthaltern der aſiatiſchen und thraciſchen Provinzen als Trophäe ſeines Sieges zu.

Die zahlreiche Familie der Komnenen, welche in Trapezunt regierte, wurde von Mahomed entthront, und ihr die Wahl zwiſchen dem Koran und dem Tode gelaſſen, welchen ſie dem Abfalle vom Glauben vorzogen. Der Sultan verurtheilte Paul d'Erizzo, den Statthalter von Negroponte, zum Zerſägen und Anna d'Erizzo, die ſchöne, junge, an einen italieniſchen Fürſten verlobte Tochter jenes vornehmen Venetianers wurde in das Zelt Mahomed's geſchleppt. Das heldenmüthige junge Mädchen leiſtete ihm gewaltigen Widerſtand, indem es rief: „Henker meines Vaters, ſiehſt du nicht, daß du meinen Abſcheu erregſt?“ worauf ſich die Liebe des Sultans in Wuth verwandelte und er ihr in ſeiner Gegenwart den Kopf abſchlagen ließ. Der König von Bosnien und drei bosniſche Fürſten, die ſich dem Eroberer von Byzanz unterworfen hatten, erlitten das gleiche Schickſal. Er ließ dreihundert Bewohner der Inſel Lesbos und fünfhundert Griechen, aus denen die Beſatzung von Modon beſtand, auseinanderſägen. Der venetianiſche und der ſpaniſche Conſul in Conſtantinopel wurden auf ſeinen Befehl ſammt ihren Familien erwürgt. Um ſich den ruhigen Beſitz ſeines Thrones zu ſichern, ermordete derſelbe Tyrann ſeinen Bruder ſchon an der Mutterbruſt und verfügte ſpäter in ſeinem Kanunameh, einer Art von Geſetzbuch, welches er nach der Einnahme von Conſtantinopel abfaßte, den Brudermord; ſtellte denſelben als Prinzip auf und erhob ihn zum Staatsgeſetz. Auf die Lehre des Korans: „Die Unordnung iſt ſchädlicher als der Mord,“ geſtützt, ſagte Mahomed II.: „Die Mehrzahl der Geſetzeskundigen hat erklärt, daß Diejenigen meiner hohen Söhne oder Enkel, welche den Thron beſteigen werden, ihre Brüder hinrichten laſſen können, um die Ruhe der Welt zu ſichern.“ Dieſe furchtbare, mit blutigen Zügen in die Annalen des osmaniſchen Reiches verzeichnete Rechtslehre iſt unter den Nachfolgern des Siegers von Byzanz in Kraft geblieben.

Mahomed duldete das Chriſtenthum in der Stadt, aber dieſe von

der Politik und nicht von der Liebe zur religiösen Freiheit eingegebene Toleranz wurde in den Händen des Siegers zu einem Werkzeuge der Knechtschaft. Er bemächtigte sich der Hälfte der Kirchen, raubte die in ihnen enthaltenen Schätze und ließ die andere Hälfte der christlichen heiligen Stätten im Besitz der zu seinen Sclaven gewordenen Bekenner des Evangeliums. Die Sophientempel war der erste christliche Tempel, welchen er unter dem noch jetzt bei den Türken gebräuchlichen Namen Aja Sophia in eine Moschee verwandelte. Die Bilder der Heiligen wurden herabgerissen und zerfetzt und die goldenen und silbernen Statuen, sowie die von den plündernden Moslemin in den Gotteshäusern übersehenen geweihten Gefäße dienten dazu, den Schatz des Sultans anzuschwellen. Die priesterlichen Gewänder wurden zu Decken für die Pferde und Hunde der Soldaten benutzt. Sie trugen ein Krucifix, auf welches sie eine Janitscharenmütze gesetzt hatten, durch die Straßen und riefen den Christen, indem sie ihnen das Bild des Erlösers zeigten, zu: „Seht da euern Gott, ihr Giauren!"

So fiel Constantinopel, so das griechische Kaiserthum, welches unter Constantin Paläologus nur mehr aus der Stadt Byzanz bestanden hatte, am 29. Mai 1453, im Jahre 1123 nach der Begründung durch den Sohn der heiligen Helena.

25.

Girolamo Savonarola.

Nach dem Tode Innocenz VIII. bestieg der Kardinal Roderigo Borgia als Papst Alexander VI. den apostolischen Stuhl. Er besaß großes Talent, seltene Gewandtheit, Kühnheit und Unerschrockenheit in Gefahren; im Punkte der Sittlichkeit aber war sein Ruf längst der eines lasterhaften und ausschweifenden Mannes, so daß seine Erhebung ein Aergerniß für viele Gläubige, zugleich aber eine jener Feuerproben der Kirche war, wo es sich offenbart, daß eine höhere Macht sie hält, wenn menschlicher Weise Alles geschehen ist, sie zu verderben. Die Thatsache, daß ein sittenloser Mensch, wie Alexander VI., die höchste Würde der Christenheit erlangen konnte, wirft ein grelles Licht auf den schlechten Geist jenes Zeitalters. Um die Kirche kümmerte sich indessen Alexander wenig; er war allzusehr in zeitliche Interessen verflochten. Mit starker Hand führte er die Barone zu ihrer Pflicht zurück und entfaltete energische Maßregeln gegen die Banditen, deren Frechheit damals alles Maß überstieg. Der Mittelpunkt seiner Bestrebungen aber war der Gedanke, seine von der Römerin Vanozza gebornen Kinder auf's Glänzendste zu versorgen.

Um dieselbe Zeit, da dem Stuhle Petri durch einen unwürdigen Papst solche Schmach widerfuhr, erlitt das Regiment der prachtliebenden Medicäer in Florenz eine bedeutende Erschütterung. Ohne die republikanischen Formen aufzugeben, hatten die klugen und gemäßigten Fürsten Cosimo und Lorenzo von Medici die Herrschaft ihres Hauses begründet, das bereits seit einem Jahrhundert das Principat in Florenz ausgeübt hatte. Indessen war die Erinnerung an die alte Republik in Vielen lebendig geblieben. Persönliche Charaktergröße der genannten Fürsten machte solche Erinnerung ungefährlich. Nun aber folgte auf Lorenzo sein anders gearteter Sohn Pietro II., ein wenig geistreicher, vergnügungssüchtiger Fürst, der sich schroff von dem Volke schied, das er überdieß durch seine Ausschweifungen verletzte. Unter solchen Umständen erwachte die alte republikanische Gesinnung wieder und die lang verhaltene Unzufriedenheit der Demokraten brach offen hervor, als sie in Girolamo Savonarola von Ferrara einen gewaltigen Führer fand. Edlen Ursprunges und doch mit ganzer Seele den Volksinteressen ergeben, Mönch, aber ein eifriges Studium den historischen und politischen Schriftstellern zuwendend, verband er mit einer aufrichtigen ernsten Frömmigkeit eine entschiedene Hinneigung zur Demokratie und strebte sie zu verwirklichen. In Bologna studirend, ward er im 21. Jahre Dominikaner, weil ihn die Schriften des hl. Thomas von Aquino mächtig anzogen. Im Jahre 1482 trat er als Fastenprediger in Florenz auf, allein er war der freien Rede nicht mächtig, und machte darum keinen Eindruck, bald jedoch scheint ihm die Gluth seiner Ueberzeugungen auch die Energie der unmittelbaren Aeußerung seiner Gedanken verliehen zu haben. Seine Ruhe und Heiterkeit verriethen den in seinem Innern herrschenden Frieden; die Armuth des Ordenslebens auf's Strengste und Gewissenhafteste beobachtend, entsagte er auch dem, woran am meisten sein Herz hing, einigen Büchern und Bildern. In der Regel trug er einen kleinen Todtenkopf aus Elfenbein in der Hand, um stets an die Nichtigkeit alles irdischen Ruhmes erinnert zu werden, denn vor dem Laster der Eitelkeit wollte er sich am sorgfältigsten hüten. Er verlangte Laienbruder zu bleiben, um nicht durch die Schulen vom Predigen, der Hauptaufgabe seines Lebens, abgehalten zu werden; im Kloster zu Bologna (1475) zeichnete er sich durch Demuth und Bußeifer aus und nach dem Worte Gottes forschte er gründlich in den Quellen. Zu Brescia (1481) begann er in Vorträgen und Predigten über die Apokalypse politische Ideen einzumischen, und diese waren nun so lebendiger empfunden, um so tiefer

einſchneidend, als die Zuſtände ſich mit jedem Tage verſchlimmerten. Hierauf predigte er im Kloſter San Marco zu Florenz unter einem großen damasceniſchen Roſenſtrauch, anfänglich vor einem kleinen Hörerkreis, der aber allmählig dermaßen ſich vergrößerte, daß Savonarola die Kanzel der Kathedrale benutzen mußte. Hier, unter den weit geſpannten ſchmuckloſen Bogen, eiferte er gegen die Verweltlichung der Geiſtlichkeit, gegen die Unordnungen im Staate, gegen die Entweihung der Künſte, ſtets dabei von dem Satze ausgehend, er wolle alles durch das Volk und für das Volk. — Seine Beredtſamkeit war keine berechnete, aber ſie kam aus dem Herzen, und häufig ergoßen ſich beim Reden Thränen aus ſeinen Augen. So brach er, tief ergriffen, wie gebrochen von der innerlichen Bewegung, in die Worte aus: „Ich kann nicht mehr, die Kräfte gehen mir aus. Schlummere nicht mehr, o Herr, an dieſem Kreuze; erhöre dieſe Gebete, et respice in faciem Christi tui. O glorreiche Jungfrau, o Heilige, bittet für uns zu Gott, auf daß er nicht länger zögere, uns zu erhören. Siehſt Du nicht, o Herr, wie jene verkehrten Menſchen unſer ſpotten, und Deine Diener nicht das Gute wirken laſſen? Allen ſind wir ein Gegenſtand des Lachens und wir ſind eine Schmach für die Welt geworden. Wir haben unſer Gebet verrichtet — unter wie reichlichen Thränen, mit wie ſchweren Seufzern! Wo iſt Deine Vorſehung, wo Deine Güte, Deine Treue? ... Ach, zögere nicht, o Herr, auf daß das ungläubige und laſterhafte Volk nicht ſpreche: Ubi est Deus eorum? Du ſiehſt, daß die Böſen mit jedem Tag ſchlimmer werden, und jetzt ſcheinen ſie gar unverbeſſerlich geworden. So ſtrecke denn aus, ſtrecke aus Deine Hand, bekunde Deine Macht. Ich kann nicht weiter, nichts weiß ich mehr zu ſagen, nur Thränen bleiben mir noch, in Thränen möchte ich zerfließen auf dieſer Kanzel. Ich ſage nicht, o Herr, Du ſollſt uns erhören, um unſerer Verdienſte willen, ſondern wegen Deiner Güte, wegen der Liebe zu Deinem Sohne ... Habe Mitleiden mit Deinen Schafen. Siehſt Du ſie hier nicht alle verſunken in Betrübniß, verfolgt? Liebſt Du ſie nicht, o Gott? Biſt Du nicht in Fleiſchesgeſtalt erſchienen für ſie? Bin ich nicht ein geeignet Werkzeug, tauge ich nicht für dieſes Werk ... ſo beſeitige mich, o Herr, nimm mich hinweg aus dieſem Leben. Was haben Deine Schafe gethan? Sie haben nichts Böſes verübt. Ich, ich bin der Sünder, aber, o Gott, ſiehe nicht meine Sünden an; achte nur auf Deine Milde, auf Dein Herz, auf Dein Weſen, das ganz Liebe, und laß uns Allen Deine Barmherzigkeit zu Theil werden.“

Das Regiment der Medici bot dem Tadel und den Klagen des Mönches nur zu vielen Stoff dar. Das Volk, den Lorenzo als einen Vergewaltiger der edelsten Rechte der Florentiner betrachtend, erzählte sich, Savonarola, an sein Sterbebett gerufen, habe ihn zuvörderst gefragt, ob er vertraue auf Gottes Erbarmen, sodann, ob er gewillt sei, das unrechtmäßige Gut zurückzuerstatten — wozu der Sterbende nach einigem Zaudern sich bereit erklärte, — endlich, ob er die Freiheit und die Volksregierung wieder herstellen wolle; dessen aber habe sich der Mediceer geweigert, worauf der Mönch ohne Spendung der Sakramente und des Segens sich entfernt habe. Eine Zeit, welche sittliches und materielles Elend mit dem Wiederaufblühen der geistigen Cultur verband, in welcher eine unterirdisch wühlende, Treu und Glauben in die Schanze schlagende Politik herrschte, schamlose Verworfenheit sich sogar auf den Stuhl des hl. Petrus gedrängt hatte, — alles dieß steigerte bis zur Unerträglichkeit die unbestimmte Angst vor großen Heimsuchungen der Menschheit. Diese Stimmung verstand Savonarola auszunutzen und zu steigern, indem er in seine Predigten Stellen einflocht, wie die folgende: „Wehe, wehe dir, Italien, Rom! so spricht der Herr; ich will dich einer Macht überlassen, die dich vertilgen soll aus der Reihe der Nationen. Völker, wie die Löwen heißhungrig, werden kommen, und die Sterblichkeit wird so groß sein, daß die Todtengräber durch die Straßen ziehen und ausrufen: Wer hat Todte? — und der wird seinen Vater, dieser seinen Sohn herbeibringen. O Rom, ich rufe wiederholt dir zu, thue Buße, o Mailand, o Venedig, thut Buße!"

Man kann sich leicht vorstellen, welchen Eindruck solche Reden auf das Volk machen mußten. Von den politischen Angelegenheiten ausgeschlossen, ein sicherlich thätiges, aber ganz äußerliches Leben führend, empfand das Volk den Mangel von irgend etwas Höherem und das Bedürfniß darnach. Daß es daher Demjenigen, welcher seine Blicke auf den Himmel hinlenkte, hier ihm das Heilmittel für seine Leiden zeigte und dabei ihm von Hoffnung sprach, seine Sympathien zuwandte, begreift sich. Und wirklich strömten die Bewohner der Dörfer und Flecken in den Apenninen herbei, um Savonarola zu hören und sie versammelten sich vor den geschlossenen Thoren der Stadt, noch ehe die Sonne aufgegangen war. Die einmal angeregte christliche Liebe nahm auf und nährte diese heilsbedürftigen Landleute, welche den glühenden Worten des Predigers zitternd, erschaudernd lauschten. Die Weiber legten eine sittsamere Tracht an und besserten auch ihr Leben; bemerkenswerthe Bekehrungen begaben sich und Er-

ſcheinungen traten ein, als wenn die Zeiten der apoſtoliſchen Kirche wiederkehrten." (Burlamachi.)

Der Hof und die Freunde des Lebensgenuſſes, welche man Tiepidi (die Lauen) nannte, ſuchten nun die Eifrigen, welchen ſie den Spottnamen Piagnoni (Heuler) beilegten, lächerlich zu machen; bald aber bezeichneten dieſe beiden Spitznamen zwei Parteien, die nicht bloß im Punkte des Sittengeſetzes von einander abweichend dachten, ſondern ihren Widerſtreit auch auf die Politik, ja ſogar auf Literatur und Kunſt ausdehnten.

Und in letzterer Zeit hatte auch Savonarola wirklich eine der Haupturſachen der Verderbtheit darin entdeckt, daß bei dem erſten friſchen Eifer für die klaſſiſchen Studien, heidniſche Ideen aufgekommen waren, welche als üppig wucherndes Unkraut allen guten chriſtlichen Samen zu erſticken drohte.

In den Akademien vertauſchte man die Taufnamen gegen die des klaſſiſchen Heidenthums. In den Geſchichtbüchern wurden Chriſtus der Sohn Jupiters, Göttin die heil. Jungfrau, Veſtalinnen die Nonnen, die Cardinäle patres conscripti, die Vorſehung Schickſal genannt; mythologiſche Anſpielungen befleckten die Medaillen und die Panegyriken für die Päpſte; in den Schulen wurden faſt ausſchließlich die Göttergeſchichten und die heidniſchen Helden bewundert, Tibull's, Catull's Kunſt zu lieben, ſogar die Priapea erklärt. Ging man darauf zur Philoſophie über, ſo ward den Spitzfindigkeiten des Ariſtoteles eine weit größere Wichtigkeit beigelegt, als der heil. Schrift, und die platoniſche Erhabenheit artete in theoſophiſche Träumereien aus. „Die Prediger," ſagt Savonarola, „bereiten aus der Nichtigkeit der Philoſophie und den Worten der heil. Schrift einen Miſchmaſch, den ſie von der Kanzel herab feilbieten, die Sache Gottes und des Glaubens aber laſſen ſie bei Seite."

Die Malerei ſtellte auf den Altären reizende Nacktheiten oder ſchamloſe Aehnlichkeiten dar, und die Neugierigen unterhielten ſich während des heil. Meßopfers damit, in den Kirchenbildern bekannte Schönheiten wieder zu erkennen.

Der entrüſtete Mönch erhob ſich mit aller ſeiner Energie gegen dieſe blinde Leidenſchaft für die Vergangenheit, welche wieder lebendig machen wollte, was nicht mehr war und nicht mehr ſein konnte. Wie tief verletzend mußte aber ſeine rückhaltloſe Strenge einſchneiden in dieſe goldene Zeit der Pedanten, in dieſe verſtandesmäßige und nur zur Ergötzung geſchaffene Literatur, in dieſe Zeitgenoſſen des Aretin? Da er aber die Alten „ganz hart wie Steine" fand, wandte

sich Savonarola an die Jugend, an die Kinder, die er auferzogen wissen wollte durch die Mütter, unterrichtet auch in der Wissenschaft des Schönen, aber gemäß dem Geiste der neuen Gesellschaftlichkeit und des Christenthums; dem Alterthum mußten hiezu allerdings die Baustoffe entnommen werden, aber das Christenthum habe die Krone wie den Grundstein des Baues zu liefern; man solle die Classiker studiren, aber auch den Kirchenvätern, namentlich der „Stadt Gottes" eine Stelle einräumen und in die zarten Gemüther die Geschichte der Heiligen und der Märtyrer tief einsenken.

Ermuthigt durch den Erfolg seiner Predigten, trat Savonarola immer offener und kühner denen entgegen, welche der Bewunderung für die klassischen Formen Tugend und Religion opferten. Die Kinder gingen von Haus zu Haus, um die „Anatheme" zu suchen; so bezeichneten sie nämlich die von einem entarteten Luxus hervorgerufenen schlüpferigen Gegenstände, welche der Prediger verdammt hatte. So kam auf öffentlichem Platze ein stattlicher Haufe von leichtfertigen Liedern, schamlosen Bildern, Spielkarten, Würfeln, weiblichem Putz, lüderlichen Späßen von Boccaccio und Pulci zusammen; derselbe ward angezündet mitten in der Stadt der Künste, des heitern Lebensgenusses, der sinnlichen Poesie, und das bei diesem Schauspiel anwesende Volk stimmte das Te Deum an.

Savonarola wollte das ganze damalige Leben und alle seine Entartungen reformiren, deßhalb erklärte er auch der herrschenden heidnischen Gewinnsucht den Krieg. Er erhob seine Stimme zu Gunsten der Armen in jener Stadt der blühenden, die Wucherer bereichernden Banken; er veranlaßte die Gründung von öffentlichen Leihhäusern und drang in seinen Predigten auf eine Verfassung, welche die großen Kapitalisten ihres unermeßlichen Einflusses auf die Staatsangelegenheiten beraube und auf demokratischer Grundlage das Gleichgewicht zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt herstelle.

Der letztern zollte er alle gebührende Ehrfurcht, jedoch war er nicht blind gegen die vorhandenen Mißbräuche und lebhaft fühlte er, wie sehr das geistliche Ansehen beeinträchtigt ward durch die unter dem Klerus eingerissene Unwissenheit und Sittenlosigkeit. Mit der von der Kirche — so lange an ihrem ehrwürdigen Gebäude selber nicht zu rütteln versucht wird — nie verdammten Freimüthigkeit hielt er darum der Geistlichkeit ein ernstes Spiegelbild vor und ermahnte sie zur Umkehr.

Wann aber hätten die Mächtigen und die Verkehrten gehört auf die mahnende und strafende Stimme? Die Tiepidi fuhren fort, die

Piagnoni zu verhöhnen und zu verfolgen und auf den reformatorischen Mönch mit Verachtung zu schauen. Frömmlinge und Heuchler verklagten ihn zu Rom und Fra Marino vergaß sich bei einer vor Alexander VI. gehaltenen Predigt so sehr, daß er ausrief: „Verbrenne, verbrenne, heiliger Vater, das Werkzeug des Teufels; verbrenne, sage ich, das Aergerniß der ganzen Kirche.“ Als Fra Girolamo dieß erfuhr, predigte er im Dome: „Gott möge dir verzeihen; aber er wird dich züchtigen, und binnen kurzer Zeit wird sich offenbaren, wer von uns Beiden der Feind der weltlichen Staaten und Regierungen ist.“ In der That kam es bald darauf an den Tag, daß Marino an einer Verschwörung zu Gunsten der Ausländer Theil genommen.

Lange Zeit erhielt sich die Begeisterung für den strengen Ordensmann; je mehr aber dieser von den Ereignissen selbst zur politischen Agitation hingetrieben wurde, um so lockerer ward allgemach der Boden der Volksgunst, auf welchen er sich gestellt hatte. Seit dem Jahre 1492 waren seine politischen Gesichte häufiger und deutlicher geworden. Er hatte bestimmt prophezeit, es werde ein Mann die Alpen übersteigen und nach Italien kommen, dem Cyrus ähnlich, von dem Jesaias spricht: Siehe, ich habe seine Rechte ergriffen u. s. w. Den Anlaß zu dieser Prophezeiung gaben die Verhältnisse Italiens. Ludwig Moro wollte seinen Neffen Johann Galeazzo, als dessen Vormünder er in Mailand regierte, von der Herrschaft verdrängen. Galeazzo's rechtmäßige Ansprüche wurden von Neapel unterstützt. Moro brauchte Bundesgenossen, er wandte sich an den eitlen, albernen, abenteuerlichen Karl VIII., König von Frankreich. Dieser zog über die Alpen. Seine Ankunft gab auch in Florenz das Signal zum Sturm gegen die Mediceer. Pietro wurde (1494) vertrieben, die Republik hergestellt, unter Savonarola's Leitung eine vollständige Demokratie eingerichtet. Alle Dinge sollten fortan in einer Bürgerversammlung entschieden werden. An der Spitze der Verwaltung stand mit einjähriger Amtsgewalt ein Gonfaloniere, eigentlich leitete aber Savonarola als die Seele des Ganzen von seinem Kloster aus im Namen Gottes die Geschäfte. War diese Stellung schon an sich eine schwierige, so vereinten sich bald viele Umstände, das Ansehen des Propheten zu erschüttern. Erstlich hatten sich mehrere seiner Prophezeiungen als falsch erwiesen, besonders jene, wodurch er Karl VIII. als Befreier und Reformator der Kirche angekündigt hatte. Dazu kam, daß sich mächtige Parteien gegen ihn erhoben, namentlich die Arrabiati, junge Leute, wahrscheinlich der Sittenstrenge des neuen Regiments abgeneigt. Endlich war es sein

maßloses Donnern gegen den Papst, was endlich den Erfolg hatte, daß sich die Franziskaner gegen den kühnen Dominikaner zu Gunsten des Papstes erhoben. Ein minderer Bruder, Francesco da Puglia, forderte ihn auf, die Wahrheit dessen, was er predige, durch ein Wunder zu beweisen, sich erbietend, mit ihm in das Feuer zu gehen, und überstehe er die Feuerprobe, so müsse alle Welt ihm Glauben schenken. Man mag sich denken, mit welch freudigem Eifer das Volk auf einen Vorschlag einging, der ihm ein seltenes Schauspiel in Aussicht stellte, aber von Savonarola's Feinden ersonnen war, ihn zu verderben. Er wies diese frevelhafte Zumuthung, Gott zu versuchen, von sich ab; seine Anhänger dagegen gingen darauf ein, indem Domenico di Pescia, sein Schüler, sich erbot, für ihn die Probe zu bestehen. So wurden an dem bestimmten Tage (7. April 1498) alle Anstalten getroffen und Tausende von Menschen fanden sich als Zuschauer ein; da verlangte Savonarola, daß sein Kämpe mit der geweihten Hostie den Holzstoß besteige, wessen sich die Franziskaner entschieden weigerten. Der ganze Tag verging mit diesen Verhandlungen, durch welche Savonarola wohl nur den Akt zu vereiteln suchte, bis mit einbrechender Nacht ein Platzregen die Menge auseinandertrieb. Deren Enthusiasmus verkehrte sich dadurch in Unmuth und Groll. Fra Savonarola ward auf der Straße beschimpft. Nun konnte die im Amte befindliche (seiner Partei feindlich gesinnte) Signoria ihn ungescheut verhaften lassen. Auf die Häupter seiner Partei ward zwei Tage lang Jagd gemacht, das Kloster San Marco belagert. 15 Richter wurden ihm aus seinen Feinden gewählt; seine vom Papste verlangerte Auslieferung ward zwar nicht gewährt, aber zwei geistliche Richter wurden als Beisitzer der den Prozeß führenden Behörde erbeten; Alexander schickte sie, indem er zugleich den Savonarola für einen Irrlehrer und Volksverführer erklärte. Man folterte ihn, um ihn zu zwingen, seine Prophezeiungen und Gesichte als Lügen und Erfindungen zu bezeichnen; er aber beschämte seine Verläumder, erklärte, er habe sich nie für inspirirt gehalten oder ausgegeben, sondern sich immer auf die heilige Schrift berufen, er werde weder durch Eigennutz, noch Ehrsucht getrieben, sondern lediglich von dem Verlangen, die Berufung eines Konzils zu erwirken, auf daß die Sitten reformirt würden nach dem Vorbilde der apostolischen Kirche. Zum Feuertode verurtheilt mit Bruder Domenico da Pescia und Sylvestro Maruffi, die mit ihm waren verhaftet worden, wurden sie vom Bischofe entwürdigt, welcher dabei erklärte, als Ketzer scheide er sie von der Kirche. „Von der kämpfenden Kirche," setzte Savonarola hinzu, welcher am

23. Mai den Flammentod starb, im Vertrauen, einzugehen in die triumphirende Kirche.

Ein politischer Mord, in keiner Weise ein religiöser. Nur Wenige betrachteten den Prior von San Marco als einen Betrüger und Volksverführer, weitaus die Meisten verehrten ihn als einen Heiligen, betrachteten seinen Tod als den Tod eines Märtyrers. Plötzlich tauchten auf Schriften, bedeutungsvolle Bilder, Medaillen, in welchen ihm die ruhmreichsten Titel beigelegt wurden. Bald darauf wies ihm Raphael's Pinsel im Vatikan eine Stelle an unter den Doktoren der Kirche, und in Santa Maria Novella befindet sich sein Bild in einer der Lunetten, in welcher der lehrende Heiland und die Geburt des heil. Dominikus dargestellt sind. Catharina de Ricci pflegte ihn beim Gebete anzurufen, welcher Umstand bei ihrem Seligsprechungs-Prozeß Anlaß ward, über seine Schuldlosigkeit zu verhandeln, und der heil. Filippo Neri, welcher in seinem Gemache Savonarola's Bild aufbewahrte, flehte zu Gott, daß er ihn bewahren möge vor der Verwerfung der Nachwelt.

26.

Christoph Columbus.

Zu Genua oder in dessen Nähe ward geboren Christoforo Colombo, als Sprosse einer edlen Familie von Piacenza, welche in den lombardischen Kriegen verarmt, sich der Schifffahrt ergeben hatte. Noch ganz jung, unterbrach er die zu Pavia begonnenen Studien, um sich dem väterlichen Berufe zu widmen; und bald that er sich durch seinen Muth und seine seemännische Tüchtigkeit, wie durch seine geographischen, astronomischen, kosmographischen Kenntnisse hervor. Nachdem er neapolitanische und genuesische Schiffe geführt hatte, verfügte er sich nach Portugal, wo die Italiener, oder wie man sie gemeiniglich nannte, die Lombarden, wegen ihrer nautischen Kenntnisse gerne gesehen waren. Lissabon namentlich war voll von Gelehrten, Abenteurern, Neugierigen, Missionären, Handelsleuten, Künstlern, von allen Seiten her angezogen durch die Entdeckungen, welche neue Welten erschlossen und die alten mit Staunen erfüllten. Als Seemann ging Colombo mit der regsten Theilnahme auf alle die Schilderungen, Vermuthungen, Träume der Seefahrer ein. Vielleicht auch machte er irgend eine Reise an der Küste von Guinea mit, jedenfalls schöpfte er aus Allem, was ihn umgab, Nahrung für das durch Prüfung und Forschung unterstützte Verlangen, die Entdeckungen in viel großartigerer Weise auszudehnen.

So wenig beleſen und gelehrt er auch eigentlich war, ſo kannte er doch die meiſten verdammten, jetzt aber immer mehr ſich verbreitenden Anſichten der altitalieniſchen Schule über die ſphäriſche Geſtalt der Erde und die Exiſtenz der Gegenfüßler.

Die fortwährenden Entdeckungen beſtärkten die Hoffnung, daß man deren weitere machen würde. Plato's Atlantis, der Phöniker Antillen, der Dichter glückliche Inſeln, beſchäftigten die Phantaſie Aller. An dieſe Inſeln glaubte nun allerdings Colombo nicht, aber er ſammelte doch eifrig alle, wenn auch noch ſo ſchwachen und eitlen Gründe, um ſich in der Idee von einem Lande im Weſten zu befeſtigen und dieſelbe auch Anderen annehmbar zu machen. Ein Schiffer hatte in der See Bäume ſchwimmen ſehen, die unſeren Himmelsſtrichen fremd ſind, oder ein Stück Holz aufgefiſcht, das mit einem eiſernen Inſtrumente zugerichtet war, Binſen von ungeheurer Größe, auch zwei Leichen mit abſonderlichen Geſichtszügen.

Colombo hat ſelber dieſe Gründe der Nachwelt hinterlaſſen, denn ſeine erſte Sorge mußte ſein, ſeine Kühnheit entſchuldbar erſcheinen zu laſſen durch die Zuſammenſtellung aller jener kleinen Umſtände, die zuſammengefaßt die Möglichkeit beweiſen ſollten, auf einem kürzeren Wege die Gewürzländer zu erreichen. Indeſſen wurden dieſe Gründe damals für unhaltbar erklärt und ſpäter ſogar als ein Argument gegen ihn benutzt, um das Verdienſt ſeiner Entdeckung zu ſchmälern. Er aber berief ſich außerdem noch auf die berühmte Prophezeiung des Seneca, daß das Meer neue Länder darbieten und ein anderer Tiphis unbekannte Welten entdecken würde. Später berief er ſich ſogar auf übernatürliche Motive und Stellen der heiligen Schrift, aus der hervorgehe, daß das Weltende in 155 Jahren bevorſtände, und da Iſaias vorhergeſagt habe, die Wahrheit werde auf der ganzen Erde verkündet werden, ſo wolle jetzt Gott das große Wunder verrichten, Indien von dieſer neuen Seite her zu erſchließen.

Um ſich über dieſe Ideen, die ihn ſo lebhaft beſchäftigten, aufzuklären, wandte ſich Colombo an den größten Mathematiker ſeiner Zeit, Paolo Toscanelli von Florenz, der ihm, übereinſtimmend mit ſeinen Wünſchen und Anſichten, ſchrieb, die Fahrt nach Indien in weſtlicher Richtung ſei leicht; in gerader Linie ſeien nicht mehr als viertauſend Seemeilen zurückzulegen, um von Liſſabon nach der Provinz Mangi, nahe dem von Marco Polo als ſo herrlich geſchilderten Cathay, zu gelangen, unterwegs müſſe man die Inſeln Antilla und Zipangu antreffen, deren Entfernung von einander nur 225 Stunden betrage. Was bedurfte es mehr, um des Colombo

Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln, und ihm den zwiefachen Enthusiasmus der Wissenschaft und des Glaubens einzuflößen? Wirklich war er ein Mann von hoher Frömmigkeit, der nicht nur vorzugsweise gern mit Mönchen verkehrte, sondern sogar häufig ihr Gewand anlegte, und so war bei seinem Unternehmen ein Hauptbeweggrund das Verlangen, so viele Seelen für das Licht der Wahrheit zu gewinnen, sowie Reichthümer zu erwerben, um damit die Befreiung Jerusalems und die Vernichtung des Islam zu bewerkstelligen [1]).

Aber wie sollte er sich die Mittel verschaffen? Italien war in kleine Staaten zerrissen, in denen es beständig gährte und die fortwährend ihre Unabhängigkeit gegen tyrannische Emporkömmlinge vertheidigen mußten. Den beiden Seerepubliken war mehr daran gelegen, das Monopol der alten Seewege zu bewahren, als unter großen Wagnissen neue aufzusuchen; sie wollten den Nutzen des Mittelmeer-Handels für sich allein behalten, aber die Nationen am Weltmeer nicht daran betheiligen. Portugal hielt seine Aufmerksamkeit auf Afrika gerichtet, bis es, mit Castilien zerfallend, gegen dieses allen Eifer kehrte, mit welchem es bis dahin die Entdeckungsunternehmungen betrieben. Als aber Johann II. diese Projekte neuerdings aufnahm, und die Anwendung des Astrolabiums das Wagniß, ein schrankenloses Meer zu beschiffen, nicht mehr allzu kühn erscheinen ließ, da legte Colombo diesem Herrscher seinen Plan vor; jedoch der Prüfung der Gelehrten und Notabeln unterbreitet, ward derselbe von diesen für unsinnig prahlerisch erklärt.

Unter den mit der Prüfung der Vorschläge des Genuesers Beauftragten befand sich Martin Behaim von Nürnberg. Um 1430 geboren und anfänglich dem Handel sich widmend, hatte er erst später, aber mit um so glühenderm Eifer, begonnen, sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen; nach Portugal berufen, trat er in freundschaftliche Beziehungen mit den ersten Kosmographen, machte eine Expedition nach der Westküste von Afrika mit, umschiffte das Cap der guten Hoffnung, und lebte vier Jahre auf den Azoren. Im Jahre 1490 kehrte er nach Nürnberg zurück, wo er auf den dringenden Wunsch dieser in aller Bildung damals hervorragenden Stadt, seinen berühmten Erdglobus verfertigte. Amerika hat noch keine Stelle auf dem Globus Behaim's; aber da die allgemeinen Entfernungen auf der

1) Das religiöse Moment in Colomb's Streben hat neuerdings Kerker hervorgehoben. (Ergänz. z. Wetzer-Welte's Kirchenlex. S. 248.)

Erde schlecht berechnet sind, so ist die durch den Ausfall dieses Kontinents gelassene Lücke weniger auffällig, seine Stelle wird zum Theil von Asien ausgefüllt, da Japan bis auf 220, statt bis auf 150 Grad reicht.

Behaim war einer derjenigen, die den Plan des Colombo mißbilligten, und gab seine Meinung dahin ab, daß die Portugiesen ihre Untersuchungen in südöstlicher Richtung fortsetzen sollten; einige aber der Ränkeschmiede, die für Politiker gelten wollten, riethen dem Könige, den genuesischen Abenteurer selbst zurückzuhalten und Schiffe auszusenden, um nach seinen Angaben Untersuchungen vorzunehmen. Entrüstet über solche Intriguen, verließ Colombo Portugal heimlich, ging nach Genua, bot wahrscheinlich hier, sowie Venedig und England seine Dienste an, und zog so von Land zu Land mit seinem großen Plane, den zu verwirklichen er keine Aussicht sah.

Endlich (1485) wandte sich Colombo nach Spanien, und in Begleitung seines Sohnes Diego erschien er zu Fuß an der Pforte des Franziskanerklosters Santa Maria della Rabida, nahe dem kleinen Seehafen Palos de Moguer in Andalusien, die Gastfreundschaft der Mönche in Anspruch nehmend. Juan Perez, der Guardian dieses Klosters, erkannte auf der Stirne des Fremden hochfliegende Ideen, und befragte den Gast über seine Schicksale und seine Pläne; selber in geographischen und nautischen Dingen bewandert, ging er theilnehmend und billigend auf seine Darlegung ein, und empfahl ihn seinem Ordensgenossen Fernando de Talavera, Beichtvater der Königin Isabella. Es war gerade die Zeit (1486), wo die Könige, entschlossen dem Ueberreste maurischer Herrschaft in Spanien ein Ende zu machen, Loxa belagerten. Der Beichtvater erachtete daher den Augenblick nicht für günstig, um den Mann im armseligen Aufzug bei Hofe vorzustellen. Colombo sah sich daher auf seine eigene Thatkraft angewiesen, und wirklich gelang es ihm mit vieler Mühe, sich dem Erzbischof Mendoza vorzustellen, dem großen Cardinal, welcher der dritte König Spaniens hieß. Dieser lieh dem Colombo ein williges Ohr, und stellte ihn den Monarchen vor. Sein Enthusiasmus und seine tiefe Ueberzeugung verfehlten eines tiefen Eindruckes nicht, so daß man alsbald eine Kommission zur Prüfung seiner Vorschläge zusammentreten ließ. Wenn auch die Kommission sich nicht gegen ihn aussprach, so gab sie doch auch kein entschieden günstiges Gutachten ab. Der Krieg gegen Malaga ließ zudem für nichts Anderes Theilnahme und Mittel übrig, und die Kälte des Hofes setzte Colombo den Spöttereien der Höflinge aus. Malaga ward erobert, nun kam

aber die Pest, dann wieder die Belagerung von Sevilla, aber unermüdlich zog Colombo hinter dem Hofe her, nahm auch persönlich und mit Auszeichnung Theil an den Kämpfen mit den Ungläubigen, und empfing hie und da eine Unterstützung — demüthigende Almosen für den Mann, der sich im Stande fühlte, den größten Monarchen zu bereichern. Endlich ward auch Sevilla eingenommen (1490), aber nun sah sich der Hof von Sieges- und Hochzeitsfestlichkeiten zu sehr in Anspruch genommen, gewährte jedoch dem Colombo die Hoffnung, daß nach glücklicher Beendigung des letzten entscheidenden Krieges gegen Granada sein Antrag auf's Neue geprüft werden sollte.

Das war ein schwacher Hoffnungsanker für einen Mann, der an eine große Idee sein Leben gesetzt und sein sechsundfünfzigstes Jahr fast vollendet hatte. Was anders konnte ihn aufrecht erhalten, als das starke, gläubige Vertrauen auf Gott, als dessen Werkzeug er sich ansah und dessen Führung er sich hingab?

Er kehrte zu seinen Mönchen im Rabidakloster zurück, und hier fand er, was die Könige und Höfe ihm versagten: gewissenhafte Prüfung seiner Pläne, Sympathien, auch neue Empfehlungen an Königin Isabella. Er war im Begriff, das undankbare Spanien zu verlassen, als es einigen wohlmeinenden Personen noch gelang, die Königin wieder günstiger zu stimmen. Man beschränkte sich indessen auf sehr bescheidene Zugeständnisse und fand, daß zwei Schiffe und 300,000 Kronen für das Unternehmen genügten; Colombo sollte den achten Theil der Kosten übernehmen, und dafür in demselben Verhältnisse am Gewinn betheiligt werden.

Als Strafe für eine Meuterei war dem Hafenort Palos auferlegt worden, der Krone jährlich zwei Caravelen zu stellen, und diese wurden für den Admiral bestimmt. Die Brüder Pinzon daselbst lieferten ihm die Mittel zur Ausrüstung eines dritten Schiffes, um der gegen den wenig großmüthigen Hof übernommenen Verpflichtung zu genügen. Nun hatte er aber noch mit dem Widerstande der Seeleute von Palos zu kämpfen, die alle Theilnehmer an der Unternehmung als dem sichern Untergang geweiht erklärten. Man mußte zu despotischen Maßregeln schreiten, welche die Aufregung nur steigerten, bis es endlich dem Ansehen des als kühnen Seefahrer berühmten Martin Alonso Pinzon gelang, sie zu beruhigen und zum Gehorsam zu bewegen.

So konnten endlich die „Santa Maria," „Pinta" und „Nina," drei kleine, leichtgebaute Schiffe, von denen nur eines ein Verdeck hatte, alle drei armselig ausgerüstet, in einem kaum seefähigen Zu-

ſtande, mit einer Mannſchaft, welche zur Einſchiffung gezwungen worden — zum größten Unternehmen, das noch die Welt geſehen, die Segel lichten, und Colombo, nachdem er gebeichtet und kommunizirt hatte, trat ſeine Reiſe an (3. Auguſt), von den Einen verſpottet, von den Andern bemitleidet.

Von dieſem Augenblick begann er ein Reiſejournal, welches ein bewundernswürdiges Bild der Leiden und Seelengröße dieſes unvergleichlichen Mannes gibt.

In Colombo war, wie in allen wahrhaft Großen, der Mann ſeiner Zeit mit deren Ideen und Irrthümern, und eine mächtige Perſönlichkeit, erhaben über den Zeitgenoſſen, vereinigt. Die ſpärlichen, ungeordneten und trügeriſchen Belehrungen, die ihm die damalige Zeit bot, glich er aus durch eine ſcharfſinnige Beobachtungsgabe, der auch das Kleinſte nicht entging, und in ihm mit großartig kühner Anſchauung ſich verband. Dazu kam das Alles beherrſchende und durchdringende, ſtarke religiöſe Gefühl; er glaubte an Offenbarungen und Geſichte, und betrachtete als den höchſten Zweck ſeines Unternehmens die Vernichtung des Islam, die Bekehrung der Unterthanen des Großkhans und die Befreiung Jeruſalems. Dieſer frommen Begeiſterung entſpricht die Einfachheit ſeiner Aufzeichnungen, die ſo ſehr abweicht von der gezierten Schwülſtigkeit eines Veſpucci und anderer Reiſenden.

Aber ſeine lebendige Ueberzeugung, ſein beharrliches Streben zu theilen, waren ſeine Begleiter weit entfernt. Alles erſchien ihnen neu und beunruhigend; gefährlich erſchien ihnen die Meeresſtrömung, der Vulkan von Teneriffa, die unendliche Ruhe des tropiſchen Meeres, die ſchwimmenden Inſeln von Tang, ſogar der günſtige Oſtwind war ihnen ein Grund der Beſürchtung, weil ſeine Fortdauer die Umkehr zu verbieten ſchien. So mußte der Admiral, da vernünftige Vorſtellungen nichts fruchteten, zur Liſt und Strenge ſeine Zuflucht nehmen. Immerhin aber verging die Zeit, und obgleich er die Mannſchaft hinſichtlich der Größe der bereits zurückgelegten Strecke täuſchte, konnte er doch nicht verhindern, daß ſie einſah, ein unermeßlicher Raum ſei bereits durchſchifft worden; die Anzeichen, welche von Zeit zu Zeit auf die Nähe von Land hinzudeuten ſchienen, erwieſen ſich als trügeriſch. Das erſehnte Cipango wollte ſich nur auf der Karte Colombo's zeigen. Zufolge ſeiner Berechnung war die Entfernung dieſes Landes 750 Seemeilen; man hatte dieſe zurückgelegt, und noch immer ging die Sonne im unbegränzten Meere unter. Da geſtaltete

ſich endlich die Unzufriedenheit der Matroſen zur förmlichen Meuterei; aber endlich erblickte man Land [1]).

In der Morgenſonne des 12. Oktobers zeigte ſich eine liebliche Inſel, aus deren Wäldern vom üppigſten und eigenthümlich gefärbten Grün Haufen nackter Menſchen mit Geberden der äußerſten Verwunderung hervorkamen. Die Boote wurden in's Meer gelaſſen, und Colombo in reicher Kleidung landete mit der königlichen Fahne. Als er den Boden der neuen Welt betreten, war es ſein Erſtes, voll Dank gegen Gott niederzukniecen; darauf nahm er unter den üblichen Ceremonien Beſitz vom Lande für die Krone Caſtilien. Die Eingebornen verſtanden natürlich nichts von alle dem, was die angeſtaunten Fremden thaten; die harmloſen Naturkinder drängten ſich herzu, um zu ſehen, zu betaſten, ihrerſeits nicht minder von den Spaniern angeſtaunt. „Damit ſie uns freundlich behandeln möchten" — ſchrieb Colombo in ſeinem Reiſejournal — „und weil ich erkannte, daß ſie ſich gänzlich in unſere Gewalt begaben, auch zu unſerem heiligen Glauben eher durch Sanftmuth und Ueberzeugung, als mit Gewalt zu bekehren ſein würden, ſchenkte ich einigen unter ihnen bunte Mützen und Glasperlen, die ſie in Halsbändern trugen, und andere Gegenſtände von geringfügigem Werthe, die ihnen außerordentliches Vergnügen machten und ſie in erſtaunlichem Grade an uns feſſelten. Schwimmend kamen ſie an unſere Schaluppen heran, und brachten uns Papageien, Knäuel von Baumwollfäden, Wurfſpieße und andere Gegenſtände, um dieſe gegen Glaskugeln, Glöckchen und Alles, was man ihnen anbot, zu vertauſchen; denn was ſie hatten, gaben ſie gern. Nach allen Anzeichen ſchien mir dieß Volk ein ſehr armes. Männer und Weiber ſind gänzlich unbekleidet, unter denen, die ich ſah, ſchien keiner älter als dreißig Jahre; ſie waren alle gut und ſchön geſtaltet und von angenehmer Geſichtsbildung; ihre Haare, ſo ſtark wie die eines Pferdes, waren kurz und fielen über die Augenbraunen herab, nach hinten ließen ſie ſie in einen Schopf wachſen. An Hautfarbe glichen ſie den Bewohnern der Canarien, waren weder ſchwarz noch weiß; aber einige bemalten ſich weiß, andere roth oder in ſonſtiger Farbe, wie ſie ſie gerade finden konnten; nicht alle waren am ganzen Körper bemalt, einige nur im Geſicht oder hatten bloß Naſe und Augen gefärbt. Sie trugen keine Waffen und kannten deren Gebrauch nicht; als ich ihnen Säbel vor-

1) Doch iſt die Erzählung von Drohungen, den Columbus in's Meer zu werfen, wenn in beſtimmter Friſt ſich kein Land zeige, unbeglaubigt.

wies, ergriffen sie dieselben mit der Schärfe und schnitten sich aus Unwissenheit. Sie haben kein Eisen, ihre Wurfspieße sind Stöcke, zum Theil mit einem Fischzahn, oder einem sonstigen harten Gegenstand am Ende. Ich sah einige, die an ihrem Körper Wundnarben hatten, und da ich durch Zeichen sie nach der Ursache derselben fragte, gaben sie mir zu verstehen, es kämen zu ihnen Bewohner der nahen Inseln, um sie zu Gefangenen zu nehmen, und daß sie sich dann vertheidigten. Ich glaube, daß diese Feinde vom Festlande herkamen. Bei ihrer Gutmüthigkeit müssen sie treffliche Diener abgeben. Ich bemerkte, daß sie rasch nachsprachen, was ich ihnen vorsagte, und ich halte dafür, daß sie ohne Schwierigkeit das Christenthum annehmen würden, denn sie scheinen mir keiner Sekte anzugehören. Gefällt's Gott, so werde ich Ihrer Hoheit bei meiner Heimkunft deren sechs mitbringen, damit sie unsere Sprache reden lernen."

Die Insel ward von den Eingebornen Guanahani genannt, Colombo nannte sie St. Salvador. Sie ist von unzähligen Eilanden umgeben, die Colombo für die von Marco Polo erwähnten 7488 Inseln hielt. Er schiffte zwischen denselben hin, fortwährend durch Neues und Ueberraschendes angezogen, und beharrlich Cipango suchend, von wo er in zehn Tagen nach Quinsay zu kommen rechnete. Da wollte er dem Großkhan die Briefschaften seiner Souveräne übergeben, und nach Erhalt der Antwort heimkehren, nach Vollbringung des glorreichen Unternehmens, in entgegengesetzter Richtung Indien erreicht zu haben. Und dieß ersehnte Cipango glaubte er in Cuba gefunden zu haben, dieser gleichfalls in der üppigsten und prächtigsten Vegetation prangenden Insel, überschwenglich reich an Blumen, Früchten und buntschillernden Vögeln. „Ich habe nie etwas so Herrliches gesehen," schrieb er; „die Gestade sind ein Paradies, von denen ich kaum mich loszureißen vermag," und entzückt rief er mit dem Hirten Virgil's aus: „Hier möchte man das Leben hinbringen!" Und auf das Entzücken des Tages folgte das der Nächte, die so wunderlieblich unter dem tropischen Himmel, wo in stets heiterer und milder Luft die Sterne ein lebhaftes und reines Licht über die Wohlgerüche duftenden Gebüsche niedersenken. Und an aller dieser Herrlichkeit glaubte Colombo, Indien zu erkennen, das Zauberland der Gewürze und des Goldes.

Aber die Städte und die Fürstenhöfe, die er erwartete, erschienen nicht, auch keine Spuren einer seltsamen und üppigen Gesittung; statt deren überall ein Naturzustand in aller harmlosen Ursprünglichkeit.

Inzwischen aber war eines der Schiffe zu Grunde gegangen,

und mit einem andern hatte sich Pinzon heimlich entfernt. Colombo ließ daher einen Theil seiner Leute auf Haiti zurück, die gerne sich dazu verstanden, angezogen durch die Annehmlichkeiten dieses Daseins, und trat, eine kleine Anzahl der Eingebornen mit sich nehmend, die Heimfahrt an. Pinzon, der dasselbe beabsichtigt hatte, ward eingeholt. Anfänglich aber herrschte conträrer und wechselnder Wind, und darauf erhob sich ein furchtbarer Sturm, der vierzehn Tage lang drohte, die machtlos seiner Wuth preisgegebenen Entdecker in den Wellen zu begraben, Colombo an der Schwelle des Zieles wieder Alles zu rauben bis auf den Ruf eines kühnen Abenteurers, der in der Verfolgung von Hirngespinnsten den Tod gefunden.

Endlich legte sich der Sturm, und ungefährdet erreichte der Admiral die Azoren (1493), fand aber bei den Portugiesen die feindseligste Aufnahme. Der König von Portugal hatte nämlich den Befehl erlassen, Colombo, wo man seiner habhaft würde, gefangen zu nehmen, als des Verbrechens schuldig, ihm eine Entdeckung, die er doch verschmäht hatte, geraubt zu haben, oder die Krone Portugals beeinträchtigen zu wollen in den Besitzungen, die der heilige Stuhl ihr verliehen. Die persönliche Erscheinung des Admirals in Lissabon und der Erfolg seines Unternehmens, das alle früheren Entdeckungen der Portugiesen in Schatten stellte, machten jedoch auf den König einen so tiefen Eindruck, daß seine besseren Gefühle die Oberhand erhielten, und der große Seefahrer eine seiner würdige Aufnahme fand.

Endlich lief Colombo in den Hafen von Palos ein unter maßlosem Jubel des Volkes von weit und breit; Glockengeläute und Geschützsalven feierten die Heimkehr der verloren Geglaubten, und vor Allen denjenigen zu verehren, der eine neue Welt entdeckt, und den man sieben Monate früher als einen Träumer verlacht hatte, fühlte sich Jedermann angetrieben. Am Abend des nämlichen Tages lief auch Pinzon mit der „Pinta," die sich am ersten Tage des Sturmes abermals von ihm getrennt und weit nordwärts verschlagen worden, in den Hafen ein, und gab sich, den Admiral untergegangen oder noch nicht angekommen wähnend, für den eigentlichen Entdecker aus. Wie aber Pinzon die Vergeblichkeit seiner elenden Hinterlist erkannte, schnitt ihm der Triumph des Admirals so tief demüthig in die Seele, daß er nach wenigen Tagen vor Kummer starb.

Auf den Wunsch des Königs und der Königin, die sich gerade zu Barcelona befanden, begab sich Colombo alsbald dahin; er ward mit ausgezeichneter Huld empfangen, und die Monarchen wollten sogar, daß er in ihrer Gegenwart sitze, als sei er nicht bloß ein großer

Mann, sondern auch ein Grand von Spanien. Sie wollten aus seinem Munde eine ausführliche Schilderung seines wunderbaren Unternehmens hören, und es schien, bemerkt Las Casas, daß sie in dieser Stunde die Wonnen des Paradieses genössen. Colombo erhielt die Erlaubniß, die königlichen Wappen in dem seinigen zu führen. Aber fromm im Glanze des Glücks, wie er es in der Dunkelheit seines früheren Geschicks gewesen, war seine nächste Sorge, die Gelübde auszuführen, die er zu verschiedenen Heiligthümern gethan, und er gelobte neuerdings, die Reichthümer, die er in den nächsten sieben Jahren erwerben würde, zur Ausrüstung von 4000 Reitern und 5000 Fußsoldaten zu verwenden behufs der Befreiung des heiligen Grabes. Ein Gleiches unternahm er für die nächstfolgenden fünf Jahre. Noch höher aber schlagen wir an, daß seine ganze Rache an den Gegnern und hochmüthigen Spöttern in den Worten bestand, die er schrieb: „Gelobt sei Gott, der Sieg verleihet, und guten Erfolg denen, die seine Wege gehen. Wunderbar hat er solches zu meinen Gunsten wahr gemacht. Ich wagte eine Reise gegen den Rath so vieler vorsichtiger Personen, und alle erachteten meinen Plan als eine Chimäre. Ich vertraute auf den Herrn, daß der Ausgang der Christenheit zur großen Ehre gereichen würde."

Bald hatte man sich in Spanien von der Wichtigkeit des begonnenen Werkes überzeugt, und traf großartige Vorbereitungen zu dessen energischer Verfolgung. Columbus brachte zwar nicht viel Gold von seiner Reise mit; allein den Spaniern war durch ihn eine neue Welt, welche von sehr unvollkommen bewaffneten, zum Theil nackten und wehrlosen Naturmenschen bewohnt ward, zum Erobern und Berauben eröffnet, und wenn sie auch auf den entdeckten Inseln vorerst nur wenig Gold fanden, so hatten sie doch die Aussicht, beim weitern Vordringen Gold in Menge zu finden. Diese Hoffnung führte nachher Schaaren von Spaniern in die neuentdeckten Länder, aber nicht etwa, um Colonien anzulegen und Handelsverbindungen anzuknüpfen, sondern um zu erobern und zu rauben.

Ganz Europa gerieth damals in ein unbeschreibliches Staunen, als sich die Nachricht von der neuentdeckten Inselwelt, von den Produkten derselben und von ihren Einwohnern, von welchen Columbus einige mitgebracht hatte, verbreitete. Der Papst Alexander VI. ließ sich sogleich geneigt finden, den Spaniern ebenso die im Westen zu erobernden Länder zu schenken, wie seine Vorgänger den Portugiesen die im Osten geschenkt hatten. Das spanische Volk überhäufte den Columbus mit Lob und Ehren, und es wurden sogleich für eine

neue, zum Behufe einer Colonisation und der Versorgung von etwa zweitausend fünfhundert Mann anzustellende Fahrt des Entdeckers 17 Schiffe ausgerüstet und Alles, was zu diesem Zwecke nöthig war, reichlich angeschafft.

Die ganze Ausrüstung für die zweite Fahrt des Columbus war für jene Zeit ausgezeichnet glänzend, und dennoch befanden sich unter jenen siebenzehn Schiffen nur drei von je hundert Tonnen. Columbus fuhr am 25. September 1493 aus der Bucht von Cadix ab, und erblickte am 2. November die Spitze einer Insel, die man, weil sie an einem Sonntag entdeckt ward, Dominika nannte. Von hier schiffte er nach Hispaniola zurück, wo er auf seiner ersten Reise an einem Platze, welcher Navidad genannt wurde, etwa dreißig Spanier als Colonisten zurückgelassen hatte. Er fand alle daselbst errichteten Gebäude verbrannt und zerstört, alle Menschen verschwunden, und gründete nun mit tausend Spaniern eine neue Stadt, welche er Isabella nannte. Da das Erobern, das Unterdrücken, das Rauben und das Ausgehen auf die Entdeckung geträumter Goldschätze in der Natur der ganzen Unternehmung lagen, so konnte man in den neuentdeckten Ländern nur durch Hülfe aus Spanien bestehen. Es zeigte sich daher bald, daß des Columbus Unternehmen, anstatt unmittelbaren Gewinn zu bringen, vorerst fortwährend großen Aufwand erfordern werde. Im Februar 1495 schickte der Admiral 12 seiner Schiffe zurück, um sich das, was ihm mangelte, aus Spanien zu verschaffen. Aus den Berichten, welche Colombus bei dieser Gelegenheit an den Hof sandte, und deren Inhalt von der zahlreichen Mannschaft im Lande verbreitet wurde, ersieht man deutlich, daß Raub und Eroberung der einzige Zweck derjenigen Spanier waren, welche zu Tausenden in die neue Welt strömten. Wenn man auch die größte Hochachtung für des Columbus wissenschaftliches Streben, für seine Verdienste um die neuere Zeit, für seinen Verstand und Charakter hat, so wird man doch jene Berichte nur mit Schaudern lesen können.

Das Betragen der bloß auf Gold und Raub bedachten Colonisten, ihre Abneigung gegen das Bebauen des Landes, des Columbus Maßregeln, sie zu zwingen, die Täuschung wegen der Goldberge und Diamantgruben, erzeugten Zwietracht und Spaltung auf Hispaniola und Unzufriedenheit in Spanien, und Columbus ward 1496 zurückberufen. Erst Ende Mai 1498 konnte er seine dritte Reise antreten. Auf dieser Reise betrat er zum ersten Male das feste Land von Amerika, aus welchem nachher zum Unglück Spaniens die von

Columbus vergebens auf den Inſeln geſuchte unermeßliche Maſſe edler Metalle nach Europa gebracht wurde. Er kehrte übrigens nach Hispaniola zurück, wo er zwei Jahre früher bei ſeiner Abreiſe ſeinen Bruder Bartholomäus als Stellvertreter zurückgelaſſen hatte. Dieſer hatte unter den trotzigen Hidalgos und mit den kühnen Abenteurern, welche dort eingewandert waren, weder Zucht noch Ordnung halten können, und da Niemand arbeiten und Niemand gehorchen wollte, ſo herrſchten auf Hispaniola Mangel und Elend, Raub und Gewaltthat. Auch der Admiral mußte zu den traurigſten Mitteln ſeine Zuflucht nehmen, um die angefangene Coloniſation nur einigermaßen zu erhalten und emporzubringen.

Die Indier waren, mit Ausnahme der Caraïben, ein ſchwächliches, feiges, und im Kriege ungeübtes Geſchlecht, ſchlecht bewaffnet und nicht im Beſitze von Eiſen; die Spanier dagegen waren tapfer, der Taktik und Strategie Europa's kundig, mit Panzern, ſtarken Schwertern, Lanzen und Kolben bewaffnet, und zugleich, was die Hauptſache war, mit Flinten, Kanonen, Pferden, ſowie mit Bluthunden verſehen, welche für die nackten Indianer furchtbarer waren, als alles Andere. Pferde hatte Columbus auf der zweiten Reiſe zwar nur wenige mitgebracht; ſie waren aber den Eingeborenen faſt eben ſo ſchrecklich, als die Schießgewehre. Bei der dritten Reiſe wurden andere hinüber gebracht, und ſeitdem vermehrten ſie ſich.

Die Regierung aber that das Meiſte, dem Colombo Schwierigkeiten zu bereiten. Weil der Enthuſiasmus erkaltet war und man doch eine bedeutende Zahl von Coloniſten ſenden wollte, ſchickte man alle Räuber und Mörder als Coloniſten mit, und gewährte den zum Tode Verurtheilten in Amerika ein freies Exil. Schon dieß allein mußte die verderblichſten Folgen haben; es ward aber noch empörender durch die Art, wie Columbus die einwandernden Spanier zu Gutsbeſitzern und Landbauern machte. Er wies nämlich gerade den unruhigſten und unternehmendſten Leuten, um ſie wegen getäuſchter Hoffnungen zu beruhigen, große Strecken Landes als Eigenthum an, und gab ihnen die Erlaubniß, eine durch das Loos zu beſtimmende Zahl der unglücklichen Eingeborenen zur Bebauung deſſelben zu zwingen. Dieſes Syſtem, das Land zu rauben (ohne den nachher in Nordamerika beliebt gewordenen Scheinkauf) und die Bewohner zu Leibeigenen zu machen, oder das Syſtem der Repartimientos rief ganz unerhörte Gräuel hervor, welche endlich der Königin Iſabella zu Ohren kamen.

Dieß bewog ſie, den Francesco de Bobadilla nach Hispaniola

zu senden, damit er, mit unbeschränkten Vollmachten ausgerüstet, den Thatbestand untersuche. Herrschsüchtig und gewaltthätig, von vornherein entschlossen, Colombo als einen Verbrecher zu behandelte, sammelte dieser Bevollmächtigte eifrig die haßerfüllten Aussagen von Intriguanten und Ehrgeizigen, keine Anklage, auch der schlechtesten Menschen, ward zurückgewiesen. Hierauf gebot er dem Admiral, vor seinem Richterstuhl zu erscheinen, und da er ohne Zögern und Murren alsbald dem Befehle gehorsamte, ward er, ohne gehört zu werden, ergriffen, in Ketten geschlagen und ohne Weiteres zu Schiffe gebracht, um gefesselt wie ein Verbrecher das Weltmeer zu befahren, welches er zuerst dem undankbaren Europa erschlossen hatte.

Diese unerhörte Behandlung eines Mannes, der Anspruch hatte auf die größte Dankbarkeit der Nation, hatte doch den Erfolg, die Bosheit seiner Feinde recht offenbar zu machen. Die Könige schämten sich des Vorgefallenen, ließen ihn alsbald in Freiheit setzen, luden ihn an den Hof, und nahmen seine mit ruhiger Würde vorgetragene Rechtfertigung huldvoll auf, aber die ganze Genugthuung bestand nur in der Zurückberufung des Bobadilla; denn statt dem Colombo die genommenen Würden zurückzugeben, schickten sie den Ritter Ovando mit einer wohlausgerüsteten Flotte von dreißig Schiffen nach Hispaniola. Denn der vorherrschende Charakter der spanischen Politik bestand in einem kleinlich eifersüchtigen Bemühen, Niemanden groß werden zu lassen, und darum halb vollendete Unternehmungen zu unterbrechen.

Die bitter erfahrene Undankbarkeit beirrte aber Colombo keineswegs, und nachdem er auf's Dringendste die Kreuzfahrt angerathen, bewarb er sich um die Gunst, eine neue Reise unternehmen zu dürfen, um nach den von Polo beschriebenen reichen Ländern zu gelangen. Es lag ihm dieser Plan um so mehr am Herzen, als Vasco de Gama jene Gegenden auf einem andern Wege erreicht, Cabral Brasilien entdeckt hatte. Er konnte jedoch nur vier Caravelen erlangen, von denen die größte 70 Tonnen (1000 Zentner) führte; nichtsdestoweniger unternahm er mit dieser erbärmlichen Ausrüstung und im Alter von 66 Jahren die Umschiffung der Erde (9. Mai 1502). Er landete auf Cuba, und suchte dann, um nach dem so ersehnten Cathai zu gelangen. Längs der ganzen Küste des Festlandes vom Cap Graciosa Dios bis an einen Hafen, den er seiner Anmuth und Sicherheit wegen Porto bello nannte, suchte er nach einer Straße in das indische Weltmeer. Ohne das Südmeer gesehen zu haben, und nach einem verunglückten Versuche, an diesen Küsten eine Colonie zu gründen, ward er von einem heftigen Sturm überfallen; er verlor

zwei seiner Schiffe, und mit den beiden übrigen erreichte er mit äußerster Noth die Küste von Jamaika, wo er sie mußte auf den Strand laufen lassen. Körperlich krank und geistig niedergedrückt, schmachtete er hier ein Jahr lang in der furchtbarsten Lage, immer vergeblich auf Hülfe von Hispaniola wartend, mit Kummer, Unbotmäßigkeit seiner Matrosen und Hungersnoth kämpfend.

Endlich 1504 (7. Nov.) schlug Colombo wieder den Heimweg ein, und hiermit endet seine glorreiche Laufbahn. Auf seiner dritten Reise hatte er den amerikanischen Kontinent berührt, auf der vierten die reichsten Länder betreten, aber ohne es zu wissen. Sein Zweck, einen Durchgang nach Indien zu finden, war verfehlt, und obgleich er bei diesem letzten Versuche eine größere seemännische Fähigkeit als bei den vorhergegangenen Unternehmungen und eine wahrhaft heldenmüthige Energie entwickelt hatte, ward ihm nichts zum Lohne als Undank und Elend. „Ich zähle 18 Jahre," schrieb er den Königen, „seit der Zeit, wo ich in den Dienst Ew. Hoheiten getreten, und heute habe ich kein Haar mehr auf dem Haupte, das nicht gebleicht wäre. Ich bin kränklich, ich habe verbraucht, was mir geblieben war, und sie haben mir genommen und verkauft, mir wie meinen Brüdern, alles bis auf das Gewand am Leibe; daher befinde ich mich in so äußerster Noth, daß ich nicht mehr einen Pfenning um Gotteswillen zu geben habe. Vereinsamt in meiner Kümmerniß, gebrechlich, tagtäglich den Tod erwartend, von einer Million Wilden voll Grausamkeit und Feindseligkeit umlagert, möge über mich weinen, wer noch ein Fünklein Mitleids besitzt, wer die Wahrheit und Gerechtigkeit liebt!" Und seinem Sohne schrieb er: „Nach zwanzig Jahren so vieler Dienste und Anstrengungen und Gefahren, finde ich in Spanien kein Obdach mehr für mein Haupt; möchte ich essen und schlafen, so muß ich zur Schenke wandern, und meistens habe ich nicht einmal, um meine Zeche zu bezahlen."

Isabella, seine Gönnerin, war nicht mehr. Nach wiederholtem flehentlichen Bitten gestattete ihm Ferdinand, vor ihm zu erscheinen, und nahm ihn mit eisigkalten Betheuerungen von Achtung und Wohlwollen auf.

Trotz aller Enttäuschungen und obgleich er einsehen mußte, daß er auch unter den günstigsten Umständen seine Pläne und Hoffnungen nun gar nicht mehr zu verwirklichen vermochte, entsagte Colombo denselben bis zum letzten Augenblick nicht; vom Elend und der Gicht geplagt, schrieb er noch an den König über die großen Dienste, die er sich fähig fühle, ihm zu leisten, bis endlich der Kummer, der sein

Leben aufgezehrt hatte, dessen Faden zerriß. Er starb zu Valladolid am 12. Mai 1506, 68 Jahre alt.

27.

Kaiser Max, der letzte Ritter.

Als Maximilian seinem Vater Friedrich III. in der Regierung über Deutschland folgte, erweckte er durch den ritterlichen Heldenmuth, die vielfachen Einsichten und den kühnen Unternehmungsgeist, die man an ihm kannte, große Hoffnungen, wovon wenige in Erfüllung gingen. Was konnte aber auch unter den damaligen Umständen Maximilian thun? Als Kaiser war er einer der ohnmächtigsten und ärmsten europäischen Herrscher, denn mit dem vormaligen Glanze der Kaiserwürde waren auch fast alle Einkünfte derselben verloren gegangen; die Zölle, die Privilegien, die Judentribute und andere Abgaben, die sonst dem Kaiser gehört hatten, waren allmählig in die Kassen der einzelnen Landesfürsten geflossen, und die Städte waren so widerspenstig geworden, daß sie nicht mehr die Zehrungskosten für den Kaiser und sein Gefolge tragen wollten, wenn er sich bei ihnen aufhielt, wie doch sonst üblich gewesen war. Alles, was Maximilian vermochte, vermochte er als Herr seiner Erblande (er vereinigte die bisher getheilten österreichischen Besitzungen wieder); aber auch hier war der Adel nicht der willigste, und die Einkünfte aus denselben reichten für einen so unwirthlichen Haushalter, als er war, bei weitem nicht hin. In der Dürftigkeit der ihm zu Gebote stehenden Mittel liegt denn auch eine der Ursachen, warum die Handlungsweise, die er während seiner Regierung befolgte, jenem ritterlichen, offenen Wesen seiner Jugend nicht entsprach. Seiner Stellung nach wollte und konnte er sich von dem damals höchst belebten und bewegten Schauplatze europäischer Staatskunst nicht zurückziehen; da er sich aber an Macht mit seinen bedeutenden Nebenbuhlern nicht messen konnte, und diese stets durch ränkevolles, hinterlistiges Spiel zu ihrem Ziele zu gelangen suchten, sah auch Maximilian sich immer mehr in diesem künstlichen Gewebe verstrickt und zog doch gewöhnlich den kürzern. Indeß ist diese Beschaffenheit der Verhältnisse doch nicht allein anzuklagen, wenn wir Maximilian mit schlechtem Glücke in sie eingreifen sehen. Auch sein Charakter ist es. In der Regel verdarb er sich die Ausführung seiner Pläne, theils durch den Leichtsinn, mit welchem er mühsam zusammengebrachte Geldsummen zwecklos vergeudete, theils durch seltsame Launen und Unbeständigkeit,

indem man ihn nur drohen, aber nichts vollziehen, zu andern Zeiten von begonnenen Unternehmungen beim ersten Mißlingen wieder abspringen sah. Während er seine Blicke stets auf Frankreich und Italien gerichtet hatte, und die deutschen Stände vergeblich zu einer nachdrücklichen Unterstützung seiner Pläne zu bewegen suchte, waren weder er noch die Fürsten ernstlich bemüht, den furchtbaren Einfällen der Türken zu steuern, welche Sicherheit, Gut, Freiheit und Leben der Nation unaufhörlich bedrohten.

So wenig Befriedigung indeß die äußeren Verhältnisse des Reiches während Maximilians Regierung gewähren, so wohlthätig und folgenreich ist sie doch durch die während derselben zu Stande gekommene innere Friedensstiftung Deutschlands geworden. Als nämlich Maximilian 1495 dem von Ludwig Moro gegen Karl VIII. gestifteten Bunde beigetreten war, und auf einem zu Worms gehaltenen Reichstage Hülfe gegen die Türken und die Franzosen forderte, kam von Seiten der Fürsten die schon unter Friedrich III. betriebene Sache eines allgemeinen und dauernden Landfriedens und eines Reichsgerichts wieder in Anregung. Das Bedürfniß eines festen Friedstandes ward von Jahr zu Jahr immer dringender empfunden; das Gefühl, in welchem unglücklichen, heillosen Zustande sich die bürgerliche Gesellschaft durch die unaufhörlichen inneren Fehden und Kämpfe Großer und Kleiner befinde, war mit einer nicht mehr zurückzuweisenden Stärke erwacht. Maximilian hielt zwar die Einsetzung eines solchen, von ihm unabhängigen Gerichts für eine Schmälerung der kaiserlichen Gewalt, ein Gesichtspunkt, aus dem auch sein Vater die Sache betrachtet hatte; als aber die Stände erklärten, ehe beständiges Gericht, Frieden und Recht angeordnet wäre, sei an keine Hülfe zu denken, gab er nach. So kam denn wirklich zu Worms (1495) die Sache zu Stande. Es ward festgesetzt: Niemand solle von nun an mehr den andern befehden, berauben oder beschädigen, Niemand Einen, der es thäte, beherbergen; wer es aber thäte, solle in die Reichsacht verfallen, und damit sein Leib und Gut jedem preisgegeben sein. Wer an einen Andern Ansprüche habe, solle seine Klage vor den Gerichten anbringen. Gegen Reichsunmittelbare sollte diese vor dem neu eingerichteten kaiserlichen Kammergericht stattfinden. Dieß Gericht sollte aus einem Kammerrichter, als Vorsitzer, und sechzehn Beisitzern (zur Hälfte aus der Ritterschaft, zur Hälfte Rechtsgelehrte) bestehen. Die Kosten der ersten Einrichtung und die Besoldung der Richter für die ersten Jahre sollten aus einer allgemeinen Auflage, die man den gemeinen Pfenning nannte, bestritten werden. Sobald

zu Worms Alles in Ordnung gebracht war, begab sich der Kaiser selbst mit den erwählten Richtern nach Frankfurt, nahm sie in Pflicht und übergab dem Grafen Eitel Friedrich von Zollern, als erstem Kammerrichter, feierlich den Scepter oder Richterstab. Im Jahre 1530 wurde dem Gericht Speier zum Sitz angewiesen, von da wurde es 1693 nach Wetzlar verlegt.

Es dauerte indeß eine geraume Zeit, bis die wohlthätigen Folgen der neuen Einrichtung in's Leben traten, ja sie drohte gleich nach ihrer Entstehung wieder zu zerfallen. Die Sporteln reichten zur Unterhaltung des Kammergerichts nicht zu, und der gemeine Pfenning ging nicht ein. So schwer war es damals, die Deutschen auch nur zu dem geringsten Opfer zum Besten des Reiches zu bewegen. Der erste Kammerrichter dankte daher auch schon im ersten Jahre wieder ab. Jährliche Versammlungen der Stände, die man angeordnet hatte, um dem Landfrieden und dem Kammergericht Kraft und Leben zu geben, kamen nicht in Gang, daher wurde auf einem 1500 zu Augsburg gehaltenen Reichstage auf Betrieb des Kurfürsten Berthold von Mainz die Einsetzung eines aus zwanzig Beisitzern bestehenden Reichsregiments beschlossen, welches aber nicht nur über die neuen Einrichtungen wachen, sondern über alle Reichssachen sollte berathen und Beschlüsse fassen können. Diese Einrichtung würde auch die wenigen noch vorhandenen Reste der kaiserlichen Gewalt vernichtet und das Reich auch der Form nach zu einer Staatenrepublik gestaltet haben, wenn nicht die deutschen Fürsten auch dafür gleichgültig und ohne Theilnahme gewesen wären. So hörte denn das Reichsregiment schon 1502 wieder auf und mit ihm das Kammergericht. Indeß herrschten Unsicherheit und Fehdewesen wie früher. Als ob kein Landfrieden beschlossen und verkündet wäre, entstand 1503 nach dem Tode des Herzogs Georg von Bayern-Landshut zwischen den nächsten Lehensvettern, dem Herzog Albrecht von München und dem Schwiegersohne des Verstorbenen, dem Pfalzgrafen Ruprecht, eine blutige Fehde um das Erbe. Da der Rechtsspruch wider den Letztern ausgefallen war, erklärte sich auch Maximilian gegen denselben, mußte sich aber bei dem Kriege gegen ihn und seine Bundesgenossen mit der Hülfe einzelner Reichsstände und des unter Friedrich III. entstandenen schwäbischen Bundes begnügen. Nach einiger Zeit wurde der Streit durch einen Vergleich geschlichtet, indem die Söhne des während des Kampfes gestorbenen Pfalzgrafen nicht leer ausgingen. Das seit dem Tode des Kaisers Ludwig getrennte Hauptland Bayern wurde damals wieder zu einem Ganzen vereinigt. Auf einem Reichstage

zu Köln (1505), wo der Vertrag geschlossen wurde, ward auch das Kammergericht wiederhergestellt, und 1512 endlich auch der wichtige Punkt, wie die Schlüsse des Gerichts gegen mächtige Stände in Vollziehung gesetzt werden sollten, erledigt. Zu dem Ende war das Reich, statt der früher beliebten sechs, in zehn Kreise eingetheilt, deren Rang genau bestimmt wurde, und von denen jeder einzelne als ein geschlossener Bund, dessen Glieder im Nothfall für Einen Mann stehen mußten, betrachtet ward. Jedem dieser Kreise wurde ein Hauptmann vorgesetzt, dem die Vollstreckung der rechtskräftig gewordenen Kammergerichtsurtheile zustand.

Auf diesen neuen Vereinigungen beruhte fortan der noch bestehende Zusammenhang des Reiches, und wer ihnen nicht angehören wollte, trennte sich der That nach von demselben. Dieß war der Fall der schweizerischen Eidgenossenschaft und des Ordensstaats Preußen. Auch Böhmen blieb unter der Herrschaft des polnischen Wladislav außer Verbindung mit Deutschland. Diese wurde erst wieder hergestellt, als dieß Königreich in der Folge an das österreichische Haus kam. Während so die Aufrichtung einer festen, bürgerlichen Ordnung in Deutschland nur langsam gedieh, eilte das Glück, den Stamm des Kaisers zu heben und zu schmücken. Daß durch die Heirath seines einzigen Sohnes Philipp mit der nachher in Wahnsinn verfallenen Johanna von Spanien dieses Land an seinen Enkel Karl fallen würde, war schwerlich zu erwarten gewesen. Wiederum diesen Karl und dessen Bruder Ferdinand mit reichen Gemahlinnen zu versorgen, war des Großvaters Maximilian eifrigstes Bestreben. Noch als sie Knaben waren, warb er schon Königstöchter für sie zu Bräuten in England, Frankreich und Ungarn, und baute auf diese künftigen Verbindungen die kühnsten Hoffnungen. Und die für Ferdinand gefaßte ging wirklich in Erfüllung. Indem Maximilian nämlich wegen der ihm bedingungsweise zugesicherten Erbfolge in Ungarn mit dem Könige Wladislav in Unterhandlung trat, versprach ihm dieser 1506 seine einzige Tochter Anna, die damals drei Jahre alt war, zur Braut für den vierjährigen Ferdinand, und seinen damals noch nicht gebornen, aber gehofften Sohn zum Bräutigam für Maximilian's Enkelin Maria. Dieser Sohn, der nachmalige König Ludwig II., kam noch in demselben Jahre zur Welt. Der Vertrag, welcher die Wechselheirath festsetzte, ward 1515 bei einem Besuche, den die Könige von Ungarn und Polen dem Kaiser in Wien abstatteten, bekräftiget. Stürbe Ludwig kinderlos, so solle Anna in Ungarn und Böhmen folgen.

Diese Aussicht seines Geschlechts, auf den ungarischen Thron zu gelangen, erhöhte das Interesse des Kaisers an dem Gedanken, der immer drohender gegen den Westen drängenden türkischen Macht durch einen Heereszug einen Damm entgegenzusetzen. Er hielt deßwegen 1518 einen Reichstag zu Augsburg, wo auch ein päpstlicher Legat erschien, den Fürsten diese wichtige Angelegenheit auch im Namen der Kirche nachdrücklichst zu empfehlen. Dennoch ward der Antrag abgelehnt, und es herrschte eine dem römischen Hofe so abgeneigte Stimmung, daß die päpstliche Empfehlung nichts genützt, sondern geschadet hatte. Ebenso vergeblich blieb des Kaisers Bemühen, seinem Enkel Karl, der nun schon König von Spanien war, auf diesem Reichstage die römische Königskrone zu verschaffen. Dieser Ansicht wirkten der Papst und König Franz durch geheime Unterhandlungen entgegen, und einige Kurfürsten widersetzten sich öffentlich. Mißmuthig und kränkelnd verließ Maximilian hierauf Augsburg und ging nach Tyrol. Hier erfuhr er noch eine Kränkung. Die Bürger zu Innsbruck, denen er von früheren Zeiten her noch Zehrungskosten schuldig war, weigerten sich, sein Gefolge aufzunehmen und ließen Wagen und Pferde in der rauhesten Witterung auf der Straße stehen. So viel galt damals ein römischer Kaiser in seinem eigenen Lande! Seine Krankheit nahm von da an plötzlich zu, und er starb noch auf dieser nämlichen Reise zu Wels in Oberösterreich, den 12. Januar 1519.

Kaum gehen die Urtheile der Geschichtschreiber über einen Kaiser so auseinander, als über Maximilian, was doch eigentlich in dem Ueberfluß seiner Entwürfe und der Unbeständigkeit im Ausführen derselben seinen Grund hat. Der Wahrheit am nächsten kommt vielleicht nachfolgendes Urtheil, zugleich eine Charakteristik der Persönlichkeit des Kaisers.

Max war persönlich ein Held, dazu ein wohlwollender heiterer Charakter, leicht begeistert, thätig, gut unterrichtet und voll Geist und Witz, an Lebhaftigkeit durchaus das Gegentheil seines pedantischen Vaters, aber er hatte doch etwas von dessen Kleinigkeitskrämerei geerbt; seinen Gedanken fehlte die Größe. Immer beschäftigt, brachte er doch nie etwas Tüchtiges zu Stande. Immer die Miene eines genialen Selbstherrschers behauptend, ließ er sich doch herumholen. Schon Machiavelli, der größte politische Kopf seiner Zeit, sagt von ihm, er glaube alles selbst zu thun und lasse sich doch immer vom besten ersten Eindruck verleiten; er hege allerlei Plane, aber wenn sie zu Tage kommen, gerathe ihm doch alles anders, als er gewollt

habe. Eigentlich war er im Reichsrathe und im Felde nie auf ſeinem Platze. Nur da gefiel er ſich und zeichnete ſich aus, wo er durch perſönliche Tapferkeit und Galanterie gleich einem gemeinen Ritter glänzen konnte. Und nur ſolche Thaten hat er auch von ſich berichtigt und geprieſen, als er unter ſeinen Augen ſeine Lebensgeſchichte niederſchreiben ließ. Daß er den Ritter Barre aus Frankreich im Zweikampf niederwarf, daß er in jedem Turnier ſiegte, daß er als der kühnſte Gemſenjäger in den Alpen geprieſen wurde (noch zeigt man die ſteile Martinswand in Tyrol, auf die er ſich bei der Jagd verſtiegen, und von der ihn ein Engel herabgeführt haben ſoll [1]), daß er auf dem Thurmgeländer des neugebauten Ulmer Doms mit einem Fuße ſtehend, den andern in die Luft hinausſtreckte, ſolche Beweiſe von Athletenkraft und Tollkühnheit waren ihm mehr werth, als Beweiſe von großer Regentenkraft, ja nicht ſelten verſäumte er über ſolchen Spielereien die Reichsgeſchäfte und ließ ſich die Feinde über den Kopf wachſen. Während er ſich allerdings durch ſeine Herablaſſung beliebt machte, vergab er ſich doch zugleich ſehr viel von ſeinem Anſehen und verläugnete zuweilen die dem Kaiſer des heil. röm. Reichs zuſtändige Würde, weßhalb ihn ſein luſtiger Hofnarr, Kunz von der Roſen, aufzog. Einſt verehrten ihm die Juden einen Korb mit goldenen Eiern, da ließ ſie Max feſtnehmen, denn ſolche Hennen, ſagte er, müſſen mir noch mehr legen. In Ulm beredete er die Frauen zu einer neuen Mode, in Nürnberg ließ er ſich von den Frauen entwaffnen und gefangen nehmen, um noch einige Tage länger mit ihnen zu tanzen. In Regensburg ritt er einſt zum Reichstag ein, indem er einen ganzen Zug von fahrenden Frauen am Schweife ſeines Roſſes nach ſich zog. Die freie Reichsſtadt hatte nämlich den liederlichen Weibern den Eintritt verſagt, aber der Kaiſer ſchmuggelte ſie in eigener Perſon unter großem Gelächter ein. So war der Kaiſer und ſo war jene Zeit. Man beſitzt noch ein Tagebuch, das Max eigenhändig geſchrieben. Darin ſind unzählige kleine Notizen enthalten, wie ein gewiſſer Fiſch gefangen oder gebraten wird, wie eine gewiſſe Waffe geſchmiedet wird, wie viel der Vogt einer entlegenen kaiſerlichen Burg zu ſeinem Unterhalte braucht, auch wohl, wo eine hübſche Hiſtorie zu leſen iſt — nur nichts von den großen Fragen der Kirche und des Reichs. Seinem Geheimſchreiber Treitzſauerwein hat er ſelbſt ſeine Lebensbeſchreibung in die Feder

1) Oder Oswald Zips, der von der Gemſenjagd heimkehrend ihm Hallo zurief und daher den Ehrennamen Hollauer von Hohenfels erhielt. (Beda Weber, Tirol.)

dictirt unter dem allegoriſchen Titel der weiße König. Außerdem hat der Nürnberger Melchior Pfinzing ſein Leben in Reimen beſchrieben, unter dem Titel Theuerdank, d. h. der auf Abenteuer denkt. Das ſind Lebensbeſchreibungen eines Ritters, aber nicht eines Kaiſers. Er hat das Gute gewollt, er entflammte ſich zuweilen plötzlich für eine große Unternehmung. So wollte er gegen die Türken ziehen, Italien dem Reich wieder einverleiben, Frankreichs Uebermuth beſtrafen, aber er war mitten unter den Waffen Deutſchlands gefeſſelt, mitten unter den Reichthümern Deutſchlands ein Bettler; die in den ſchmachvollſten Egoismus verſunkenen Reichsglieder rührten ſich nicht, den Kaiſer zu unterſtützen, und ließen ihn dem Auslande zum Gelächter werden.

VI. Schilderungen zur Culturgeſchichte.

1.

Das Ritterweſen.

Der Ritterſtand bildete ſich in den abendländiſch-chriſtlichen Reichen durch die corporative Ausſonderung Derer, welche durch einen größeren eigenen Beſitz oder durch größere Lehen in den Stand geſetzt waren, den ordentlichen Reichsdienſt zu Roſſe zu leiſten. Schon in den alten deutſchen Zeiten waren die Glieder der Gefolgſchaften beritten geweſen, und dieſe Reiterei hatte zwar keineswegs den Hauptbeſtandtheil, aber einen unter den Waffen geübteren Kern der Heere gebildet.

Noch hielten ſich zwar unter den ſächſiſchen Königen in Deutſchland und ſelbſt noch weit ſpäter, die ſchöffenbarfreien Leute, ſelbſt wenn ſie ärmer waren, dem Lehensadel ebenbürtig. Sie hatten wohl noch das Recht, Lehen zu erhalten, aber ſie erhielten in der Regel keine mehr, und wenn auch noch nicht ganz geſchloſſen, ſtund doch ſchon im 11. Jahrhundert der Ritterſtand dem freien Bürgerſtande einigermaßen gegenüber.

Schon im deutſchen Alterthume hatten Kriegsſpiele ſtattgefunden; am Karolingerhofe wurden dieſe in der beſtimmteren Form des Reitens in Theilen (oder wie es ſpäter genannt wird, in Quadrillen) eingerichtet, indem ſich Deutſche, Aquitanier, Lothringer und Bretonen gegen einander um den Preis verſuchten.

Dieſe am Karolingerhofe entſtandenen Kriegsſpiele wurden beſonders in Deutſchland in regelmäßiger Form zu Reichsturnieren ausgebildet. Daß ſich die einzelnen Schritte dieſer Weiterbildung nicht mehr nachweiſen laſſen, mag daher kommen, daß ſie nie eine ununterbrochene, ganz allmählige war.

Seit ſich der Ritter- und Bürgerſtand alſo ſonderten, ward auf den Reichsturnieren (und dann auch auf den kleineren) niemand mehr

zugelaſſen, als wer die Ritterbürtigkeit nicht bloß dem Rechte nach, ſondern auch der äußeren Haltung ſeines Geſchlechtes nach nachweiſen konnte. Doch gehörte auch dazu, daß Jemand ſchon das gehörige Alter erreicht hatte, daß er durch die Feierlichkeit der Schwertnahme (Schwertleite) wehrhaft gemacht war. Bei Fürſtenſöhnen war die Schwertnahme ein großes Hoffeſt und mit ihnen zugleich das Schwert zu nehmen (ihre „ſwertgenozen“ zu werden) drängten ſich in der Regel die Altersgenoſſen vom Adel ihrer Landſchaft.

Feſter als Stand bildete ſich die Klaſſe der Ritterbürtigen durch die Kreuzzüge. Die ritterbürtigen Leute bildeten durchaus den Kern der nach dem Oriente ziehenden Heere. Die ganze Geſtaltung des ritterlichen Adelweſens war von Frankreich aus durch die normanniſche Eroberung auf England und auf das ſüdliche Italien und Sicilien, durch die burgundiſch-caſtiliſche Eroberung auf Portugal übertragen worden. In den aus der ſpaniſchen Mark hervorgegangenen Herrſchaften von Navarra und Catalonien hatte ſich das Ritterweſen gleichartig wie in Frankreich entwickelt, und auch Arragonien und Caſtilien hatten dieſe Entwicklung aufgenommen. Die Kreuzzüge, wo ſich alle Nationen der lateiniſchen Chriſtenheit begegneten, hatten dann die Wirkung, daß ſich der Ritterſtand im ganzen lateiniſchen Abend- und Morgenlande als ein durch alle Nationen vertheiltes und trotz der Vertheilung zuſammenhängendes und gleichgeſtelltes Adelsvolk im Gegenſatze der übrigen Stände fühlen lernte. Die Volksthümlichkeit dieſes Adelsvolkes iſt das Ritterweſen.

Der Umſtand, daß an den Kreuzzügen zuerſt vorzugsweiſe nur die Franzoſen Theil nahmen, hatte die Folge, daß auch Vieles, was allgemeiner den Ritterſtand charakteriſirt, franzöſiſchen Urſprungs oder franzöſiſcher Ausbildung iſt. In Deutſchland aber findet ein weſentlicher Unterſchied im Adelsleben der alten ſächſiſchen und frieſiſchen Lande und dem des übrigen Deutſchland ſtatt. Nur dem übrigen Deutſchland iſt der Minnegeſang eigen; nur ihm ſcheint jene eigenthümliche höfiſche Bildung, höfiſche Liebe und höfiſche Familieneinrichtung anzugehören; die Sachſen aber davon weder im guten, noch im ſchlechten Sinne tiefer ergriffen worden zu ſein. Vorzügliche Grundlagen dieſes Ritterweſens wurden nun: die kunſtmäßige Führung der Waffen und die chriſtliche Haltung des Lebens, und es traten ſeit dem erſten Kreuzzuge die, welche hinreichende Proben ihrer Kunſt in den Waffen abgelegt, und bis in ein mannbares Alter keinen Makel unadeligen und unchriſtlichen Lebens auf ſich geladen hatten, vorzugsweiſe Ritter (milites, equites) genannt, hervor. Sie legten

ein feierliches öffentliches Gelübde ab unter bestimmten Ceremonien, die ein älterer Ritter (in der Regel ein Fürst oder sonst hochgestellter Mann) vollbrachte, und wodurch er sie gewissermaßen zu den Pflichten ihres Standes durch den Ritterschlag und die Umgürtung mit dem Ritterschwerte (cingulum militare) einweihete.

Es erhielt der Adelstand außer den Graden nach den verschiedenen Geburtsrechten, auch nach den Abstufungen des ritterlichen Lebens, verschiedene Klassen, wie sie der gelehrte Stand in seinen Scholaren, Licentiaten und Doctorgraden theils ebenfalls hatte, theils weiter ausbildete. Diese Abstufungen des ritterlichen Lebens waren: das Kindesalter, welches lediglich unter der Pflege der Frauen zugebracht ward; die Stufe der „junkherrelin" oder „garzune," während welcher die Söhne der Lehensleute und ärmeren Edelleute wie Pagen am Hofe des Lehensherrn und reicherer Ritter erzogen wurden und dienten; die Söhne aber der Herren und Reichen besondere Zuchtmeister mit ihren Gespielen erhielten, weil man nicht glaubte, daß ein Vater selbst die Erziehung seiner Söhne gut zu leiten im Stande sei.

Weiter waren Abstufungen des Ritterlebens; der Stand der Edelknechte, Knappen oder Junker, in welchen die zu den Waffen Gebornen in der Regel zwischen dem 14. und 18. Jahre durch die Wehrhaftmachung eintraten; und der Stand der geschlagenen Ritter.

Die Frauen des Ritterstandes wurden in ihren Kinderjahren in der Regel auch aus dem Hause gethan, und am Hofe des Lehensherrn oder in einem Kloster erzogen. Blieben die Frauen und Töchter ritterlichen Standes im eigenen Hause, so lebten sie, so lange sie unverheirathet waren, doch größtentheils in einem abgesonderten Theile des Hauses, wo sie selten von Männern gesehen wurden, und außer den nahen Verwandten und Dienstleuten des Hauses selten Männer sahen. Wenn sie das heirathsfähige Alter erreicht hatten, wurden sie dann von ihren Eltern oder von dem Lehensherrn oder Dienstherren verheirathet; sie hatten in der Regel in die Sache wenig zu zu reden; der Bräutigam fand sich mit den Angehörigen darüber ab, und man nannte das Eingehen in die Heirath: kaufen.

Die geistlichen Ritterorden können als eine Vermählung des Ritterwesens mit dem Mönchsthume betrachtet werden. [1])

Eine eigene Erscheinung des Ritterwesens sind noch die deutschen Rittergesellschaften des 14. und 15. Jahrhunderts. Den äußeren

---

1) S. die besonderen Schilderungen: Deutschordensritter und Geistliche Ritterorden für Krankenpflege.

Anknüpfungspunkt für dieſe Verbindungen gaben zuerſt die ſchon früher üblichen Turniergeſellſchaften, indem man ſich bei den kleineren Turnieren nicht nach großen Landsmannſchaften zuſammenfinden konnte, ſondern nach Genoſſenſchaften. Dieſe Genoſſenſchaften trugen gleiche Abzeichen, in der Regel gleiche Zimieren, um ſich in der Rüſtung immer leicht zu einander zu halten und zu finden und ſie hatten auch den Sinn, Gewinn und Verluſt gemeinſchaftlich zu haben, und ſo letzteren leichter zu tragen, denn wer bei dem Reiten in Theilen von ſeiner Schaar getrennt und gefangen ward im Turnier, mußte ſich mit Geld löſen. Genoſſenſchaften, welche unter ihrem Zeichen Glück gehabt hatten, blieben wohl auch vereinigt, und ihr Ruhm lockte andere, ſich ihnen anzuſchließen. Dieſe Turniergenoſſenſchaften mochten ſchon in den weſentlichen Bedingungen ausgebildet ſein, als im Laufe des 14. und 15. Jahrhunderts vielfach dem Adel das Bedürfniß erwuchs, ſich in Eidgenoſſenſchaften zu vereinigen, theils um alte Rechte gegen das Umſichgreifen fürſtlicher Landesherrſchaften und der Städte zu ſchützen, theils um neue zu gewinnen. Für dieſe neuen Eidesgenoſſenſchaften des Adels wurden nun die Formen der Turniergeſellſchaften, an deren Spitze Hauptleute oder Könige ſtanden, Grundlage. Dieſe Eidesgenoſſenſchaften des Adels mit politiſchen Zwecken erſtreckten ſich zuweilen nur auf einzelne Landſchaften, zuweilen aber hatten ſie eine ſo weite Ausbreitung im Reiche, daß ſie ſich wieder in Bezirke theilen mußten, die ebenfalls ihre Vorſteher und Hauptleute hatten.

In Oberſchwaben war beſonders die Geſellſchaft von St. Georg (oder vom Fiſch und Falken) ſehr ausgebreitet; in den Rheinlanden die vom Löwen; in Heſſen und Weſtphalen die vom Stern; in Heſſen und Thüringen die mit den Hörnern u. ſ. w.

Aus den Adelsverbindungen dieſer Art hat ſich der eigenthümliche Charakter unſerer neueren Hofritterorden entwickelt. Fürſten und Könige nämlich pflegten für ſich eigene Turniergeſellſchaften zu ſtiften, und darin aufzunehmen, wer ihnen vom Adel beſonders nahe ſtund. Es iſt gewiſſermaſſen eine neuere Geſtalt der alten Schwertgenoſſenſchaften der Fürſten. Die Formen der geiſtlichen Ritterorden wirkten mehrfach theils auf die Abzeichen, theils auf Pflichten und Privilegien, theils auf Verwaltung der Ordensangelegenheiten bei dieſen Hofordeu, aus welchen ſich wunderlicher Weiſe unter dem Einfluſſe der philanthropiſch-liberalen Richtungen der letzten Jahrhunderte Verdienſtorden und ſogar bürgerliche Verdienſtorden entwickelt haben.

2.
Ritterburgen.

So wird uns die Burg eines mächtigen und begüterten Herrn beſchrieben: Sie glich einem Labyrinth; Speicher an Speicher, Kammer an Kammer, Gemach an Gemach. Im Erdgeſchoß waren Keller, Getreidekammern, Gewölbe zu Fäſſern, Räume zu Kufen und andern Hauserforderniſſen. Im zweiten Stocke befand ſich die eigentliche Wohnung und das gemeinſame Gelaß für die Bewohner, die Gemächer für Bäcker und Küfer, das große Schlafgemach für den Herrn und die Frau, welchem die Schlafſtellen für die Diener und für die Dienerinnen nahe lagen. Eine beſondere Abtheilung jenes großen Schlafgemachs bildete ein Cabinet, wo bei grauendem Morgen oder bei ſinkendem Tag, oder wenn Jemand erkrankte oder zu Ader ließ, oder kleine Kinder vorhanden waren, Feuer angezündet wurde. Mit dieſem Stockwerk ſtand die Küche in Verbindung, unter welcher einerſeits Ställe für die Maſtſchweine, andere für Gänſe, Kapaunen und das übrige Geflügel, andererſeits die Räume für die Köche und Köchinnen zum Bereiten der Speiſen angebracht waren. Der folgende Stock ſchloß die Gemächer für die Söhne und Töchter des Hauſes, dann für die Wächter, welche die Nacht durch die Wache zu halten hatten, in ſich. Hier waren Stiegen und Gänge, die aus dem Hauſe in die Kirche, von einer Kammer zur andern und in den großen Geſellſchaftsſaal führten. Dieſer hing mit der Kapelle zuſammen, durch Malerei und Schnitzwerk ſo herrlich ausgeſtattet, daß man ſie für ein ſalomoniſches Werk hätte halten mögen. Man glaubte ſich nicht verwundern zu dürfen, wenn Gäſte und Fremdlinge ſämmtliche Gemächer nicht einmal berückſichtigen konnten, da manche von Kindheit an in dieſem Hauſe wohnten und darin aufwuchſen, ohne die Zahl ſeiner Thore, Thüren und Thürchen oder ſeiner Fenſter zu kennen.

Dieſer mag die Beſchreibung einer andern Burg folgen, in welcher mehr noch als auf ſtattlichen Aufenthalt ihres Herrn auf Feſtigkeit und Wehrhaftigkeit Bedacht genommen ward. Hoch über dem Städtchen Noyers im Burgund, von dem Flüßchen Serain umrauſcht, lag die Burg des Geſchlechtes ſeiner edlen Herren, deren Banner viele Vaſallen folgten. Herr Clarembald hinterließ bei frühem Tod die Obſorge um den minderjährigen Sohn Milo ſeinem Bruder, Biſchof Hugo von Auxerre, der dieſelbe in nichts beſſer zu beweiſen glaubte, als wenn er ſeinem Neffen den Stammſitz als unbezwingliche Veſte übergebe. So ließ er hinauf von dem Städtchen zur Burg

Bollwerke, theils von Gemäuer, theils von Holz anlegen, mächtige Thore aufführen, den Berg behauen und tiefe Gräben ringsum ziehen. Wo auf des Berges Fläche eine bequeme Stelle sich darbot, erhob sich durch seine Vorkehrung innerhalb der alten und mächtigen äußern Mauer, welche Clarembald kurz vor seinem Ende vollendet sah, eine innere, noch höher und dicker als jene, und über ihre Zinnen ein jedem Angriffe trotzender Thurm, vor welchem ein künstlich hervorgerufener schrosser Absturz einem Feind unübersteigliche Beschwernisse jeder Art entgegenstellte. Durch mächtige Balken geschirmt, lief, mit der äußern Mauer verbunden, ein Vorsprung herum, unter welchem die Vertheidiger der Feinde Pfeile, Wurfgeschoß und jegliches Beginnen gefahrlos konnten herankommen sehen, deren Annäherung leicht verhindern. Eine an der Mauer gefundene, zwar schwache, stets aber in reinem Wasser sprudelnde Quelle bot Sicherung gegen das dringendste Bedürfniß. Außerhalb der Ringmauer des Hauptbollwerkes ließ Hugo ein ansehnliches Wohngebäude aufführen, mit vielem und kostbarem Geräthe versehen. Aus dem Keller in dem Hauptthurme führten unterirdische Gänge in das palastähnliche Haus, so daß man, um in diesem mit Wein oder Lebensmitteln sich zu versehen, die eigentliche Veste niemals zu öffnen hatte, und durch eine künstliche Einrichtung Speise in Körben, Wein durch Röhren herabgelassen wurde, ohne daß solches von außen sich bemerken ließ. Man bewunderte die Fürsorge, in welcher die nach dem Schloß gebrachten Bedürfnisse, durch die Festigkeit des Orts sicher verwahrt, unter Riegel gelegt, bei so sinnreicher Erfindung zu erforderlichem Gebrauch gewisser dienen konnten. Damit Waffen, Wurfwerkzeug und was dem Schloß zur Abwehr dienen konnte, desto wirksamer wäre, wurden alle Häuser außerhalb der Mauer um schweres Geld angekauft. Dieß und alle Umsicht um den Bau des Palastes wandte Hugo deßwegen an, damit diejenigen, welche vor ihrem Herrn zu erscheinen hätten, unverdächtigen Zutritt zu demselben fänden, von dem Hauptbollwerk fremde Bewohner stets ausgeschlossen blieben, und in gefahrvollen Zeitläufen der Herr niemals genöthigt wäre, in das innere Schloß Jemand aufzunehmen, von dessen Treue er sich nicht vollkommen versichert halten durfte. Deßwegen auch verlegte er die Taufkirche außerhalb des gefestigten Kreises und ließ oben, innerhalb desselben, nur eine Kapelle stehen.

3.
Turniere.

Ein Hauptmittel zur Abſchließung des Ritterſtandes und zur Erhaltung des ritterlichen Sinnes waren die Turniere. Ihre Entſtehung fällt in's elfte Jahrhundert; es iſt aber zweifelhaft, ob damals auch ſchon die Sitte, einzeln gegeneinander zu fechten, feſtgeſetzt war, oder ob man zuerſt nur in ganzen Schaaren focht, um ſo einen Krieg im Kleinen vorzuſtellen. Gewöhnlich veranſtaltete man ein großes Turnier zur Ehre eines feſtlichen Tages, und machte es lange vorher bekannt; da fanden ſich denn aus der Ferne und Nähe eine Menge tapferer Ritter ein, prächtig geſchmückt mit Sammet, Seide, Gold und feinem Pelzwerk, aber zum Kampfſpiel hüllten ſie ſich vom Haupt bis zu den Füßen in Eiſen Auch ihre Pferde waren faſt ganz mit glänzendem Eiſenblech bedeckt. Nur Ritter von gutem Adel wurden zugelaſſen, und deßhalb mußte ſich jeder erſt vorher bei den Kampfrichtern melden und ſeine Turnierfähigkeit erweiſen. Es gab eine Menge Turniergeſetze, deßgleichen viele Perſonen, die beſtimmt waren, die Ordnung zu erhalten, z. B. Turniervögte, Herolde, Wappenkönige, Grieswärtel, welche die zu hart Streitenden auseinander brachten, und Prügelknechte, die das Volk in Ruhe hielten.

Der Platz, auf dem das Spiel vor ſich gehen ſollte, war mit Schranken umgeben. Auf Balkonen und Gerüſten ſaßen die Damen und vornehmen Zuſchauer, rings umher ſtand das Volk. Die Paare der Fechter, die ſchon vorher entweder durch's Loos, oder nach dem Range, oder nach den Herausforderungen geſondert wurden, ritten unter kriegeriſcher Muſik in prächtigem Aufzuge in die Schranken ein. Ein Herold rief die einzelnen Paare nun namentlich auf, außer wenn etwa ein unbekannter Ritter mit geſchloſſenem Viſiere, der aber ſeinen Stand den Kampfrichtern anvertraut haben mußte, ausdrücklich unbekannt zu bleiben wünſchte.

Das erſte war das Lanzenſtechen. Mit eingelegter Lanze im rechten Arme rannten die beiden Ritter auf ihren ſcharf angeſpornten Pferden gegeneinander, und ſuchten ſich gegenſeitig vom Pferde zu ſtoßen. Saßen ſie beide feſt, ſo zerſplitterten oft die Lanzen an den Bruſtharniſchen, zuweilen flogen auch Beide zugleich aus dem Sattel, zuweilen ward Einer, der Zügel und Steigbügel nicht loslaſſen wollte, ſammt dem Pferde rücklings zur Erde geworfen, dann focht man auch mit dem Schwerte zu Fuß und zu Pferde. Hier konnten die Ver-

wundungen nicht häufig ſein, weil die Kämpfer ganz mit Eiſen bedeckt, die Schwerter nicht geſchliffen, und Stechen nicht erlaubt war. Auch ritt man noch in ganzen Schaaren gegeneinander, und wenn die Ritter abgetreten waren, hielten die Knappen ein ſogenanntes Geſellenſtechen.

Die Ritter, welche in allen Arten des Kampfes den Sieg davongetragen, erhielten nach dem Ausſpruche der Ritter, aus den Händen der vornehmſten und ſchönſten Damen einen ſogenannten Dank, etwa eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, ein geſtickte Leibbinde, ein Schwert, einen Ring, oder ſonſt ein koſtbares Geſchenk. Der Ritter, der damit geſchmückt ward, hatte die Erlaubniß, der Dame, die ſich ſo huldreich gegen ihn erwieſen, die Lippen zu küſſen. Zuweilen gaben die Edelfrauen ſelbſt die Geſchenke aus ihrem Vermögen her. So brachten zu einem Turniere, welches die rheiniſche Ritterſchaft 1290 nach Worms ausgeſchrieben hatte, vier Fürſtinnen ſelbſt die Preiſe oder den Dank mit. Den erſten, einen Kranz mit zwölf goldenen Ringen, deſſen Werth zwölfhundert Gulden betrug, überreichte die Gräfin von Montferrat einem Herzoge von Böhmen; den zweiten, der auf vierhundert Gulden geſchätzt ward, empfing Graf Ruprecht von Kärnthen aus den Händen einer Fürſtin von Lothringen; der dritte und vierte ward zweien Rittern von Limburg und Nußdorf durch die Gräfinnen von Kleve und von Bitſch zu Theile. Bei dem feſtlichen Mahle, welches gewöhnlich den Waffenübungen folgte, hatten die Sieger die Ehre, von den Damen entwaffnet und mit prächtigen Feierkleidern angethan zu werden, und neben den ſchönſten Frauen und Jungfrauen zu ſitzen.

Nicht immer liefen die Spiele ſo fröhlich ab. Mancher Ritter mußte mit zerbrochenen Rippen weggetragen werden. Im Jahre 1185 verlor Herzog Gottfried von Bretagne, der Sohn König Heinrich's II. von England, in einem Turnier zu Paris das Leben. Markgraf Johann von Brandenburg, ein Sohn Otto's III., blieb 1269 todt auf dem Platze. Ebenſo erhielt 1175 Konrad, Markgraf Dietrich's von Meißen Sohn, einen tödtlichen Lanzenſtich. Zuweilen miſchte ſich perſönlicher Groll in das Spiel, und dann verwandelte ſich Scherz in Ernſt. So kamen im Jahre 1175 allein in Sachſen ſechzehn Ritter in Turnieren um, und in einem einzigen Turniere zu Neuß in Niederlothringen blieben einmal zweiundvierzig Ritter und ebenſo viele Knappen. Bei einem Turniere zu Darmſtadt, 1403, geriethen die Heſſen und Franken ſo hart zuſammen, daß ſie trotz aller Bemühungen der Grieswärtel nicht auseinander gebracht werden konnten. Auch

bei dieſen Turnieren offenbarten ſich der phantaſtiſche Geiſt der Ritter-galanterie und Prunkſucht in allen ihren Ausſchweifungen. Mancher Kämpe ließ ſich von ſeiner Gebieterin, zum Zeichen ſeiner Sklaverei, an einem Kettlein in die Schranken führen. Jeder trug ein Pfand der Liebe von ſeiner Schönen als Amulet an ſich, und bat ſich, wenn es im hitzigen Kampf verloren ging, ein neues aus. In einem franzöſiſchen Turniere mußten die anweſenden Damen ihre Paladine ſo oft durch neue Liebespfänder ſtärken, daß ſie zuletzt faſt ganz entblößt da ſaßen. Auf einem Turniere zu Beaucaire 1174 ſchenkte der Graf von Toulouſe einem Ritter hunderttauſend Goldſtücke, welche dieſer ſogleich wieder an hundert andere Ritter austheilte. Bertrand Raibaux ließ das Feld, an dem ein Turnier gehalten werden ſollte, mit zwölf paar Ochſen umpflügen, und dreitauſend Silberſtücke einſäen. Guillaume Gros de Martello ließ ſeine Tafel mit Gerichten beſetzen, die bloß bei Wachskerzen und Fackeln gekocht worden waren, und ein Herr Ramon de Venaus glaubte ſich dadurch zu verherrlichen, daß er dreißig prächtige Pferde vor den Augen der ganzen Verſammlung verbrennen ließ.

Zum Schluſſe verdienen hier noch die Wappen Erwähnung, die auf Veranlaſſung der Turniere und der Ritterzüge entſtanden ſind. Da die Ritter durch ihre alles verhüllende Rüſtung ganz unkenntlich geworden waren, ſo diente irgend ein ſymboliſches Zeichen, auf den Schild gemalt, oder an den Helmbüſchen angebracht, ihren Knappen und Freunden zum Unterſcheidungsmerkmal. In den Wappen, welche ſeitdem in den adeligen Familien erblich geworden ſind, hat ſich die ritterliche Phantaſie in ihrer Eigenheit gegen andere Zeitalter charakteriſtiſch ausgeſprochen. Sie enthalten nicht ſelten eine ſchöne und ſinnreiche Hieroglyphik, in Bezug auf ſprechende Namen, auf Eigenſchaften der Länder ꝛc. oder verewigen auch mit kurzen treffenden Zügen das Andenken irgend einer glorreichen That oder wundervollen Begebenheit.

4.

Geiſtlich-weltliche Feſtlichkeiten.

An die verſchiedenen Kirchenfeſte knüpften ſich im Mittelalter gewiſſe, theils aus dem Heidenthum überkommene, theils neuere Gebräuche an, die noch heutzutage nicht alle aus dem Volksleben verſchwunden ſind. Umzüge und Verkleidungen mit Aufſtellungen von Krippen am Feſte der hl. Dreikönige, finden ſich in faſt allen chriſtlichen Ländern. Auf dem Lande in Italien holte zu Weihnachten der Haus-

vater einen ſtarken Baumaſt aus dem Walde, den er mit immergrünen Zweigen ſchmückte und in den Kamin legte, um den ſich dann die ganze Familie verſammelte. Dieſer Gebrauch beſteht noch in der Provence; hier iſt es gewöhnlich ein Eichenklotz, caligeau oder calendeau genannt, den, nachdem er mit Wein und Oel begoſſen worden, der Hausvater bekrenzt und in's Feuer wirft, während die Anweſenden rufen: Calene ven, tout ben ven (die Calenden kommen, Alles gehe zum Guten)! Zu Pfingſten ließ man an andern Orten beim Gloria in der Meſſe weiße Tauben ausfliegen, wobei Blumen in die Luft geſtreut, Feuerwerk abgebrannt wurde und das Volk in lauten Jubel ausbrach; zu Rouen war den Tauben Zuckerwerk an die Füße gebunden. Was insbeſondere das Feſt der Schutzheiligen (in Deutſchland das Kirchweihfeſt) anbelangt, ſo gab es wohl keine Stadt und kein Dorf, namentlich in Italien und im ſüdlichen Frankreich, wo nicht dieſes Feſt in mehr oder minder dramatiſcher Weiſe gefeiert worden wäre. Zuweilen veranſtaltete man auch unter großem Pomp eine außerordentliche Feierlichkeit; ſo ließen im Jahre 1304 die Florentiner weit und breit bekannt machen, daß „Diejenigen, welche über die andere Welt etwas erfahren möchten, ſich an den Calenden des Mai auf der Brücke der Carraja einfinden ſollten.“ Auf großen Gerüſten, die über dem Fluſſe aufgeſchlagen waren, wurde auch wirklich eine Darſtellung der Hölle und der Qualen der Verdammten aufgeführt; der Zuſammenfluß von Zuſchauern war aber ſo groß, daß unter ihrer Laſt die Brücke zuſammenbrach und viele Menſchen das Leben verloren. Was daher ein Scherz hatte ſein ſollen, wurde in gewiſſem Sinne zur Wahrheit, und „gleichwie das Ausſchreiben es angekündigt hatte, erlangten Viele durch den Tod Kenntniß von der andern Welt.“

Während bei den Alten Schauſpiele die Befeuerung des Muthes und die Erhöhung des Patriotismus zum Zwecke hatten, ſtanden ſie im Mittelalter unter dem Alles beherrſchenden geiſtlichen Einfluß und ſollten zur Erhöhung des Frommſinnes und der Andacht dienen. Darum wurden ſie auch gewöhnlich in der Kirche gehalten und von Klerikern aufgeführt, ein Mißbrauch, in welchem recht deutlich jene Vermiſchung des Ernſten mit dem Poſſenhaften, des Salbungsvollen mit dem Frivolen zu Tage tritt, die in ſo vielen Schöpfungen des Mittelalters erſcheint.

Bei gewiſſen Feſten mußten alle als Füchſe verkleidet erſcheinen oder wenigſtens, gleichviel weß Standes, unter dem Mantel des Richters wie unter dem Prieſterrock, den langen Schweif des Hühnerdiebs

hervorsehen lassen. Zu Rheims zogen am Ostertage alle Canoniker hintereinander den Fastenhäring an einer Leine, wobei Jeder bemüht sein mußte, eben so wenig auf den Fuß seines Vorgängers zu treten, als den seinen unter die Füße des Nachfolgenden kommen zu lassen. Zu Paris führte die Geistlichkeit einen als Papst gekleideten und mit der Tiara gekrönten Fuchs in feierlichem Aufzuge herbei, und da man einiges Geflügel in die Nähe des Fuchses brachte, vergaß Reinecke seine Rolle, um das Federvieh zu erbeuten; Philipp der Schöne soll hierin ein beißendes Epigramm auf den Papst, den er haßte, erblickt und sich daran höchlich ergötzt haben [1]).

Das Eselsfest wurde zu Ehren der Flucht aus Egypten eingesetzt. Ein schönes Frauenzimmer mit einem Kinde auf dem Arme wurde auf einem reich geschmückten Esel zur Kirche geführt, gefolgt von der Geistlichkeit. War der Zug vor dem Altare angekommen, so begann die Messe, bei welcher Chorgesänge mit einem Eselsgeschrei endigten und auch an die Stelle des Ite missa est trat ein dreimaliges Eselsgeschrei ein, womit das Volk gleicherweise dem Priester respondirte. In einer possenhaften Hymne ward das Lob des Esels gesungen. Und diese Dinge geschahen keineswegs — was uns, die wir uns kaum einen Begriff von der Naivetät jener Zeiten machen können, fast unglaublich scheint — im Scherze, sondern im vollen Ernste, wie es nicht minder ernst gemeint war, wenn in Deutschland der neugeweihte Priester nach der Feier seines ersten Meßopfers vom Altare herniederstieg, um mit seiner Mutter einen Tanz zu machen, oder wenn die Canoniker Ball spielten. Dieses naive Verbinden des derb Komischen mit dem Heiligsten begegnet uns ja auch an den herrlichsten Denkmalen der mittelalterlichen Baukunst; wir erinnern nur an die ungeheuerlichen, ja nicht selten unanständigen Figuren und Bildwerke an den Außenseiten und den Chorstühlen gothischer Kirchen.

Das aus dem Heidenthum stammende Narrenfest am Jahresanfang oder am Dreikönigstag artete in siebentägige Saturnalien aus. Eine Menge junger Leute, als Priester, Weiber, Thiere verkleidet, im Benehmen und Aeußern Verrückte nachahmend, versammelte sich in einer Kirche, wo sie den Bischof der Narren wählten. Nachdem sie denselben in Prozession durch die Stadt geführt hatten, kamen sie zur Kirche zurück, um eine parodirte Messe zu halten, wobei Tänze und Gesänge von eben nicht strenger und ernster Art aufgeführt

1) Papst Gregor IX. verwarf profane Aufzüge (ludi theatrales, ludibriorum spectacula), welche in Kirchen stattfanden, ausdrücklich.

wurden; die Altäre wurden mit Eßwaaren beladen, man aß, trank, würfelte und verbrannte statt des Weihrauchs alte Schuhe. Alsdann zogen Alle abermals durch die Straßen auf Karren unter Leiterwagen, mit gellendem Geschrei und Lärm von Viehschellen und Klappern, unanständig sich gebärdend, die Vorübergehenden neckend und mit Schmutz bewerfend. Das Konzil von Toledo hatte bereits im Jahre 663 ein solches Fest verboten, in Frankreich that dieß auch König Eudes, doch ward es noch im Jahr 1100 zu Paris und viel später im übrigen Frankreich gefeiert. So verwerflich das Narrenfest unter dem Gesichtspunkte der Religion, des Anstandes, der Vernunft erscheinen mußte, so fehlte es doch nicht an Solchen, die behaupten wollten, eine Festlichkeit dieser Art sei Gott und der heil. Jungfrau angenehm. „Unsre Vorfahren," sagt einer derselben, „waren sehr weise und sehr heilige Männer, und doch begingen sie dieses Fest; warum nicht wir? Wir alle besitzen ein Korn von Thorheit, der man ihren Lauf lassen muß. Ist es nun nicht besser, daß dieß in der Kirche geschieht, unter den Augen des Höchsten, als im Innern des Hauses? Die Weisheit ist ein so kräftiger Trank, und wir sind ein so zerbrechlich Gefäß, daß wir ihn nicht zu bergen vermöchten; man muß dem starken Wein auch ein wenig Luft lassen, damit sein Geist einigermaßen verdunste und er nicht Unheil stifte!"

5.

Die Gesellschaft zum tollen Leben.

Bald nach der siegreichen Beendigung der Burgunderkriege hielten viele hundert eidgenössische Jünglinge in Zug eine frohe Fastnacht. Das junge Volk war in den Kriegen mit fremden Sitten, mit Prunk und Meisterlosigkeit bekannt geworden. Die Kenntnisse nahmen durch die Druckerei zu; die alten Sagen und Heldenlieder kamen in Versen und Prosa aus der Presse, und die uralten Fastnachtspiele auf freiem Platze erhielten mehr Reichthum, Sinn und Geschmack. Der frohe ungebundene Jugendsinn überstieg aber jegliche Schranke. Die Jünglinge redeten in Zug laut von den Burgunderkriegen, von der Beute und den Kriegsgeldern; hitziger von dem langsamen Austheilen und den Herren, die wohl das Beste in ihre Tasche gesteckt haben möchten. Es war im Hornung, Feld- und Sennenarbeit keine. Da fuhr auf einige Vorschläge hin in Viele der Gedanke, einen Fastnachtstreit auszuführen. Sie verbanden sich in eine „Gesellschaft zum tollen Leben," und machten ein Banner mit dem Bild eines Schweines

und eines Kolbens. So zogen sie am 19. Hornung 1477 aus Uri und den Nebenlanden des Sees nach Wäggis: Buben aus den vier Kantonen, Zug, Glaris und Zürichgebiet. In Luzern war die Tagsatzung versammelt. Uri's Gesandte hinderten, daß man wider sie einen Beschluß erließ. So, 700 stark, erschienen sie im Bernerlande. Bern rief 3000 Mann auf, und sandte der Bande Boten zu. Diese aber erwiederten frank: Sie wollten nach Genf, die Brandschatzung holen, und bitten um ruhigen Durchzug. Was sie zehren, werden sie zahlen. Ungern öffneten sich ihnen am 24. des Hornung die Thore. So am 25. nach Friburg. Es sammelten sich an 2000. Im Berner Lande erwarben sie sich Achtung; doch ließ man jeden, der über 14 Jahre hatte, schwören, an unerlaubten Bewaffnungen keinen Theil zu nehmen, sich ruhig und würdig zu benehmen, Einigkeit zu fördern, und Alles, was Aufruhr und Entzweiung erzeige, schnell anzuzeigen und wehren zu helfen. Das romanische Land erschrack; der Handel stockte. Im März war ein Tag zu Friburg von Schweizern und den Städten im Elsaß. Genf stellte in Angst Zahlungsbürgen, und lieferte, als die muthwillige Bande sonst nicht auseinander wollte, die Kleinode der Herzogin als Unterpfand. Dann erhielt Jeder zwei Gulden von den Genfern und Alle vier Fässer zum Abschiedstrunke. Rudolph von Neuenburg nahm erschrocken von Bern 1000 Mann. Die Jünglinge aber zogen heim, und die Herren und Räthe entschädigten sich für die Angst durch ernstes Verbot aller Versammlungen und Vereine zu Rache und Trutz.

6.

Leben und Sitte in London im 12. Jahrhundert.

Eine äußerst anmuthige Beschreibung der Stadt London und des lebendigen Treibens in derselben zur Zeit des Ausganges des zwölften Jahrhunderts findet man, wo man sie kaum erwarten sollte, in einer Biographie des heiligen Thomas Becket, welche sein vertrauter Gefährte, der Meister Wilhelm, der Nachwelt hinterlassen hat.

Unter den edlen Städten des Erdkreises, welche der Ruf verherrlicht — beginnt Meister Wilhelm — ist Eine: die Stadt London; sie, des englischen Reiches Sitz, welche ihren Ruhm weit verbreitet, ihre Schätze und Waaren in große Ferne sendet, ihr Haupt hoch emporhebt. Sie ist beglückt durch heilbringende Luft, durch die christliche Religion, durch die Festigkeit ihrer Mauern und ihre natürliche Lage, durch die Biederkeit ihrer Bürger und die Ehrbarkeit ihrer

Frauen; an edeln Männern fruchtbar, wird sie durch deren fröhliche Spiele erheitert. Die Milde des Himmels mildert auch die Gemüther der Menschen, nicht jedoch, daß sie locker der Venus sich hingeben, sondern so, daß sie nicht wild und nicht thierisch, sondern vielmehr freundlich und leutselig sind. — In der Kirche des heiligen Paulus ist der bischöfliche Sitz; auch sind in London und in der Vorstadt dreizehn größere Kirchen von Conventen, außerdem hundertundsechsundzwanzig kleinere Pfarrkirchen. — Gen Osten steht die große und stark befestigte Pfalz, deren Hofraum und Mauern aus tief gelegtem Fundamente emporsteigen; mit Thierblut ist der Mörtel gemildert. Gen Westen hat die Stadt zwei sehr feste Schlösser; gen Norden läuft eine hohe und große Mauer, mit doppelten, siebenpfeilerigen Thoren und in Zwischenräumen mit Thüren versehen. Auch im Süden hatte London eine Mauer; allein der große und fischreiche, dort vorüberfließende Strom, die Themse, hat bei des Meeres Fluth und Ebbe jene Mauern im Laufe der Zeit unterwühlt und zerstört. Ueber diesen Fluß ragt hervor die königliche Pfalz, ein unvergleichliches Gebäude mit Vormauer und Zinnen, zwei Meilen von der Stadt, durch die lebhafte Vorstadt mit ihr in Verbindung. Ueberall stoßen an die Häuser der Bewohner der Vorstadt ihre geräumigen und schönen, mit Bäumen bepflanzten Gärten.

Geehrt ist diese Stadt durch ihre Männer, mit Waffen geschmückt und sehr volkreich; so daß zur Zeit des Krieges die kampffähige Mannschaft, die aus ihr auf Befehl König Stephan's hervorging, sich sehen lassen konnte; auf zwanzigtausend schätzte man die Reiter, das Fußvolk auf sechzigtausend Mann. Aller Orten und vor allen andern Bürgern sind die Bürger Londons durch die Zierde ihrer Sitten, ihrer Kleider und auserwählten Tafel ausgezeichnet und bekannt; anderer Städte Bewohner werden Bürger, sie aber Barone genannt. Jeden Rechtsstreites Ende ist bei ihnen der Eid; wahre Sabinerinnen sind die Frauen der Stadt.

Drei Hauptkirchen Londons haben kraft Privilegiums und alten Herkommens berühmte Schulen. Indessen werden doch durch persönliche Begünstigung eines in der Philosophie Bewanderten auch andere Schulen zugelassen. An Festtagen feiern die Magister bei den betreffenden Kirchen ihre Versammlungen. Es disputiren die Schüler, beweisführend die Einen, dialektisch die Andern, diese vollen Seutenzen heraus. Jene bedienen sich mit besserem Erfolg vollständiger Syllogismen. Auch kämpfen die Knaben verschiedener Schulen untereinander in Versen, oder sie streiten über die Anfangsgründe

der Grammatik, oder über die Regeln von Präteritum und Supinum. In Epigrammen, Rhythmen und Metern bedienen ſich Einige der alten wortreichen Methode des Triviums; mit ſeceenniſcher Freimüthigkeit necken ſie, ohne die Namen zu nennen, ihre Genoſſen; Spott- und Hohnreden laſſen ſie fallen, und berühren mit ſokratiſchem Salz die Schwächen wie der Genoſſen ſo der Vorſtände, oder wetzen biſſiger an ihnen den therminiſchen Zahn mit kühnen Dithyramben. Die Zuhörer aber, „gern zum Lachen bereit, ſtoßen mit krauſer Naſe gellendes Gelächter aus.“

Die einzelnen Handwerker, Verkäufer und Solche, die ihre Dienſte vermiethen, nehmen täglich in der Frühe ihre beſtimmten Plätze ein. Auch gibt es an dem Ufer des Fluſſes in London, außer den in Schiffen und Kellern verkäuflichen Weinen, eine öffentliche Küche. Da kann man täglich je nach der Zeit verſchiedene Speiſen finden; allerhand Gerichte, Gekochtes, Gebackenes, Gebratenes und Eingemachtes; Fiſche und Fiſchlein, gröbere Fleiſchſpeiſen für die Armen, feinere für die Reichen, Wildpret und mancherlei Geflügel. Wenn unerwartet bei einem Bürger Freunde von der Reiſe ermüdet anlangen, und die Hungernden nicht ſo lange warten ſollen, bis neue Speiſen bereitet werden, ſo geben die Diener Waſſer den Händen und den Körben das Brod, unterdeſſen wird an das Ufer gelaufen, und da findet man Alles fertig, was man nur wünſcht. Es mag eine noch ſo große Schaar von Rittern oder Fremden, zu welcher Tageszeit es wolle, in die Stadt kommen oder gehen, nie werden Jene gar zu ſehr faſten, Dieſe ohne Mahlzeit davon ziehen; dort mögen ſie, wenn ſie wollen, einkehren, und Jeder wird ſich nach Bedarf erquicken. Die, welche ſich etwas mehr gütlich thun wollen, werden bei den Herrlichkeiten, die ihnen vorgeſetzt werden, nicht weiter nach Stör oder afrikaniſchem Geflügel oder Frankolin verlangen. So vortrefflich iſt die innere Küche beſchaffen; ſie iſt der Stadt ſehr nützlich und trägt viel zur Annehmlichkeit des geſelligen Lebens bei. Daher ſagt Platon im Gorgias, neben der Medicin bildeten das Amt der Köche, das Opfer und die Schmeichelei die vier Beſtandtheile des geſellſchaftlichen Lebens. Auch iſt daſelbſt außerhalb eines der Thore in der Vorſtadt ein ebenes Feld, welches gerade darnach benannt wird. An jedem Freitage, wenn nicht ein eigenes vorgeſchriebenes Feſt darauffällt, findet daſelbſt das berühmte Schauſpiel des Verkaufes edler Pferde ſtatt. Zuſchauer und Käufer, die in der Stadt ſich aufhalten, kommen in Menge, Grafen, Barone, Ritter, Bürger. Die Käufer achten auf den Gang, zuerſt auf den

sanften Schritt, dann auf die schnellere Bewegung, die darin besteht, daß von den vordern und hintern Füßen, einer der entgegengesetzten zugleich vom Boden erhoben und niedergesetzt wird. Wenn dann der Lauf solcher Hufstönender und Andrer bevorsteht, welche in ihrer Art auch zum Fahren kräftig und frisch zum Laufe sind, erhebt sich ein Geschrei und wird geboten, daß die gewöhnlichen Pferde an die Seite geführt werden. Drei des Reitens kundige Buben, bisweilen zwei sitzen zusammen auf und bereiten sich zu je zwei zum Wettkampfe, indem sie die Ungezähmten mit den Mähnen zügeln; das wollen sie vor Allem vermeiden, daß nicht Einer dem Andern im Laufe zuvorkomme. Aber die Pferde nicht minder tragen nach ihrer Art nach dem Wettlauf Verlangen; es zittern die Glieder, ungeduldig des Verzugs, vermögen sie nicht einen Augenblick auf derselben Stelle zu bleiben. Auf ein gegebenes Zeichen legen sie die Glieder aus, beginnen den Lauf und werden mit tollkühner Schnelligkeit dahingetragen. Aus Ehrgeiz, aus Hoffnung auf den Sieg, streiten die Reiter, sie stacheln die Pferde mit den Sporen, und nicht minder treiben sie sie mit der Peitsche an, als sie durch Geschrei sie hetzen Auf einer andern Seite sieht man das Vieh der Landleute, Ackergeräthschaften, langseitige Säue und Kühe mit vollem Euter, „die großen Körper der Ochsen und das volltragende Vieh." Da stehen Stuten für Pflug, Karren und Zwiegespann geeignet.

Nach dieser Stadt Seehandel zu treiben, freuen sich die Kaufleute aller Nationen unter dem Himmelsblau. „Gold sendet der Araber, Spezerei und Weihrauch der Sabäer, der Skythe Waffen, Oel der palmenreiche fette Waldboden Babylons, kostbare Steine der Nil, der Serer purpurne Kleider, der Gallier seinen Wein, Norweger und Russen Pelzwerk, Marder und Zobel." Es sind ferner fast alle Bischöfe, Aebte und Großen Englands gleichsam Bürger und Gemeindegenossen Londons; sie haben daselbst ihre schönen Häuser, wo sie sich aufhalten und reichlichen Aufwand treiben, sobald sie zu Konzilien oder sonst wichtigen Zusammenkünften von dem Könige oder dem Erzbischofe nach London berufen werden, oder ihre eignen Angelegenheiten sie dorthin führen.

Aber auch auf die Spiele müssen wir zu sprechen kommen, denn das hilft nichts, wenn eine Stadt bloß tüchtig und ernst, und nicht auch erquicklich und fröhlich ist. Statt theatralischer Schauspiele, statt scenischer Aufführungen hat London heiligere Spiele, Darstellungen der Wunder, welche die heiligen Bekenner gewirkt haben, oder der Leidensgeschichten, in welcher die Beharrlichkeit der Martyrer hervor-

leuchtet. Außerdem iſt es der Gebrauch, daß an dem Tage, welcher Carnilevaria genannt wird, die Schulknaben ihrem Schulmeiſter ſtreitbare Truthühner bringen; der ganze Vormittag iſt dann dem Spiele gewidmet, indem die Knaben in der Schule dem Kampfe ihrer Hähne zuſchauen. Nach dem Mittageſſen geht die ganze Schuljugend zur Stadt hinaus auf das ebene Feld in der Vorſtadt zu dem berühmten Ballſpiel. Die Knaben jeder einzelnen Schule haben ihren eigenen Ball, ſo auch die Genoſſen der einzelnen Gewerke. Die älteren Leute, die Väter und die Reichen der Stadt, kommen zu Pferde hinaus, um den Kämpfen der Jugend zuzuſehen, ergötzen ſich in ihrer Art mit den Jünglingen; auch ihnen ſcheint durch die Betrachtung ſolcher Bewegung und durch die Theilnahme an den Freuden der ungebundeneren Jugend die Bewegung natürlicher Wärme erregt zu werden. So eilt auch an einzelnen Feſtſonntagen, nach Tiſche, die „neue Schaar der Jünglinge“ hinaus auf die Felder, auf kriegeriſchen Roſſen, auf ſolchen, die im Streite die erſten ſind, deren jedes „geſchickt und gelehrt iſt, im Kreiſe zu laufen.“ Schaarenweiſe ſtrömen die Bürgersſöhne zu den Thoren hinaus, mit Lanzen gerüſtet und ritterlichen Schildern. Die Jüngeren, mit Speeren ohne Eiſen und vorne abgeſtumpft, ſtellen den Krieg dar, ſpielen Feldtreffen und üben ritterlichen Kampf. Auch viele Hofleute kommen hinaus, wenn ſich der König in der Nachbarſchaft aufhält, nicht minder die Hausgenoſſen der Biſchöfe, die Pagen der Conſuln und Barone, die noch nicht mit dem ritterlichen Gürtel geſchmückt ſind, um mitzuſtreiten. Jeden entflammt die Hoffnung auf den Sieg; die wilden Pferde wiehern, es zittern die Glieder, ſie beißen an den Zügeln, ungeduldig des Verzugs können ſie nicht ſtille ſtehen; wenn dann endlich die Hufe der Roſſe der Lauf ergreift, dann theilt ſich die Schaar; dieſe jagen den Vorreitenden nach, ohne ſie zu erreichen, jene holen ſie ein, werfen ſie hinunter, fliegen vorüber. In den Oſterferien ſpielen ſie auch gleichſam Schiffstreffen. Mitten an einem Baume wird ein Schild befeſtigt, und auf einem Nachen, der durch viele Ruder und den ſtrömenden Fluß in Bewegung geſetzt wird, befindet ſich ein Jüngling am Vorderdeck, welcher mit der Lanze an den Schild ſchlagen ſoll. Wer an den Schild ſchlagend die Lanze zerbricht, ſelbſt aber unbeweglich ſtehen bleibt, hat den beabſichtigten Zweck erreicht; wenn er aber beim ſtarken Schlage die Lanze unverſehrt behält, wird er in den Strom geworfen, und das Boot, von ſeiner Bewegung getrieben, eilt vorbei. Es befanden ſich aber bei dem Schilde zwei ſtändige Schiffe mit Jünglingen angefüllt, welche den in den Fluß Geworfenen,

ſobald er zum Vorſchein kommt, aufnehmen. Auf den Brücken und auf Söllern am Fluſſe ſtehen die Zuſchauer, gern zum Lachen bereit. Den ganzen Sommer hindurch werden an Feſten die Jünglinge ſpielend im Bogenſchießen, Laufen, Springen, Ringen, Schleudern, Lanzenwerfen und Zweikampf geübt. Die Zither der Mädchen führt den Reigen, bis der Mond heraufkommt, und „mit freiem Fuße wird auf der Erde gehüpft.“ Im Winter aber werden faſt an allen freien Tagen vor Tiſche ſchäumende Eber mit glänzenden Zähnen, fette Stiere oder wilde Bären zum Kampfe gegen einander geführt oder wider ſie gehetzt.

Wenn der große Weiher, der die nördliche Stadtmauer beſpült, gefroren iſt, ſo gehen ſie zu dem Spiele auf dem Eiſe hinaus die dichten Schaaren der Jünglinge. Die Einen bewegen ſich im ſchnellen Laufe, und wiſſen ſich mit geeigneter Stellung der Füße bald nach der einen, bald nach der andern Seite herumzudrehen, die Andern machen ſich aus Eisblöcken, groß wie Mühlſteine, Sitze zurecht, und Einer, der ſich darauf ſetzt, wird von mehreren Anderen, die ſich die Hände reichen, im Laufe gezogen. Bei einer ſolchen Schnelligkeit der ſchlüpfrigen Bewegung fallen oft Alle übereinander. Einige verſtehen ſich beſſer auf dieß Spiel auf dem Eiſe, ſie binden ſich nämlich unter die Füße Thierknochen an, und halten lange Stöcke mit ſcharfen Eiſen in den Händen, welche, wenn ſie ſie bisweilen auf das Eis werfen, mit einer ſolchen Gewalt davongetragen werden, wie ein Vogel im Flug oder ein kräftig geſchleuderter Ball. Bisweilen kommen aus einer großen, zuvor beſtimmten Entfernung zwei gegen einander gelaufen; ſie erheben ihre Stöcke, ſchlagen ſich gegenſeitig, entweder fällt Einer oder Beide, nicht ohne Körperverletzung, ja ſelbſt nach dem Falle werden ſie oft durch die Gewalt der Bewegung weit auseinander geworfen, und wo der Kopf auf das Eis kommt, da wird er ganz und gar geſchunden; nicht ſelten bricht der Schenkel des Fallenden oder der Arm, wenn er darauf zu liegen kommt; aber das nach Ruhm ſtrebende und nach Sieg begierige Jugendalter, um in der wirklichen Schlacht ſich tapfer zu halten, übt ſich alſo in ſcheinbaren Treffen.

7.

Bauleute und Bauhütten des Mittelalters.

Der chriſtliche Grundgedanke ſollte in der Architektur erſt dann zur vollſtändigen Entwicklung und Herrſchaft kommen, als ſich die Geiſtlichkeit dieſes Kunſtzweigs bemächtigte. Bei den Kirchenbauten

im Orient wie in Italien waren es weltliche Baumeister und Werkleute, denen der Plan wie die Ausführung der Gebäude überlassen blieb. Da in diesen Ländern die alte Kunst noch nicht völlig untergegangen war und kunstgeübte Meister sich vorfanden, so ist es begreiflich, daß die Kirche bei ihren Bauten sich des Rathes dieser Fachmänner bediente. — Anders gestaltete sich dieß im Occident, namentlich in Deutschland und Gallien. Bei der Bekehrung der deutschen Völkerstämme zum Christenthum brachten die Missionäre unsern Vorfahren nicht nur das Licht des Glaubens, sondern erbauten ihnen auch Gotteshäuser, wie denn überhaupt bis zum 13. Jahrhundert die Klöster die einzigen Stätten waren, wo Kunst, Wissenschaft und Gewerbe Pflege fanden. Als die ersten Glaubensboten Deutschland durchzogen, war das Land noch voll dichter Wälder, Sümpfe und Einöden; die Einwohner führten ein wildes Kriegs- und Jägerleben. Ihre Wohnungen waren elende Hütten; Städte gab es nur wenige, und diese waren nur ehemalige Niederlassungen der Römer, die unsern heutigen Begriffen von einer Stadt wenig entsprachen. Es konnte daher damals unter den germanischen Völkerstämmen von Kunst und Handwerk keine Rede sein. Als sodann die Söhne des heiligen Benediktus kamen, und die verwildertsten und einsamsten Gegenden zu ihren Niederlassungen wählten, da lichteten sich bald die finstern Wälder, die Sümpfe wurden ausgetrocknet und in fruchtbares Ackerland umgewandelt. An der Stelle, wo sonst nur wilde Thiere hausten, erhoben sich die Mauern des Gotteshauses und die Zellen der Mönche. Zur Herstellung eines Klosters war aber das Handwerk in allen seinen Zweigen nöthig; denn das Kloster sollte eine dauerhafte Stätte sein, nicht bloß für die frommen Mönche, die es gründeten, sondern auch für jene, die nach ihnen sich demselben heiligen Berufe weihen würden; das Kloster sollte eine feste Burg werden, aus welcher nicht bloß für jetzt, sondern auch für kommende Zeiten christliche Bildung und Gesittung sich verbreiten sollte. Von wem wurden aber die Klöster erbaut und von wem die zu solchen Bauten erforderlichen Handwerksarbeiten geübt? Von den Mönchen selbst. Die Geistlichen entwarfen den Bauplan und die Klosterbrüder übten das Handwerk, weßhalb auch jede alte Klosterregel eigene Vorschriften für Handwerke enthält. Erst als man im 10. Jahrhundert anfing, Städte in Deutschland zu erbauen, ward ein weltlicher Handwerksstand nöthig, weil die Kräfte der Klosterbrüder nicht mehr ausreichten und es ihnen überdieß verboten war, sich bei weltlichen Bauten zu betheiligen. Aber der Kirchenbau blieb noch einige Jahrhunderte fast ausschließ-

lich in den Händen der Geistlichkeit, wie denn auch jetzt noch die Mönche die vorzüglichsten Lehrer für weltliche Handwerker blieben. Da nun das Missionswerk von den Klöstern, und zwar von den Benediktinern ausging, so knüpft sich auch die Entwicklung des kirchlichen Bauwesens in Deutschland an den Benediktinerorden. Schon der Gründer, sowie die ersten Zierden dieses Ordens: der heilige Benedikt und Columban, der Abt Eginhard, der Abt Etho in Bayern, Ansegis und Romanus waren des Bauwesens kundig; den beiden Letztern übertrug Ludwig der Fromme die Leitung beinahe aller von ihm unternommenen Bauten. Denselben Eifer in der Pflege des kirchlichen Bauwesens legten die späteren Prämonstratenser und Cisterzienser an den Tag. Alle von diesen Orden vom 8. bis 13. Jahrhundert gegründeten Klöster und Kirchen wurden von Mönchen erbaut; nicht nur die schöpferische Erfassung des Baues, sondern auch die technische Ausführung war ihr Werk.

So erbaute der Abt Eigil mit seinen Mönchen die Kirche in Fulda, und auch die Malereien wurden von Mönchen ausgeführt. Daß dieser Abt gründliche Kunstkenntnisse besaß und in der Technik erfahren war, zeigt ein Schreiben des bekannten Einhard, Oberaufsehers am Hofe Karl's des Großen, worin er seinen Sohn auf die Säulenmodelle verweist, die Abt Eigil verfertiget hatte. Ebenso wurde die Kirche in St. Gallen nach einem Plane des Mönchs Gerung erbaut, und zwar unter der Leitung der geistlichen Steinmetzen Isenrich, Winihard und Ratzer. Der heilige Odo, Abt von Cluny († 942), wurde sogar nach Rom berufen, um den Bau des dortigen Paulsklosters zu leiten. Der Wiederaufbau des Klosters Hirschau wurde vom dortigen Abt Wilhelm geleitet (1039).

Auch mehrere Bischöfe gelangten als Architekten zu hohem Rufe; so leiteten die Bischöfe Walther und Sigfried den Bau des Domes zu Speier, und als die Fluthen des Rheins die Fundamente zu unterwühlen drohten, ward der Bischof Benno von Osnabrück, der für den kundigsten Baumeister seiner Zeit galt, zu Rathe gezogen, der sofort den Rhein zurückdämmen und einen Rost legen ließ, auf welchem der mächtige Bau sich erheben konnte. Eben so werden die Bischöfe Bernward von Hildesheim und Meinwerk von Paderborn von den Chronisten als kundige Baumeister gerühmt; vom Letztern ist die Bartholomäuskirche in Paderborn erbaut (1017). Als Glockengießer stand der Mönch Tanko in St. Gallen in hohem Ruf. Es geschieht überhaupt vom 8. bis 12. Jahrhundert nur eines einzigen weltlichen Baumeisters Erwähnung, des obengenannten Ein-

hard; überall in Deutschland und Frankreich treffen wir um diese Zeit geistliche Baumeister und Steinmetzen. Wie sehr das Bauwesen in den Klöstern gepflegt wurde, erhellet schon aus dem Umstande, daß man ein besonderes Amt für diesen Kunstzweig schuf, das eines Decanus Operariorum, der die Leitung des Bauwesens, sowie die Aufsicht über die Werkleute und Steinmetzen zu führen hatte.

Vom 8. bis 13. Jahrhundert waren also die Klöster die einzigen Pflanzstätten und Vorbilder für die kirchliche Architektur; jeder Fortschritt in der Technik und die weitere Entwicklung des Baustyls ging von hier aus. Daraus erklärt sich einestheils der einheitliche, gleichmäßige Charakter in der architektonischen Anlage so vieler Kirchen jener Zeit, andererseits aber auch die vollständige Anwendung und Durchführung des christlichen Princips in der Architektur. Diesen geistlichen Baumeistern mußte es bei ihrer tieferen Auffassung der christlichen Wahrheit, verbunden mit warmem Gotteseifer und himmelwärts gekehrtem Sinne, wohl gelingen, Werke aufzuführen, die nicht nur den Cultusbedürfnissen in jeder Beziehung angemessen waren, sondern auch den christlichen Grundgedanken vollständig ausprägten und ein würdiges, wenn auch immer schwaches Bild des himmlischen Jerusalems darstellten. Allerdings entlehnte man bei den ersten Kirchenbauten in Deutschland das Vorbild aus Italien, und hielt sich gemeiniglich an den überlieferten altchristlichen Basilikentypus. Bei der fortwährenden Verbindung der Glaubensboten mit dem Einheitspunkte der katholischen Kirche, mit Rom, war es sehr natürlich, daß man wie im Cultus und der Disciplin, so auch in der Kunst an Rom sich anschloß. Bald aber wußte man den Basilikentypus in eigenem Geiste zu gestalten und der christlichen Idee gemäß umzubilden; denn es konnte diesen geistlichen Baumeistern bei ihrer tiefern Einsicht in das Wesen des Christenthums nicht lange entgehen, wie mancherlei, dem christlichen Geiste widersprechende Elemente noch an den Basilikenbauten hafteten; und sie waren um so mehr befähigt, diese Widersprüche und heidnischen Motive aus der christlichen Architektur zu beseitigen, da sie ihre Kunstanschauungen nicht, wie es bei den Bauten in Italien und Byzanz der Fall war, aus der antiken Tradition schöpften. So gedieh denn in der stillen Klosterzelle der geniale Plan jener grandiosen Kirchenbauten zur Reife, worin wir das christliche Princip — die Richtung nach oben — im Ganzen, wie in der Gliederung vollständig und vollendet durchgeführt sehen.

Die Geistlichkeit wurde bei ihrem Bau-Unternehmen von einem

gläubig begeisterten Volke auf's lebhafteste unterstützt, sowohl durch Werkthätigkeit, wie durch Geldspenden. Von der Opferwilligkeit, womit das Volk, Hoch und Nieder, bei den Kirchenbauten sich betheiligte, entwirft uns ein Zeitgenosse, der Abt Haimo in St. Pierre, der an der Stelle seines Kirchleins einen herrlichen Tempel sich erheben sah, ein Gemälde, das für unser Geschlecht fabelhaft erscheint; er berichtet nämlich vom Jahr 1145 also: „Wer hat jemals gesehen, daß Fürsten, große Herren, Ritter in ihrer Rüstung, ja selbst zarte Weiber um ihren Hals das Joch spannten, wie Zugthiere, um schwere Lasten herbeizuführen? Man trifft sie zu Tausenden, wie sie manchmal eine einzige Maschine ziehen, so schwer ist dieselbe! Oder wie sie aus weiter Ferne Getreide, Wein, Oel, Kalk, Steine und andere Gegenstände für die Arbeiter zusammenschaffen. Nichts hält sie auf, weder Berge, noch Thäler, noch Flüsse; sie setzen hinüber, wie ehemals das Volk Gottes. Das Wunderbarste ist aber, daß diese unzähligen Schaaren ohne Unordnung und Geschrei wandern. Man hört ihre Stimme nur auf das Zeichen der Glocke; da singen sie Psalmen und Jubellieder, oder sie beten zur Verzeihung ihrer Sünden. Wenn sie am Ziel angekommen sind, umlagern sie wie Brüder die Kirche; sie halten sich in der Nähe ihrer Wagen, wie Soldaten im Feldlager. Wenn der Abend kommt, zündet man Kerzen an, man verrichtet das Gebet und trägt zu den heiligen Reliquien sein Opfer. Darauf kehren Alle, Priester und Volk, mit großer Erbauung zurück, Jeder an seinen Heerd; sie gehen geordnet unter Psalmengesang und Gebet für die Kranken und Bedrängten."

Insbesondere gab sich im 11. und 12. Jahrhundert ein reger Baueifer zu erkennen; eine Menge riesiger Werke, die die Bewunderung aller Zeiten erregen, kamen während dieser Zeit rasch zur Ausführung. Es erklärt sich dieß aus dem siegreichen Vordringen des Christenthums in Deutschland und aus der merkwürdigen Umwandlung, welche der christliche Geist in den germanischen Völkerschaften hervorrief. Die Fahne des Kreuzes wehte jetzt allenthalben triumphirend auf den Trümmern des gesunkenen Heidenthums, und eine frische, belebende Kraft war den neubekehrten Völkerschaften mit dem Christenthume zugeströmt. Diese kräftigen unverderbten Germanen nahmen das Christenthum mit aller Gluth und Begeisterung auf, deren jugendliche Völker fähig sind. Jetzt, nachdem diese Völkerstämme die umschaffenden Elemente des Christenthums in sich durchgebildet hatten, wandte sich all' ihr Eifer und Enthusiasmus den kirchlichen Dingen zu. Das Zeitliche gering achtend, gaben sie es

opferwilligen Herzens zum Dienste des Ewigen hin; so nieder und einfach ihre Wohnungen waren, so bescheiden ihr Hausgeräthe, so reichlich steuerten sie bei, wo es galt, die gottgeweihten Stätten zu schmücken.

Dieser Baueifer erhielt durch die Kreuzzüge eine neue und kräftige Nahrung. Sie riefen in allen Gebieten der Kunst, insbesondere in der Architektur, den gewaltigsten Aufschwung hervor. Aus dieser Glaubensbegeisterung allein erklärt sich die merkwürdige Thatsache, daß, während unermeßliche Schaaren aus Deutschland und Frankreich nach dem Orient zogen, gleichwohl zu Hause noch so viele Tausende freudig herbeieilten, um sich bei den Kirchenbauten zu betheiligen. Allerdings wurde dieser Eifer auch durch die Indulgenzen belebt, welche von manchen Kirchenfürsten für Unterstützung der Kirchenbauten ertheilt wurden; sowie denn auch der Ertrag der Kirchenbußen bisweilen hiefür bestimmt wurde. Aber in dieser Periode bedurfte es nur selten solcher Anregung. — Waren seither Byzanz, Rom und Ravenna die Hauptpunkte, von welchen die christliche Bauthätigkeit ausging, so knüpft sich hingegen von jetzt an die Entwicklung der christlichen Architektur hauptsächlich an die Gegenden vom Rhein, und verbreitete sich von hier über alle christlichen Länder Europa's.

Mit dem dreizehnten Jahrhundert trat aber im kirchlichen Bauwesen ein entscheidender Wendepunkt ein; die Architektur kam nämlich mehr und mehr an weltliche Baumeister und Werkleute, an die sogenannten Bauhütten. Schon zu Ausgang des zwölften Jahrhunderts ward den Laien ein wesentlicher Antheil an den kirchlichen Bauten eingeräumt, doch überließ man ihnen nur die technische Ausführung der Gebäude; zu Anfang des dreizehnten nahm der Einfluß der Laien zu, und es wurde ihnen nunmehr auch die schöpferische Erfassung des Baues überlassen; zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts erblicken wir das kirchliche Bauwesen fast ausschließlich in den Händen der Laien.

Dieser Uebergang der kirchlichen Architektur aus den Händen der Geistlichkeit in die der Laien hat vornehmlich in zwei nunmehr eingetretenen Erscheinungen seinen Grund; einmal in der außerordentlichen Menge von Gotteshäusern, die im dreizehnten Jahrhundert gegründet wurden; zum andern in der reichen Ornamentik, die sich in dem neuen (gothischen) Baustyl entfaltete. (S. unten.) Seit dem mächtigen Aufblühen des Bürgerstandes im dreizehnten Jahrhundert waren es hauptsächlich die größeren Städte, die den bildenden Künsten Pflege und Unterstützung angedeihen ließen; eine ungemeine Bau-

thätigkeit ward jetzt rege; es erhob sich unter den einzelnen Städten ein wahrer Wetteifer in Gründung kirchlicher Gebäude, jede wollte in prachtvollen Gotteshäusern ein Bild ihrer Größe und Macht abspiegeln. Dieser Baueifer erhielt durch die neugestifteten Orden der Dominikaner und Franziskaner reiche Nahrung; da diese mittellos waren und sich gewöhnlich in Städten niederließen, so geschah es häufig, daß sie von den städtischen Gemeinden mit Wohnungen und Gotteshäusern beschenkt wurden. Dieß zusammen rief eine so große Menge von Kirchenbauten hervor, daß die Hände der Geistlichkeit zu ihrer Ausführung nicht mehr ausreichten. Hiezu kam noch die überschwängliche Fülle von Dekoration, womit der gothische Styl die Kirchengebäude schmückte, und so zu sagen jeden einzelnen Stein zu einem Kunstwerk gestaltete. Dazu war aber ein ausgedehntes technisches Kunstgeschick, eine Fülle künstlerischer und handwerksmäßiger Kenntnisse und Fertigkeiten erforderlich, die nur durch ausschließliche Beschäftigung mit der Kunst und dem Handwerk gewonnen werden konnte. Eine solche umfassende künstlerische Thätigkeit ließ schon das Berufsleben der Mönche, deßgleichen ihr grundsätzliches Festhalten an bescheidener Einfachheit nicht zu.

Man mußte somit das kirchliche Bauwesen an Baumeister, Steinmetzen und Handwerker aus dem Laienstande überlassen. Diese thaten sich, um für solche Riesenbauten das erforderliche einheitliche Zusammenwirken herzustellen und eine gewisse Stetigkeit und Gleichförmigkeit in die Arbeitsweise zu bringen, sowie auch um die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten zu bewahren und einander mitzutheilen, in sogenannten Baubruderschaften zusammen, denen man eine dem mittelalterlichen Zunft- und Corporationswesen entlehnte Einrichtung und Gliederung in Meister, Sprecher (Parlirer) und Gesellen verlieh. Man nannte diese Maurer- oder Baubruderschaften wohl auch „Bauhütten" — von der Hütte, die man in der Nähe des im Werke begriffenen Baues errichtete, und die sowohl zum Versammlungsort wie zur Werkstätte diente. Schon zu Ausgang des zwölften Jahrhunderts treffen wir eine solche Baubruderschaft in der Auvergne, die „Hüttenjungen des lieben Herrgotts" genannt.

Daß bereits schon früher ähnliche Bauhütten auch in Deutschland bestanden, ersehen wir aus dem Berichte eines Zeitgenossen, des Berthold von Konstanz; diesem Berichte zufolge (vom Jahre 1091) bildete sich das Innungswesen in Deutschland kurz vor den Kreuzzügen, und es erhellet daraus, daß um diese Zeit bei den Handwerkern ein gemeinschaftliches Zusammenleben und Wirken, ähnlich

dem der Mönche und Geistlichen aufkam. Wenn es gleich zunächst bürgerliche Zwecke waren, um derentwillen sich die Handwerker in Bruderschaften zusammenthaten, so hatten sie doch noch ein höheres, religiöses Ziel im Auge, und adoptirten deßhalb die Einrichtungen des Klosterlebens.

Es lag dieß schon in der Natur der Sache; die Mönche waren, wie oben gezeigt worden, die ersten Lehrer der weltlichen Handwerker; was ist daher natürlicher, als daß diese eingedenk ihres Ursprungs, die Klöster zum Vorbild nahmen, und ihre Einrichtungen, Sitten und Gebräuche derther entlehnten, soweit dieß mit der weltlichen Berufsthätigkeit verträglich war? Am schärfsten unter den verschiedenen Handwerker-Innungen prägte sich das geistlich-korporative Leben in den sogenannten „Bauhütten" aus, und es zeugt von totaler Unkenntniß des mittelalterlichen Innungswesens, wenn man die Bauhütten mit den heutigen Freimaurerbruderschaften in Verbindung bringen oder gar diese von jenen herleiten will. Die Bauhütten sind gleich den übrigen Handwerker-Innungen lediglich als eine Schöpfung des christlichen Geistes zu betrachten, und obgleich sie zunächst ein handwerkliches Ziel verfolgten, so waren sie doch streng kirchliche Vereine und hatten einen religiösen Zweck im Auge, sowie denn auch alle ihre Einrichtungen, Gesetze und Vorschriften, ja selbst ihre Gebräuche und Gewohnheiten dem kirchlichen Leben, insbesondere dem Bruderschafts- und Klosterleben entnommen waren. Einer der vornehmsten religiösen Gebräuche der Bauhütten war z. B. die Feier des Jahrestages; der Jahrestag war das Vereins- oder Bruderschaftsfest der Bauhütte, und entsprach dem Ordensfeste der Klöster. Den Mittelpunkt des Jahrestags bildete aber die gottesdienstliche Feier, die Anhörung der heiligen Messe; an dieser sollten, wie die alten Innungsbücher vorschreiben, „außer Gottesgewalt," d. h. außer dem Falle einer schweren Krankheit, alle Mitglieder der Bauhütten, Meister und Gesellen theilnehmen. Nachdem sie sich beim Vorsteher der Bauhütte versammelt hatten, begaben sie sich in feierlichem Zuge in die Kirche zu dem Bruderschaftsaltar, wo das heilige Meßopfer gefeiert wurde, und wobei die Mitglieder ihren Dank zu Gott für die empfangenen Wohlthaten darbrachten, und sich dem ferneren Schutz des Himmels empfahlen. Ebenso gab sich der kirchliche Charakter der Bauhütten in der Verehrung des Schutzheiligen zu erkennen; jede Bauhütte verehrte einen Heiligen als ihren Patron und Fürbitter bei Gott. Der Festtag des Patrons war ein Feiertag für die Mitglieder der Innung, und hatte die Bauhütte ihren eigenen

Altar, so war hier das Bildniß des Schutzheiligen aufgestellt; auch die Zunftfahne und das Versammlungszimmer der Bauhütte war mit dem Bildnisse des Patrons geschmückt. Auf solche Weise gaben die Mitglieder ihren Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen und an die Wirksamkeit ihrer Fürbitte bei Gott zu erkennen. Ein anderer, ächt kirchlicher Brauch der Bauhütten war die jährliche Gedächtnißfeier für die verstorbenen Mitglieder. In den meisten alten Innungsbüchern ist vorgeschrieben, daß alle Jahre an einem bestimmten Tage für die Seelen verstorbener Mitglieder Jahresmessen gehalten werden sollen. Wie die Klöster hatten auch die Bauhütten ihren „geistlichen Vater." Dieser hatte die christlichen Liebeswerke nicht nur gegen die Mitglieder der Bauhütte, sondern auch gegen Fremde zu erfüllen, ihm lag es ob, die Werke der Mildthätigkeit im Namen der Bauhütte zu üben, die Nothleidenden zu unterstützen, die Kranken zu pflegen, für die Wittwen und Waisen verstorbener Mitglieder zu sorgen, Fremde zu beherbergen u. s. w. Der Bauhüttenvater nahm einen ehrenvollen Rang in der Innung ein, er war der Vertrauensmann, hatte bei feierlichen Gelegenheiten, Prozessionen, den Vortritt, bewahrte die Innungslade mit dem Siegel der Schriften und Dokumenten der Innung.

Selbst in der unter den Mitgliedern der Bauhütte üblichen Begrüßung drückte sich der kirchliche Charakter der Letzteren aus; denn er begann mit den Worten: „Gelobt sei Jesus Christus." Eben so beruhten die Vorschriften, welche über das Verhalten der Mitglieder gegeben wurden, auf christlicher Grundlage. In den alten Innungsbüchern wurden die dem Christen schon durch das Evangelium gebotenen Tugenden neuerdings eingeschärft; unter diesen besonders der Gehorsam gegen Vorgesetzte, Ehrlichkeit und Redlichkeit, ein unbescholtener Wandel nach dem Sprichwort: „Die Bauhütten müssen rein sein, als wenn sie von Tauben gelesen wären." Diesen vom christlichen Geiste belebten Vorschriften und Einrichtungen ist es beizumessen, daß die Bauhütten so viel Großes und Herrliches geleistet haben, und so viele Jahre hindurch fortbestanden. Als sodann der fromme Geist, der Alles dieß hervorrief, aus den Bauhütten zu weichen begann, sank das Maurer-Innungswesen zur leeren Förmlichkeit herab, und um die innere Gehaltlosigkeit zu verbergen, hüllte man sich in geheimnißvolles Dunkel. — Obgleich nun das Kirchenbauwesen während dieser Periode fast ausschließlich in den Händen der Laien lag, so war es doch noch ganz vom christlichen Geiste getragen, und der neue (gothische) Baustyl, der sich unter dem Einflusse

weltlicher Baumeister entwickelte, trägt einen streng kirchlichen Charakter; denn diese weltlichen Baumeister waren von den göttlichen Dingen tief bewegt, und hielten an den von der Kirche überlieferten Grundzügen fest, was sich namentlich von den Erbauern des Straßburger und Kölner Doms, dem Meister Erwin von Steinbach und Meister Gerhard, rühmen läßt.

8.

Der romanische und gothische Baustyl.

So sehr auch die altchristliche Basilika in ihrer Grundform den christlichen Cultusbedürfnissen entsprach, so barg sie doch, weil der Antike entlehnt, manche dem christlichen Geiste zuwiderlaufende Elemente, namentlich die horizontale Decke und die theilweise noch herrschende gerade Linie; beides widersprach dem christlichen Prinzip — der Richtung nach Oben. Die altchristliche Basilika wies in ihrer Gesammtanlage nicht nach Oben: die horizontale Decke störte den aufstrebenden Charakter des Ganzen, hemmte den himmelwärts drängenden Zug. Zudem bildete die flache Bedeckung einen Widerspruch zu der halbkreisförmigen Wölbung der Absis, sowie zu der bogenlinigen Bewegung der Säulen und Kapitäle, in antiker Weise geformt, und letztere standen überdieß im Widerspruch mit den über ihnen sich erhebenden Bogen und Wänden, da sie ursprünglich keine andere Bestimmung hatten, als die Säulen abzuschließen und hervorzuheben. Je mehr daher die Geistlichkeit sich der Architektur bemächtigte, und je tiefer in Folge dessen der christliche Gedanke in die Kunst eindrang, desto klarer wurden auch jene Widersprüche erkannt und bekämpft.

So kam denn im 11. und 12. Jahrhundert ein Baustyl zur Entwicklung, der einen entschiedenen Gegensatz zur Antike bildet, und worin sich ein lebhaftes Streben nach Höhe, Schwunghaftigkeit und Erhabenheit der Formen zu erkennen gibt. Zum Theil haben äußere Verhältnisse (Klima und Baumaterial) hiebei mitgewirkt, weit mehr aber die jetzt klarer in's Bewußtsein getretene Idee vom christlichen Gotteshause. Schon im 10. Jahrhundert zeigt sich vielfach ein Drängen und Hinneigen zu dem neuen Prinzip; aber erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts kam es vollständig zur Herrschaft. Das Charakteristische des neuen Styls besteht in der Herrschaft des Rundbogens; wir finden zwar den Halbkreisbogen schon in der altchristlichen Basilika, aber man machte noch keinen rechten Ernst

damit, er kam nur theilweise zur Anwendung. Im neuen Baustyl hingegen beherrscht er alle Theile des Gebäudes vollständig, er tritt in der Anlage des Ganzen, wie im Detail hervor: das Bogenprinzip herrscht in den Pfeilern, Fenstern, Arkaden, Gallerien, im Portale, der Bedeckung u. s. w. Und hierin liegt der Unterschied zwischen der antiken und christlichen Architektur. Während dort die horizontale Linie, die geraden, gestreckten Glieder vorherrschen, tritt hier überall das Bestreben hervor, die geradlinige Bewegung zu vermeiden, und an ihre Stelle die halbkreisförmige zu setzen.

Man ist in neuerer Zeit darin übereingekommen, den neuen Baustyl, wie er vom 10. bis 13. Jahrhundert zur Entwicklung kam, mit dem Namen des „romanischen" zu belegen. Diese Benennung ist insofern passend, als dieser Styl in der That römische und germanische Elemente vereinigt; die Grundlage ist römisch-christlich, die Entwicklung und Fortbildung germanisch-christlich. Nicht als ob der romanische Baustyl lediglich eine Schöpfung des germanischen Geistes, ein Ausfluß germanischer Phantasie wäre; nein, der himmelwärts strebende Geist des Christenthums ist es, der, wie im sittlichen Leben, so auch in der Architektur mächtig nach oben drängte, und die aufstrebenden Formen des neuen Baustyls schuf. Jedoch gebührt auch dem germanischen Charakter einiger Antheil hieran; denn es gehörte ein unverderbtes, jugendlich kräftiges Volk wie das germanische dazu, ein Volk, dessen Anschauungen und nationale Sympathien in keiner Weise mit der antiken Welt zusammenhingen, um den Kampf gegen die Antike aufzunehmen, und dem christlichen Grundgedanken in der Kunst zum Siege zu helfen.

Das Hauptverdienst hiebei erwarb sich die Geistlichkeit; die meisten romanischen Kirchenbauten gingen von Mönchen aus, der Plan ohnehin, häufig aber auch die Ausführung. Daher das Einfache, Ernste, Majestätische der romanischen Kirchenbauten; der ruhige, besonnene, ernste Geist der Klosterzelle dachte nicht an reichen Schmuck und Mannigfaltigkeit der Formen; erhabene Größe und mächtige Kraft sollte mit bescheidener Demuth und dem Gefühle menschlicher Ohnmacht sich verschmelzen, das Gebäude sollte den Geist nach Oben ziehen und nach Innen kehren. Hieraus erklärt sich ferner der gleichförmige Typus, der allen Kirchen romanischen Styls zu Grunde liegt, wiewohl sich einzelne Modifikationen im architektonischen Detail, je nach dem Geiste der verschiedenen Orden, oder dem Einfluß des nationalen Elements geltend machten, sowie auch seit der Berührung

mit dem Orient durch die Kreuzzüge mitunter arabische und byzantinische Formen sich einmischten.

Der romanische Styl blühete hauptsächlich am Rhein, unter der Herrschaft der fränkischen Kaiser. In der zweiten Hälfte des 12. und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts bildete sich durch Beimischung verschiedener neuer Elemente der sogenannte spätromanische Styl, und dieser bildet den Uebergang zum gothischen [1]).

Nachdem nämlich die Architektur im romanischen Styl ihrem hohen Ideale nahe gekommen, gelang es ihr im 13. Jahrhundert, ihre große Aufgabe vollständig zu lösen und den Mustertypus eines christlichen Gotteshauses darzustellen. Es geschah dieß in jenen Riesenbauten voll erstaunlicher Kühnheit, Höhekraft und Ornamentenfülle, die wir an dem gothischen Dom bewundern. Die Idee des christlichen Cultus, die himmelanstrebende Sehnsucht einerseits, sowie die geheimnißvolle unergründliche Tiefe des christlichen Glaubens andererseits fand hier ihren würdigsten und kräftigsten Ausdruck. Der kühn gedehnte, alles beherrschende Spitzbogen, die hoch zu den Wolken emporstrebenden Thürme, die riesigen Pfeiler und Säulen, die hochgeschwungenen Bogen und Gewölbe, die plastischen, ewige Wahrheiten symbolisirenden Formen, die dämmernden, mit magischem Lichte übergossenen Hallen: Alles zieht hier den Geist mächtig nach Oben, und verkündet ihm die geheimnißvolle Nähe der Gottheit.

Der gothische Styl bildete sich mit nothwendiger Consequenz aus dem romanischen; sein Hauptverdienst besteht darin, daß er an die Stelle des Rundbogens den Spitzbogen, an die Stelle bescheidener Dekoration den reichsten architektonischen und plastischen Schmuck setzte. Der gothische Styl brachte indessen hiemit kein neues Prinzip in die christliche Architektur; er führte nur die im romanischen Styl entwickelten Keime ihrer Reife und Blüthe entgegen. Schon im romanischen Styl leistete die Architektur dem christlichen Grundgedanken Genüge; denn der romanische Dom weist in seiner ganzen Anlage nach Oben und zeigt auch einen dem christlichen Gotteshause angemessenen Schmuck. Aber die Architektur war hiemit noch nicht an der äußersten Gränze ihrer Entwicklung angelangt, der romanische Styl enthielt manche Keime, die einer weiteren Fortbildung fähig waren; das Aufstrebende konnte noch kräftiger hervorgehoben, das ästhetische Element umfassender berücksichtigt werden. Beiden entsprach

1) Die berühmtesten Denkmäler des romanischen Styls sind die Dome von Speier, Worms und Mainz. Der herrliche Dom zu Bamberg gehört dem 13. Jahrhundert an.

der gothiſche Styl, indem er in kühnen Spitzbogen das Emporſtrebende noch entſchiedener ausprägte und den ganzen Bau durch einen überſchwänglichen Reichthum künſtleriſcher Geſtalten und lieblicher Zierden belebte und idealiſirte.

Den Hauptantheil an der Entwicklung des gothiſchen Styls haben ohne Zweifel die neuen Erſcheinungen im kirchlichen und bürgerlichen Leben des dreizehnten Jahrhunderts: die neugeſtifteten geiſtlichen Orden und das Aufblühen des Bürgerſtandes. Die Strenge der Orden der Dominikaner und Franziskaner, der Geiſt der chriſtlichen Myſtik, die Andachtsgluth der Jünger des heiligen Franziskus, erweckten in tauſend Gemüthern ein außerordentliches Feuer der Hingabe an das göttliche, ein völliges Sichlosreißen von der Erde, ein gänzliches Sichverſenken in die Anſchauung des Himmliſchen. Dem gewaltigen Drängen dieſes Geiſtes konnte ſich aber die Kunſt unmöglich entziehen, insbeſondere mußte dieſer Geiſt in der Architektur zünden. — Auf der andern Seite entwickelte ſich im Volksleben ein friſcher, blühender Formenſinn, der jeglicher Monotonie abhold, Alles kunſtreich und mannigfaltig geſtaltete und namentlich in den Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, im Zunftweſen, Corporationen u. dgl. ſich geltend machte. Unter ſolchen Einflüſſen kam der gothiſche Styl zur Reife.

Der gothiſche Styl unterſcheidet ſich vom romaniſchen nur durch ſeinen dekorativen Charakter und die konſequente Durchführung der Richtung nach Oben; der romaniſche Bau verhält ſich zum gothiſchen beiläufig wie die altchriſtlichen Kirchenhymnen zu Dante's reicher Schöpfung, oder wie der Gregorianiſche Choral zu den Compoſitionen Paleſtrina's; beide ſind in ihrer Art vollkommen. Deßhalb dürfte es auch ſchwer zu beſtimmen ſein, ob der gothiſche oder romaniſche Styl den Vorzug verdient; ja nachdem man einen bloß äſthetiſchen und techniſchen Maßſtab zu Grunde legt, oder zugleich an der Idee vom katholiſchen Gotteshauſe feſthält, wird dieſe Frage verſchieden beantwortet werden. An Reichthum und Schönheit der Formen, an künſtleriſcher Durchbildung und Vollendung iſt der gothiſche Dom dem romaniſchen jedenfalls weit überlegen. Der romaniſche Styl berückſichtigt das äſthetiſche Element nur an einzelnen Theilen des Baues, am Portal, den Arkaden, Pfeilern und Fenſtern; außerdem läßt er noch viele kahle, unbelebte Stellen übrig. Die Gothik hingegen löſt den ganzen rieſenhaften Bau in eine zahlloſe Maſſe feiner Glieder und Ornamente auf und geſtaltet das Ganze zu einem wahren Meiſterwerk der plaſtiſchen Kunſt. Ob aber dieſe Menge architek-

toniſcher und plaſtiſcher Ornamente nicht zu ſehr zerſtreut, ob über dem verwirrenden Reichthum der Einzelnheiten nicht der Totaleindruck geſchwächt wird, ob endlich die Einfachheit des romaniſchen Baues dem Ernſte des Gotteshauſes nicht beſſer entſpricht, möge dahingeſtellt bleiben. Jedenfalls kann der gothiſche Styl in techniſcher und äſthetiſcher Beziehung als die höchſte Stufe und Blüthe der chriſtlichen Architektur betrachtet werden.

9.

Wie das Münſter zu Ulm erbaut worden.

Wer weiß nicht von der wunderbaren Pracht des Münſters in Ulm, das nach Größe, wie nach Form und Maaß unter den vornehmſten Zierden altdeutſcher Baukunſt prangt. Ulm, die kleine aber ſtolze Reichs- und Handelsſtadt ſetzte bei der erſten Verkündigung des Planes zu dem gewaltigen Gotteshausbau ausdrücklich als unverbrüchliches Geſetz feſt: daß der Bau lediglich aus eigenen Mitteln der Stadt und ihrer Einwohner, ohne irgendwelche fremde Beihülfe und Steuer zu Stande kommen ſollte. Die Ulmer hielten auch getreulich Wort, ſo winzig klein im Verhältniß zu dem rieſigen Unternehmen ihre Zahl war, und ſo ſauer es ſie während der hundertelfjährigen Dauer des Baues oft angekommen ſein mag, denn über dem Baue durfte doch nichts vernachläßigt werden, was die Macht und Würde der Stadt zu heben geeignet war, wie denn gerade in jene Zeit die bedeutendſten Gebietserweiterungen durch Ankauf der Grafſchaft Helfenſtein und die Vergrößerung der Feſtungswerke fallen. Aber damals hegte Ulm ja noch einen gottbegeiſterten Suſo in ſeinen Mauern, und hörte ſeine ſüßen Lieder in mächtiger Liebesgluth zum Weltheiland und ſeiner gebenedeiten Mutter ſich ergießen. Ihr vergoldetes Standbild mit dem Jeſuskinde in den Armen ſollte einſt die Krone über dem zierlich durchbrochenen Steinwerk des projektirten Thurmes bilden, der mit ſeiner Spitze ſelbſt die Thürme des Kölner und Straßburger Domes überragt hätte. Hören wir zur Charakteriſtik jener durch den Glauben ſchöpferiſchen Zeit den ſchlichten Bericht einer handſchriftlichen Chronik über den Bau jenes Münſters:

„Anno 1377 hat man die Pfarrkirchen, ſo damals vor der Stadt geſtanden, folgender Urſachen willen abgebrochen, und in die Stadt geſetzt; denn weilen erſtlich an Sonn- und Feiertagen das Volk häufig aus der Stadt und in die Pfarrkirchen ginge, möchte bei ohnedas immerwährenden Kriegszeiten eine Rebellion, Verrätherei

und Ueberfall geſchehen, daher es auch gekommen, daß reiche Leut dieſe Pfarr verlaſſen und zu den Klöſtern in der Stadt liefen, und ihre Almoſen dahin wandten, hingegen die Pfarr zu Allerheiligen verarmte, und dergleichen mehr. Da wurde von einem ehrſamen Rath mit Conſens der Geiſtlichkeit dieſer Schluß gemacht, dieſen Bau in Gottes Namen anzufangen. Da nun die Sach den Fürgang genommen, da hat man zu ſolchem Gebäu Raum und Platz gern und mit Willen gegeben. Erſtlich kauft man den Nonnen St. Clarens-Ordens, ſo man die Schweſtern von Beuren nennt, ihr Kloſter ab; iſt geſtanden, wo jetzt die Steinhütte ſteht; vorhin gab man's ihnen um Gotteswillen, jetzt bezahlt man's. Item ein Badſtub daſelbſt wurd abgebrochen; den Barfüſſer Garten machte man zu Platz, wie gewöhnlich vor großen Thumen große Platz ſind, und anders mehr. Als nun Platz geraumt und alle Fürſehung angeſtellt geweſen, da hat man den großen und tiefen Grund gegraben, von 464 Schritt im Umkreis, von ſolcher Tiefe, daß dem Hinunterſchauenden grauete. Im Grund ſchlug man ſtarke und dauerhafte Pfähle ein, ſo mit großen Steinen gebüßet und ausgefüllt worden. Summa, alles wurd zu Legung des erſten Fundamentsſteins geordnet, wie es dann den letzten Tag Junij anno 1377 geſchah. Mit dem anbrechenden Tag ſtellte ſich die ganze Kleriſei ſammt vielen aus der Nachbarſchaft in ihren prieſterlichen und Meßgewanden ſammt zierlichen Paternoſtern und Roſenkränzen, und andern bei ſondern Feſten und gebräuchlichen Umgangen hin, wie auch die ganze Gemeind, jung und alt, in gebührender Ordnung, als die Jugend und Schulkinder mit weißen Hemdern angethan, brennende Wachslichter in Händen, und von grünen Zweiglein zierlich gemachte Kränzlein auf den Häuptern, die Knaben auf jener, die Mägdlein auf der andern Seite mit fliegenden Härlein ſtehend. Und geſchah der Anfang mit unaufhörendem allerhand muſikaliſchem Inſtrumenten-Klang und Geſang. Alſo ſtieg Ludwig Kraft, Burgermeiſter ſammt etlichen Edlen in den Grund, den hinabgelaſſenen erſten Stein zu empfahen. Der hing ob dem Grund an einer Zang; den Stein hieb und leitete in den Grund hinab der theuer Johann Ehinger, genannt Habfaſt, und Conrad Beſſerer, der Stadt Hauptmann; andere Herren des Raths griffen an den Stein, ſo ließ ihn ein ganz ehrſamer Rath hinab, etliche an das Rad, etliche an das Seil greifend, und legten den unten in ſein vorgemachtes Bett. Als nun der erſte Stein gelegt war, griff Ludwig Kraft in ſein Taſchen und legt 100 neuer römiſcher Goldgulden auf den Stein; das thaten auch die andern, und ſo folgends ein ganzer

Rath, wie auch ganze Burgerschaft und Beiwohner, opferte Alles freiwillig, jedes nach seinem Vermögen, also daß auf diesen Tag ein ansehnliches gefallen. Folgends ist eine Hütt, wo das Pfarrkirchen-Bauamt zu amten pflegt, aufgeschlagen worden, dahin Jedes sein gutherzig Gäblein bracht; kein Fürfleck (Schürze), Miederlein, Gürtel oder Haarband wurd verschmäht, so nachmals auf dem bei den Nagelschmieden am Münster angerichteten Trumpelmarkt bestmöglichst verkauft wurde. Etliche Burger hatten ein ganzes, etliche ein halbes Jahr, 1, 2, 3 Monate mit Pferd und Leuten daran gefrohnet, etliche kauften Pferd darauf und wuchs das Werk also in ihren Händen, daß in 111 Jahren, als Anno 1488, nicht allein der große, überköstlich Tempel und Thurm ausgeführt, gewölbet, gedecket, auch mit 52 Altären geziert wurde. Auch ward zu diesem Bau kein fremde Hülf angeruft. Der Tempel sammt dem Thurm soll der Rechnung nach 9 Tonnen Golds gekostet haben."

10.

Die Klöster als Culturstätten im Mittelalter.

Was die Klöster für Cultur und Humanität im Mittelalter geleistet haben, das auch nur einigermaßen vollständig zu schildern, wären bändereiche Werke nöthig. Hier nur Grundstriche, Andeutungen.

Den Ackerbau stellte schon die Regel des heil. Benedikt als eine nützliche, und da Händearbeit mit geistiger Betrachtung wechseln sollte, als eine des ächten Mönchs würdige Beschäftigung dar; so daß es die Brüder nicht kränken dürfte, wenn Armuth sie zwänge, die Früchte ihres Bodens mit eigener Hand einzusammeln. Insgemein ward ihnen zu einer neuen Ansiedlung ein noch unbebauter oder durch feindliche Einfälle verwüsteter, seinem Grundherrn nutzloser Fleck Landes, mit Gebüsch bedeckt oder von Wasser überschwemmt, zugewiesen; wo pflügbares Land von Anfang her fehlte, dasselbe von ihnen ringsum angekauft. Mit eigener Hand rodeten sie den Wald und bereiteten, wo sonst der Wolf, der Bär, das Elenn gehaust, friedliche Wohnstätten der Menschen. Sie leiteten die wilden Gewässer ab, wiesen durch Eindeichungen die austretenden Ströme in ihr Bette zurück; und bald winkten lachende Auen, fette Weiden, wo zuvor nur der traurige Ruf der Unke gehört ward. Solches Bemühen erwarb ihnen leicht den Nachlaß des Zehntens von dem durch sie urbar gemachten, nachmals bebauten Boden. Der Hang zur Einsamkeit, das Bestreben, die menschlichen Leidenschaften durch jeden

Zaum zu zügeln, trieb sie, selbst ungesunde Landstriche aufzusuchen und dieselben durch Anbau nicht bloß gesund, sondern erträglich zu machen.

Selbst neuere Schriftsteller mißkennen es nicht, daß das durch die unabläßigen Einfälle der Barbaren verwüstete Italien, seine Herstellung, den Frieden und die Erhaltung des letzten Restes von Künsten, den Klöstern verdanke. Ueberall, wo sie sich erhoben, trat Anbau, Milderung des Zustandes, freundliches Verhältniß zu den Untergebenen hervor.

Wie mancher blühenden Stadt, wie manchem ansehnlichen Flecken gab nicht eine solche Stiftung den Ursprung, oder gönnte durch freundlichen Schutz unter milder Oberherrschaft gedeihliches Aufblühen. So bedeckte noch im zwölften Jahrhundert undurchdringlicher Wald jenes hohe Bergthal im Jura, dessen zahlreiche Bevölkerung den Unterhalt, den ihr der Boden versagt, durch den Fleiß ihrer Hände zu gewinnen weiß; eine Prämonstratenser-Abtei lichtete zuerst das Dickicht und zog die ersten Ansiedler herzu. Ein Cistercienserhaus wies der Saone, wo sie am Fuß des Rodomont in ungezügeltem Umherschweifen Moräste bildete, einen geordneten Lauf an, fällte den noch unbetretenen Urwald, und jetzt breitet sich dort mit 2000 Bewohnern Rougemont aus. Anderwärts war der Bau einer Kapelle für die Ackerleute der Höfe, oder einer Zufluchtsstätte für die Brüder und die Kostbarkeiten der Kirche, der Keim eines Ortes: oder ein solcher ward absichtlich angelegt, damit die Klosterbewohner desto sicherer alle Bedürfnisse fänden.

Mit vieler Anstrengung und großem Aufwand wurden Dämme gegen die Meerfluth gesetzt, und dem Element der Boden abgerungen, den hierauf der Fleiß in fruchtbares Gelände umschuf. Sümpfe verwandelten sich in Ackerland und in Wohnstätten der Menschen. Wo der Sumpf sich nicht austrocknen ließ, oder wenn es die sonstige Wirthschaft erforderte, wurde Streue gesammelt und hiedurch dem Ackerland aufgeholfen, selbst der Ertrag an Blutegeln nicht verschmäht. Sie staueten die Wasser auf, versperrten dessen unterirdische Abflüsse und bildete kleine Seen, die ihrer Tafel Fische, der Gegend Anmuth gaben; oder sie gruben Teiche und leiteten den Ueberfluß des Wassers in diese und vereinigten mit dem gleichen Zwecke denjenigen, das Land trocken zu legen. Es ist noch in spätern Zeiten beobachtet worden, daß ihre Güter durchgehends in besserem Stande sich befanden, als die Laiengüter.

So brachten sie vom Süden bis in den fernsten Norden Cultur,

förderten ſie den Verkehr, regten auf manchartige Weiſe Gewerbe an. Schweden verdankt ihnen die Verbeſſerung der Pferdezucht und die erſten Anfänge des Kornhandels. Auf der Inſel Tuteron bei Drontheim, wo einſt ein Ciſtercienſerkloſter geſtanden, wachſen noch jetzt Pflanzen wild, die ſonſt nur in Gärten gezogen werden. In manchem Waldesdickicht nimmt man noch gegenwärtig Spuren früheren Anbaues wahr, der nur von einem nahe gelegenen Kloſter ausgehen konnte. Abt Wilhelm von St. Genovefa brachte mit ſeiner Berufung nach Dänemark den erſten Salat aus Frankreich. Wenn England ſchon im eilften Jahrhundert eines ſchönern Anbaues ſich erfreute, als manches andere Land, wenn es weniger Wald und Weiden, aber deſto fruchtbarere Aecker, beſſer behandelte Wieſen aufzuweiſen hatte, ſo verdankte es dieſen Vorzug vor andern Ländern dem Fleiß der Kloſterbewohner, die frühe dort eine freundliche Heimath gefunden hatten. Sie waren es, die in Flandern die Wälder lichteten, die Moräſte feſtigten, dem Sandboden reichen Ertrag, der See die älteſten Polder abrangen, und die wüſte unfruchtbare Gegend in einen reizenden Garten verwandelten. Es wird bloß dem Mangel an Klöſtern zugeſchrieben, daß noch in der Mitte des zwölften Jahrhunderts der große Landſtrich zwiſchen der Weſer und Leine öde gelegen, Moräſte, undurchdringlichen Wald, unbebaute Aecker ſelbſt in der Nähe der Flüſſe dargeboten habe; denn vier Klöſter einzig über ſo weiter Ausdehnung konnten nur ſchwache Spuren des Anbaues aufdrücken. Sobald aber unter der Welfen Schutz deren mehrere gegründet worden, gewann das Land in Kurzem ein anderes Anſehen; Höfe, Weiler, Dörfer entſtanden, es wich die düſtere Einförmigkeit der Wildniß und die jungfräuliche Erde wurde durch die Pflugſchar bezwungen. Hiezu, wie nebenbei zu Benützung der Eichelmaſt, wurde ihnen mancher Forſt angewieſen. Es lebt noch jetzt im Andenken der Landleute, wie das Kloſter Loccum von dichtem Wald umſchloſſen geweſen ſei, ſo daß, um eine einzige Eiche zu fällen, man zehn umſtehende Bäume zuerſt habe niederſchlagen müſſen. Durch Fleiß erweiterte es ſeine Anfangs geringen Beſitzungen. Ein Laienbruder von Eberbach, der um das Jahr 1200 ſchon bei 60 Jahre in dem Kloſter ſich befand, konnte eidlich bezeugen, daß man bei ſeinem Eintritt in daſſelbe das Land erſt auf allen Seiten habe urbar machen müſſen; wo jetzt Vorwerke blühten, habe damals Wald geſtanden; denn ſolchen nur umfaßte manche Schenkung, auf welcher einzig der Fleiß der Mönche dem Anbau und menſchlichen Daſein die Bahn brach. Ueberall richteten ſie ſich in Benützung ihrer Grundſtücke mit

verständiger Aufmerksamkeit nach dem Himmelsstrich, dem Boden, der örtlichen Lage. Im Norden trieben sie vornehmlich Viehzucht; Weiden für großes Vieh, das Recht, die Schweine in die Wälder zu treiben, waren dort die nutzreichsten Schenkungen. Anderwärts verlegten sie sich auf die Obstbaumzucht, deren Veredlung von ihnen ausging [1]). Man sah die schönsten Gemüse- und Obstgärten in der Umgebung der Klöster; und wo man weit zurück in vergangenen Jahrhunderten sorgfältige Pflanzungen dieser Art findet, darf man mit Recht schließen, daß hier ein Kloster gewirkt habe. Die Klosterbrüder waren die ersten, welche besonderes Geräthe zum Gartenbau verfertigten; sie hielten sich Wirthschaftskalender, in welche sie alle Erfahrungen über Viehzucht, Saatbestellung, Ernte, über jede Art Pflanzung eintrugen.

Dem Weinbau vorzüglich widmeten die Klosterbewohner ihre Aufmerksamkeit. In manchen Gegenden scheint er mit ihnen verschwunden zu sein. Die vorzüglichsten Rebgelände in Deutschland, wo vielleicht jetzt keine solche mehr vorhanden sind, gehörten nicht allein den Klöstern, sondern waren von ihnen angelegt, und der richtige Blick dieser ersten Pflanzer rechtfertigt sie noch zu unserer Zeit. Die Lorscher Mönche legten die Weinberge längs der Bergstraße an, und am ganzen Rhein verdanken dieselben den Geistlichen, sei es durch eigenes Bemühen, sei es durch erweckte Nacheiferung, ihren Ursprung. Fort und fort wurden neue Weinpflanzungen angelegt, mit großer Sorgfalt die edelsten Traubengattungen ausgewählt. [2])

Noch jetzt liefern die Weinberge, welche die Bewohner von Hautecrest an dem vorher unbebauten Berge am Genfersee anlegten, den besten Wein des ganzen Gestades, und das Andenken an ihre verständige Anstrengung hat sich in dem berühmten Winzerfeste von Vevay bis zu unsern Zeiten erhalten. Die Ordensbrüder von Hauterive ahmten diesem Beispiel nach, und die Nachfolger genießen, was die Vorfahren mit sorglichem Fleiß bereiteten. So beförderten in allen Erdstrichen Europa's die Klosterbewohner den Anbau des Landes, Beides durch eigene Thätigkeit und durch gegebenes Beispiel. Und wer möchte nicht dem Urtheil beipflichten, daß es ein Glück für diesen Welttheil gewesen sei, daß die ersten Ordensstifter ihre Jünger weniger auf geistige, als auf solche Beschäftigung anwiesen, und daß

1) Die berühmte Baumschule der Carthäuser von Paris versah bis zur Revolution fast ganz Frankreich mit edlen Obstsorten.

2) Feinschmecker dürften bei dem Johannisberger noch jetzt dankbar des Klosters Fulda gedenken.

sie sich nicht in Städten wie die spätern, sondern in Oede und Wildniß angesiedelt und diese durch ihren Fleiß zu Wohnsitzen vieler tausend arbeitsamer Menschen umgeschaffen haben? Wir aber genießen nach dem Verlauf vieler Jahrhunderte, zwar vielfach undankbar genug, der Früchte ihrer Anstrengung, ihrer Entsagung und ihres Fleißes.

Nicht weniger als der Landbau, hatte der Unterricht der Jugend und die Pflege der Wissenschaften den Klöstern zu verdanken.

Es wird in dem Leben des heil. Benedikt's berichtet, es hätten viele gottesfürchtige Eltern adelicher Geschlechter ihm ihre Knaben zur Erziehung übergeben. In allen Ländern finden sich zu allen Zeiten Klöster, welche hierin den Vorrang hatten, nur daß, wie dieß noch jetzt bei den Universitäten der Fall ist, bald dieses, bald jenes durch größern Eifer größern Vertrauens sich erfreute. Weltberühmt waren schon seit Karl's des Großen Zeit die Klosterschulen zu Fulda, St. Gallen, Reichenau. Wir haben ihrer jedoch mehrfach in diesen Schilderungen Erwähnung gethan, worauf wir die Leser verweisen.

Unparteilichkeit konnte das Urtheil nicht verweigern, daß ohne Klöster und Ordensgeistlichkeit in gewissen Zeitperioden fast alle Wissenschaft verschwunden sein würde. Sie erhielten dieselbe nicht immer als einen todten Schatz, durch bloßes Abschreiben der Schriftsteller des heidnischen und christlichen Alterthums; sondern es war nicht leicht ein Zweig des menschlichen Wissens, der nicht Pfleger, Sammler, Bearbeiter unter Ordensgeistlichen gefunden hätte. So viele eigene oder abgeschriebene Bücher beweisen, daß mehr als ein Ordensbruder mit jenem von Muri die Ueberzeugung theilte: ohne Wissenschaft habe das Leben eines Geistlichen gar keine Bedeutung; und der fast zum Sprüchwort gewordene Satz: ein Kloster ohne Bibliothek sei eine Burg ohne Rüstkammer, zeigt wenigstens, welche Erwartung man hegte. Aus eigenem Antrieb oder auf Befehl der Aebte, nicht selten durch diese selbst, wurden die Jahrbücher der Klöster, die Begegnisse ihrer Zeit, die eigenen Erlebnisse, und neben dem, was bloß für ihr Haus wichtig war, auch dasjenige aufgezeichnet, was in der Welt sich ereignete. Ohne die Klosterarchive würden wir über einen langen Zeitraum nur dürftige Nachrichten von den Zuständen des Menschengeschlechts besitzen. Alle geschichtlichen Denkmale mehr als eines Landes sind einzig nur durch die Klöster für die Nachwelt gerettet worden. Die Wichtigkeit der Eigenthumstitel machte schon frühe deren Aufbewahrung zur Pflicht. Daher das Amt eines Urkundenbesorgers keines der geringsten in einem wohlgeordneten Kloster sein konnte; sowie umsichtige Aebte, neben allem

Uebrigen, auch dem Archiv ihre Aufmerksamkeit schenkten und über dessen Sicherheit sowohl, als über dessen Ordnung, wachten.

Abt Simon von St. Alban hatte unablässig einige auserlesene Schreiber um sich; die Art, wie er sie behandelte, zeigt, welchen Werth er auf Erwerbung einer ausgezeichneten Bücherſammlung legte. In größern Klöstern gab es einen eigenen Schreiber, welcher über andere, die unter seiner Anleitung arbeiteten, die Aufsicht führte. Diesen war im Kloster ein eignes, ruhiges, nur für die Obern zugängliches Gemach angewiesen, in welchem Schweigen zu beobachten war. Sie wurden mit allem möglichen Bedarf versehen, denn es ward sehr darauf geachtet, daß die Schrift schön, regelmäßig, fehlerfrei sei. Man konnte in manchem Kloster Mehrere zugleich an ihren Schreibpulten emsig dem Geschäfte obliegen sehen; und es mochte etwa Einer seinen Ruhm darin finden, die Klosterbibliothek mit recht vielen Büchern bereichert zu haben.

Finden wir Nonnenklöster, denen das Lob besonderer Kenntniß der heiligen Schrift beigelegt wird, so darf es uns nicht befremden, von Ordens- und Laienschwestern zu hören, welche kirchliche und andere Bücher, gewöhnlich auf's Zierlichste, mit weiblicher Geduld und Reinlichkeit schrieben, wie jenes Plenarium der Aebtissin Agnes von Quedlinburg, welches bei seiner Zierlichkeit, den schönen beigefügten Bildern und dem kostbaren Einbande noch jetzt die Aufmerksamkeit auf sich zieht. Freilich ist es zu bedauern, daß aus Mangel an Pergament, oder aus übel berechneter Sparsamkeit, vielleicht auch aus überfrommer Geringschätzung dessen, was von dem heidnischen Alterthum herrührte, manche wichtige Handschrift zerstört wurde, um den gewonnenen Stoff zu solchen Büchern zu benützen, die für die jetzige Zeit den Werth verloren haben.

Nicht auf diesem Wege allein, noch auf manche andere Weise wurden die Klosterbibliotheken bereichert, von Aebten, die den Werth der Wissenschaften würdigten, durch Ankauf von Gönnern und Freunden, durch Schenkungen. Wir finden auch in den Einkünften- und Ausgaben-Verzeichnissen einzelner Klöster eine jährliche Anweisung für den Bücherschrank, Schenkungen zu Bücher-Anschaffungen, wohlwollende Lieferung des erforderlichen Pergaments; Alles bei dem hohen Geldwerth der Bücher wichtiger, als es in unserer Zeit sein würde. Es wurden Bücherverzeichnisse verfaßt, dieselben ganz oder theilweise den Chroniken einverleibt, hie und da jährlich vorgelesen und das Vorhandene darnach verglichen. Das Kloster St. Michael zu Lüneburg besaß zwei Bibliotheken, eine für den Abt, eine andere für das Con-

vent. Man mag sich über die Zahl der Bücher verwundern, wenn man liest, daß am Ende des eilften Jahrhunderts in der Abtei Croyland 3000 Bücher verbrannten. Die Bibliothek der Abtei Glastonebury enthielt im Jahre 1248 gegen 400 Bände, worunter mehrere römische Geschichtschreiber und Dichter. Aehnliches, wiewohl in geringerer Anzahl, weist das Bücherverzeichniß des Klosters Prisling auf, auch einen Homer; doch läßt sich nicht ersehen, ob in der Ursprache, oder in einer lateinischen Uebersetzung. Um die gleiche Zeit freute sich Benediktbeuren eines Lucans, Horazens, Virgil's, Sallust's; im Ganzen besaß es 247 Bücher. Unter Abt Wolfram war das Kloster St. Michael bei Bamberg mit einer herrlichen Bücherſammlung ausgestattet, welche die meisten römischen Dichter und viele andere Schriftsteller sowohl des Alterthums, als der christlichen Zeit umfaßte. Indeß dürften den angeführten bei näherer Bekanntschaft wieder andere Klöster gegenüber gestellt werden können, wie die Abtei Pecharad in Ungarn, die im Jahre 1228 nur drei Glossarien und ein Predigtbuch, dafür aber 120 Pferde aufzuweisen hatte.

Neben den Wissenschaften wurden die Künste durch das Christenthum und seine Einrichtungen gerettet; oder vielmehr, da die Kunst die Blüthe der Religion in ihrer äußern Erscheinung ist, neugeschaffen. Diejenige Kunst, welche jeder Religion ihren Typus am unverkennbarsten aufgedrückt hat, ist die Baukunst. Sobald eine Stiftung durch Vergabungen, Arbeit und Wirthschaftlichkeit zu bedeutendem Gut gekommen war, trat auch das Bedürfniß hervor, durch Errichtung eines angemessenen Tempels, durch prachtvollere Feier des Gottesdienstes in einem würdigern Hause des Herrn einen Theil jenes Reichthums demjenigen wieder zu widmen, dessen Gnade solchen zugewendet. Malerei und Bildhauerkunst mußten ebensobald in den Klöstern Eingang finden, als das niedrige Bethaus der Brüder sich zum Tempel erhob. Schon in früheren Zeiten war die Malerei in Klöstern einheimisch. Wenn sie anfangs für die Bücher angewendet wurde, so fand sie doch bald ihren Weg in die Kirchen. Man lernte auf Kalk malen und in diesen Vorstellungen sollten auch dann, wenn jeder menschliche Laut verhallt war, selbst die Wände zu den Eintretenden sprechen.

Eine neue Verherrlichung der Kirchen waren die Glasgemälde, die immer mehr aufkamen, Begebenheiten aus dem Leben des Erlösers, ganze Reihen bildlicher Darstellungen aus der heiligen Geschichte, oder Ereignisse von wichtiger Bedeutung für die Kirche zur Anschauung bringend. Aehnliches war auf gemalten oder gestickten

Teppichen zu sehen, womit an besonders festlichen Tagen die Kirchen behangen waren.

Der größte Aufwand von Kunst und zugleich des Stoffes wurde zu der Umgebung der heiligen Ueberreste verwendet. Was sich Kostbares aus dem Alterthum gerettet hatte, was etwa aus dem Morgenland als Beute nach dem Abendlande kam, die ausgesuchtesten Edelgesteine mit dem beharrlichsten Fleiß in die zartesten Gebilde eingefügt, sollten diese Gegenstände hoher Verehrung verherrlichen. Im Jahre 1207 wurde der Leichnam des heiligen Benedikt's in ein Kloster an der Loire gebracht und in einen Sarg gelegt, dessen innerer Werth 32,000 Solidi betrug. Das Grab des heil. Benignus zu Dijon war neun Fuß lang, halb so breit und zwölf Fuß hoch; zwar nur von Holz, aber ganz mit goldenen und silbernen Platten bedeckt, auf welchem die Geburt und die Leidensgeschichte unsers Herrn, alles mit Edelgesteinen und Perlen überstreut, abgebildet war.

Haben wir hiemit die Bedeutung der Klöster für die Cultur nach ihren verschiedenen Richtungen angedeutet, so erübrigt noch, einen Blick auf ihre Bedeutung als Stätten christlicher Liebe zu werfen.

Wohlthätigkeit unter allen Formen wurde als unerläßliche Pflicht eines klösterlichen Vereins gefordert, als natürliche Vergeltung der gegen sie bewiesenen Freigebigkeit betrachtet, war Bedingung mancher empfangenen Schenkung. In hülfreicher Milderung jeder Noth durch Almosen, in Erweisung von Gastfreundschaft, in Besorgung von Kranken, in Bekleidung und Ernährung zugewiesener armer Kinder, erfüllten sie, neben Beobachtung der Ordensvorschrift, einen wesentlichen Theil ihrer Bestimmung. An jedem Tage, an welchem die Klosterbrüder durch bessere und reichlichere Nahrung erquickt wurden, mußten zugleich Austheilungen an die Armen stattfinden. Das Kloster Moisac nährte täglich drei Arme, deren Jeder ebenso viel erhielt als ein Mönch. Am grünen Donnerstage wurden ihrer 200 mit Brod, Wein, Bohnen und Geld begabt. Die Masse dieser Austheilungen schwoll in dem Verlaufe der Zeit zu einem ungeheuern Belang an. Hirschau vertheilte vor seiner Unterdrückung jährlich an 400 Malter Früchte zu Almosen; an der Fastnacht und am grünen Donnerstag erhielten bei 900 Menschen Jeder ein Pfund Speck und zwei Pfund Brod nebst Anderem. Täglich empfingen bei 200 Personen an der Klosterpforte das Almosen an Geld oder an Speise. Die meisten Klöster ließen täglich Almosen an ihrer Pforte austheilen; wozu, wie für Kranke, etwa eine bestimmte Summe jährlich auf die Gesammteinkünfte angewiesen wurde. Vollends in großen Lebens-

nöthen, bei Mißwachs und Mangel, da waren die Klöſter die öffentlichen Zufluchtsſtätten aller Hungernden. In dem Nothjahre 1197 wimmelte der Wald um das Kloſter Hemmenrode von Armen. Die Thüren deſſelben waren unabläſſig belagert; der Abt ließ täglich (ſoferne nicht Faſten geboten war), einen Ochſen mit Gemüſe kochen, und ſammt Brod unter die Armen austheilen, mit vollen Händen geben, ſo lange immer er konnte. Ein anderes Kloſter ſchlachtete all ſein Vieh, verpfändete Bücher und Kelche, um die Armen zu nähren, und verehrte in bald hierauf folgenden Vergabungen dankbar die göttliche Vergeltung. Wieder eines verwendete ein in ſolcher Zeit erhaltenes reiches Geldvermächtniß zum Ankauf und zur Vertheilung von Getreide. Bei ſolchen Anläſſen ſchonte die ächt chriſtliche Mildthätigkeit der größten Koſtbarkeiten, der ausgeſuchteſten Kunſtſchätze nicht. Die Kirche zu Petershauſen beſaß ein Altarblatt von Silber und Gold, ſo zierlich gearbeitet, daß es nur an den höchſten Feſttagen enthüllt wurde. Abt Bertholf ließ es in einem ſolchen Nothjahre zuſammenſchlagen, um die Menſchen dem Hungertode zu entreißen. Jenes koſtbare Grabmal des heiligen Benignus zu Dijon wurde aus ähnlicher Veranlaſſung ſeiner Perlen, Edelgeſteine, goldenen und ſilbernen Platten beraubt. Die bloßen Zierrathen von Holz und die erhaltenen Menſchenleben, glaubte Abt Wilhelm, könnten den Heiligen nicht minder ſchmücken, als jener todte Schatz.

Gaſtfreundſchaft galt ſchon von Alters her als Pflicht der Klöſter. Größere Stifte hatten ein eigenes Fremdenhaus eingerichtet, im Verhältniß ihres Rufes, ihrer Bedeutung, ihres Reichthums oft nach einem großen Maßſtabe und die Beſorgung der Ankommenden einem Ordensbruder übertragen, damit weder die Ausübung der Pflicht, noch der geordnete Gang des klöſterlichen Lebens leide.

Dann gab es noch beſondere Herbergen für Arme, Pfründhäuſer, worin eine beſtimmte Zahl aufgenommen und zu leichtern Dienſten in der Kirche und in der Wohnung der Ordensbrüder verwendet wurde; Krankenhäuſer, worin Brüder oder Schweſtern der Darniederliegenden pflegten.

Arme Studirende fanden Unterkommen und Unterſtützung und was ſie zu leiblicher und geiſtlicher Unterhaltung bedurften, leicht in den Klöſtern. Mancher ausgezeichnete Mann mag hiedurch für die Kirche gebildet worden ſein, deſſen Fähigkeiten ohne dieſes Hülfsmittel unentwickelt geblieben wären.

Nach allen Berichten mag, was die Klöſter dieſen Jahrhunderten waren, zuſammengefaßt werden in dem unverdächtigen Urtheil eines

neuern Geſchichtſchreibers: „In den Zeiten, da man weit und breit von keinen Aerzten, noch Spitälern oder Armenherbergen wußte, wurden dergleichen zum Troſt vieler Tauſend elender Leute bei den Klöſtern angelegt. Sie waren die hohen Schulen, wo man nicht nur die Gottesgelehrtheit, ſondern auch die Rechte, die Heilkunde, die ſchönen Wiſſenſchaften und mancherlei unentbehrliche Künſte unentgeldlich lehrte und eine Menge vortrefflicher Lehrer zum Segen der Länder aufſtellte. In den Kloſterarchiven wurden die unſchätzbaren Ueberbleibſel griechiſcher und römiſcher Gelehrſamkeit erhalten. Ohne dieſelben würden wir nichts, oder ſehr wenig von den Urkunden und Denkmälern unſerer Väter, ja nicht einmal unſere Mutterſprache verſtehen; und ohne das Vertrauen, mit welchem man ehemals bald alle Geſetze, Ordnungen, Stiftungen, Vermächtniſſe, Gab-, Theil-, Schlicht- und Sühnbriefe, ſammt andern rechtlichen und geſchichtlichen Urkunden, in denſelben zu hinterlegen pflegte, würden zu unverwindlichem Schaden ganzer Länder unzählige Schriften ſchon längſt verloren gegangen ſein."

11.

Die Fugger in Augsburg.

Der erſte bekannte Ahnherr dieß berühmten Hauſes war Hans Fugger, anſäßig in dem Dorfe Graben bei Augsburg. Er beſaß etliche Tagwerk Felder und Wieſengrund, und trieb neben dem Ackerbau die Weberei, wie dieſes auf dem Lande gewöhnlich iſt, und nährte ſich ehrlich und redlich. Sein Sohn Hans verkaufte die väterlichen Güter, zog (im Jahre 1370) nach Augsburg, erlangte das Bürgerrecht, ſtand durch Fleiß und Redlichkeit bei ſeinen Mitbürgern in Anſehen, war in der Zunft der Weber, Fürſprecher derſelben im großen Rathe und Freiſchöffe des weſtphäliſchen Vehmgerichts, trieb neben ſeinem Handwerke auch den Leinwandhandel und erwarb ſich ein für jene Zeit bedeutendes Vermögen von dreitauſend Gulden. Er ſtarb um 1410.

Von ſeinen fünf Söhnen ſind Andreas und Jakob die Stammhalter der nachfolgenden Geſchlechter geworden. Andreas, der ältere Sohn des Hans Fugger, gewann in kurzer Zeit durch ausgebreiteten Handel großes Vermögen, ward aber ſtolz darauf, daß man ihn den „reichen Fugger" nannte, und verachtete ſeinen Bruder Jakob. Den Söhnen des Andreas verlieh Kaiſer Friedrich III., der von ihnen Geld borgte, ein Wappen mit einem goldenen Reh im blauen Felde, was damals ſtatt eines Adelsbriefes galt, und ſo ſchien dieſer ältere

Zweig den jüngeren an Reichthum und Anſehen bei Weitem zu überragen. Jakob Fugger ertrug indeß die Verachtung ſeines Bruders mit Geduld, befahl es Gott, wartete auf Zeit und Glück, war fromm und gegen Jedermann freundlich, mild gegen die Armen, aber hart gegen die Ungetreuen und Gott ſegnete ihn an Leib und Gut. Er trieb ebenfalls Leinwandhandel, und brachte es durch Fleiß und Sparſamkeit und glückliche Unternehmungen dahin, daß er ſeinen eilf Kindern eine reiche Handelſchaft hinterließ. Unter dieſen waren ſechs Söhne, von welchen vier die väterliche Handlung zu Augsburg, Nürnberg und Venedig mit Glück und Geſchick fortführten, zwei aber, Marx und Jakob, ſich dem geiſtlichen Stande widmeten. Als jedoch ſchnell nacheinander drei Brüder ſtarben, veranlaßten die beiden älteſten Brüder Ulrich und Georg, ihren jüngſten Bruder Jakob, dem geiſtlichen Stande zu entſagen, da ſie die ausgebreitete Handlung nicht allein führen konnten, und Jakob, der ſich bisher den Wiſſenſchaften gewidmet und bereits eine Pfründe im Stifte Herrieden hatte, trat als Theilnehmer in die Handlung, und durch ihn erlangte das Geſchlecht der Fugger hohen Ruhm.

Anfangs kam Jakob in das Haus zu Venedig, wo er ſich als einen der verſtändigſten Kaufleute zeigte; er war nicht bloß ein kaufmänniſcher Rechner, ſondern ein wahrhaft gebildeter Mann und wegen ſeiner Weltkenntniß und Beleſenheit in den Schriften und ſeines feinen Betragens ſelbſt bei Königen und Fürſten beliebt. Der Handel der Fugger beſtand damals vorzüglich in Baumwollenzeugen, beſonders Barchent, die in Augsburg gearbeitet waren; dieſe brachten ſie in großer Menge nach Venedig, und nahmen dort Spezereien, Seiden- und andere oſtindiſche Waaren dafür.

Die Fuggeriſche Handlung verbreitete ſich durch ganz Deutſchland, Ungarn, Polen und die Niederlande und Italien. Es war auf dem Reichstage 1473, als der Kaiſer Friedrich III. den Zug an den Rhein vorhatte, um dem mächtigen und reichen Herzoge Karl dem Kühnen von Burgund die Königskrone zu verleihen und dafür deſſen einzige Tochter Maria als Braut für ſeinen Sohn zu gewinnen. Ulrich Fugger verſah den Kaiſer und ſein Gefolge mit gutem Tuch und ſeidenen Gewändern und erhielt als ein beſonderes Zeichen der Dankbarkeit und Gunſt das Wappen — eine gelbe Lilie im blauen und eine blaue im gelben Felde und die Büffelshörner auf dem Helme. Das war der Anfang des Handels der Fugger mit den Fürſten von Oeſterreich, der ſich in der Folge immer mehr vergrößerte. Aber erſt im Jahre 1484, als ſie mit der angeſehenen Kaufmanns-

familie Rehm in Verbindung traten, wurden sie aus der Weberzunft in die Kaufmannsstube, dann unter die edlen Geschlechter aufgenommen.

Als Ursula, die Tochter Ulrich's, im Jahre 1507 sich mit dem Ritter Philipp von Stein zu Jettingen vermählte, war die Aussteuer siebentausend Gulden und eintausend für die Hauseinrichtung, damals eine große Summe, da das Heirathsgut unter den Edelleuten selten achthundert oder tausend Gulden überstieg; die Braut trug einen braunen seidenen Rock, welcher in der Verbrämung mit Perlen gestickt war, vier goldene Ketten und sonst köstliche Kleinodien. Ulrich's Schreibstube in Augsburg nannte man wegen des kostbaren Tafelwerkes nur die goldene.

Jakob Fugger vermählte sich erst nach seiner Rückkehr von Venedig nach Augsburg mit einer schönen und reichen Jungfrau Sybilla aus dem Geschlechte der Arzet, erhielt aber keine Kinder. Er nahm den thätigsten Antheil am Handel seiner Brüder, und entdeckte eine neue Quelle des Reichthums in Ungarn, wo die unterirdischen Schätze von Gold und Kupfer noch in den Bergen verborgen lagen, da die Unterthanen nicht Kräfte genug hatten, sie zu Tage zu fördern. Als nun die Fugger durch Verschwägerung in Verbindung mit dem edlen Geschlechte der Turzo in Ungarn kamen, wurden sie von diesen in allen Unternehmungen in Ungarn unterstützt, und so übernahm Jakob den Kupferhandel in den ungarischen Freistädten, sowie die Bergwerke der kaiserlichen Freistädte Alt- und Neusol, nebst allen Gold- und Bleibergwerken in Kärnthen und Tyrol. Bald galt Jakob als der reichste Kaufmann nicht nur in Deutschland, sondern in Europa, da ihm auch das Wechselgeschäft sehr viel einbrachte, welches damals in Deutschland noch selten war, und das er mit gleicher Umsicht, wie den Bergbau, betrieb.

Als sich der Kaiser Maximilian I. zum Kriege gegen Venedig rüstete und dazu viel Geld aufnehmen mußte, schoß ihm Jakob Fugger im Jahre 1509 mehr als 170,000 Dukaten vor; in der Folge lieh er dem Kaiser 70,000 Gulden und erhielt die Einkünfte der Grafschaft Kirchberg und der Stadt und Herrschaft Weißenhorn, welche Herrschaften dann volles Eigenthum der Fugger wurden. Später kaufte Jakob von demselben Kaiser die Herrschaften Schmiechen, Marstetten und Wullenstetten und wurde zum kaiserlichen Rathe und vom Papste Leo X. für ein Darlehen von 100,000 Dukaten zum Ritter des goldenen Sporns und lateranischen Pfalzgrafen ernannt.

Wo das Glück einzieht, kommt es nie allein, sagt das Sprich-

wort, und ſo bewährte es ſich im Hauſe der Fugger. Zu den reichen Goldquellen eröffneten ſie eine neue, den Handel zur See. Jakob rüſtete mit ſeinen Brüdern und anderen reichen Kaufleuten von Augsburg drei Schiffe in Portugal aus, welche mit der portugieſiſchen Flotte nach Oſtindien ſchifften und nach drei Jahren reich beladen von dort zurückkamen. So wußten die Fugger ſchnell die veränderten Handelswege für ſich zu benützen, und zeigten, daß auch veränderte Verhältniſſe einen beſonnenen Mann nicht zu Grunde richten.

Bei all dem Anſehen und Reichthum aber, deſſen Jakob Fugger genoß, dünkte er ſich nicht zu vornehm, ſeinem Vaterlande zu dienen, ſtatt im ſtolzen Reichthum ſeine Tage hinzubringen und bloß ſeinen Reichthum in thörichtem Aufwande zur Schau zu tragen; er hielt es für keine Schande, ein Bürger zu ſein, und die Pflichten eines ſolchen zu erfüllen; er ſaß Jahre lang als Einer aus der Zunft der Kaufleute im Rathe und rieth und wirkte zum Beſten ſeines Vaterlandes. Dabei zeigte er ſich fromm und bieder, unterſtützte die Armen und Nothleidenden, ermunterte und pflegte Kunſt und Wiſſenſchaft durch reiche Gaben, erbaute mit ſeinen Brüdern eine prachtvolle Begräbnißkapelle, ließ nicht nur in Augsburg mehrere ſchöne Gebäude auf dem Weinmarkte aufführen, ſondern auch alle zuſammengekauften fuggeriſchen Schlöſſer und Landhäuſer verſchönern und verwendete große Summen zu religiöſen Zwecken, vorzüglich aber zu wohlthätigen Stiftungen für die Kranken und Armen. Nach dem Tode ſeiner Brüder kaufte er in der Jakobsvorſtadt einen großen Platz von Gärten und Häuſern, und ließ auf demſelben einhundert und ſechs kleine Häuſer erbauen und zu Wohnungen einrichten, damit ſo viele arbeitſame Hausarme, welche das Almoſen nicht nahmen, um einen Gulden jährliche Abgabe darin wohnen könnten; zugleich ſorgte er für den Gottesdienſt innerhalb dieſer Anlage durch die Stiftung einer Kapelle und Hinterlegung einer anſehnlichen Summe zur Unterhaltung der ganzen Stiftung, die noch jetzt die Fuggerei heißt. Auch ließ er das Holz- oder Blatternhaus, wo die von den Blattern Angeſteckten in's Holz gelegt — mit indianiſchem Holze behandelt wurden — errichten. Geehrt von ſeinen Mitbürgern, beweint von den Armen, ſtarb er im Jahre 1525, ſechsundſechzig Jahre alt, und hinterließ den Söhnen ſeines Bruders Georg ſein großes Erbe, ſorgte aber durch geſetzliche Anordnungen, daß es bei der Familie bleiben und nichts veräußert werden ſollte, da er aus Erfahrung wußte, daß die lobenswürdige und wohlgeordnete Liebe zu Wiſſenſchaften und Künſten gern in Pracht und Ueppigkeit ausarte. Georg's Söhne, Raymund und

Anton, pflanzten das Geschlecht der Fugger fort; Ansehen und Reichthum dieses Geschlechtes stieg noch immer, während die ältere Linie, genannt vom Reh, deren Stifter Andreas auf seinen Bruder Jakob einst stolz herabblickte, mit dem Reichthume nach und nach auch ihr Ansehen verlor und ihren Vettern dienen mußte, bis sie (1583) erlosch.

Anton Fugger, der vierte Sohn Georg's, war im sechszehnten Jahrhunderte der Reichste seines Geschlechtes, das nun sogar die Silberbergwerke in Spanien ausbeuten ließ und zur bessern Führung des ostindischen Handels ein eigenes Handelshaus in Antwerpen errichtete; ihre Schiffe gingen beinahe auf allen Meeren, besonders auf dem baltischen und mittelländischen. So oft als der Kaiser Karl V. nach Augsburg kam, wohnte er im Hause des Anton Fugger und erhielt von ihm große Geldsummen geliehen. Einst machte dieser dem Kaiser ein Kaminfeuer von Zimmetholz und warf darein die Schuldverschreibung des Kaisers über alles Geld, welches er ihm zum Zuge nach Tunis vorgeschossen hatte, und dieses Feuerlein däuchte dem Kaiser sehr lustig. Auf dem Reichstage zu Augsburg, 1530, wurden die beiden Brüder von ihm unter Verleihung fürstlicher Rechtsame in den Grafen- und Bannerstand des Reiches erhoben, und in das schwäbische Grafen-Collegium unter die Reichsstände aufgenommen. Als der Kaiser später die königliche Schatzkammer in Paris sah, sagte er laut: „Alles dieses kann ein Leineweber in Augsburg mit Gold bezahlen." Der Ruf des Reichthums der Fugger war so verbreitet, daß man in Spanien sprüchwörtlich sagte: „Reich wie ein Fugger."

Anton Fugger hinterließ bei seinem Tode (1560) sechs Millionen Goldkronen in baarem Gelde, eine Menge Kleinodien und große Besitzungen in allen Theilen Europa's und beiden Indien. Dem wachsenden Reichthume entsprach die Pracht bei Vermählungen und anderen Festen, die oft sogar übertrieben war, und manchmal wurden sie, wie dieses in Handelsgeschäften zu geschehen pflegt, durch Andere zu Unternehmungen verleitet, die weder Ruhm noch Vortheil brachten.

Aber die ganze Geschichte von Augsburg ist Jahrhunderte hindurch ein sprechender Beweis, daß das Geschlecht der Fugger für das Beste seiner Mitbürger besorgt war und an Pracht und Aufwand gar häufig wohlthätige Zwecke knüpfte und wahrhaft fürstliche Gesinnung in Unterstützung der Künste und Wissenschaften und der Armen bewies. Selbst nach der Erhebung in den Grafenstand blieben sie noch unter den Geschlechtern der Kaufmannsgilde; in der Folge trafen sie die Bestimmung, daß die Gesammtmasse des Besitzthums

mit Ausſchluß der weiblichen Linie, nur dem männlichen ehelichen Namen und Stamme bleiben ſollte.

Der zweite Sohn Raymund's, Johann Jakob, hatte ſich durch große Reiſen und Studien gebildet, ſammelte Kunſtſchätze und Bücher, weilte häufig am Hofe des Herzogs Albert V. von Bayern, der ihn zum geheimen Rathe ernannte, und, was noch mehr iſt, deſſen vertrauter Freund er war und für ihn bedeutende Kunſtwerke, beſonders aus Italien zuſammenbrachte.

Den Handel trieben ſie bis in die Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts und Einzelne waren geehrt mit den höchſten Hof- und Staatsämtern in Oeſterreich und Bayern, mit den höchſten kirchlichen Würden, da ſie der katholiſchen Religion treu blieben.

Allmählig hatte ſich das Geſchlecht in fünf Hauptäſten ſo verzweigt, daß es im Jahre 1619 an ſiebenundvierzig Grafen und eben ſo viele Gräfinnen dieſes angebornen Namens gab.

Der verhängnißvolle dreißigjährige Krieg, welcher ganz Deutſchland an den Abgrund des Verderbens brachte, vertilgte auch einen großen Theil des Ruhmes und Glanzes der Fugger.

12.

Die Ausſätzigen im Mittelalter.

Seit den Kreuzzügen hatte der Ausſatz in den Augen der Kirche und der Gläubigen einen heil. Charakter angenommen, und man betrachtete ihn allgemein als ein ganz beſonderes Merkmal göttlicher Auszeichnung. So wurde dieſe geheimnißvolle, der menſchlichen Kunſt und Wiſſenſchaft unzugängliche Krankheit von dem chriſtlichen Mittelalter wahrhaft verehrt. War ja doch Chriſtus der Welt als ein von Gott geſchlagener und erniedrigter Ausſätziger angekündigt worden, und wir finden im Evangelium, daß Jeſus, als Maria Magdalena ihre duftenden Salben über ſeine Füße ausgoß, im Hauſe eines Ausſätzigen zu Gaſte war. Dieſer ausſätzige Lazarus aber iſt als Symbol einer heiligen Seele dargeſtellt. Darum entſtand ein Ritterorden mit jeglicher Schutz- und Trutzwaffe chriſtlicher Liebe zur Pflege der Ausſätzigen Jeruſalems und des Morgenlandes. Im Abendlande dagegen bieten ſich uns die herrlichſten und rührendſten Beiſpiele dieſer liebevollen Aufopferung für die Ausſätzigen dar. Die Gräfin Sybille von Flandern, die ihren Gatten Theodorich in das gelobte Land begleitet hatte, erbat es ſich als eine Gnade, zu Jeruſalem in dem Spitale des heil. Johannes zu bleiben, um dort die Ausſätzigen zu

pflegen. König Ludwig der Heilige hatte eine brüderliche Liebe zu ihnen, und der König von England, Heinrich III., besuchte oftmals ihre Versorgungshäuser. Die heilige Marie von Oignies widmete sich dem Dienste derselben; und wer kennt nicht die leuchtenden Beispiele von mildthätiger Liebe in dem gottseligen Leben der Landgräfin Elisabeth, der heiligen Katharina von Siena, die, nachdem sie eine Aussätzige gepflegt und begraben hatte, selbst vom Aussatze ergriffen wurde, deren Hände aber bald wieder weiß und rein wurden, wie die eines Neugeborenen; ferner der heiligen Ottilie von Elsaß, Judith von Polen, des heil. Edmund von Canterbury u. A. wahrer Wunder der Liebe für die armen Kranken Gottes? Mit einem Worte, die Kirche hat sich stets als die Freundin und Beschützerin der Aussätzigen erklärt, aber ihre Neigung war mit kluger Vorsicht gepaart. Sie ergriff vor Allem die wirksamen Mittel zur Vermeidung einer verderblichen Ansteckung.

Die Sorge für die Aussätzigen war insbesondere den Bischöfen anvertraut. Papst Gregor II. befiehlt dem heiligen Bonifacius, den rechtgläubigen Aussätzigen die göttliche Nahrung der Eucharistie nicht zu entziehen; ja man wollte ihnen sogar den menschlichen Trost nicht rauben, weßwegen der Aussätzige nicht von seinem Weibe getrennt wurde, weil man das enge Band der Ehe, das aus zwei Leibern nur einen macht, für eben so unauflöslich ansah, als die geheiligte und mystische Verbindung Jesu Christi mit der Kirche.

Das Ceremoniell bei der Absonderung der Aussätzigen war einer der rührendsten Theile der kirchlichen Liturgie. Der Priester, nachdem er die Messe für die Kranken gelesen, gab in Chorrock und Stola den Aussätzigen das Weihwasser, und führte sie in das Siechenhaus. Er ermahnte sie zu guter Geduld und Liebe, zur Nachfolge Christi und der Heiligen: „Mein Bruder, lieber Armer des guten Gottes, wer viel Trauer, Trübsal, Krankheit, Siechthum und andere irdische Noth ertragen muß, der gelangt in das paradiesische Königreich, wo keine Krankheit und kein Unheil ist, wo alle sauber und rein, ohne Schmutz und ohne irgend einen Flecken, glänzender sind als die Sonne, und wohin auch ihr gelangen werdet mit dem Willen Gottes. Mögt ihr jedoch ein guter Christ sein, und dieß Unglück geduldig tragen! Gott verleihe euch dazu seine Gnade! Denn diese Absonderung, mein Bruder, ist nur eine leibliche; was aber den Geist betrifft, der das Vornehmste ist, so werdet ihr von allen Gebeten unserer heiligen Mutter der Kirche eben sowohl euern Antheil und Nutzen haben, als wenn ihr täglich mit den andern Gläubigen dem Gottes-

dienſte beiwohntet. Und hinſichtlich eurer kleinen Bedürfniſſe werden wohlwollende Menſchen dafür ſorgen, und Gott wird euch niemals verlaſſen. Nur ſeid bedachtſam und habt Geduld; Gott iſt mit euch. Amen."

Nach dieſer troſtvollen Anrede hatte der Prieſter den peinlichen Theil ſeines Amtes zu erfüllen, indem er die durch das Geſetz vorgeſchriebenen ſchmerzlichen Verbote verkündete:

1. Ich verbiete dir, jemals eine Kirche, ein Münſter, einen Markt, eine Meſſe, eine Mühle oder eine Verſammlung zu beſuchen.

2. Ich verbiete dir, dein Haus jemals ohne die beſtimmte Kleidung der Ausſätzigen zu verlaſſen, damit man dich kenne, und damit du niemals ohne deine Fußkleidung umherwandelſt.

3. Ich verbiete dir, jemals deine Hände oder etwas Anderes von dir in einem Fluſſe oder Brunnen zu waſchen, oder aus dieſen zu trinken; und wenn du Waſſer trinken willſt, ſollſt du es in ein Fäßchen und in eine Schaale ſchöpfen.

4. Ich verbiete dir, irgend etwas zu berühren, um was du handelſt oder was du kaufſt, bevor es dein Eigenthum iſt.

5. Ich verbiete dir, ein Wirthshaus zu betreten. Wenn du Wein willſt, ſei es, daß du ihn kaufſt, oder daß man ihn dir ſchenkt, ſo fülle ihn in dein Fäßchen.

6. Ich verbiete dir, mit einem andern Weibe als mit dem deinigen zu verkehren.

7. Ich verbiete dir, jemals durch enge Gaſſen zu gehen, damit es nicht geſchehe, daß beim Zuſammentreffen mit dir Jemand nicht ausweichen könne.

8. Ich verbiete dir, wenn du mit Jemanden zuſammenkommſt, der mit dir redet, dich vor den Wind zu ſtellen, bevor du geantwortet haſt.

9. Ich verbiete dir, wo du auch vorübergehen magſt, einen Brunnen oder das Ziehſeil anzugreifen, wenn du deine Handſchuhe nicht angezogen haſt.

10. Ich verbiete dir, Kinder zu berühren, oder ihnen etwas zu geben.

11. Ich verbiete dir, aus anderm Geſchirr als aus dem deinigen zu eſſen oder zu trinken.

Hierauf nahm der Prieſter etwas von der Erde des Kirchhofs, und, das Haupt des Kranken damit beſtreuend, ſprach er: Sei der Welt abgeſtorben und Gott wieder geboren!..... O Jeſus, mein Erlöſer, du haſt mich aus Erde gemacht, du haſt mich mit einem Leibe bekleidet; laß mich zum Leben erwachen am letzten Tage.

Wohl sind diese Worte schmerzlich für einen Menschen, der mitten in einem gesellschaftlichen Verkehre gelebt hat, und der nun seine innigsten Neigungen zerrissen, seine edelsten Hoffnungen zerstört sieht. Auch blieb der Aussätzige gewöhnlich starr und regungslos, sein Leben schien zu entfliehen, und es offenbarte sich an ihm etwas von dem sanften Frieden des christlichen Verscheidens. Das Volk sang: alle meine Gebeine waren bewegt; meine Seele war verwirrt; Alleluja. Herr, erbarme dich unser, und schenke uns Gesundheit. — Dann las der Priester das Evangelium von den zwei Aussätzigen, und nachdem er die Kleidung und das dürftige Geräthe des Spitals der Aussätzigen gesegnet hatte, bot er dem Kranken jedes einzelne Stück unter entsprechenden Gebeten.

Ein Aussätziger mußte haben: Eine Siechenklapper, Schuhe, Hosen, ein Kleid von Wollenzeug, eine Decke, eine Kappe von Wollenzeug, zwei paar Putztücher, ein Fäßchen, einen Trichter, einen Riemen, ein Messer, eine hölzerne Schüssel, ein Bett von Zwilch, ein Kissen und eine Bettdecke, zwei paar Betttücher, ein Beil, ein verschließbares Kistchen, einen Tisch, einen Stuhl, ein Licht, eine Aschenschaufel, eine Wasserkanne, Eßteller, eine Schaale und einen Topf zum Kochen des Fleisches. Alle diese Gegenstände waren durch das Gebet der Kirche gesegnet und geheiligt worden. Zuletzt führte der Priester den Aussätzigen, indem er ihn am Gewande faßte, in seine Zelle ein, sprechend: Hier ist meine Ruhestätte auf immer; ich werde sie bewohnen, sie ist der Gegenstand meiner Wünsche. Vor der Thüre aber wurde ein hölzernes Kreuz aufgepflanzt, an welches man eine Armenbüchse befestigte, um die Almosen aufzunehmen, welche gläubige Pilger im Austausche gegen das Gebet des kranken Einsamen hier niederlegten. Der Priester brachte zuerst seine Gabe dar, das ganze Volk folgte seinem Beispiele.

Nach dieser Ceremonie, bei welcher sich Trauer und Hoffnung vermischten, begaben sich die Gläubigen unter Vortragung des großen Prozessionskreuzes in die Kirche zurück, wo Alles auf die Kniee fiel, und der Priester mit erhobener Stimme das rührende Gebet zu Gott emporrief: „Allmächtiger Gott! der du durch das geduldige Leiden deines Sohnes den Hochmuth des alten Feindes gebrochen hast, verleihe deinem Diener die nöthige Geduld, um mit frommer Ergebung das Uebel zu ertragen, welches auf ihm lastet. Amen.“ Und das gesammte Volk antwortete: Amen, also geschehe es!

13.
Der Gottesfriede.

Es war zu Anfang des 11. Jahrhunderts, als das Faust- und Fehderecht besonders in Frankreich auf eine Weise geübt wurde, welche Freiheit und Eigenthum ganzer Familien und Gemeinden gefährdete und einen Zustand allgemeiner Unsicherheit erzeugte, so daß die Chroniken damaliger Zeit auf jedem Blatte von Zerstörungen der Dörfer, Plünderungen der Bewohner, Verwüstungen der Saatfelder u. s. w. zu erzählen wissen. Die Gesetze thaten keine Wirkung mehr, der Staat hatte der Gewalt und Rohheit nicht Macht genug entgegenzustellen. So wurden die Fürsten und Völker genöthigt, eine höhere Macht anzurufen; die Kirche sollte mit ihrem göttlichen Ansehen dem Unfug entgegentreten. Vergebens beschlossen indessen einige Bischöfe Burgunds, die Gläubigen eidlich zu verpflichten, auch waren es nur einzelne Herren, welche Frieden zu halten gegenseitig gelobten. Es bedurfte einer großartigen Veranlassung, um die rauhen Gemüther zu erschüttern. Als drei Jahre hindurch (1028 bis 1030) fortwährende Regengüsse und ungeheure Ueberschwemmungen die Saaten zerstörten, entstand eine fürchterliche Hungersnoth, vielleicht die gräßlichste, welche die Geschichte kennt. Die Menschen waren genöthigt, zu den unnatürlichsten Lebensmitteln, zu Wurzeln, Gras, Thonerde, ihre Zuflucht zu nehmen, sogar das gekochte Fleisch ausgegrabener Leichen mußte zur Speise dienen. Zu Tausenden starben die Menschen hin; was nicht beerdigt werden konnte, wurde die Beute der wilden Thiere. Drei Jahre lang währte diese entsetzliche Noth, erst 1031 ließ der Regen nach, die Sonne zeigte sich wieder, die Ueberlebenden faßten Hoffnung auf eine gesegnete Ernte, allgemein wurde das erduldete Elend als Strafe Gottes bezeichnet, die er wegen der vielen Feindseligkeiten und Gewaltthaten über die Menschen verhängt habe. Da ergriff die Bischöfe Aquitaniens der Gedanke an einen allgemeinen Frieden, wie ein Blitz flog er durch ganz Frankreich, er war, wie der Chronist bemerkt, vom Himmel gekommen — in allen Bisthümern sollten Versammlungen der geistlichen und weltlichen Fürsten gehalten werden.

Es wurde beschlossen, daß ein unverletzlicher Friede sein solle, so daß Freie und Leibeigene, wie sie auch früher gegen einander gesinnt gewesen sein möchten, ohne alle Waffen einhergehen dürften. Diese Beschlüsse nahm alles Volk mit solchem Beifall auf, daß sie die Hände zum Himmel emporhoben und einstimmig riefen: „Friede,

Friede, Friede!“ Denn das ſollte ein Zeichen ſein, wie das eines ewigen Vertrages, den ſie gelobt hätten, zwiſchen Gott und ſich. Keiner ſollte von da an mehr Aufruhr erregen. Keiner mehr um des Raubens willen am Wege lagern; ja ſelbſt Keiner mehr um ſeines ſcheinbar gerechten Kampfes willen eine Fehde anfangen.

Doch nicht allen Biſchöfen gefiel dieß gleichermaßen. So ſagte Gerhard, der Biſchof von Cambray: Es ſcheine unmöglich und unpaſſend, wenn die Biſchöfe ſich Etwas anmaßen wollten, was nur dem königlichen Recht zuſtände. Es werde durch ſolches Gebot die Kirche verwirrt, welche dem Könige und dem Prieſter verſchiedene Geſetze vorſchriebe; denn dieſem geböte ſie zu beten, jenem aber zu kämpfen und das Schwert zu führen. Darum ſei es die Pflicht der Könige, den Aufruhr durch ihre Kraft zu dämpfen, Fehden beizulegen und das Gebot des Friedens aufrecht zu erhalten; den Biſchöfen aber komme es zu, die Könige zu ermahnen, daß ſie mannhaft für das Wohl des Vaterlandes ſtritten, und für ihren Sieg zu beten. Darum ſei ein ſolcher Entſchluß gefährlich für Alle, nämlich Alle würden entweder falſch ſchwören, oder mit dem Banne belegt werden müſſen, die Sünde ſei gar nicht zu vermeiden. Dennoch gab Gerhard den Anmahnungen und Zureden der andern Biſchöfe nach, und nahm Theil am Gottesfrieden; aber der Erfolg bewies, daß Viele meineidig wurden an ihrem Schwur. So erzählt der Chroniſt und fährt dann fort: Alſo ward im Jahre 1032 im Allgemeinen über den Frieden unter den Menſchen beſchloſſen. Neun Jahre nachher aber kam man auf die Eingebung der Gnade Gottes wiederum zuſammen, und dann ward um der göttlichen Furcht und Liebe willen der Friede genauer alſo beſtimmt: Von Mittwoch Abend an bis zum Sonnenaufgang des Montags der folgenden Woche ſolle Niemand dem Andern gewaltſam Etwas nehmen, noch einen Andern wegen einer That zur Rechenſchaft ziehen, noch auch eine Bürgſchaft einfordern. Wenn aber Jemand dieſem Beſchluſſe zuwiderhandle, ſo ſolle er Buße für ſich zahlen, oder ausgeſtoßen werden aus der chriſtlichen Gemeinſchaft. Dieſer Friede aber ſoll heißen treuga dei. Bald ward dieſer Friede in mehreren Ländern angenommen, aber in Weſtfranken wollten die Großen ſich ihm nicht unterwerfen, und Viele von ihnen ſagten, wie es denn in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, ſie wollten keine Neuerungen, ſondern den Brauch und die Sitten der Väter beibehalten. Die Großen in der Normandie wollten ähnlicher Weiſe ſich deßhalb nicht fügen, weil ſie meinten, ſie gäben dann das Recht über Krieg und Frieden auf, welches ihre Väter von Anfang an ſowohl

daheim in den nordiſchen Ländern, als auch ſeit der Zeit ihrer Niederlaſſung im franzöſiſchen Königreiche als ein dem königlichen Rechte gleiches Vorrecht unverletzt erhalten hatten. Doch zur ſelben Zeit trat ein völliger Mißwachs ein, ſo daß in ihrem Lande großer Mangel war, und allgemein ſchrieb man dieß der Strafe Gottes für den Widerwillen der Menſchen gegen den Gottesfrieden zu. Von da an fügten ſich auch bald die normanniſchen Großen, und weiter drang dann der Gottesfriede über's Meer nach England, und im Oſten nach Deutſchland, und Viele fügten ſich ihm.

Etwa fünfzig Jahre nachher auf der großen Kirchenverſammlung zu Clermont in Frankreich (1095), wo der erſte Kreuzzug nach dem gelobten Lande beſchloſſen ward, ſprach der Papſt Urban II. über Alle, die dem Gebote des Gottesfriedens ungehorſam ſeien, den Bann aus. Damals ward die Dauer des Friedens noch erweitert; denn in den Faſten vor Oſtern bis zum Aufgange der Sonne am Montage nach Pfingſten ſolle überhaupt immer der Gottesfriede walten, ebenſo an allen Feſttagen der Kirche. Geiſtliche, Mönche und Nonnen, Weiber und Kinder, Pilger und Kaufleute und Wagenführer, Thiere vor dem Wagen und auf der Weide ſollten immer Frieden haben; im Uebrigen aber ward die Zeit von Mittwochs Sonnenuntergang bis Montags Sonnenaufgang feſtgehalten.

Zwar der Gottesfriede iſt nicht immer treu beobachtet, aber doch iſt er ein Licht in dunkler Zeit und beweist, daß die Biſchöfe jener Zeit ihre ſchöne Aufgabe nicht vergaßen, durch ihre geiſtige Macht dem Schwachen und Armen und Wehrloſen ein Schirm und Schutz zu ſein gegen die übermächtige Fauſt der Mächtigen der Erde.

14.

Gottesurtheile (Ordalien).

Gottesurtheile beruhen auf dem kindlichen Glauben der Menſchen, daß Gott ſelbſt durch gewiſſe Zeichen ſeinen Willen kundmachen, die Wahrheit offenbaren werde. Dieſer Glaube iſt ſo alt, als die Menſchheit, daher gab es faſt zu allen Zeiten und bei allen Völkern Ordalien. Nur geiſtloſe Philiſter der Aufklärung, welche alle Erſcheinungen der Vorzeit nach modernen Begriffen beurtheilen, vermögen auch in den Gottesurtheilen nichts als gemeinen Betrug zu ſehen. Sie haben keine Einſicht in die Natur des menſchlichen Herzens, und können ſich nicht in die Tage der Kindheit der Völker zurückverſetzen. Die Ordalien wurden von keinem Menſchen *erfunden*, von keinem

Gesetzgeber eingeführt, sie entsprangen wie von selbst aus einem mächtigen, aber noch unklaren religiösen Gefühl von der Allmacht und Allwissenheit Gottes, aus einem frischen, lebendigen Glauben an die Gerechtigkeit Gottes, der da die Unschuld schirme, den Frevler strafe, und das Recht und die Wahrheit offenbare. Das ist ihr Ursprung und ihre Idee. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß sie nicht vielfach mit Aberglauben verbunden, in ihrer Anwendung oft ungerecht und unmenschlich waren, daß sie oftmals betrügerischen Zwecken dienten, und anstatt die Unschuld zu retten, sie häufig verurtheilten und das Verbrechen in Schutz nahmen. Aus diesem Grunde hat auch die Kirche die Ordalien keineswegs gut geheißen, jedoch auch nicht mit einem Mal abgeschafft, sondern mit der fortschreitenden Civilisation der Völker zu verdrängen gesucht. Wenn man bedenkt, wie tief diese Einrichtung im germanischen Leben wurzelte, und wie fest die Germanen an Nationalsitten hielten, so wird man die Kirche nicht tadeln können, wenn sie jene heidnische Gewohnheit nicht sogleich verwarf, sondern auf ihren Boden verpflanzte, und ihr ein christliches Gepräge zu geben suchte. Alle Ordalien (mit Ausnahme des Zweikampfs) wurden von der Kirche unter ihre unmittelbare Aufsicht genommen. Wer sich einem Gottesurtheil zu unterziehen hatte, wurde schon einige Tage vorher dem Priester zur religiösen Vorbereitung übergeben. Verweigerten die Geistlichen ihre Mitwirkung, so konnte das Ordal nicht stattfinden. Die Probe selbst wurde in der Kirche unter mancherlei Vorsichtsmaßregeln vorgenommen. Indem aber die Kirche auf diese Weise jene Einrichtung wenigstens unschädlicher zu machen suchte, sprach sie doch wiederholt ihre Mißbilligung dagegen aus, insbesonders waren es die Päpste, welche von Anfang gegen die Gottesurtheile eiferten. Schon Gregor der Große untersagte die Wasser- und Feuerprobe; Stephan V. nannte die Ordalien „abergläubische Erfindungen“ (888); Honorius III., Alexander IV. erließen Verordnungen dagegen; der große Innocenz III. verwarf sie mit Christi Worten: „Du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen.“ Obwohl indessen ihre Bemühungen von weltlichen Fürsten unterstützt wurden, erhielten sich doch die Ordalien bis in's 15. Jahrhundert, — zum Beweis, wie tief sie im Glauben des Volkes wurzelten. Es ist hier nicht der Ort, die einzelnen Arten des Gottesurtheils aufzuzählen. Interessanter dürfte es sein, die Schilderungen einiger Ordalien selbst nach Berichten von Zeitgenossen mitzutheilen.

Eines der gewöhnlichsten war das Ordal des Zweikampfes. Es wurde besonders zur Ehrenrettung gekränkter Unschuld angewendet.

Kaiſer Otto I. hatte eine Tochter Luitgarde, die ward von einem gewiſſen Kuno angeſchuldigt, daß ſie ſich erboten hätte, im Geheimen ſeine Frau zu werden. Der Kaiſer gerieth darob in grimmigen Zorn; er fragte zuerſt ſeine Tochter geheim, ob ſie des Verbrechens ſchuldig ſei, das Ritter Kuno ihr zur Laſt lege. Sie rief Gott und Chriſtum zum Zeugen an und nahm das Abendmahl darauf, daß ſie Nichts davon wiſſe; da berief Otto eine Verſammlung der Großen, die an ſeinem Hofe anweſend waren, trat in ihren Kreis und ſagte: wer von ihnen es aufnehmen wolle, im Zweikampf die Ehre ſeiner Tochter zu erweiſen, der werde ſein Leben lang an ihm einen treuen Freund haben. Da ſprang der Graf Burchard in die Mitte und rief laut in den Kreis der Fürſten hinein: „Ich bezeuge hier vor euch Allen, daß Kuno alle ſeine Beſchuldigungen gegen Luitgarde erlogen hat.“ Dagegen betheuerte auch Kuno bei den Sakramenten, daß er die Wahrheit geredet habe, und nun lag es Beiden ob, die Wahrheit ihrer Ausſage im Zweikampf zu erhärten. Gleich im erſten Gange ſchlug Burchard dem Kuno die rechte Hand ab, und dieſer bekannte alsbald ſich der Verleumdung ſchuldig. Alſo wurde die Ehre der Kaiſertochter Luitgarde gerettet.

Ein denkwürdiges Gottesurtheil der Feuerprobe fand zu Gregor's VII. Zeiten in Florenz ſtatt. Dort war zwiſchen dem der Simonie angeklagten Biſchof Peter und den Mönchen ſammt dem Volke großer Zwiſt entſtanden, und durch Anhang des Biſchofs unter dem Klerus waren zwei mächtige Parteien entſtanden. Auf Hildebrand's Betrieb ward Peter Damiani nach Florenz geſandt, um den Streit beizulegen. Dieſer tadelte die Mönche, daß ſie den Biſchof ohne Verhör und Gericht verdammt, und das Volk gegen ihn, als einen Simoniſten, aufgehetzt hätten. Das Volk aber ſchrie: er ſei wohl in gleicher Schuld, weil er ſolche Laſter vertheidige, und hörte ihn nicht weiter. So ging er ohne Erfolg ſeiner Sendung zurück, verfaßte aber alsbald eine Vertheidigungsſchrift, worin er, nach ſeiner Weiſe, kräftig und gerade den Mönchen derbe Wahrheiten ſagt. Die Schrift überzeugte ſie von dem Unrecht, das ſie gethan, den Biſchof zu verdammen, bevor der heilige Stuhl ihn gerichtet hätte. Seines Verbrechens aber blieben ſie gewiß und beſchloſſen, zu rechter Entſcheidung vor den Papſt zu gehen. Sie erſchienen, klagten und erboten ſich, zur Verſicherung der Gewißheit die Probe des Feuers abzulegen. Alexander wollte den Biſchof von Florenz wegen ſeines großen Anhangs nicht abſetzen, aber auch durch Nichtentſcheidung der Sache den Mönchen nicht neues Aergerniß geben. Er ſetzte daher ein

Konzilium in Rom feſt, da zu entſcheiden. Mehr als hundert Biſchöfe, ſowie der Herzog Gottfried verherrlichten die Verſammlung. Als Sprecher der Mönche trat Abt Rudolf auf, ein weiſer, hochwürdiger Mann, und klagte. Gegen ihn aber waren Viele, beſonders Peter Damiani und Rainald, Biſchof von Cumä. Da erhob ſich in der Verſammlung Hildebrand als Vertheidiger der Sache der Mönche. Bald gab jedoch — ſo wird der weitere Gang der Sache erzählt — eine wunderbare That die Entſcheidung. Weder der Papſt noch das Konzilium mochten das Anerbieten der Feuerprobe annehmen. Allein das Volk in Florenz zwang die Mönche, die Wahrheit ihrer Klage zu erweiſen. Es wurde ein Tag angeſagt, wo dieſes geſchehen ſollte. Als dieſer anbrach, geſchah, daß beim Kloſter St. Salvator ſich Cleriker und Laien und Menſchen jegliches Geſchlechts und Alters verſammelten. Vom Volke erbaut, erhoben ſich zwei Scheiterhaufen, zwiſchen beiden ein Pfad, unten trockenes, ſehr brennbares Holz. In den Gotteshäuſern hielt man Geſang und Fürbitten, worauf, auf Befehl des Abts, erwählt ward, wer durch's Feuer wandeln ſollte. Der Mönch Peter von Vallombroſa beſtand das Wunder der Feuerprobe, wodurch der Biſchof von Florenz des Verbrechens der Simonie überwieſen wurde. Als aber dem Papſte der Erfolg dieſes Vorganges berichtet wurde, entſetzte er den Angeklagten ſofort ſeines Amtes. Peter der Mönch, ſeitdem gemeinhin der Feuer-Peter (Petrus Igneus) genannt, ſtieg bald nachher zu hohen Ehren, ja zur Würde eines Cardinals, die ihm Hildebrand verlieh.

15.

Die Vehmgerichte.

Ein neuerer ausgezeichneter Schriftſteller nennt die Vehmgerichte eine große und ehrwürdige Erſcheinung in der deutſchen Geſchichte. Dieſes Urtheil wird durch die Geſchichte gerechtfertigt, wenn wir die Blüthezeit jener Gerichte, die Zeit vom 14. bis in die Mitte vom 15. Jahrhundert im Auge haben. Allein lange Zeit wurde dieſes verkannt. Die Mißbräuche, in welche die Vehmgerichte ſchon im 15. Jahrhundert ausarteten, das Dunkel, in welches ſie gehüllt waren, der Schrecken, den ſie im Mittelalter verbreiteten, die Scheu, mit der man Alles, was ſie betraf, berührte, die Phantaſie, welche das theilweiſe in Geheimniß Gehüllte gern in's recht Schauerliche und Unheimliche ausmalte, dann auch unhiſtoriſcher Sinn: Alles dieſes trug dazu bei, über dieſe Gerichte die gröbſten Irrthümer zu verbreiten.

Ganz verunſtaltet erſchienen ſie in den Händen der Dichter, Romanſchreiber und Touriſten. Will man eine recht falſche Vorſtellung von den Vehmgerichten ſich verſchaffen, ſo leſe man den Ritterroman: „Kuno von Kyburg," oder Heinrich von Kleiſt's „Käthchen von Heilbronn," oder Hubert's Trauerſpiel „das heimliche Gericht" u. dgl. Und ſo iſt es erklärlich, daß auch jetzt noch Viele mit durchaus irrigen Vorſtellungen über die Vehmgerichte ſich tragen.

Nach dieſen Vorſtellungen ſollen die Vehmrichter in tiefer Nacht an unzugänglichen Orten, im ſchauerlichen Walde oder in tiefen Gewölben gerichtet, vermummt ſich verſammelt, vermummt ihre Urtheile vollzogen, ohne Ankläger, rein inquiſitoriſch verfahren, und — von keinem Geſetz, keiner Reichsſatzung geheiligt — eigenmächtig durch einen ſchauerlichen Bund ihre Berechtigung ſelbſt ſich gegeben haben u. ſ. f.

Allerdings waren die Vehmgerichte bis auf einen gewiſſen Grad in Dunkel und Heimlichkeit gehüllt; allerdings wirkten ſie im 14. und 15. Jahrhundert mit beinahe unwiderſtehlicher Macht und mit furchtbarer Strenge; allerdings betrachteten ſie ſich als Rächer der verletzten Religion und des verletzten Rechts, und rächten die Verletzung immer nur mit der höchſten Strafe, dem Tode; allerdings waren ihre Schöffen über ganz Deutſchland verbreitet, und übten über das ganze deutſche Reich mit mehr Kraft, Gewalt und Anſehen Gericht, als ſelbſt Kaiſer und Reich. Allein niemals verfuhren ſie inquiſitoriſch — ſondern nach altgermaniſcher Weiſe nur auf Anklage.

Nie folterten ſie, ſondern ſie richteten nach altgermaniſcher Weiſe auf freier Männer Eid oder auf freies Geſtändniß. Nie ließen ſie Gefangene in Haft ſchmachten, — denn erſchien der Geladene, ſo wurde er an demſelben Tage gerichtet, und er ging entweder unſchuldig erfunden frei wieder weg, oder hing als Verurtheilter noch an demſelben Tage an einem Baume. Ihre Verurtheilten quälten ſie nicht durch qualifizirte Todesſtrafen; — denn ſie kannten nur eine Strafe, den Strang; und bloß gegen ihre Genoſſen, welche die geheime Loſung verriethen, ſchärften ſie dieſe Strafen. Nie richteten ſie in Gewölben oder an andern verborgenen Orten, nie bei Nacht; — ſondern unter Gottes freiem Himmel, am hellen Tage, an den allbekannten, germaniſchen Mahlſtätten. Nie hatten die Vehmgerichte einen Sitz in Süddeutſchland; ſondern Freiſtühle fanden ſich bloß in Weſtphalen auf „rother Erde," aber freilich Freiſchöffen im ganzen deutſchen Reiche. Nie machten ſie ein eigentliches Geheimniß daraus, wer Schöffe ſei; denn es war eine Ehre und ein allgemein geſuchter Schutz und Schirm, Schöffe der heimlichen beſchloſſenen Acht zu ſein.

Ihr Urſprung und Entſtehen beruhte auf Geſetz und Recht ſo gut wie des Kaiſers und ſeiner übrigen Gerichte Gewalt. Die Vehmgerichte [1]) waren nichts anderes als kaiſerliche Landgerichte, die ihren Sitz hauptſächlich in Weſtphalen hatten. Sie ſelbſt ſchreiben ihren Urſprung Karl dem Großen zu; daran iſt etwas Wahres, allein ihr Entſtehen reicht noch in die Zeit der altgermaniſchen Gerichte hinauf, wo jeder Freie Recht ſprechen konnte, was Karl der Große dahin änderte, daß er das Schöppenthum einführte. Als nach der karolingiſchen Zeit bis zum 13. Jahrhundert die alte Gauverfaſſung ſich auflöste, und Deutſchland eine Menge regierender Herren erhielt, verloren die Freien faſt überall einen großen Theil ihrer Rechte, namentlich das Recht zu richten. Nur an einigen Orten, beſonders aber in Weſtphalen, erhielt ſich die Freiheit des alten Kaiſergerichts. Sowohl dieſe ſeine Eigenſchaft als kaiſerliches Gericht, als die Zeitverhältniſſe gaben den Anlaß, ſeine Befugniſſe ſelbſt über Weſtphalen hinaus, in gewiſſen Fällen über ganz Deutſchland, auszuüben. Uebrigens iſt gerade die Geſchichte dieſer Entwicklung der Vehme von Karl dem Großen bis in's 13. Jahrhundert ſehr lückenhaft, deſto genauer kennen wir ihre Zuſtände im 13. und 14. Jahrhundert, deren Bild ſich aus nachfolgender Schilderung ergeben wird.

Exequirt werden konnte ein Urtheil der Vehme in ganz Deutſchland, Gericht gehalten aber konnte nur in Weſtphalen werden. Das Gericht fand bei Tage ſtatt, zwiſchen 7 Uhr Morgens bis zum Nachmittag, unter freiem Himmel, an den allbekannten Mahlſtätten der Freiſtühle, deren es über hundert gab.

Vorſitzer war ein Freigraf. Dieſer mußte ein Weſtphale ſein; aber jeder freie Weſtphale konnte Freigraf ſein, und die gefürchtetſten Freigrafen waren oft bloße ſchlichte, nicht adelige Landleute. Vor dem Grafen ſtand beim Gericht ein Tiſch. Auf dieſem lag ein blankes Schwert und ein Strick aus Weiden geflochten, erſteres zur Eidesabnahme, letzterer zur Execution.

Erſcheinen und am Urtheile theilnehmen konnte jeder Freigraf und Freiſchöffe, ſo daß bei manchen Urtheilen Hunderte zugegen waren; z. B. an einer über Herzog Heinrich von Bayern ausgeſprochenen Vervehmung im Jahre 1434 nahmen 18 Freigrafen und 800 Freiſchöffen Theil. Zum Wenigſten aber mußten 7 zugegen ſein. Verwandelte ſich das offene Ding in die heimliche Acht, oder in

1) Am Meiſten hat die Meinung von Grimm für ſich, wonach Veme überhaupt Ding, Gericht bedeutet.

das Stillgericht — was in derselben Sitzung geschehen konnte, so wurden nun alle Anwesende, welche nicht Freischöffen waren, aufgerufen, sich zu entfernen. Wenn nach diesem Aufrufe ein Unwissender sich in das heimliche Gericht eindrängte oder sonst aus Zufall an den Gerichtsort kam und eine Verhandlung anhörte: so traf ihn unnachsichtlich der Tod. Zum Urtheilsfinder rief der Vorsitzende einen ebenbürtigen Schöffen auf. Dieser berieth sich mit den umstehenden Schöffen. Sein Ausspruch, wenn er von der Versammlung mit Billigung aufgenommen wurde, bildete das Urtheil, das dann der Freigraf verkündete.

Nur auf Anklage konnte verfahren werden. Ankläger konnte nur ein Freischöffe sein. Er klagte bald auf eigenen Namen, bald im Namen eines verletzten Wissenden oder Nichtwissenden. Nach erhobener Anklage wurde vor Allem entschieden, ob das Verbrechen, wegen dessen geklagt wurde, Vehmwroge, d. h. ein vor die Vehme gehöriges Verbrechen sei. Hieher gehörten alle Verbrechen, welche nach dem Rechte des Mittelalters mit dem Tode gebüßt wurden, und dieß waren beinahe alle bedeutendere Verbrechen, den Diebstahl mit einbegriffen, und Verbrechen gegen die Religion. Nur konnte ein Nichtwissender in der Regel bloß dann vor das Vehmgericht geladen werden, wenn sein ordentliches Gericht seiner nicht mächtig oder voraussichtlich vor demselben nicht Recht zu erlangen war, ein Fall, der in jenen Zeiten häufig vorkam. Dabei konnte aber selbst jede Civilsache Vehmwroge werden, wenn der Betheiligte Genugthuung zu geben oder vor seinem ordentlichen Richter zu Recht zu stehen verweigerte.

War entschieden, daß das angeschuldigte Verbrechen Vehmwroge sei: so wurde der Angeklagte, wenn er Freischöffe war, vor die heimliche Acht geladen. Die Ladung wurde schriftlich ausgefertigt und vom Freigrafen besiegelt. Die Ladungsfrist betrug die alte sächsische Frist, 6 Wochen und 3 Tage. Der Freischöffe wurde dreimal geladen und erhielt drei solche Fristen.

Die Ladung eines Nichtwissenden mußte vor das offene Ding geschehen, da er in der heimlichen Acht nicht erscheinen durfte; blieb er aber am Termine aus: so verwandelte sich das versammelte offene Ding sofort durch Ausweisung aller Nichtwissenden in die heimliche Acht, in welcher dann über ihn gerichtet wurde. Er erhielt in der Regel bloß einen Termin von dreimal 15 Tagen, also von 6 Wochen und 3 Tagen, der aber nicht selten noch um einen weiteren

verlängert wurde; die schriftliche Ladung wurde an ihm durch den Frohnboten des Freistuhls oder durch zwei Freischöffen besorgt.

War der Wohnort des zu Ladenden unbekannt, so wurden vier schriftliche Ladungen ausgefertigt, und je eine an vier Orten des Landes, in dem der zu Ladende sich vermuthlich aufhielt, auf Kreuzstraßen gegen Osten, Westen, Süden und Norden aufgesteckt, und zu jedem Briefe eine Königsmünze gelegt. War Vorsicht bei der Ladung nöthig — indem Mächtige es sich oft einfallen ließen, der Ladung durch Vergewaltigung der Ladenden vorzubeugen — so konnte die Ladung auch bei Nacht geschehen, und an die Thore des Schlosses oder der Stadt, wo der Angeklagte hauste, gesteckt werden. So sagen die von Kaiser Ruprecht über ihr Verfahren vernommenen Freigrafen: „Sitzt der Angeklagte auf einem Schloß, darein man ohne Sorge und Abenteuer nicht kommen möchte: so mögen die Schöppen, die ihn heischen wollen, Nachts oder wann es ihnen fügt, vor das Schloß reiten oder gehen, und aus dem Rennbaum oder Riegel drei Späne hauen und die Stücke behalten zum Gezeugniß, und den Ladungsbrief in die Kerben oder Grindel stecken und dem Burgwächter zurufen: sie hätten einen Königsbrief in den Grindel gesteckt und eine Urkunde mit sich genommen, und er solle dem, der in der Burg ist, sagen, daß er seines Rechtstages warte an dem freien Stuhl, bei dem höchsten Rechte und des Kaisers Bann."

Erschien der Angeklagte nicht, so hatte der Ankläger den abwesenden Angeklagten bei dem Vehmgerichte bloß zu übersiehnen, d. h. er mußte knieend mit zwei Fingern der rechten Hand auf dem blanken Schwert schwören, der Angeklagte sei schuldig, und wenn dann 6 ächte rechte Freischöffen mit ihm schworen, d. h. eidlich bekräftigten, sie seien überzeugt, der Ankläger schwöre rein, nicht mein: so wurde die Anklage als voll erwiesen angenommen. Alsdann wurde die letzte, die „schwere Sentenz" in den feierlichsten Formen über die Schuldigen ausgesprochen. Der Freigraf vervehmte ihn, indem er sprach: „Den beklagten Mann mit Namen N. den nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, die Kaiser Karl gesetzt und Papst Leo bestätigt hat und ferner alle Fürsten, Herren, Ritter und Knechte, Freie und Freischöffen gelobt und beschworen haben im Lande zu Sachsen und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad, und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht, und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Thieren und Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt,

wenn er ſie zu ſich nehmen will, und ſetze ſein Lehen und Gut ledig, ſein Weib ſoll Wittwe, ſeine Kinder Waiſen ſein."

Hierauf — heißt es in den alten Vehmrechtsbüchern — ſoll der Graf nehmen den Strick von Weiden geflochten und ihn werfen aus dem Gerichte, und ſo ſollen dann alle Freiſchöffen, die um das Gericht ſtehen, aus dem Munde ſpeien, gleich als ob man den Vervehmten ſofort in der Stunde hänge. Nach dieſem ſoll der Freigraf ſofort gebieten allen Freigrafen und Freiſchöffen, und ſie ermahnen bei ihren Eiden und Treuen, die ſie der heimlichen Acht gethan, ſobald ſie den vervehmten Mann bekommen, daß ſie ihn hängen ſollen an den nächſten Baum, den ſie haben mögen, nach aller ihrer Macht und Kraft.

Dieſes Urtheil wurde vor dem Vervehmten in der Regel geheim gehalten. Verrieth ein Schöffe dem Vervehmten das Urtheil, um ihn der Strafe zu entziehen, oder warnte er ihn nur durch Zeichen oder rieth er ihm durch verblümte Worte Flucht oder Vorſicht, z. B. durch die Worte: es ſei anderswo ebenſo gut Brod eſſen, oder Pfenninge verzehren, als hier — ſo war er ſelbſt als Eidbrüchiger dem Strang verfallen.

Dem Ankläger wurde das Urtheil ſchriftlich mit dem Siegel des Freigrafen und in der Regel mit einer Ermahnung an alle Freiſchöffen, ihm bei der Vollziehung behülflich zu ſein, ausgefertigt, damit ihm die Urkunde zu einer Legitimation diene gegen andere Freiſchöffen, die er etwa zur Hülfe nöthig hätte. Denn überall, wo der Vervehmte zu treffen war, konnten und mußten die Schöffen den nichts Ahnenden richten, d. h. ſie ergriffen ihn und hängten ihn an den nächſten beſten Baum. Zum Zeichen, daß er von der heil. Vehme gerichtet ward, ſteckten ſie neben ihn ein Meſſer in den Baum.

Um andere Schöffen in der Nähe des Verurtheilten in aller Stille und ohne ſich zu verrathen, zur Mitwirkung auffordern zu können, hatten die Freiſchöffen eine geheime Loſung, an der ſie ſich erkannten.

Auf dem Verrathe der geheimen Loſung und der Heimlichkeiten des Gerichts überhaupt, welche zu bewahren „für Weib und Kind, Sand und Wind" die Schöffen ſchwören mußten, ſtand unnachſichtlich der Tod.

Erſchien der Angeklagte auf die geſchehene Ladung vor der heimlichen Acht: ſo war das Verfahren raſch und in Einer Gerichtsſitzung beendigt. Geſtand er die angeſchuldigte That, ſo hatte er ſich

ſelbſt gerichtet. Es wurde ihm ſogleich das Todesurtheil geſprochen, und gleich darauf wurde er ergriffen, gebunden, aufgeknüpft. Läugnete der Angeklagte die That, ſo ſuchte man nicht ihn zum Geſtändniſſe zu bringen. Die Vehme hatte keine Folter; ſie folterte auch nicht durch inquiſitoriſche Fragen. Hatte der Angeklagte einfach mit Nein geantwortet, ſo mußte er ſich von der Anſchuldigung reinigen. Es war dieß ein altgermaniſcher Grundſatz. Das geſchah meiſt bloß durch den Reinigungseid. Jedoch war dieß ein Vorrecht der Wiſſenden. Der Ankläger konnte den Beklagten überbieten, wenn er ſich herbeiließ, den Eid mit zwei Schöppen als Eideshelfern zu ſchwören, daß Beklagter ſchuldig ſei, immerhin aber ſtand dem Beklagten jetzt noch das „Ueberſiebnen" offen, d. i. er konnte ſich durch den Eid von ſieben (ſeinem und ſechs Eideshelfer Eid) losſchwören, falls ihn nicht der Kläger mit dreizehn Eideshelfern überbot; trat aber Beklagter mit zwanzig Eideshelfern vor, ſo war der Gegner ein= für allemal beſiegt. Schwieriger bei dieſen Gerichten war immer die Stellung des Nichtwiſſenden vor dem offenen Ding. Er konnte ſich zwar in manchen Fällen auf den Kaiſer berufen, auch ſeine Sache vor dem ordentlichen Richter abfordern laſſen, mußte aber dieſe Abforderung gleich mitbringen, und zwei Schöppen mußten ſich verbürgen, daß der Kläger dort zu Recht ſtehen wolle. Allein die Vehme achtete häufig die Berufung auf den Kaiſer nicht, und ſelten mag auch der Nichtwiſſende zwei Zeugen gefunden haben, die ſich für ihn verbürgten. Kam es dann wirklich zur Verhandlung, ſo mußten abermals Schöppen die Eideshelfer ſein, während der Beklagte vielleicht keinen kannte und kein Schöppe vielleicht den Beklagten; ſollte er nun gar ſieben oder dreizehn Eideshelfer finden, ſo war die Sache noch ſchwieriger, daher dem Nichtwiſſenden in den meiſten Fällen der Strang ſicher, und namentlich dann, wenn ein Wiſſender gegen ihn auftrat. Deßhalb war es häufig, daß der Nichtwiſſende lieber gar nicht erſchien. Allein dann traf ihn unnachſichtlich die Vervehmung; denn dem anklagenden Schöffen fehlten gegen den ungehorſam Ausbleibenden wohl nie ſechs Eidhelfer unter den Schöffen, die ihr Vertrauen in ſeinen Eid beſchworen. Die Freigerichte gingen ſelbſt am Ende des 13. Jahrhunderts ſo weit, daß ſie den Angeklagten Nichtwiſſenden häufig gar nicht vor ihr Gericht luden, ſondern ſogleich vervehmten, ſobald entſchieden war, daß das angeſchuldigte Verbrechen Vehmwroge ſei und der Ankläger die Anklage mit 6 Helfern beſchwor. Allerdings aber wurde dieß ſpäter als Mißbrauch gerügt und abgeſchafft.

Endlich hatte die Vehme noch eine andere furchtbare Waffe. Das bisher geſchilderte Verfahren galt nämlich bloß, wenn die That des Angeſchuldigten *nicht handhaft* war. Ein ganz anderes, ein furchtbar-ſummariſches Verfahren trat bei *handhafter That* ein.

Handhafte That war, wenn der Verbrecher entweder auf der That ſelbſt ergriffen oder mit den Werkzeugen, mit denen er die That vollbrachte oder mit Dem, was er durch die That ſich angeeignet, auf eine Weiſe betreten ward, die ihn ganz unverkennbar als Thäter bezeichnete, oder wenn er die That geſtand. Ueber handhafte That konnte ſogleich und wo auch der Verbrecher ergriffen werden mochte, alſo auch außer Weſtphalen, gerichtet werden.

Wie aber in dieſem Falle das furchtbare Recht, welches die Vehme ihren Schöffen einräumte, mißbraucht wurde; ſo lag überhaupt in dieſem Rechte der Keim zu den gröbſten Mißbräuchen, die nicht ausblieben, aber auch zur furchtbarſten Macht. Der Schrecken vor dem Gerichte wurde allgemein und beſonders genährt und erhöht durch die Heimlichkeiten, die mit dem Gerichte verbunden waren. Selbſt über die Grundſätze des Verfahrens war man im Dunkeln; denn die Furcht, welche die Vehme verbreitete, ſchreckte beinahe jeden Nichtwiſſenden ab, auch nur nach dem Verfahren bei dem Gerichte zu forſchen; die Freiſchöffen ſelbſt ſprachen mit keinem Unwiſſenden davon; ihre Urkunden waren den Nichtwiſſenden durch die magiſche Formel: „dieſen Brief ſoll Niemand leſen“ u. ſ. w. verſchloſſen, und ſo ſchwebte ſelbſt über die Grundſätze ihres Verfahrens ein Dunkel, welches die wunderlichſten Vorſtellungen vom Gerichte erzeugte.

Die Macht der Vehme ſtieg im 14. und 15. Jahrhundert auf eine merkwürdige Weiſe. Sie nannte ſich „des heiligen Reichs Obergericht über's Blut;“ ſie ſagte von ſich, ſie ſei höher und übertreffe alle weltliche Gerichte. Die Ladung des ſchlichten Weſtphäliſchen Freigrafen wurde mehr gefürchtet, als des Kaiſers Gebot; gewaltige Reichsfürſten beugten ſich vor ihr und erſchienen, vor den Freiſtuhl gefordert, in Weſtphalen, wie z. B. Herzog Heinrich v. Bayern, geladen vom Freigrafen Albert Swynde; in blühenden Städten, deren ſämmtliche männliche Einwohner vom 14. bis zum 70. Jahre ſie ſehr häufig vor ihren Richterſtuhl luden, verbreiteten ſie Schrecken. Selbſt die Macht der Kirche ſcheiterte an der Vehme; denn häufig trotzte ſie dem Banne. Die Freigrafen Dietrich Dietmaritheim, Heinrich Smedt und Herrmann Grote wagten es ſogar, den Kaiſer *Friedrich III.*, ſeinen Kanzler und ſein Kammergericht vor ihren Freiſtuhl zweimal zu laden, damit der Kaiſer, wie es in der Ladung

hieß, „daselbst seinen Leib und die höchste Ehre verantworte bei Strafe, für einen ungehorsamen Kaiser gehalten zu werden."

16.

Die Inquisition.

Kaum eine andere Erscheinung der Geschichte des Mittelalters ist mehr auf Kosten der Wahrheit entstellt und mit Zuthaten von Lüge ausgestattet worden. Auch wir wollen und können die Inquisition nicht loben, wünschen vielmehr mit dem hl. Augustin, daß die Ketzer nicht getödtet, sondern auf dem Wege der Buße und Zucht gebessert worden wären; das hindert aber nicht, übertriebene und parteiische Vorstellungen von der Inquisition, wie solche durch Romane, Theaterstücke und neuere Geschichtsbücher erzeugt werden, zurückzuweisen. Die Kirche hielt es zu allen Zeiten für ihre Pflicht, Irrthümer zu bekämpfen, hartnäckig Irrende aber aus ihrer Gemeinschaft auszuschließen. Diese Pflicht ist einfach Gebot der Selbsterhaltung. Was würde aus der Kirche werden, wenn sie alle möglichen Ansichten und Meinungen auf ihren Namen gelten ließe, wenn sie Leute, die ihre Lehren und Satzungen ausdrücklich verwerfen, als ihre Mitglieder ansehen und dulden wollte? Niemals jedoch machte die Kirche von ihrem Rechte des Ausschlusses Gebrauch, ohne die Irrenden zuvor gemahnt, belehrt und wo dieses nicht half, mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln bestraft zu haben. In den ersten Jahrhunderten waren diese Strafen nur kirchliche. Als der Staat seit Constantin dem Großen christlich geworden war, fügten die Kaiser den Kirchenstrafen gegen hartnäckige Ketzer auch bürgerliche Strafen hinzu, theils um Unruhen abzuhalten, welche oft durch neue Irrlehren entstanden waren, theils um die Kirche gegen ihre offenen und erklärten Feinde zu schützen. Denn daß solche Irrlehren keineswegs bloß unschuldige, harmlose Meinungsverschiedenheiten waren, sondern häufig zu thätlichen Angriffen auf die alte Kirche führten, davon liefert die Kirchengeschichte nicht wenige Beispiele. Man denke an die Excesse der Circumcellionen, Arianer u. A. Auch in seinem eigenen Interesse konnte der Staat nicht gleichgültig gegen die Religion seiner Mitglieder sein. Es hat besonders im Mittelalter Sekten gegeben, deren unsittliche oder communistische Lehren die Fundamente aller geselligen Ordnung zerstörten, während die katholische Religion, die Gehorsam gegen die Obrigkeit, Selbstverläugnung und thätige Nächstenliebe predigt, offenbar als der

mächtigſte Pfeiler der Staatsordnung erſchien. Wenn daher die Kaiſer ſeit Conſtantin den kirchlichen Strafen auch bürgerliche hinzufügten, ſo mögen ſie ebenſowohl das Intereſſe des Staates als der Kirche im Auge gehabt haben. Die erſte Todesſtrafe gegen Ketzer verhängte Kaiſer Maximus, als er zu Trier die Häupter der unzüchtigen Priscillianiſten hinrichten ließ (385). Laut tadelten jedoch die großen Biſchöfe jener Zeit: Ambroſius, Martin von Tours u. A. ein ſo hartes Verfahren, und die Anſicht des heiligen Auguſtinus, daß man die Irrlehrer nicht tödten, ſondern durch Strenge der Zucht beſſern ſolle, behauptete ſich bis in die Zeiten des Mittelalters. Bei der innigeren Verbindung von Kirche und Staat galt nunmehr ein Angriff gegen die Religion auch als Hochverrath gegen den Staat, und von dieſem wurde geächtet, wer von der Kirche ausgeſtoßen war. Erſt jetzt iſt von Inquiſition im gewöhnlichen Sinne die Rede. Mit Unrecht wird Papſt Innocenz III. als Gründer derſelben bezeichnet. Innocenz traf nur vorübergehende Maßregeln gegen die Ketzer in Südfrankreich; eigentliche Inquiſition als bleibendes Glaubensgericht wurde erſt im Jahre 1229 auf der Synode zu Toulouſe angeordnet. Ihre weſentlichſten Beſtimmungen waren folgende: 1) Jeder Biſchof ſoll in ſeinen Pfarreien einen Prieſter und etliche rechtſchaffene Laien verpflichten, den Irrlehrern und ihrem Anhang nachzuforſchen und bei geiſtlicher und weltlicher Behörde Anzeige zu machen. 2) Wer einen Ketzer wiſſentlich verbirgt, ſoll ſein Beſitzthum verlieren. 3) Das Haus, worin ein Ketzer verſteckt gefunden wird, ſoll niedergeriſſen werden. 4) Damit kein Unſchuldiger beſtraft werde, ſoll über Niemanden eine Strafe verhängt werden, bevor ſeine Sache vor dem Biſchofe unterſucht und entſchieden worden. Dieſe Verordnungen mögen auf den erſten Blick hart erſcheinen. Will man aber ein unparteiiſches Urtheil fällen, ſo muß man die vorausgegangenen Umſtände kennen lernen. Der Albigenſerkrieg hatte gezeigt, mit welcher gefährlichen Klaſſe von Ketzern man es damals zu thun hatte. Da wurde nicht, wie früher, etwa ein oder der andere Glaubensſatz geläugnet, Grundſätze wurden gepredigt, welche ſtaatliche und ſittliche Ordnung von Grund aus zerſtören. Während Einige die Ehe für Hurerei erklärten, ergaben ſich Andere allen Ausſchweifungen der Fleiſchesluſt ohne Abſcheu; der Menſch ſei ja nicht aus Gott, ſagten ſie, ſondern aus der Sünde. Viele läugneten die Unſterblichkeit, oder die Willensfreiheit des Menſchen. Aus Verachtung des Gottesdienſtes geſchah es, daß ſie nicht ſelten chriſtliche Kirchen ſchändeten, ja zerſtörten, Prieſter

mißhandelten und ſelbſt den Legaten des Papſtes, Peter von Caſtelnau, meuchelmörderiſch tödteten.

Solcher Art waren die Ketzereien, gegen welche die Inquiſition errichtet wurde. Was würde heutzutage mit Sekten von ſo gefährlichem Charakter geſchehen? Kann es dem dritten Lateranconcil verargt werden, wenn es die Obrigkeiten auffordert, mit aller Strenge gegen die Ketzer einzuſchreiten, da ſie „ſich nicht mehr ſtill und verborgen hielten, ſondern ihre Irrlehren veröffentlichten, Schwache und Einfältige verführten, gegen die Gläubigen grauſam ſeien, weder Kirchen noch Klöſter, weder Wittwen noch Waiſen, weder Greiſe noch Knaben, weder Alter noch Geſchlecht ſchonten, ſondern mit heidniſcher Wildheit Alles zerſtörten, verachtend kirchliche Zucht und Strafe.“ Die auf der Synode zu Toulouſe eingeſetzte Inquiſition war Anfangs den Biſchöfen, ſpäter den Dominikanern übertragen, welche allenthalben, wo es nöthig ſchien, Tribunale errichteten. Daß es aber wirklich an vielen Orten nöthig ſchien, ſehen wir aus der Einführung der Inquiſition durch weltliche Fürſten in ihre Staaten, und zwar nicht etwa bloß durch einen heiligen Ludwig in Frankreich, ſondern auch durch einen Friedrich II., den Hohenſtaufen, dem ſicher an der Reinerhaltung des Glaubens wenig gelegen war.

Dieſes ſind die weſentlichſten Thatſachen aus der Geſchichte der kirchlichen Inquiſition. Ganz verſchieden von dieſer war die ſpaniſche Inquiſition, eine rein politiſche Anſtalt. Es gab in Spanien von Alters her zahlreiche Juden. Schon unter den weſtgothiſchen Königen hatten ſie Reichthum und Macht erlangt. Viele waren Beamte, ſogar Haushofmeiſter der Könige geworden, ſehr viele kamen als Aerzte in alle Familien; einige gelangten ſogar zur Regierung als Finanzminiſter und Günſtlinge der Könige. So war es ihnen leicht, unter den Chriſten Proſelytenmacherei zu treiben, und ſie trieben ſie im Großen. Noch gefährlicher aber waren die heimlichen Juden, welche ſich hatten taufen laſſen, um als maskirte Chriſten ihre Pläne deſto leichter auszuführen. (Man nannte ſie Maranos.) Schon unter dem Weſtgothenkönige Egika hatten ſie ſich verſchworen, im Bunde mit den Sarazenen, den chriſtlichen Thron zu ſtürzen und ein neues Jeruſalem zu gründen. König Egika entdeckte den Plan und ſtrafte die Schuldigen. Unter der Herrſchaft der Araber erholten ſie ſich wieder, wurden in den ſpätern chriſtlichen Reichen ſehr zahl- und einflußreich, ſchlichen ſich in geiſtliche Aemter, ſelbſt auf biſchöfliche Stühle ein, gelangten zu hohen Ehrenſtellen, heiratheten in die beſten Familien und benützten alle

dieſe Verhältniſſe, um das Chriſtenthum und die ſpaniſche Nationalität zu untergraben. Es iſt bezeichnend, wenn ſie im Jahre 1473 ſogar die Feſtung Gibraltar durch Geld in ihre Hände zu bringen ſuchten. Wiederholte Klagen gegen dieſe verkappten Juden waren laut geworden, als ſich Ferdinand und Iſabella entſchloſſen, in Caſtilien, wo die alte kirchliche Inquiſition eingegangen war, eine neue zu errichten (1478). Außer den getauften Juden (denn die ungetauften ſtanden nicht unter der Inquiſition) wurden bald auch die Moriscos, d. h. die nach der Eroberung Granada's gewaltſam bekehrten Muhamedaner unter die Aufſicht der Inquiſition geſtellt. Daß dieſe ſpaniſche Inquiſition kein kirchliches, ſondern weſentlich ein politiſches Inſtitut war, wird neuerdings von bedeutenden Geſchichtſchreibern zugeſtanden. So äußert Ranke: „Irre ich nicht ganz, ſo ergibt ſich, daß die Inquiſition ein königlicher, nur ein mit geiſtlichen Waffen ausgerüſteter Gerichtshof war. Erſtens waren die Inquiſitoren königliche Beamte. Die Könige hatten das Recht, ſie einzuſetzen und zu entlaſſen; wie andere Behörden, unterlagen auch die Inquiſitionshöfe den königlichen Viſitationen. Zweitens fiel aller Vortheil von den Confiscationen dieſes Gerichtes dem Könige anheim. Drittens war erſt hiedurch der Staat vollkommen abgeſchloſſen; der Fürſt bekam ein Gericht in die Hand, dem ſich kein Großer, kein Erzbiſchof entziehen durfte. Wie demnach das Gericht auf der Vollmacht des Königs beruht, ſo gereicht ſeine Handhabung zum Vortheile der königlichen Gewalt.“ Aehnlich urtheilt Leo: „Iſabella wußte durch die Inquiſition, die ein ganz von ihr abhängendes geiſtliches Inſtitut, gegen Laien und Geiſtliche zugleich gerichtet war, den Adel und die Geiſtlichkeit von Caſtilien zu beugen.“ Der franzöſiſche Geſchichtſchreiber Guizot erklärt „die Inquiſition für ein mehr politiſches als religiöſes Inſtitut, weit mehr dazu beſtimmt, die Staatsordnung aufrecht zu halten, als den Glauben.“

Jede Erſcheinung in der Geſchichte muß nach dem Zeitalter und den Umſtänden beurtheilt werden, unter welchen ſie hervortrat; ebenſo die ſpaniſche Inquiſition nach den Grundſätzen jener Zeit, nicht nach denen des 19. Jahrhunderts. Damals galt der Satz: Cuius est regio, illius et religio allgemein, nicht nur in Spanien, ſondern auch in allen proteſtantiſchen Staaten. Wir erinnern nur an die Pfalz, deren Bewohner, je nach der Religion ihres Landesherrn, bei ſchweren Strafen gezwungen wurden, bald lutheriſch, bald calviniſch zu werden, deßgleichen waren die peinlichen Gerichtsordnungen des Mittelalters durchgehends viel ſtrenger und blutiger

als heutzutage. Wir ſtaunen über die Härte der Carolina (peinliche Halsgerichtsordnung Karl's V.), worin nicht nur Gotteslästerung und Zauberei, ſondern ſelbſt wiederholter Diebſtahl mit dem Tode, Sodomie mit Feuer, u. ſ. w. beſtraft wurde.

Was die Strafbarkeit der Ketzerei belangt, ſo waren die Anſichten der Proteſtanten in dieſem Punkte ebenſo ſtreng, wo nicht ſtrenger, als diejenigen der Katholiſchen. So wurde Michael Servet auf Antrag Calvins wegen Ketzerei in der Dreieinigkeitslehre an langſamem Feuer gebraten. So wurde der Wiedertäufer Felix Manz auf Zwingli's Veranlaſſung erſäuft. So wurde Valentin Gentilis als Antitrinitarier in Genf enthauptet, Henning Brabant wegen vermeintlichen Teufelsbundes furchtbar verſtümmelt und zu Tode gemartert, ja in dem kleinen Gebiete der Reichsſtadt Nürnberg wurden von 1577—1617 gegen 356 der Ketzerei und Zauberei verdächtige Perſonen hingerichtet und 345 geſtäupt und verſtümmelt.

Was die großen Zahlen der von der ſpaniſchen Inquiſition Gerichteten und Verurtheilten angeht, ſo ſind dabei Hexen und Zauberer miteingerechnet, welche aber nicht bloß in Spanien, ſondern auch in Deutſchland, und nicht bloß von den Katholiſchen, ſondern ebenſowohl von den Proteſtanten verfolgt worden ſind. Im Jahre 1781 hat die ſpaniſche Inquiſition das letzte Todesurtheil geſprochen und im Jahre 1782 hat ein proteſtantiſches Gericht im Schweizercanton Glarus noch eine Hexe verbrannt. Außer den Hexen und Zauberern gehörten zu den von der Inquiſition Gerichteten auch Sodomiten, in Vielweiberei Lebende, Geiſtliche, welche heiratheten, Beichtväter, welche ihre Beichttöchter verführten, Gotteslästerer, Kirchenräuber, Wucherer, in Kriegszeiten ſogar Schmuggler, ferner Verfertiger von Liebestränken, und Andere, die den Aberglauben des Volkes ausbeuteten. Wenn nun die Zahl aller von der Inquiſition während 330 Jahren ihres Beſtandes zum Tode Verurtheilten von Llorente auf 30,000 angegeben wird, ſo muß davon die Summe der wegen oben genannter Verbrechen Gerichteten in Abzug kommen, ſo daß die Anzahl der wegen Ketzerei Verurtheilten lange nicht ſo auffallend erſcheint, als etwa die Zahlen der verbrannten Hexen in Deutſchland.

Viel wird auch von den grauſamen Foltern der Inquiſition geſprochen, als ob allein die Inquiſition dieſes Qualinſtrumentes ſich bedient hätte. Allein die Folter war damals auch bei allen weltlichen Gerichten und in allen Ländern gebräuchlich.

Wenn die Inquiſition ein Product der römiſchen Glaubenstyrannei genannt wird, ſo iſt dagegen zu erinnern, daß gerade die Päpſte dieſer Anſtalt wenig geneigt waren, und ſie zu beſchränken ſuchten. Sie haben wiederholt die Inquiſitoren zur Milde gemahnt, Gnadenerlaſſe für Verfolgte gewährt, Verurtheilten und deren Nachkommen ihr Vermögen gerettet, ſogar Inquiſitoren excommunicirt. [1]) Wenn ferner die Inquiſition als eine Fang- und Haſchanſtalt geſchildert wird, welche beim geringſten Verdachte ihre Schlachtopfer erfaßte, ſo beweiſt die Inquiſitionsordnung gerade das Gegentheil. Stets wurde vor Beginn des Verfahrens eine Gnadenfriſt geſtattet. Wer innerhalb derſelben ſich freiwillig ſtellte und Buße that, wurde freigeſprochen und nur mit milden Strafen belegt. Die Erlaſſung von Haftbefehlen war an viele Beſchränkungen gebunden. Niemand durfte eingezogen werden, wenn ſein Vergehen nicht durch hinlängliche Beweiſe außer Zweifel war. Geheime Verhaftungen durch die Inquiſition hat es nur in Romanen gegeben. Vom Verhör war jede Parteilichkeit, jede Willkür und Mißhandlung durch eine Reihe geſetzlicher Beſtimmungen ausgeſchloſſen, das Urtheil endlich bedurfte, um rechtskräftig zu ſein, der Reviſion und Beſtätigung der oberſten Behörde, des Großinquiſitors, welcher zuvor noch die Gutachten der Conſulenten einholen mußte.

Kommen wir nun zum Schlußpunkt des Inquiſitionsprozeſſes, dem Auto da Fé, d. h. Glaubensakt (actus fidei), ſo ſtellt man ſich dieſes gewöhnlich als ein ſchreckliches Feuer vor, welches ſpaniſche Cannibalen umlagern, ſich an dem Röſten und Braten einiger Aufgeklärten zu weiden. Es hat aber gar viele Auto da Fé's gegeben, bei denen nichts brannte, als die Kerze, welche der Reuige zum Zeichen des ihm wiederaufgegangenen Glaubenslichtes in der Hand trug. In den meiſten Fällen waren die Autos Akte der Freiſprechung und öffentlichen Buße. Bei dem großen Auto da Fé zu Toledo im Jahre 1486 wurden nach Llorente's Bericht nicht weniger als 750 Schuldige beſtraft. Allein von allen dieſen 750, ſo meldet die Geſchichte, wurde nicht ein einziger hingerichtet, ihre Strafe war nur

1) Das Gleiche gilt auch von der kirchlichen Inquiſition. Zugegeben, daß manche Inquiſitoren in menſchlicher Leidenſchaft ihre Befugniſſe grauſam mißbrauchten, ſo haben doch die Päpſte ſolche Uebertreibungen nicht gebilligt. Als Beiſpiel dient Conrad von Marburg, welcher von Gregor IX. als päpſtlicher Inquiſitor für Deutſchland beſtellt, ſich furchtbare Grauſamkeiten erlaubte. Als er hierauf zu Rom verklagt worden, widerrief Gregor IX. die ihm ertheilten Vollmachten und tadelte nur, daß man ſo lange zu deſſen Treiben geſchwiegen habe.

öffentliche Kirchenbuße. Ein zweites großes Auto da Fé fand am 2. April deſſelben Jahres wieder zu Toledo ſtatt. Dießmal war die Zahl der „Schlachtopfer“ 900, und von dieſen 900 — ſo meldet die Geſchichte — wurde kein Einziger mit dem Tode beſtraft. Und ſo endigten von allen Inquiſitionsprozeſſen, welche Llorente erzählt, äußerſt wenige mit dem Tode der Schuldigen, und doch hat Llorente bekanntlich nichts verſchwiegen, was Schlimmes und Schreckliches von der Inquiſition zu melden war. [1])

Ein Anhängſel des Auto da Fé war der berüchtigte Sanbenito, zu deutſch: Bußſack (sacco bendito), eine Art Mönchsgewand von gelblicher Farbe. Bekanntlich hatte das Tragen eines Bußkleides im Mittelalter mehr Erbauliches als Beſchimpfendes. Kaiſer und Könige, wie Theodoſius der Große, Ludwig der Heilige, ſtiegen vom Throne, um in Sack und Aſche öffentlich Buße zu thun. War aber jener Sanbenito bei hartnäckigen, dem weltlichen Arm übergebenen Ketzern ſogar mit allerhand Flammenbildern und Fratzen verziert, ſo hatte eben Spanien dieſe Art von Armenſünderkleidung, wie man anderswo eine andere hat.

Wenn dieſe Thatſachen das Urtheil über die Inquiſition zu mildern geeignet ſind, ſo bleibt aber doch ein Vorwurf zurück, welchen man nicht gerne fallen läßt: die Inquiſition habe den Geiſt des ſpaniſchen Volkes gelähmt und allen Fortſchritt der Cultur und Wiſſenſchaft unterdrückt. Indeſſen iſt gerade dieſer Vorwurf nicht viel mehr als bloße Redensart, denn merkwürdiger Weiſe fällt die Glanzperiode der ſpaniſchen Literatur, vom Ende des 15. bis Ende des 17. Jahrhunderts, (die Zeit der weltberühmten Dichter Cervantes, Lope de Vega, Calderon) mit der Blüthezeit der Inquiſition zuſammen. Zwar führt Llorente 117 Gelehrte auf, welche vor die Inquiſition geſtellt wurden; allein er ſelbſt muß zugeſtehen, daß keinem derſelben ein Haar verſengt worden iſt. Nach allem dieſem ſind wir jedoch weit entfernt, der Inquiſition das Wort reden zu wollen; vielmehr beſtreiten wir der weltlichen Gewalt durchaus die Befugniß, das Gewiſſen zu knebeln und ſind von Herzensgrund jedem ſtaatlichen Religionszwang abhold, mag er von einem Torque-

1) Llorente's Zahlangaben verdienen, wie Hefele nachweist, nur geringen Glauben. Llorente war ſpaniſcher Prieſter, der ſich unter Napoleon dazu hergab, das Aufhebungsdekret der ſpaniſchen Klöſter auszuführen und ſich bei dieſem Raubzuge bereicherte. Er verlor ſeine Aemter wegen Unterſchlagung von 11,000,000 Realen. Ein Mann von ſolchem Charakter verdient wohl auch als Geſchichtſchreiber wenig Glauben, den er aber in reichem Maße bei Vielen gefunden.

mada in der Dominikanerkutte oder von einem Bureaukraten in der Staatsuniform ausgehen; nur das wollten wir zeigen, daß die Inquiſition das ſchändliche Ungeheuer nicht war, wozu ſie Parteileidenſchaft und Unwiſſenheit häufig ſtempeln.

17.

Die Buchdruckerkunſt.

Die Erfindung der Buchdruckerkunſt hat in der neuern Zeit manchen Streit veranlaßt. Aber die ſorgfältigſten Unterſuchungen bezeichnen Mainz wenigſtens als denjenigen Ort, an welchem ſie zuerſt allgemeine Bedeutſamkeit erlangte. Außerdem ſtreiten Harlem, Straßburg, Bamberg um die Priorität der Erfindung. Wir haben darüber das beſtimmte Zeugniß eines berühmten Mannes und Zeitgenoſſen, des Abtes Trithem. Dieſer ſagte nämlich in ſeinen Annalen des Kloſters Hirſchau zu dem Jahre 1450: „Zu dieſer Zeit wurde in Mainz, einer Stadt Deutſchlands am Rheine, und nicht in Italien, wie Einige fälſchlich berichten, jene wunderbare und früher unerhörte Kunſt, Bücher mittelſt Buchſtaben zuſammenzuſetzen und zu drucken, durch Johann Gutenberg, einen Mainzer Bürger, erfunden und ausgedacht, welcher, als er beinahe ſein ganzes Vermögen für die Erfindung dieſer Kunſt aufgewendet hatte, mit übergroßen Schwierigkeiten kämpfend, bald in dieſem, bald in jenem, mit ſeinen Mitteln zu kurz ſtand, und ſchon nahe daran war, das ganze Unternehmen, an dem Erfolge verzweifelnd, aufzugeben, endlich mit dem Rathe und den Vorſchüſſen des Johann Fuſt, ebenfalls Bürger von Mainz, die angefangene Sache vollbrachte. Demnach druckten ſie zuerſt das unter dem Namen Catholicon bezeichnete Wörterbuch, nachdem ſie die Züge der Buchſtaben nach der Ordnung auf hölzerne Tafeln gezeichnet und die Formen zuſammengeſetzt hatten; allein mit denſelben Formen konnten ſie nichts anders drucken, eben weil die Buchſtaben nicht von den Tafeln ablösbar und beweglich, ſondern eingeſchnitzt waren. Nach dieſen Erfindungen folgten künſtlichere. Sie erfanden die Art und Weiſe, die Formen aller Buchſtaben des lateiniſchen Alphabetes zu gießen, welche Formen ſie Matrizen nannten, und aus welchen ſie hinwiederum eherne oder zinnerne, zu jeglichem Drucke geeignete Buchſtaben goßen, welche ſie früher mit den Händen ſchnitzten. Und in der That, wie ich vor beinahe dreißig Jahren aus dem Munde des Peter Schöffer von Gernsheim, eines Mainzer Bürgers und Schwiegerſohnes des

ersten Erfinders der Kunst, gehört habe, hatte die Buchdruckerkunst vom Anfange ihrer Entstehung an, große Schwierigkeiten zu bekämpfen. Denn als sie beschäftigt waren, die Bibel zu drucken, hatten sie schon mehr als viertausend Gulden ausgegeben, ehe sie noch das dritte Quaternion zu Stande gebracht, der erwähnte Schöffer aber, damals Gehülfe, nachher Tochtermann des ersten Erfinders Fust, ein kluger und sinnreicher Kopf, dachte eine leichtere Art aus, Buchstaben zu gießen und vervollständigte die Kunst, wie sie jetzt ist. Diese drei hielten ihre Art und Weise zu drucken einige Zeit geheim, bis dieselbe durch Gehülfen, ohne deren Mitwirkung sie die Kunst selbst nicht ausüben konnten, zuerst bei den Straßburgern und endlich bei allen Nationen verbreitet wurde. Das Gesagte mag über die wunderbare Buchdruckerkunst genügen. Deren erste Erfinder wohnten aber zu Mainz, im Hause zum Jungen, welches hierauf und noch bis jetzt das Druckhaus genannt." Mit diesem erschöpfenden Berichte Trithem's stimmt auch das Urtheil der fast gleichzeitigen kölnischen Chronik. Nach dieser jedoch kam die edle Kunst von Mainz zuerst nach Köln, dann nach Straßburg, wo aber bereits früher ihre Wiege gestanden; indem Gutenberg, schon bei seinem frühern Aufenthalte daselbst, in dem Jahre 1430 einige Versuche angestellt, endlich nach Venedig. Was jedoch die Kölner Chronik von den ersten Versuchen in Holland berichtet, wird wohl dahin zu berichtigen sein, daß man hier gleichzeitig mit Mainz und Straßburg auf Holztafeln druckte. Gutenberg selbst (sein Familienname war Gensfleisch, der Name Gutenberg rührt von einem später ererbten Familiengut her) starb am 24. Februar des Jahres 1468, ohne sich des verdienten Lohnes seiner großen Erfindung erfreut zu haben, ein Schicksal, das ihm mit so vielen großen Männern gemein ist.

18.

Die Universitäten.

Mit ungemeinem Eifer hatten sich im 12. Jahrhundert die neugestifteten und reformirten Orden auf die Wissenschaften gelegt. Niemand konnte Abt, ja in Frankreich fast Niemand Bischof werden, der sich nicht durch gelehrte Kenntnisse auszeichnete. Selbst in die Nonnenklöster drang die Literatur ein. Die bekannte Heloise unterrichtete zu Paraklet ihre Nonnen in der lateinischen, griechischen und hebräischen Sprache. Als die Veranlasser des abermaligen Wiederauflebens der Wissenschaften nennt uns die Geschichte für das Studium

der Theologie und Philoſophie Lanfrank, Abt zu Bec in der Normandie und (ſeit 1070) Erzbiſchof von Canterbury, Berengar von Tours und Anſelm, ebenfalls Erzbiſchof von Canterbury († 1117). Sie weckten in der zweiten Hälfte des eilften und zu Anfang des zwölften Jahrhunderts die Geiſter in Frankreich und England. Auf ſie folgte zu Paris Wilhelm von Champeaux († 1113 als Biſchof von Chalons), Abälard und ſein Schüler Petrus Lombardus.

Das Studium der Rechtswiſſenſchaft rief Irnerius, eigentlich Werner, zu Ende des eilften und zu Anfang des zwölften Jahrhunderts in Bologna wieder hervor, indem er das römiſche Recht, beſonders die Pandekten mit ſolchem Beifall auslegte, daß Männer und Jünglinge aus allen Ländern Europa's nach Bologna eilten, um aus ſeinem Munde die Weisheit der römiſchen Geſetzgebung zu vernehmen. Ihm folgten auf dem Katheder vier nicht weniger berühmte Schüler: Bulgarus, Martinus, Jakobus und Hugo.

Endlich hob zu derſelben Zeit Conſtantin der Afrikaner († um 1072) das Studium der Arzneikunde zu Salerno in Unteritalien, indem er viele mediziniſche Werke aus dem Arabiſchen und Griechiſchen in's Latein überſetzte. Dieſe Wiederherſteller der Wiſſenſchaften ſind es auch, denen das Abendland eine neue Art von Lehranſtalten, die Hochſchulen oder Univerſitäten, verdankt. Das Zuſtrömen zu ihren Lehrſtühlen machte dieſe Orte zu Mittelpunkten der Wiſſenſchaften. Bologna ſoll am Ende des zwölften Jahrhunderts ſchon über 10,000 Studirende, Paris zu derſelben Zeit mehr Studirende als Einwohner gezählt haben.

Das Eigenthümliche dieſer Lehranſtalten beſtand aber darin, daß die Lehrer der Wiſſenſchaften nicht ausſchließlich Geiſtliche waren, und daß die Lehrer ſowohl als die Lernenden von Päpſten, Kaiſern, Königen und Städten Privilegien erhielten, beſonders das Privilegium der eigenen Gerichtsbarkeit, wodurch ſie über andere Lehrer und Lernende erhoben wurden und eine für ſich beſtehende oder beſondere privilegirte Gemeinheit oder Corporation ausmachten. Daher auch der Name Univerſität, universitas, welcher ſo viel als Corporation, Innung bedeutet. Hierin beſteht das eigentliche Weſen der hohen Schulen, wenn man ſie mit andern Schulen vergleicht.

Zuerſt gab König Roger von Sicilien (1130) den Aerzten zu Salerno das Privilegium, daß künftig im ganzen Reiche kein Arzt die Erlaubniß haben ſolle, ſich mit der Heilung von Krankheiten abzugeben, wenn er nicht von den Lehrern zu Salerno, in Gegenwart

von königlichen Abgeordneten, geprüft und tüchtig befunden worden wäre. Dadurch erhielten die Aerzte in Salerno im Wesentlichen das Recht der Promotion und das Monopol des Unterrichts in ihrer Wissenschaft für Sicilien. Friedrich I. aber ließ (1158) auf den roncalischen Feldern die berühmte Authentica bekannt machen, worin er die in Bologna Lehrenden und Lernenden in seinen besondern Schutz nahm und ihnen ein eigenes Gerichtsforum vor dem Bischofe des Orts oder vor ihren eigenen Lehrern anwies. Auch die Päpste benutzten jede Gelegenheit, sich als Beschützer und Freunde der Universitäten zu zeigen. Unter andern dispensirten sie (seit Alexander III. von 1179 an) nicht nur diejenigen Pfründenbesitzer von der persönlichen Residenz, die auf einer hohen Schule sich des Lehrens oder Lernens wegen aufhielten, sondern vergaben selbst einträgliche Pfründen an ausgezeichnete Lehrer und wurden so die ersten Ausstatter der bis dahin durch die Honorare der Studirenden allein sich erhaltenden Schulen. Alexander III. gab eigens seinen Legaten in Frankreich den Auftrag, ihm die verdientesten Gelehrten zur Beförderung anzuzeigen. Den Ursprung des Promotionswesens auf der salernitanischen Schule haben wir bereits kennen gelernt. In Bologna und Paris wurde es durch Zufall und Bedürfniß in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts hervorgerufen, sowohl um Unwürdige vom Lehrstuhle abzuhalten, als auch Würdigen ein Zeugniß ihrer Tüchtigkeit zu geben. Der junge Abälard lehrte zuerst in Melun, dann in Corbeil und endlich in Paris, ohne von einem Andern examinirt und promovirt zu sein. Gewöhnlich wählten sich die Lehrer an den Kloster- und Domschulen einen Stellvertreter, Präpositus, der sie im Nothfalle vertrat und nach ihrem Abgange die Lehrstelle erhielt. Allein das reichliche Einkommen bewog auch Andere, als Lehrer aufzutreten und, da sich kein bequemeres Lokal, als in den Stiftern darbot, sich dazu die Erlaubniß vom Dechant, oder Kanzler, oder auch vom Abte, gegen ein Geschenk auszuwirken. Was jedoch Anfangs nur freiwillige Gabe war, wurde bald zu einer Anforderung an diejenigen, welche öffentlich lehren wollten; sie mußten sich bei dem Dechant oder Kanzler mit einem Geschenk für die licentia docendi abfinden, selbst wenn sie außer den Stifts- oder Klostermauern lehrten. Der Mißbrauch, welchen die Kanzler mit diesem Rechte trieben, muß sehr arg gewesen sein, da er schon nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts zu den Ohren des Papstes drang. Alexander III. untersagte es auf's Strengste, irgend etwas für die licentia docendi anzunehmen. Da später noch auf der Schule zu Oxford ungeprüfte

Lehrer den Lehrſtuhl beſtiegen, ſo verordnete Innocenz IV. (1246), daß inskünftige keiner als öffentlicher Lehrer auftreten ſolle, der nicht nach der Weiſe der Univerſität zu Paris von dem Biſchofe ſelbſt, oder von denen, welcher dieſe dazu beſtellen werde, geprüft und tüchtig befunden worden. Daß in Paris ſowohl der Biſchof als auch der Kanzler von Paris die Erlaubniß zu lehren ertheilt haben, wird ausdrücklich bezeugt. Sogar der Kanzler des Kloſters zur heil. Genovefa ertheilte ſie, ohne daß einer höheren Autoriſation erwähnt wird. Die Ausbildung der drei akademiſchen Grade, des Bacealaureats, des Magiſteriums und Doctorats gehört erſt in das 13. Jahrhundert.

Die Lehrart der Doctoren auf den älteſten hohen Schulen war folgende. Die Lehrer der Theologie laſen die Bücher des alten und neuen Teſtaments und die Schriften der heiligen Väter; die Profeſſoren der Rechtsgelehrſamkeit die Pandekten; die der Medicin den Hippocrates oder Galen und die der Philoſophie den Ariſtoteles oder die Iſagoge des Porphyr und erklärten die dunkeln Stellen durch kurze und treffende Gloſſen. Aber ſchon im zwölften Jahrhunderte fing man an, aus den großen Werken, die man bisher vorgeleſen und erklärt hatte, Auszüge oder ſogenannte Summas zu machen und dieſe bei den Vorleſungen zum Grunde zu legen. Eine ſolche Summa war die Regula Salernitana und die Summa Thaddaei in der Medicin, die Summa Alzonis in der Rechtsgelehrſamkeit; in der Theologie Petri Lombardi liber sententiarum. Hierauf entſtanden die zahlloſen Commentare über die Summas, die erſte Quelle des Verderbens der Studien auf den Univerſitäten. Der Urtext wurde darüber vergeſſen und den Grübeleien und Spitzfindigkeiten Thor und Thür geöffnet. Das Sprachſtudium, das zu Abälard's Zeiten ſchöne Fortſchritte gemacht hatte, gerieth in Verfall und die Barbarei im Ausdrucke kehrte abermals in eine Zeit zurück, wo die ſcharfſinnigſten Dialektiker die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten.

Zu den drei genannten Univerſitäten, auf denen auch nach und nach des Bedürfniſſes wegen, die übrigen Lehrzweige hinzukamen, wurden zunächſt an folgenden Orten Hochſchulen geſtiftet: Vicenza 1204, Padua 1222, Neapel 1224, Vercelli 1228, Piacenza 1246, Treviſo 1260, Perugia 1276, Toulouſe 1228, Salamanca 1240, Ferrara 1246, Montpellier 1289, Liſſabon 1290. Auch die Entſtehung der Univerſitäten von Oxford und Cambridge gehört zuverläſſig in's 12. Jahrhundert.

Daß dieſe großen Stapelplätze der Wiſſenſchaften der Cultur bedeutenden Vorſchub leiſteten, unterliegt keinem Zweifel. Schon der

Zutritt der Laien zum öffentlichen Lehramte und das Zusammenleben so vieler junger Männer aus allen Ländern Europa's an einem Orte war ein großer Vortheil, allein die Universitäten hatten auch ihre Nachtheile. So wie sie emporkamen, gingen die Dom- und Kloster-schulen unter, ohne sich je wieder zu erholen, weil sie es an Zahl und Tüchtigkeit der Lehrer den Hochschulen nicht gleichthun konnten, und weil alle jungen Männer, die irgend die Kosten aufzubringen im Stande waren, weit mehr nach dem freien Leben der Universitäts-städte, als nach der klösterlichen Einsamkeit sich sehnten. Die Kloster-schulen wurden verdunkelt. Schon Alexander III. mußte befehlen, daß an jeder Hauptkirche ein Lehrer der Theologie zum Unterrichte der jungen Geistlichen und der armen Jugend angestellt würde. Allein konnte dieser Lehrer etwas Tüchtiges leisten, so eilte er nach einer Universität, um dort seinen Ruhm zu begründen. Daher ent-behrte die größere Masse aus Armuth ganz und gar tüchtiger Lehrer. Mit dem Verfall dieser Schulen riß nun auch die Unwissenheit und mit der Unwissenheit die Sittenlosigkeit in den Klöstern ein. Am meisten aber scheint den Nachtheil, welcher aus dem Verfalle der Kloster- und Domschulen entsprang, Deutschland empfunden zu haben, weil dieß anfänglich keinen Ersatz durch eine oder die andere Uni-versität erhielt, sondern seine Jugend nach Frankreich oder Italien schicken mußte. Deßhalb blieb es auch hinter diesen Ländern in der Cultur zurück. Ferner hatten die Kloster- und Domschulen zugleich das geleistet, was heute auf den Gymnasien gelehrt wird und was man damals unter dem Namen des Triviums begriff, nämlich Gram-matik im weitern Sinne, Rhetorik und Dialektik. Die berühmtesten Lehrer des 12. Jahrhunderts, Wilhelm von Champeaux, Abälard, Petrus Lombardus und Andere, waren alle auf diesem Wege gebildet worden und waren daher auch mit dem klassischen Alterthum der Lateiner gut und mit dem der Griechen zum Theil vertraut. Auf den Universitäten nahmen diese Lehrzweige bald einen untergeordneten Rang ein, und man lernte im 13. Jahrhunderte nur gerade so viel Latein, als man brauchte, um die Lehrer der Brodwissenschaften zu verstehen. Dazu kam, daß weil, die Kenntniß des canonischen und bürgerlichen Rechts und der Medicin zu Amt und Reichthum führte und scholastische Sophisterei in der Theologie das Ansehen der Ge-lehrsamkeit gab, der bei weitem größere Theil der Jugend sich einzig und allein ohne Vorbildung in deren Hörsäle drängte. Selbst die Auslegung der heiligen Schrift überließ man im 13. Jahrhundert den Candidaten des Lehramtes.

Noch größer war der Nachtheil, den die Sittlichkeit erlitt. Das Zusammenleben so vieler tausend junger Männer an Einem Orte mit den größten Freiheiten, fast ohne Aufsicht, erzeugte die größten Ausschweifungen. Schon im Anfange des 13. Jahrhunderts waren die blutigen Raufereien unter den Studirenden in Paris, deren viele vom geistlichen Stande waren, so häufig, daß man den päpstlichen Stuhl ersuchen mußte, den Abt von St. Victor zu bevollmächtigen, daß er Personen, die sich durch Mißhandlungen, Verwundungen oder Todtschläge die Strafe des Bannes zugezogen hätten, von dieser Strafe befreien dürfe, weil es unmöglich sei, daß alle Schuldigen sich an den päpstlichen Hof verfügen, und um die Aufhebung der Exkommunikation bitten könnten. Innocenz III. willfahrte dem Gesuch. Diese Zügellosigkeit veranlaßte die Stiftung von Collegien, worin eine bestimmte Anzahl von Studirenden unter Aufsicht freie Wohnung, auch Kost oder Geld erhielt. Die ersten wurden schon im 12. Jahrhunderte gestiftet. Später wurden auch Lehrer darin angestellt, und zu den Vorlesungen auswärts Wohnende zugelassen. Unter der Regierung Ludwig's IX. gab es deren in Paris achtzehn. Das berühmteste darunter wurde das Collegium der Sorbonne, gestiftet von Robert aus dem Flecken Sorbonne in der Champagne (im J. 1250) für 16 Studirende des weltgeistlichen Standes. Von ihm erhielt nach und nach die ganze theologische Fakultät zu Paris den Namen.

19.

Bildung des Mittelalters.

Viele denken sich das Mittelalter, im Vergleiche mit der neuern Zeit, als das eigentliche Zeitalter der Barbarei, das heißt der sittlichen Rohheit und der geistigen Unwissenheit. Solcher Ansicht werden diejenigen huldigen, welche die Geschichte des Mittelalters ganz oberflächlich kennen gelernt haben, oder auf das Wort eines modernen Geschichtschreibers schwören. Die beste Rechtfertigung des Mittelalters sind die Thatsachen selbst, die vielen herrlichen Gestalten großer Männer in Kirche und Staat, die reichen Lebensentfaltungen auf beiden Gebieten, die wunderbaren Erscheinungen religiös-sittlichen Lebens, die großartigen Produktionen christlicher Kunst und Poesie. Wir haben unsern Lesern zahlreiche Bilder vor Augen geführt, doch wie viel größer ist die Zahl derjenigen, welche zu schildern Werke größeren Umfangs erfordert würden! Wer seine Lectüre weiter ausdehnen kann, wird über den Reichthum einer wunderbaren Vorzeit

ſtaunen, und mit der Erweiterung ſeines Geſichtskreiſes manch ungerechtes Vorurtheil fallen laſſen. Wir wollen hier dem Mittelalter keine Lobrede halten — jede Zeit wie jeder Menſch richtet ſich ſelbſt in ſeinen Werken — aber die Rückſicht auf moderne Geſchichtsbücher, welchen der Geiſt des Mittelalters nur als Fratze erſcheint, fordert etliche Andeutungen.

Jedermann weiß, auf welcher Stufe geiſtiger Entwicklung das Abendland beim Beginne des Mittelalters ſich befand. Die römiſche Bildung war in ſich ſelbſt zerfallen und abgeſtorben, die germaniſche in erſter Kindheit begriffen; die alte Welt unter Trümmern begraben, die neue noch nicht geordnet und aufgebaut. Vergleichen wir die Zuſtände zu Anfang des Mittelalters mit den Zuſtänden beim Ausgange deſſelben, ſo finden wir jetzt den ganzen Welttheil zum Chriſtenthume bekehrt, und das heitere Schauſpiel wohlbebauter Länder, geordneter Staaten und Staatenverhältniſſe, des lebendigſten Wechſelverkehrs der Völker unter ſich, eröffnet ſich vor uns. Ein vierter Welttheil iſt durch die ſinnreiche Kunſt und die ſeither entfaltete Geiſteskraft der Europäer entdeckt, und dadurch ſowohl für den Gedanken als das ſinnliche Leben eine fruchtbare Quelle von Reichthümern und Genüſſen fließend geworden; die bedeutungsvollſten Handelsverbindungen mit Aſien ſind aufgefunden, und auch dadurch der Blick des Geiſtes in's Unendliche erweitert. Sechsundſechzig Univerſitäten zählte Europa vor dem Jahre 1517, von welchen allein unſerem Deutſchlande ſechzehn angehörten. Und was wurde auf denſelben gelehrt? Werfen wir zunächſt einen Blick auf die Theologie; eine Wiſſenſchaft wurde gepflegt, die aus der tiefſten und innigſten Verſenkung in's Chriſtenthum hervorgegangen iſt, und von einer Geiſteskraft ausgeführt wurde, deren Größe am beſten mit jener Kunſt und Gemüthsfülle verglichen wird, deren Hervorbringungen die gleichzeitigen Münſter und Dome ſind. Welche vielfache Bildung, welchen geſchärften Blick des inneren Auges in die dunkelſten Geheimniſſe, welchen Muth, die höchſten Aufgaben des Denkens ſo getroſt und zuverſichtlich zu übernehmen, ſetzen die Werke eines Anſelm von Canterbury, Thomas von Aquino, Duns Scotus, Occam, Abälard, Petrus Lombardus, Albert des Großen, Bonaventura, Raimund von Sabunde, voraus! Es iſt hier nicht möglich, unſern Leſern eine auch nur annähernde Vorſtellung von den Leiſtungen der ſogenannten Scholaſtiker zu geben; es genügt zu ſagen, daß die Hochſchätzung derſelben zunimmt, je näher man ſie in unſern Tagen erforſcht und kennen lernt. Leichter iſt es, Laien

in der Theologie die Verdienſte der Myſtiker anſchaulich zu machen [1]). Während die Scholaſtik die Wahrheit des Glaubens wiſſenſchaftlich zu erforſchen und zu begründen ſtrebte, wollte die Myſtik die Heilslehre durch das Gemüth erfaſſen, und deren ganze Kraft und Herrlichkeit empfinden. Als Meiſter erſcheint hier der große heil. Bernhard, dieſer doctor mellifluus der göttlichen Liebe, auf deſſen oben gegebene Lebensſkizze wir verweiſen. Vieler andern, minder bekannten, nicht zu gedenken, glänzt in ſpäterer Zeit als Stern erſter Größe unter den Lehrmeiſtern chriſtlicher Weisheit und Liebe Thomas von Kempen, Chorherr auf dem Agnetenberge bei Zwoll († 1471), deſſen Buch von der Nachfolge Chriſti nächſt der Bibel das verbreitetſte und geleſenſte aller Bücher geworden. Er iſt nicht der tiefſte, aber der reinſte, edelſte, einfachſte und populärſte der ſogenannten Myſtiker. Der ſtille Umgang mit Gott iſt ſein Grundgedanke; dahin führen würdiger Empfang der heil. Sakramente, unabläſſige Betrachtung der heil. Schrift und richtige Würdigung der Welt. Die Euchariſtie aber iſt ihm der Mittelpunkt alles ſittlichen Lebens (daher am längſten, im 4. Buche, abgehandelt). Etwa hundert Jahre vor ihm hatten der milde, liebreiche und tiefſinnige Johann Tauler († 1361) als Predigerbruder zu Köln und Straßburg, gleichzeitig ſein Ordensbruder, der Dominikaner Heinrich Suſo († 1365), genannt „Amandus," die Lehren der chriſtlichen Myſtik, weniger volksthümlich und klar, aber mit erwärmender Innigkeit und größerer Gedankentiefe vorgetragen. Nächſt ihnen ſind als hochberühmte Lehrer des geiſtigen Lebens zu nennen Johannes Ruysbroech, Chorherr zu Grünthal bei Brüſſel, nicht frei von Verirrungen, denen der große Johannes Gerſon (doctor christianissimus † 1429) wiſſenſchaftlich klar entgegentrat. Das Weſen der Myſtik definirt er als ein Erkennen Gottes durch Herzenserfahrung. Vermittelſt der Liebe gelange man zu einem unmittelbaren Innewerden Gottes. Während der Gegenſtand der wiſſenſchaftlichen Theologie das Wahre ſei, habe es die Myſtik mit dem Guten und Heiligen zu thun. Beide, Scholaſtik und Myſtik, wollen Hand in Hand gehen, denn die Wiſſenſchaft wird kalt und hochmüthig ohne die Liebe; die Myſtik aber irrt leicht vom Wege der Wahrheit ab ohne jene. — So beſchränkt der Raum iſt, hier auch nur die berühmteſten Namen zu nennen und die bedeutendſten Erſcheinungen anzudeuten, ſo können wir doch, wo von der Myſtik

1) Näheres bietet die Einleitung zu H. Suſo's Leben und Schriften von Diepenbrock.

die Rede ist, nicht umhin, auf die praktischen Mystiker des Mittelalters wenigstens hinzuweisen. Das sind jene großen, christlichen Charaktere, „Heilige" genannt, deren Verständniß unserem Zeitalter so sehr abgeht, daß sie, diese wahrhaftigsten Glanz- und Lichtpunkte des Mittelalters, in den Geschichtsbüchern kaum Erwähnung finden. Uns schien es zweckmäßiger, auf einige Schlachten zu verzichten, als auf die Schilderungen von Charakteren, wie sie das Mittelalter in einem Franziskus von Assis, einer Elisabeth von Ungarn u. A. gesehen hat.

Die Mystik führt uns weiter auf das ihr verwandte Gebiet, der Poesie. Wer die Geschichte der Literatur auch nur oberflächlich kennt, weiß von den herrlichen Schöpfungen des Mittelalters, das man ja vorzugsweise als das Zeitalter des Gefühls, der Phantasie und der Poesie bezeichnet. Namen, wie Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg, sind in unsern Tagen allbekannt, und selbst jene, welche der ältern Sprache unkundig sind, haben die herrlichen Werke jener früher vergessenen Meister in Uebersetzungen kennen gelernt. Charakteristisch ist aber der christliche Standpunkt, welchen die größten Dichter jener Zeiten einnehmen. Wir wollen speciell auf Dante hinweisen. Dante's Divina Comödia zeigt schon durch ihre drei Theile das treue Festhalten des Dichters an der katholischen Glaubenslehre, und allein die Nachrichten, die er von Virgil, mit dem er sich doch in das engste Verhältniß setzt, gleich anfangs mittheilt, beweisen, daß er sich durch seine persönliche Theilnahme an dem Geschicke desselben, oder durch etwaige Ueberschätzung menschlicher Vortrefflichkeit auch nicht im Mindesten vom christlichen Dogma ableiten ließ. Wie überhaupt, wenn man von Beatrix und der Beziehung Dante's zu diesem verklärten Geiste absieht, in der Gemüthlichkeit, Weichheit und Zartheit der Gefühle das Glänzende dieses Werkes nicht besteht, so zeigt sich Dante durchweg als einen höchst strengen Dogmatiker, gleich dem von ihm so hochverehrten Thomas von Aquino, dessen Werke er so fleißig studirt hatte, und dem er im Himmel begegnet. Großartigkeit der Empfindung hingegen, Erhabenheit und unerschöpflicher Reichthum der Bilder und Gedanken ist es, was der göttlichen Comödie einen unsterblichen Ruhm sicherte; in dieser ihrer eigenthümlichen Weise spricht sie auch von Christus, und ist sie irgendwie erhaben und tief ergreifend zu nennen, so ist sie es gewiß, wo der Sohn Gottes als Weltheiland geschildert wird. Was Dante's Beziehung zu den Erscheinungen im kirchlichen Leben betrifft, so wirft er allerdings einen

nichtswürdigen Papst unbarmherzig in die Hölle; aber auch die Ketzer, „diese kleinen Füchse, die den Weinberg des Herrn untergraben.“ Den Papst stellt er als Statthalter Christi dar, und gerade deßhalb entrüstet er sich so sehr über einen unwürdigen Träger eines so hohen Amtes, und begrüßt freudig denjenigen im Paradiese, der seine erhabene Stellung begriffen hat. Ein Denkmal gerechten Zornes setzt er den Läßigen, Trägen, Pflichtvergessenen unter den Franziskanern und Dominikanern, aber gerade deßhalb, weil er den Franz von Assisi und Dominikus Guzmann so hochstellt, ihre Namen auf das Festlichste feiert, und in ihnen und ihren ächten Söhnen Bonaventura und Thomas Ideale findet, gegen welche die gemeine, begeisterungslose Sinnesweise von so manchen ihrer Anhänger einen wehethuenden Contrast bildete, während dieselben doch meinten, in dem Sinne und Geiste ihrer Meister zu wirken. Dante Allighieri ist der erstgeborne Sohn der Kirche unter den Dichtern, mit einem klaren, starken, kraftvollen Glauben, mit tiefster Brust der Kirche angehörig, aber gerade darum gegen gemeinen, niedrigen Sinn aus vollem Herzen sprechend.

Von entgegengesetzter Individualität mit Dante sind seine Landsgenossen, Torquato Tasso und Petrarca, aber durch das Band tief innerlicher christlicher Pietät mit ihm Eins. Wer möchte dafür halten, daß Tasso aus Unglauben die Befreiung des heiligen Grabes besungen habe? Man lese die ascetisch-mystischen Schriften Petrarca's, und lerne seinen unendlichen Schmerz kennen, den er über die Leiden der Kirche zur Zeit der Aviguon'schen Päpste empfand, und man wird sich überzeugen, daß er sich mit derselben Zartheit und Innigkeit der Empfindung, welche er in einer niedern Sphäre in seinen lyrischen Gedichten so unvergleichlich offenbarte, in dem höheren Kreise des religiös-kirchlichen Lebens bewegte [1]).

Gleich der Poesie des Mittelalters steht auch die Kunst in Mitte des Christenthums und des kirchlichen Lebens. Hinsichtlich der Baukunst verweisen wir auf die Schilderungen „romanischer und gothischer Baustyl“ und „Bauleute und Bauhütten des Mittelalters.“ Was die Malerei betrifft, so ist sie gleichfalls von der Kirche großgezogen worden; denn gegen alle morgenländische und abendländische Bilderstürmerei siegte der Glaube, daß die Kunst eine Feier des Heiligen sei; nur gegen sinnlich reizende Bilder sprach die Kirche. Noch inmitten des Mittelalters stehen die Anfänger und Begründer

1) Ueber christliche Dichtkunst des Mittelalters siehe insbesonders: Clarus Darst. d. span. Lit. im M. 847. Ozanam, Italiens Franziskanerdichter; deutsch v. Julius. 853. F. X. Wegele, Dante's Leben und Werke. 852. u. A.

der neueren Malerei, Cimabue, Giotto und der Kloſterbruder Angelico von Fieſole, der die Fülle eines im Himmel heimiſchen Herzens in ſeine ſüßen Bilder gebracht, „ein Maler der Seligen, dem zu malen ein Umgang mit Chriſtus war.“ Und wenn die großen Kunſtmeiſter Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Rafael Sanzio, Albrecht Dürer u. A. ihrer Lebenszeit nach ſchon die neuere Zeit berühren, ſo gehören ſie doch ihrer Bildung, ihrer Anſchauung und dem Geiſt ihrer Schöpfungen nach wahrhaft und weſentlich dem Mittelalter an. Die Kunſt aller dieſer Meiſter bewegte ſich in dem großen chriſtlichen Bilderkreiſe von der Weltſchöpfung bis zum Weltgerichte. Das Erhabenſte, wozu der Gedanke des Menſchen in kühnem Fluge ſich erſchwingt, wie das Schrecklichſte, was ihn erſchüttert, das Lieblichſte, was ihn bewegt, das Edelſte, was ihn begeiſtert, Alles iſt in jenen Meiſterwerken der Kunſt in größter Mannigfaltigkeit dargeſtellt. Vorzüglich wurden die Künſtler mächtig angezogen durch den großen Mittelpunkt aller Menſchengeſchichte, durch das Leiden Chriſti, in welchem Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, des göttlichen Erlöſers unendliche Liebe, Geduld und Stärke, bei den mithandelnden Perſonen die höchſte Mannigfaltigkeit menſchlicher Affekte, der künſtleriſchen Darſtellung ſo reiche Auswahl gewährte. Sodann war es die jungfräuliche Mutter des Herrn (Madonna), die Königin aller Heiligen, welche als die Gnadenvolle in ihrer erhabenen Reinheit, in ihrem reichen Tugendſchmucke, alle menſchlichen Vorzüge in ſich vereinigte, und deßhalb mit Recht die chriſtlichen Künſtler alſo begeiſterte, daß jeder dieß Ideal menſchlicher Vollkommenheit nach ſeiner Weiſe zu verherrlichen ſich bemühte, und zwar in der mannigfaltigſten Weiſe, beſonders anziehend in ihrem Verhältniſſe zum göttlichen Kinde. Kühn und gewaltig waren die Gemälde, welche das Ende der Welt, Gericht, Himmel und Hölle vor das Auge des Geiſtes führten, beſonders, wenn es gelang, alle dieſe erſchütternden Momente in Einem Bilde glücklich zu vereinigen. Andere wußten in ſinnreicher und ſcharfſinniger Weiſe die Geſchichte Chriſti oder ſeiner Kirche mit typiſchen und allegoriſchen Bildern zu umgeben. Aus dieſem weiten Gebiete nahmen die hochgefeierten Meiſter Cimabue, Giotto, Orgagno, Ghirlandajo, Pietro Perugino, Leonardo da Vinci, Michel Angelo und Rafael Sanzio in Italien, die Meiſter der böhmiſchen, wie jene der Kölner Schule, ſpäter Albrecht Dürer und der ältere Hans Holbein in Deutſchland, Memling und die Gebrüder van Eyck in den Niederlanden, die Stoffe ihrer vielbewunderten Meiſterwerke. Die chriſtliche Kunſt

jener Zeit iſt edel und keuſch, ſie entzündet religiöſe Begeiſterung, haucht in das Herz Liebe zur Tugend, erhebt den Sinn über das Irdiſche zum Größten und Höchſten. Hinſichtlich der äußern Form hat ſie ſich ſowohl an der Natur, als durch antike Muſter ſtetig fortgebildet, bis zu ihrer Vollendung im Anfange des 16. Jahrhunderts [1]).

Werfen wir noch einen prüfenden Blick auf die zu Ende des Mittelalters vor ſich gehende ſogenannte „Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften," ſo wäre ſie allerdings ein großes Armuthszeugniß für das Mittelalter, wenn es ſich damit ſo verhielte, wie in parteiiſchen Geſchichtsbüchern zu leſen ſteht. Allein ſelbſt die begeiſterte Aufnahme, welche das klaſſiſche Alterthum zu Ende des Mittelalters fand, ſetzt eine ſchon ſehr weit geſchrittene Geiſtesbildung voraus. Barbariſche Horden erfreuen ſich der Leſung des Plato nicht; ſie wiſſen weder die Kraft des Thucydides, noch die Anmuth des Herodot zu würdigen. Die wiedererwachte Liebe zu den Werken der Alten war keineswegs der Anfang der Wiſſenſchaftlichkeit und einer höheren Geiſtesbildung; ſie gab nur dem ſchon vorhandenen wiſſenſchaftlichen Geiſt und der bereits errungenen Bildung eine neue Richtung, neuen Stoff und eine neue Form. Es war auch keineswegs ein kirchenfeindlicher, proteſtantiſcher Geiſt, welcher die neue Bildung einführte und vermittelte und gleichſam als Gegenſatz gegen die mittelalterlich-katholiſche Weltanſchauung darſtellte. Vielmehr waren es größtentheils fromme, der Kirche angehörige und ergebene Männer, welche die altklaſſiſchen Studien in neue Aufnahme brachten. Die Namen der auswandernden Griechen ſind bekannt, die dem Abendlande ihre Schätze zubrachten; weniger wird beachtet, daß es ſämmtlich fromme Griechen waren, zum Theil Mönche und Geiſtliche, wie z. B. Beſſarion, ſpäter Cardinal, der berühmteſte aus Allen. Von dieſem, wie ſeine Abhandlungen beweiſen, tüchtigen Theologen und heiligen Manne wurde eine Akademie errichtet, und es verſammelten ſich bei ihm zu beſtimmten Tagen Theodorus Gaza, Flavius, Blondus, Platina, Companus u. A., um ſich über wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu unterhalten, und ihre Plane zur Beförderung höherer Bildung in die Wirklichkeit überzuſetzen. Und wer waren wohl die erſten und eifrigſten Pfleger der Philologie in Italien? Die gebornen Italiener, deren Namen in dieſer Zeit die Nachwelt beſonders dankbar nennt, gehören mit ſeltenen Ausnahmen dem Klerus

1) Unter den zahlreichen Schriften über die Kunſt des Mittelalters ſind vornämlich die von Kreuſer, Sorg, Durſch, Reichensperger, Otte, Görres (Dom v. Köln) aufzuführen.

an, was an ſich ſchon auf eine lebendige Befreundung der humaniſtiſchen Studien mit den dogmatiſchen Grundlagen der Kirche hindeutet. Laurentius Valla, der Günſtling Papſt Nikolaus V., eines durch innige Frömmigkeit, Tugend und die vielſeitigſte allgemein wiſſenſchaftliche, beſonders aber theologiſche Bildung ſehr verehrungswürdigen Mannes, gehört unter die erſten, und es iſt bekannt, daß er in Rom Canonicus war. Nikolaus munterte ihn zu ſeinen Ueberſetzungen griechiſcher Klaſſiker auf, welche von den Kunſtrichtern ſo hoch geſchätzt wurden. So freiſinnig ſich Valla in ſeiner Kritik bewegte, ſo verfolgte er als Theologe ſogar die ſtrenge auguſtiniſche Richtung. Angelus Politianus, der berühmte Ariſtoteliker und Ueberſetzer des Ariſtoteles, war Canonicus, und Marſilius Ficinus Dechant eines Canonicates in Florenz. Die Hauptaufgabe des letzteren, eines Platonikers und verdienſtvollen Ueberſetzers der Schriften Plato's, ging in ſeinen reiferen Jahren dahin, das Chriſtenthum als poſitive Offenbarung Gottes zu begründen, und ſelbſt den Hauptinhalt der platoniſchen Spekulation, von der er ſo begeiſtert war, als Lehngut aus den göttlichen Büchern der Iſraeliten darzuſtellen. Johannes Picus von Mirandula, einer der thätigſten und einflußreichſten Beförderer der neuaufblühenden Wiſſenſchaften, ſuchte gleichfalls, übrigens in einem weit größeren Umfange noch als Ficinus, zu beweiſen, daß alle religiöſen Wahrheiten, die bei den verſchiedenen Völkern der Erde gefunden werden, einer Uroffenbarung zu verdanken ſeien, und vorzüglich zu dieſen Zwecken und in dieſer Richtung hatte er ſich mit unſäglicher Mühe ſeine ſo ausgedehnten Kenntniſſe der orientaliſchen Sprachen erworben. In dieſer Weiſe ſuchte er eine feſte Grundlage zur Erklärung aller der mit chriſtlichen Ideen verwandten Erſcheinungen in anderen Religionsſyſtemen zu gewinnen, und die Wahrheit des Chriſtenthums durch die Thatſache zu beweiſen, daß ſeine Weſenlehren ſo alt als die Religion unter den Menſchen ſelbſt ſeien. Eine andere, mehr praktiſch-apologetiſche Richtung verfolgte auf die glücklichſte Weiſe der geiſt- und kraftvolle Dominikaner Hieronymus Savonarola; glücklich, wenn er ſich nicht in politiſche Pläne, in Komplotte gegen die Mediceer in Florenz verſtrickt, und in denſelben das Leben verwirkt hätte! Im Anfange des 16. Jahrhunderts ragt unter den Freunden der humaniſtiſchen Studien Papſt Leo X. hervor, der Schüler des Angelus Politianus und Demetrius Chalcondylas, und der jüngere Freund des Picus und Marſilius. Er war es, der den Grafen Johannes Lascaris in ſein Vaterland zurückſandte, um Manuſcripte von Claſſikern und

griechischen Kirchenvätern einzukaufen, die talentvollsten Jünglinge Griechenlands in großer Anzahl nach Italien einlud, um daselbst in ihrer Sprache zu unterrichten, und mit den reichlichsten Pensionen um die Wissenschaft verdiente Männer unterstützte. Unter den vorzüglichsten Humanisten in Italien nehmen noch um diese Zeit die drei Cardinäle Sadolet, Bischof von Carpentras, Contareni, venetianischer Senator, und Petrus Bembo, ihr Freund, eine bedeutende Stelle ein, Männer von der reinsten Tugend, und eben so erleuchteter als inniger christlicher Erkenntniß, von welcher auch die beiden Ersten in mehreren, mit großer Eleganz geschriebenen Werken, so schöne Proben ablegten.

Richten wir von Italien unsere Aufmerksamkeit auf Spanien und Frankreich, so finden wir dort den Aelius Antonius Nebrissensis als den Wiederhersteller der klassischen Literatur. Es ist derselbe, der von dem Cardinal Ximenes nach Alcala als Professor der schönen Wissenschaften berufen wurde, daselbst als ein tüchtiger Hebräer mit mehreren anderen Gelehrten an der complutenser Polyglotte arbeitete, die Geschichte des katholischen Ferdinand's und der Isabella schrieb, und über schwierige biblische Stellen gründliche Commentationen bekannt machte. Es wäre sehr überflüssig, das Verhältniß eines Mannes, der in den engsten Beziehungen zu dem frommen Franz Ximenes stand, und von genanntem Fürsten zum königlichen Historiographen ernannt wurde, zur christlichen Religion und Kirche näher bezeichnen zu wollen. Uebrigens war Aelius Antonius von Nebrissa kein Priester. Von den Landsleuten desselben nennen wir nur noch Ludwig Vives, welcher mit dem Franzosen Wilhelm Budäus und dem Niederländer Erasmus das hochgefeierte literarische Triumvirat bildete.

In England ruft die Geschichte des lebendigeren Wiederaufblühens der schönen Wissenschaften die traurigsten Erinnerungen hervor. Fisher, Bischof von Rochester, munterte die Margaretha, Mutter Heinrich's VIII., deren Beichtvater er war, zur Gründung zweier Collegien in Cambridge auf, die den klassischen Studien gewidmet waren: es ist derselbe, den der genannte König meinte, wenn er sagte, kein Fürst der Welt habe einen so gelehrten und frommen Bischof als er; später ließ er ihn aus derselben Ursache hinrichten, aus welcher Vives sechs Monate gefangen gehalten ward. In löblicher Nacheiferung gründeten sofort die Bischöfe von Lincoln und Winton zwei Collegien zu denselben Zwecken in Oxford, und John Colet, der gelehrte und ehrwürdige Dechant an der St. Paulskirche in London, dem Erasmus ein so

ſchönes Denkmal der Freundſchaft und der Dankbarkeit ſetzte, eines in der Hauptſtadt von England. Zum Rector ſeiner neuen wohlthätigen Schöpfung erwählte Colet jenen Mann, der zuerſt nach England die ſchönen Wiſſenſchaften brachte, den William Lilly, jetzt noch dankbar von der Geſchichte Englands genannt. Lilly war in herzensvoller Andacht als Jüngling nach Jeruſalem gepilgert, um am Grabe des Heilandes in Schmerz und Freude zu weinen, zu danken, zu preiſen den Erlöſer der Welt. Auf ſeiner Rückreiſe verweilte er in Rhodus, um von Griechen das Griechiſche zu erlernen, ſodann in Italien, um auch hier ſeine Kenntniſſe zu erweitern. So war Pietät und literariſcher Eifer auf's Innigſte in ihm vereint. Mit ihm verehren die Engländer noch als die erſten Pfleger der klaſſiſchen Studien die Franziskaner Linacre und Grocyn, bei welchen wir uns nicht länger aufhalten können. Nur auf den Umſtand müſſen wir beſonders aufmerkſam machen, daß Erasmus nach England reiste, um von den genannten Männern einen umfaſſenderen Unterricht in der griechiſchen Literatur zu erhalten, durch welchen er eine Reiſe nach Italien leicht entbehren zu können überzeugt war. Nicht an Umfang und Gründlichkeit gelehrten Wiſſens, wohl aber an Geſchmack und Talent übertraf die drei genannten Männer Thomas Morus, der als Schöngeiſt einen europäiſchen Namen erhielt, als Märtyrer aber unter Heinrich VIII. einen Namen im Himmel. Als einen der umfaſſendſten und feinſten Gelehrten, die aus der neueren Bildung hervorgegangen waren, erkannten ferner die Humaniſten den Reginald Polus an, den Freund des Erasmus, des Sadolet, des Contarein u. ſ. w.; er flüchtete aus England, um wegen ſeiner Glaubenstreue nicht ein ähnliches Schickſal wie Morus und Fisher zu erleiden. Wie ſehr das Chriſtenthum in ihm zugleich zur Sache des Lebens geworden war, bewies er beſonders in ſeiner ſtillen Ergebung in die unerforſchlichen Gerichte Gottes, als er vernahm, daß ſeine Güter eingezogen und ſeine Mutter ſogar, eine Gräfin von Salisbury, nebſt zwei Brüdern hingerichtet ſeien! Er ſtarb als Cardinal. —

Wir können dieſe Andeutungen über die Bildungsſtufe des Mittelalters nicht beſſer beſchließen, als mit dem Urtheile eines ebenſo geiſtvollen als wahrheitsliebenden deutſchen Geſchichtſchreibers aus unſern Tagen.

Wir hören viel reden von den hohen Geiſtesblüthen des griechiſchen und des römiſchen Alterthums, von alter deutſcher Freiheit und dergleichen Dingen mehr. Die Poeſie träumt ſich zurück in

jene Tage, als die Götter Griechenlands „noch die ſchöne Welt regierten," als ſie „ſelige Geſchlechter an der Freude leichtem Gängelbande führten," in jene Tage, „als nur das Schöne heilig war!" Vor der Wahrheit können ſolche Träume nicht beſtehen. *Weder das griechiſche, noch das römiſche, noch das germaniſche Heidenthum hat jemals aus ſich den Gedanken faſſen können, daß die Sklaverei ein Frevel an der Menſchheit ſei.* Dieſelbe war ihnen Allen nicht bloß unentbehrlich, ſondern ein göttliches Gebot, oder, wenn wir es vorziehen, den Philoſophen Ariſtoteles zu befragen, eine vernunftgemäße Einrichtung. Die Geſetze des germaniſchen Heidenthumes nennen den Sklaven in gleicher Weiſe mit dem Pferde, dem Rinde, dem Schafe und allen Dingen, die zum Gebrauche des Menſchen dienen. Das germaniſche Heidenthum dehnte die Sklaverei hinaus bis über den Tod: dem freien Manne ſprach es die Walhalla zu, den Sklaven verwies es in die Hela, d. i. Hölle.

Die Kirche vernichtete dieſen Wahn. Sie predigte ihr Evangelium den Armen, den Hülfloſen, den Schwachen. Der Himmel, den ſie verhieß, eröffnete ſich weder dem Herrn allein, noch den Sklaven: er nahm den Menſchen auf. Allmählig wandelte ſich die Sklaverei in die mildere Form der Unfreiheit: in die Leibeigenſchaft. Auch dieſe ward von der Kirche obwohl nicht aufgehoben, doch vielfach durchbrochen und durchlöchert. Das weſentlichſte und wirkſamſte Mittel dazu war die Würde des Prieſterthums. Wenn auch die einſtige Sklaverei nach und nach ſich milderte: ſo kannte doch der Feudalismus nur zwei Klaſſen von Menſchen: Krieger und Knechte. Die Kirche lehrte ihn neben dieſen auch noch einen dritten Stand anerkennen in dem Prieſter. Sie verlieh die Würde deſſelben dem Menſchen, mochte er bis dahin frei oder leibeigen geweſen ſein, und ſie erzwang von dem Herrn, der mit ſtolzer Verachtung auf den zitternden Leibeigenen niederblickte, Achtung und Ehrfurcht vor der Würde, mit welcher die Kirche eben dieſen ausrüſtete, und durch welche ſie ihn emporhob auch über ſeinen ehemaligen Herrn.

Das Mittelalter hat uns kaum ein anderes ſo lehrreiches Beiſpiel dieſer Art überliefert, als die Begegnung des Kaiſers Friedrich Rothbart mit dem Papſte Hadrian. In dieſem Kaiſer gipfelte die Anſchauung des Feudalismus von ritterlichen Lehensleuten und Knechten. Wer nicht zu jenen gehörte, ward unter dieſer Bezeichnung mitbegriffen, und die Bürger von Mailand hatten in ſeinen Augen keine andere Stellung, als die elendeſten leibeigenen Dörfler. Und dieſen

ſelben, maßlos harten und ſtolzen Kaiſer, welcher lächelte zu dem Auszuge der halb verhungerten, um Erbarmen flehenden Bürger von Tortona, ſehen wir ſich beugen vor der päpſtlichen Würde Hadrians. Wir ſehen den mächtigſten Herrſcher des Abendlandes dem Papſte zweimal den Steigbügel des Maulthiers halten, erſt den rechten, dann den linken, weil Hadrian es alſo forderte. Und wer war dieſer Hadrian? — der Sohn eines armen verachteten Leibeigenen aus dem Stamme der Angelſachſen, die damals ſich krümmten und wanden unter dem harten Joche normanniſcher Barone, emporgehoben im Dienſte der Kirche, allein durch ſeine geiſtige Kraft.

Nur die Kirche eröffnete im Mittelalter dem Talente und den geiſtigen Fähigkeiten eine Laufbahn. Es iſt ein ſeltſamer Vorwurf der Unwiſſenheit, daß die Kirche des Mittelalters, um die Welt mit Pfaffentrug und finſterem Mönchthum zu erfüllen, die allgemeine Bildung niedergehalten habe, oder daß dieſe ſich ohne die leitende und führende Hand der ſorgſamen Mutter, raſcher und freier entfaltet haben würde. Nur in dem Halbdunkel der Kreuzgänge, in der ſchützenden Umhüllung hoher Kloſtermauern erhielt ſich der glimmende Docht und fand ſpärliche Nahrung, daß er nicht ganz erloſch. Das klaſſiſche Alterthum kannte in Athen und Rom und in anderen Orten Schulen der Rhetoren und Sophiſten, mild geſinnte Könige und Kaiſer ſtifteten Akademien und Bibliotheken. Der Gedanke eines öffentlichen Unterrichtes für das Volk blieb auch Sokrates und Cicero fern. Dem Chriſtenthume war es vorbehalten, dieſe Saat auszuſtreuen. Sie keimte empor in der Kirche des Mittelalters. Dieſe Ueberzeugung, daß die Kirche die Pflegerin der Wiſſenſchaft ſei, ſtand ſo feſt, daß auch nach der Reformation der Herzog Albrecht von Preußen, ungeachtet ſeiner Losſagung von der Kirche, ſeine Albertina in Königsberg erſt dann für recht begründet anſah, als der Papſt ſie beſtätigt hatte. Wie zu den Füßen des Anſelmus zu Bec in der Normandie, Tauſende von wißbegierigen Schülern aus allen Ländern zuſammenſtrömten: ſo ſammelte mancher ſtille Kloſterbruder in ſeiner einſamen Zelle um ſich die Jugend der Umgegend und bot ihr dar, was er ſelber an Kenntniſſen vermochte. Denn der Unterricht war einer der hauptſächlichen Zwecke, zu welchem die Klöſter geſtiftet wurden, und um deſſenwillen die Vergabungen und Schenkungen der Laien an dieſelben geſchahen. Aber es gab noch andere, nicht minder wichtige Zwecke. Das griechiſch-römiſche Heidenthum gelangte in der höchſten Entwicklung ſeiner Sittenlehre zu den vier Cardinaltugenden, die Cicero für ſeinen Sohn in lichtvoller Klarheit zuſammen-

gestellt und entwickelt hat. Aber diese Klarheit ist diejenige eines hellen Wintertages. Es fehlt ihr die Wärme: das menschliche Erbarmen. Die Worte des Welterlösers: „liebe deinen Nächsten wie dich selbst;“ — „seid barmherzig, wie euer Vater im Himmel barmherzig ist,“ wiegen schwerer als alle Moral und Philosophie des Heidenthums; aus diesem konnte ein Cato hervorgehen, aber niemals ein Vincentius von Paula mit den barmherzigen Schwestern. Weder das Zeitalter des Perikles zu Athen, noch dasjenige der Scipionen und Gracchen zu Rom kümmerte sich um die Hülflosen und Kranken. Höchstens pflegte man in öffentlichen Anstalten die Gladiatoren, damit nicht ein unzeitiger Tod derselben das Volk des Vergnügens beraube, den Fechter auf der Arena kunstgerecht den letzten Streich empfangen zu sehen.

Die Kirche dagegen predigte auch dieses Evangelium den Armen. Sie verlangte von dem Mächtigen, von dem Reichen, einen Theil des Ueberflusses für den Gottesdienst, für die Armen und Nothleidenden, für die Schwachen und Kranken. Die Kirche vermochte nicht, das wilde Räuber- und Fehdewesen der Mächtigen zu beseitigen. Aber sie durchbrach dasselbe. Zum Schutze der Armen und Schwachen gebot sie für die Hälfte der Woche den Gottesfrieden, und sie erzwang Gehorsam durch die Androhung ihres Bannes.

Anhang.

Citate und Bemerkungen. [1])

Die Völkerwanderung. — S. vornämlich Fr. Schlegel's Vorleſ. üb. neuere Geſch. S. 68 ff. 115 ff. Hinſichtlich der Franken hat Waitz (deutſche Verfaſſungsgeſch. II.) die Vorſtellung von geiſtiger Armuth und Rohheit der Germanen, gegenüber den Römern berichtigt. Ueber die Verhältniſſe der Germanen überhaupt bietet kurze aber gründlichſte Belehrung die treffliche Schrift: Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung v. M. A. von Bethmann-Hollweg. Bonn 1850. — „Das iſt die hohe Bedeutung der Völkerwanderung," bemerkt Arndt, „daß der kräftige, lebensvolle und ſaftreiche Wildling, Germane genannt, der rechte Stock war, dem der göttliche Keim für die edelſten Früchte eingeimpft werden konnte." Verſuch in vergl. Völkergeſch. S. 25.

Alarich. — Nach J. Krebs, deutſche Geſchichte I., 142 ff., einem gründlich und gut erzählenden Geſchichtsbuche.

Die Hunnen und ihr König. — Nach Ammian. Marcellin. rer. gest. libri und Jornand. bei Am. Thierry: König Attila und ſeine Zeit. S. 16 u. 47.

Leo der Große und Attila. — Nach Am. Thierry a. a. O. Die Schriften beider Thierry haben auch in Deutſchland viele Leſer gefunden, ſind jedoch mit großer Vorſicht zu gebrauchen, da ihre hiſtoriſche Treue dem Glanz der Darſtellung nicht gleich kommt. S. Urtheile von Gieſebrecht Einl. zu Gregor von Tours. Fränk. Geſch. XLVII. und Möller Geſch. d. Mittelalters S. 119.

Severin und die Barbaren. — Nach Feßler Geſch. d. Kirche Chriſti (Wien 1857) S. 197 (wohl dem empfehlenswertheſten unter den Kirchengeſchichtsbüchern für Schule und Volk) und A. Neander, Allgem. Geſch. der chriſtl. Rel. u. Kirche II. 13. (3. Ausg.), beide auf Grund der Biographie S's. von Eugippius.

Chlodwig, der Franken König. — Gregor von Tours Fränk. Geſch. B. III., 27—32 (nach der Ueberſ. von Gieſebrecht).

Theodorich der Große. — H. Dittmar Geſch. der Welt vor und nach Chriſtus III. 1, 340 ff.

Benedikt von Nurſia und die Benediktiner. — Nach Neander, Allgem. Geſch. der chriſtl. Rel. u. K. II., 555 ff. Fr. Hurter Geſch. Papſt Innocenz III., IV. 99 ff Brandes: der Benediktinerorden nach ſeiner welthiſt. Bedeutung, in der Tüb. Theol. Quartalſchr. 1851, 1 ff.

Kaiſer Juſtinian. — Am. Thierry: Die Söhne und Nachfolger Attila's. Deutſch von Burkhardt. Mit Berichtigung hinſichtlich Theodora's, von welcher Thierry allzu günſtig urtheilt.

---

1) Der Herausgeber will hier keineswegs hiſtoriſche Quellenliteratur verzeichnen — was für ein populäres Buch zwecklos erſcheint — ſondern einfach jene Werke nennen, welchen Schilderungen oder Bruchſtücke entlehnt ſind. Dabei geſtattet er ſich, hie und da mit wenigen Worten auf ein gutes Buch, das die Beachtung ſeines Leſerkreiſes verdient, aufmerkſam zu machen.

Albuin und Roſamunda. — Paul. Diacon. hist. Langob. II., 5—30. Ueberſ. von C. Abel.

Die Königin Theudelinda. — Paul Diac. hist. Lang. III., 30, 35, IV., 5. Gregor M. epist. und dial. S. Abel „über das Chriſtenthum bei den Langobarden" im Anhang zur Ueberſ. des Paul. Diac. S. 240, von Schrödl im Freib. Kirchenl. VI. 592, mehrfach berichtigt.

Papſt Gregor der Große. — J. A. Möller Geſchichte des Mittelalters I. 97—102, einem noch immer vortrefflichen, leider nicht vollendeten Geſchichtsbuche, und Zuſätze des Herausg.

Die Bekehrung der Angelſachſen. — Nach Schrödl's Erſtes Jahrhundert der Engliſchen Kirche.

Germaniſche Staatsverfaſſung. — Nach Möller a. a. O., woſelbſt die Arbeiten von Eichhorn, Phillips u. A. gut benützt ſind.

Mohamed und der Islam. — Nach v. Hammer, Döllinger u. A.

Der Bilderſturm im Orient. — Nach J. Marr; der Bilderſtreit der Byzantin. Kaiſer, Trier 1839 und dem trefflichen §. 63 in Döllinger's Lehrb. der Kirchengeſch. I., 347.

Die Schlacht bei Poitiers. — O. Klopp Geſch., char. Züge und Sagen S. 99 ff. nach Annal. Mettens. und Pertz-Geſch. d. Hausmeier S. 79.

Bonifazius ſtürzt die Donnereiche. — Nach dem claſſiſchen Werke von Seiters: Bonifazius der Apoſtel der Deutſchen. S. 152.

Das Kloſter Fulda. — Seiters a. a. O. S. 554.

Tod des heil. Bonifazius. — Seiters S. 538.

Die Sachſen und das Chriſtenthum. — O. Klopp Geſchichten, char. Züge und Sagen der deutſchen Volksſtämme II., 175. In dieſem Buche ſind beſonders die Kapitel, welche das weſtliche Norddeutſchland berühren, mit Vorliebe und Fleiß bearbeitet.

Kaiſerkrönung Karl's des Großen. — G. Phillips deutſche Geſchichte II., 75 ff.

Haruns Geſandtſchaft. — Nach dem Mönch von St. Gallen, erzählt bei Klopp a. a. O. II. 217.

Die politiſchen Zuſtände des Reiches Karl's des Großen. — H. Dittmar Geſch. d. Welt III. 1., 519 und beſonders H. Ruckgaber's Handbuch der Univerſalgeſchichte II., 1, 227. Natürlich bilden die Hauptwerke von Phillips und Eichhorn die Grundlage für alle Bearbeiter.

Karl's des Großen inneres und häusliches Leben. — Einhard's (Eginhard) Leben Karl's des Großen 17—31 (deutſch von Abel). Der Schluß aus den Lorſcher Annalen; ſ. Einhard's Jahrb. deutſch v. Abel. S. 123.

Papſt Nikolaus I. und die Bulgaren. — Nach Neander, Allgem. Geſch. der chr. Rel. u. Kirche II. S. 167.

Alfred der Große. — Nach Lappenberg Geſch. Englands I. Klopp a. a. O. Schloſſer-Kriegk Weltgeſch. V. und der Biographie von Stolberg.

Arnulf's Normannenſieg. — Annal. Fuldens. nach der Uebertr. von Rehdantz ad. ann. 891.

Heinrich I. der Städtegründer. — Nach G. Waitz' Jahrbücher des deutſchen Reichs unter der Herrſchaft König H. I. S. 73 ff.

König Heinrich's I. Herrlichkeit und Tod. — Widukind's ſächſiſche Geſchichten, I. Buch, Kap. 38—41 (Ueberſ. von Schottin).

Otto's I. Wahl und Krönung. — Widukind's ſächſiſche Geſchichten B. II.

Charakterbild Otto's des Großen. — W. Dönniges Jahrb. d. deutſchen Reichs unter Otto I. S. 76—78 und 167 ff.

Die Ungarnschlacht auf dem Lechfeld. — Von Giesebrecht in dessen gediegenem Werke: Gesch. der deutschen Kaiserzeit I.

Slavisches Heidenthum. — Nach Helmold's Chronik 52 (übers. v. Laurent) und Thietmar's Chronik VI., 17 (vers. Uebers.).

Bekehrung der Russen unter Wladimir. — Wörtlich nach Nestor mit der Hinzufügung einiger Bemerkungen von Schrödl im Freib. Kirchenlex. Bd. IX. Art. „Russen." Abweichender Ansichten ist der Verf. des Art. „Russ. Kirche" in Hist.-pol. Bl. X. 768.

Adalbert, der Preußen Apostel. — Nach Neander a. a. O., Stadler-Heim Heiligenlex. I. u. A.

Heidenbekehrung in Skandinavien. — Döllinger Lehrb. d. Kirchengesch. I. 320. A. Neander a. a. O. II. 161.

König Stephan der Heilige. — O. Klopp Gesch. und Charakterz. aus d. deutschen Kaiserzeit u. A.

Wie Heinrich II. das Bisthum Bamberg gründete. — Chronik Thietmar's von Merseburg, VI. 23.

Konrad's II. Wahl und Krönung. — Stenzel Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Kaisern I.

Hermannus Contractus. — G. Stenzel a. a. O. I.

Lanfrank's Bekehrung. — Möhler im Leben Anselms v. Canterbury; Ges. Schriften u. Aufs. I. 32.

Die Congregation von Cluny. — Nach Hurter Gesch. Papst Innocenz III. Bd. IV. Man vergl. H. Leo's Würdigung der Cluniacenser, Lehrb. der Universalgesch. III. Bd.

Papst Gregor VII. und König Heinrich IV. — J. Voigt Hildebrand, als Papst Gregor VII. 2. Ausg. J. Feßler, der h. Papst Gr. VII. und die Kirchenfreiheit, Innsbruck 1850 und dess. Gesch. der Kirche Christi S. 274. ff., besonders aber J. J. Döllinger, Lehrb. d. Kirchengesch. II., 119 ff., dessen Darstellung bei weitem das beste, was in neueren Hand- und Lehrbüchern der Kirchen- oder Profangesch. über Gregor zu lesen ist. Leo's Lehrb. d. Universalgesch. II. 389 und Bd. I. d. Gesch. Italiens. H. Floto's Kaiser Heinrich IV. 2 Bände 1856, mehr eine breite Apologie als unparteiische Geschichte. Hinsichtlich der Investitur vergl. das Werk von J. F. Schulte: System des allgem. kath. Kirchenrechts S. 223.

Der Deutschen Freiheit im Zeitalter der fränkischen Kaiser. — G. Stenzel Gesch. Deutschlands unter den fränkischen Kaisern I.

Deutsche Culturzustände im 11. Jahrhundert. — A. F. Gfrörer, das Jahrhundert Gregor's VII. I., 199, hauptsächlich nach der Vita Meinwerci und Burchardi (Bischofs v. Worms) decret lib.

Veranlassungen der Kreuzzüge. — Neander a. a. O. II. 398.

Die Eroberung Jerusalem's. — Nach Wilken, Geschichte der Kreuzzüge I.

Gottfried von Bouillon. — Wilhelm v. Tyrus, Gesch. der Kreuzzüge, nach Kausler's Uebersetzung, Buch IX., Kap. 5 u. 11.

Die Ritter des Deutschordens. — Nach J. H. Hennes, dem Herausgeber des Urkundenbuchs d. d. O., in Aschbach's Kirchenlex. II. 355.

Bernhard von Clairvaux. — Nach den bekannten Werken von Ratisbonne, Neander, Hurter, Döllinger (Lehrb. d. Kirchengesch.)

Kreuzzugspredigt des heil. Bernhard in Deutschland. — Nach Ratisbonne.

Abälard und Heloise. — Nach Cantu Gesch. d. Mittelalt. II. 1166. Alzog's Universalgesch. der christl. Kirche S. 589 und Aschbach Kirchenlex. — Unhistorisch haben Moderne Abälard als Vertreter der Scholastik, gegenüber der Mystik, dargestellt, während nicht bloß die Mystiker, sondern auch die Scholastiker

ſich einmüthig wider ihn erhoben. Der Kampf gegen Ab. war vielmehr ein Kampf der geſammten rechtgläubigen Theologie gegen eine zweifelſüchtige Philoſophie. Aber gerade der Umſtand, daß Abälard's Philoſophie antikirchlicher Richtung war, hat ihm die Sympathieen der Modernen, ſeinen Gegnern aber, insbeſonders Bernhard, bittern Tadel zugezogen. So leſen wir bei Schloſſer, (Weltgeſch. VI., 339) von letzterem: „er ließ ſich gebrauchen, um den armen lebensmüden Forſcher der Wahrheit bis ins Grab zu verfolgen." Ferner: „es iſt unnöthig zu ſagen, daß, wo ein Wunderthäter vor Wundergläubigen redete, der Denker verdammt ward." Endlich: „die Richter waren entweder Feinde des Verdammten, der einen ſehr bedeutenden Anhang hatte, oder verſtanden gar nichts von dem, was ſie als Ketzerei verdammten." Auch Haſe, der geiſt- und giftreiche Kirchengeſchichtſchreiber, hat Abälard's Verurtheilung zu Soiſſons lediglich der „Eiferſucht der Scholaſtiker und dem Haſſe der Myſtiker" zugeſchrieben (Kirchengeſch. S. 270). Solche Behauptungen, welche nur in dem einſeitigen Berichte Abälard's ſelbſt Anhalt finden, ſtehen am wenigſten Hiſtorikern an, welche ſich auf Gründlichkeit ſo viel zu gut thun.

Friedrich I. und Alexander III. zu Venedig. — Nach der Erzählung des Augenzeugen Romuald von Salerno in G. Phillips Verm. Schr. I. 376.

Friedrich I. wider Heinrich den Löwen. — Buch II., Kap. 20—22. (Ueberſ. von Laurent.)

Das Mainzer Reichsfeſt im Mai 1184. — O. Abel, König Philipp der Hohenſtaufe S. 1. ff.

Friedrich's I. Kreuzzug und Tod. — F. v. Raumer's Geſch. d. Hohenſtaufen II.

Der lateiniſche Kreuzzug. — Schloſſer's Weltgeſch. für das deutſche Volk VII., 139 ff.

Der Kinderkreuzzug. — J. N. Briſchar in der Fortſ. von Stolberg's Geſch. d. Rel. J. Chr. Bd. 50 S. 391 ff.

Betrachtung über die Kreuzzüge. — Nach Kap. XVI. Kap. XII. von Cantu's Allgem. Geſch. d. Mittelalters.

König Philipp's des Staufen Ermordung. — O. Abel König Philipp der Hohenſtaufe. S. 230 ff. Ueber verſuchte Beſchönigung des Mordes durch neuere Hiſtoriker verdient die Zurechtweiſung S. 387 in demſelben Buche nachgeleſen zu werden.

Rieſenſchlacht von Navas de Toloſa. — Nach Briſchar's Fortſ. von Stolberg's Geſch. d. Rel. J. Chr. B. 50, mit Benützung Schäfer's.

Arabiſche Bildung unter den Ommeije in Spanien. — Nach H. Schäfer's Geſch. von Spanien II., 61 ff.

Die Magna charta des Königs Johann ohne Land. — Nach dem claſſiſchen Werke von J. Lingard Geſchichte von England. (Ueberſ. von Salis) III. 56—65.

Charakterbild Innocenz III. — Nach Fr. Hurter's Geſch. Innocenz III. und ſeiner Zeitgenoſſen, Bd. II., 691 ff. unter Benützung von de la Gournerie Chriſtliches Rom II.

Die Kirche und die Staaten. — Nach Fr. Hurter a. a. O. IV. Wem das Zeugniß dieſes großen Geſchichtſchreibers zu viel Vorliebe für die Kirche verräth, zu welcher er übertrat, dem ſei das Wort eines proteſtantiſchen und gründlichſten Geſchichtforſchers unſerer Zeit, Böhmer's (Regeſten des Kaiſerreichs 1198—1254) zu Sinne geführt. „Dem barbariſchen Weſen der weltlichen Herrſchaft ſtand ſehr verſchieden gegenüber die Kirche. Faſt ausſchließlich bei ihr war Charakterfeſtigkeit, Ueberblick, Ordnung. Erzogen durch Entſagung und Regel, gebildet in der Anſchauung der Religionsgeſchichte von dem Hirtenleben der Patriarchen bis zu den Schickſalen der Apoſtel und Heiligen, vertraut mit den evangeliſchen Lebensregeln, täglich geübt in der bedeutungsvollſten Gottesverehrung, hob ſich die Geiſtlichkeit hoch empor über die Weltlichen, deren überſchäumende

Kraft sie nur zu zügeln hatte durch Beispiel und Predigt, durch Einsicht und Beharrlichkeit. Wir können uns diese Aufgabe kaum schwierig genug denken. Im Bemühen, ihr zu genügen, wuchs aber auch die Kraft. Während damals aus den niedern Stufen der Priesterschaft die großen Ordensstifter Franciscus und Dominicus hervorgingen, folgten sich selbst auf dem päpstlichen Stuhle die ausgezeichnetsten Männer, Innocenz III., Honorius III., Gregor IX. und Innocenz IV., ohne daß bei den drei ersten nach der Beisetzung des Vorgängers die Wahl des Nachfolgers länger als einige Stunden auf sich warten ließ. Als ein noch viel zu wenig beachtetes Denkmal dieser Größe sind die Kirchen- und Staatsschriften der päpstlichen Curie übrig, welche an Form und Gehalt Alles übertreffen, was in diesem Fache jemals geleistet wurde. Die Herrlichkeit der Kirche und ihrer Regenten, als der Statthalter Christi auf Erden, zeigte sich, wann auf Ostern in Rom aus allen christlichen Ländern Pilger und kirchliche Würdenträger zusammenströmten, und dann auch am Gründonnerstage die Namen derjenigen verkündet wurden, die sich unwürdig gemacht hatten, fernerhin der christlichen Genossenschaft anzugehören. Neben der ausgebreitetsten Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung, zu deren Behuf von Zeit zu Zeit allgemeine Konzilien gehalten wurden, stand damals als höchstes Ziel die Wiedergewinnung des heiligen Landes. Diese war ein Unternehmen, welches die Gesammtheit der christlichen Völker zu gemeinsamem Handeln verband, und welches im Gegensatz von fast Allem, was sonst geschah, nicht auf Selbstsucht, sondern auf Aufopferung beruhte. Die reinigende Kraft, welche solchergestalt „die liebe Reise" auf die Zeitgenossen ausübte, liegt uns jetzt weniger klar vor, als die Unzahl von Schwierigkeiten, mit denen sie damals verbunden sein mußte."

Die Trinitarier. — Aus Hurter's Meisterwerke: Innocenz III. Bd. IV. Was die christliche Kirche, insbesonders des Mittelalters, zur Aufhebung der Sklaverei gethan, hat Möhler (Ges. Schriften und Aufsätze II. 52) in einem sehr lesenswerthen Aufsatze geschildert.

Franziscus der Heilige von Assisi. — Nach Cantu und Hurter a. a. O.

Elisabeth, Landgräfin von Thüringen. — Nach der bekannten Biographie Montalembert's im Auszuge dargestellt von Frings, Aschbach's K. Lex. II. Die Beisetzung und spätere Entehrung der Gebeine der hl. Elisabeth aus Böhmer's Regesten des Kaiserreichs von 1198—1254 S. 166.

Ezelin von Romano. — Nach F. v. Raumer's Gesch. der Hohenstaufen IV. 429. Ausführlicher charakterisirt diesen Tyrannen Kortüm in Schlosser-Berchts Archiv für Gesch. u. Liter. II.

Friedrich II. der Staufer, und sein Kampf mit den Päpsten. — Meisterhafte Charakteristik aus der Einleitung zu den Regesten des Kaiserreichs (1189—1254) von J. F. Böhmer S. XXXV. unter Benützung der gleichfalls quellentreuen Schilderung von C. Höfler, Kaiser Friedrich II. S. 281. Die Darstellung des Verhältnisses von Kirche und Staat im Mittelalter nach J. F. Schulte's System des allgem. kathol. Kirchenrechts 1856 S. 431.

Charakterbild Ludwig's des Heiligen. — Joinville's Gesch. Ludwig des Heiligen, deutsch von Driesch, und E. A. Schmidt's Gesch. v. Frankreich I. 505 ff.

Die Raubzüge der Mongolen. — Nach F. v. Raumer's Gesch. der Hohenstaufen IV. 66 ff.

Konradin's Ende. — F. v. Raumer a. a. O. IV., 613 ff.

Welfen und Gibellinen in Italien. — Nach C. Cantu a. a. O. VII., 38. Die besten Partieen dieses Werkes sind eben jene über Italienische Geschichte.

Armen- und Krankenpflege im 12. und 13. Jahrhundert. — Raumer Gesch. der Hohenst. VI. 575. Hurter a. a. O. III.

Schulen im 12. und 13. Jahrhundert. — F. v. Raumer Gesch. d. Hohenst. VI., 238 ff.

Thomas von Aquino. — Nach J. Görres Mystik und der Vita des Wilh. de Thoco.

Rudolf's I. Krönung. — E. M. Lichnowsky, Gesch. König Rudolf's des Ersten und seiner Ahnen. S. 103.

Reichstag zu Nürnberg. — Lichnowsky a. a. O. S. 118.

Rudolf's Sieg über Ottokar auf dem Marchfeld. — E. M. Lichnowsky I. 239 ff. An diesem Werke vermißt Klüpfel gerade das, wodurch es sich in der That auszeichnet, lebendige, anschauliche Entwickelung. Noch ungerechter urtheilt Hormayr über den Verfasser, „dessen Schlachten die Begeisterung ebenso entflammen, wie die Treffen der Theaterstatisten," Taschenb. 1843 S. 115. Ein solches Urtheil zeugt von persönlicher Gereiztheit oder Urtheilsunfähigkeit. Lichnowsky's Werk ist eine Zierde unserer Geschichtschreibung, aber Lichnowsky war Katholik — hinc illae lacrimae.

Adolf's von Nassau Absetzung und Tod. — E. M. Lichnowsky II. 130 ff. und Damberger Synchr. Gesch. Bd. XII.

Stiftung der Eidgenossenschaft. — L. Meyer von Knonau, Handbuch der Gesch. der Schweizerischen Eidgenossenschaft I. 83 ff., ein weit gründlicheres Werk als das J. v. Müller's, dessen Leichtgläubigkeit von tüchtigen Geschichtsforschern (z. B. Lichnowsky, in der Kritik der Quellen seiner Gesch. des Hauses Habsburg) dargethan worden. Trotzdem sind seine übertriebenen Schlachtenschilderungen beinahe in alle historischen Lesebücher aufgenommen. Die Sage von Tell zu erzählen, schien hier überflüssig, da sie der studirenden Jugend aus Schiller bekannt ist.

König Albrecht's Ermordung. — Lichnowsky II., 285.

Die Vernichtung des Templerordens. — Es ist bekannt, wie unsicher das Urtheil in dieser Frage bis auf unsere Tage geblieben ist. Die Art der Prozeßführung selbst, die Verfälschung und Vernichtung von Akten, erklären es. Um so schwieriger wird eine populäre Darstellung für den großen Kreis der Gebildeten. Wir haben uns bemüht, in möglichst klarer Fassung das Wesentlichste und Thatsächliche herauszuheben, unter Benützung der betr. Darstellungen von Havemann, Hennes, Hurter, Schlosser und Damberger.

Die Gegenkönige Ludwig der Bayer und Friedrich der Schöne. — Nach Damberger Synchron. Gesch. 14. Bd., welcher die Geschichte Ludwig's im Umfange einer vollständigen und in Rücksicht auf die früheren Darstellungen gründlichen Monographie behandelt.

Schlacht der Gegenkönige bei Mühldorf. — Damberger und Lichnowsky a. a. O.

Der Kurverein zu Rense. — Nach Damberger Synchr. Gesch. a. a. O.

Das Elend der Zeiten in Mitte des 14. Jahrhunderts. — Nach K. A. Menzel Gesch. d. Deutschen. V. 268 ff.

Die große Geißlerfahrt vom Jahre 1349. — Jakob von Königshofen Elsäss. Chronik.

Judenverfolgung im 14. Jahrhundert. — K. A. Menzel Gesch. der Deutschen V., 273 ff. A. Neander a. a. O. II., 2. Abth. S. 371 ff. (3. Ausg.)

Cola Rienzi. — Lochner's Gesch. des Mittelalters II., 199, hauptsächlich nach Papencordt Cola di Rienzi und seine Zeit. 1841. Am ausführlichsten unter den Verfassern von Weltgeschichten erzählt Cantu die Gesch. des Tribunen VIII., 614–655. Schlosser hat ihn als lächerlichen Possenreißer aufgefaßt, was nach seinem, zum Theil sehr verdienstlichen Wirken, historisch nicht gerechtfertigt erscheint.

Karl's IV. Politik und Charakter. — Schlosser-Kriegk, Weltgeschichte VIII., 307 und 513 ff. K. A. Menzel Geschichte der Deutschen VI. 79 ff.

Die goldene Bulle. — Schlosser-Kriegk a. a. O. S. 315.

Ein Reichshoftag zu Metz. — Nach des Augenzeugen Beneß von Weitwil Bericht bei K. A. Menzel Gesch. d. Deutschen VI., 36.

Die deutschen Städte im 14. Jahrhundert. — A. Pfaff deutsche Gesch. III., 187 ff., nach Barthold, Hüllmann u. A.

Bertrand du Guesclin. — W. Dunker Gesch. d. Mittelalters III. 96.

Vincenz Ferrer, der Predigerbruder. — Nach J. Görres Mystik u. A.

Wicleff und Johann Huß. — Die Geschichte des Huß wird in fast sämmtlichen populären Geschichtsbüchern eben so unwahr als gehässig und parteilich dargestellt. Wir geben unter Grundlegung von Höfler's Lehrbuch d. Gesch. II. 2 Abth. (das sich vor vielen ähnlichen Werken durch Quellenstudium auszeichnet) Berichtigungen der gewöhnlichsten Irrthümer nach Palacky, Gesch. v. Böhmen; Histor. polit. Bl. IV. und dem trefflichen Art. „Huß" von Hefele im Freib. Kirchenler. V. Als ein Muster leidenschaftlicher Geschichtserzählung kann ich beispielsweise Schlosser's Darstellung (Weltgesch. IX., 137) anführen; man glaubt zuweilen eher einen ergrimmten Hussiten, als einen Historiker zu hören. Ihm haben die Compendien nachgeschrieben. — Daß Sigismund's Geleitsbrief für Huß nicht mehr als ein gewöhnlicher Reisepaß war, wodurch weder das Verfahren des Konzils gehemmt, noch damalige Reichsgesetze für nichtig erklärt werden sollten, erhellet deutlich aus dessen Wortlaut. Auch das Konzil von Konstanz ist von Neueren hinsichtlich des von Sigismund dem Huß versprochenen Geleites verläumdet worden. Es soll nämlich den Satz aufgestellt haben: „daß einem Ketzer keine Treue zu halten sei." Diese Behauptung ist eine Lüge. Papst und Konzil hatten dem Huß nichts versprochen, also auch nichts zu halten. Sigismund hatte die Sicherheit, soweit sie im Geleitsbrief verheißen war, gewährt. Was brauchte es also der Rechtfertigung eines Treubruches, wo keiner war? Näheres hierüber gibt die Erörterung in den Historisch-polit. Bl. IV. 402 ff.

Die Jungfrau von Orleans. — E. A. Schmidt Geschichte von Frankreich II., 291 ff. Aschbach's Kirchenler. III 531. Unter den Dichtungen, welche Johanna feiern, ist Schiller's Tragödie, obwohl unhistorisch, die erhabenste, Voltaire's Schandstück hat ihn selbst gerichtet.

Karl der Kühne, Herzog von Burgund. — Nach J. v. Müller Schweizergeschichte.

Die Eroberung Constantinopels durch Mahommed II. — B. Poujoulat Gesch. des Osmanischen Reichs, deutsch v. Seybt. S. 18 ff.

Galeazzo Maria Sforza, Tyrann von Mailand. — H. Leo Gesch. der Italien. Staaten III., S. 409—418.

Girolamo Savonarola. — Hauptsächlich nach C. Cantu, als eines Italienischen, mit dem Geiste jener Zeit und seines Volkes wohl vertrauten Geschichtschreibers, der vielleicht etwas zu günstig von Savonarola urtheilt, obwohl er den deutschen Biographen desselben (Rudelbach, Meier, Hase) nicht gleich kommt, welche ihn enthusiastisch als Vorläufer der Reformation verherrlichen. Uebrigens ist es schwer, über S ein richtiges Urtheil zu fällen, da schon die Zeitgenossen sehr verschieden urtheilten. Einige stellten ihn als Betrüger und Volksaufwiegler dar, Andere als Heiligen und Märtyrer. „Die richtige Mitte," meint Kerker, (Freib. Kirchenler. IX.) „halten gewiß diejenigen, welche bei Beurtheilung seiner Person und Wirksamkeit den Umstand berücksichtigen, daß die Betrachtung des lasterhaften Lebens, welches Alexander VI. führte, für Schwächere eine große Versuchung war, die rechte Gränze des kirchlichen Gehorsams zu überschreiten und daß deßhalb Savonarola zwar nicht zu rechtfertigen, aber doch milder zu beurtheilen ist."

Christoph Columbus. — Nach Schlosser und Cantu, welcher letztere seine Erzählung auf genaues Quellenstudium gründet.

Das Ritterwesen. — H. Leo's Lehrbuch d. Universalgesch. II. 429 ff. (3. Auflage.)

Ritterburgen im Mittelalter. — F. Hurter Innocenz III., Bd. IV.

Turniere. — W. Dunker Gesch. d. Mittelalters II. 239.

Geistlich-weltliche Festlichkeiten. — C. Cantu Allgem. Gesch. des Mittelalt. II. 725.

Die Gesellschaft zum tollen Leben. — Henne von Sargans, Schweizerchronik S. 691, ein Buch, das sonst seiner radikalen Gesinnung wegen nur mit Vorsicht zu lesen ist.

Leben und Sitte in London im 12. Jahrhundert. — G. Phillip's Verm. Schriften I., 412.

Bauleute und Bauhütten im Mittelalter. — J. Neumaier Gesch d. christl. Kunst II., 37 und übereinstimmend über d. Ursprung d. Zünfte Hurter Innocenz III. Bd. 4. Haimo's Bericht in Nicolas Philos. Studien, deutsch v. Hesker III. 518.

Der romanische und gothische Baustyl. — J. Neumaier a. a. O. II. 43 und 61.

Wie das Münster in Ulm erbaut worden. — Nach einer handschriftl. Chronik, mitgetheilt in den Histor.-polit. Blättern Bd. XXXII., 102 ff.

Die Klöster als Culturstätten im Mittelalter. — Nach Fr. Hurter Gesch. Papst Innocenz III., Bd. 3.

Die Fugger in Augsburg. — Nach Söltl's Wittelsbacher.

Die Aussätzigen im Mittelalter. — Nach Chavin de Malan Gesch. des hl. Franz v. Assis.

Der Gottesfriede. — Stenzel Geschichte Deutschlands unter den fränk. Kaisern I. 82 u. A.

Gottesurtheile (Ordalien). — Baudri über Ordalien in Dieringer's kath. Zeitschrift III. Jahrg., Wilda bei Ersch u. Gruber, Ordal. Voigt Hildebrand als Gregor VII. S. 90. 2. Ausg. Auch Phillip's deutsche Gesch. I.

Die Vehmgerichte. — Nach W. C. G. Wächter's gediegener Abhandlung in dessen Beiträgen zur deutschen Geschichte. Tüb. 1845. S. 3—38, 113—240, woselbst die vollst. Literatur.

Die Inquisition. — Nach Kap. 18 von Hefele's Cardinal Ximenes, einem weit gründlicheren Buche als Llorente's Kritische (?) Geschichte der Inquisition (deutsch von Höck 1819). Ueber Llorente's Glaubwürdigkeit handelt Hefele a. a. O. Biographie v. Pfeilschifter Katholik XIII., 1 ff. Wir halten es nicht für überflüssig, dem Unverstande gegenüber hier ein- für allemal zu bemerken, daß eine historisch-gerechte Würdigung mittelalterlicher Zustände in keiner Weise ein Zurückwünschen derselben für unsere Zeit einschließe; so theilen wir nicht nur in speziellem Hinblick auf die Inquisition die noch unlängst von Roth von Schreckenstein ausgesprochene Entrüstung vollkommen, (das Patriciat in den deutschen Städten, Tüb. 1856. S. 223) sondern sind auch im Allgemeinen überzeugt, daß kein halbwegs vernünftiger Mensch jemals eine Reprisination des Mittelalters weder für möglich, noch für wünschenswerth halten wird.

Die Buchdruckerkunst. — S. Prisac Gesch. des deutschen Reichs u. Volkes.

Die Universitäten. — J. Ritter's Handbuch d. Kirchengesch. I. 619 ff.

Bildung des Mittelalters. — Möhler Ges. Schriften und Aufsätze II. 5 ff. Kirchengeschichten von Alzog, Hase, Feßler u. Andern. Beachtenswerth ist der Abschnitt „Gang und Gliederung der christlichen Gesch." in Kiesel's Weltgesch. II., 1 ff. Das Schlußurtheil aus dem geistreichen Buche: Studien über Prot., Kathol. u. Gewissensfreiheit. 1858.

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS